





Neue

Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1906.



Gotha 1906.
Friedrich Andreas Perthes
Aktiengesellschaft.

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1906.

A. Originalartikel:

B. Rezensionen:

Gotha, 13. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

1) **George Washington Paschal: A Study of Quintus of Smyrna.** Chicago, the University press 1904. 82 S. gr. 8. $ —.75.

Dem noch immer zu wenig beachteten Dichter der „Posthomerika“ hat der Verfasser eine ausführliche und gründliche Untersuchung gewidmet. Die fleifsige Arbeit zerfällt in vier Teile: 1. Bibliographisches, 2. Biographisches, 3. Stil des Quintus in seiner Beziehung auf Homer, 4. Quellen.

Im ersten Teil gibt der Verfasser eine kurze Übersicht über die Überlieferung des Werkes, Handschriften und Editionen, ohne aus Eigenem Neues hinzuzutun; wir können ihn darum hier übergehen. Im zweiten Kapitel sucht er die Lebenszeit des Dichters näher zu fixieren. Während man bis jetzt allgemein Quintus in die Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. setzte, bemüht sich Paschal zu beweisen, dafs er viel früher gelebt habe, etwa um die Wende des 2. und 3. Jahrh. Damals, als die griechische Wissenschaft im römischen Reiche wieder auflebte, als Griechisch die Sprache der Literatur und der Kaiser wurde, als man sich wieder für Homer interessierte (vgl. Aristides von Smyrna und Philostrat) — in der Zeit sei vor allem an die Abfassung eines den Homer ergänzenden Werkes zu denken. Ich kann den Beweis hierfür nicht als erbracht ansehen. Denn

wenn ich auch glaube, daſs Köchly allzu phantasievoll die Äuſserungen Quintus' über das Fatum, das über den Göttern steht, in Verbindung mit Julians Bestrebungen, das Christentum auszurotten, bringt, so weisen doch eben Ausdrücke und Wendungen, die nur in christlichem Sinne zu deuten sind (wie οὐρανοί usw.), wohl auf eine spätere Zeit als auf das Ende des 2. Jahrh. hin. Wenn Paschal behauptet, Tryphiodor müsse geraume Zeit nach Quintus gelebt haben, da er ihm nachgeahmt habe, und da er doch nur zu einer Zeit aus Quintus entlehnen könne, wo dieser nicht mehr viel gelesen worden sei, so kann ich das nicht für beweiskräftig halten nach allem, was wir über Benutzung, Exzerpieren u. dgl. bei antiken Schriftstellern wissen. Ebenso ist die Ansicht, daſs die Lobpreisung Roms auf die Zeit vor Konstantin und die Gründung Konstantinopels hinweise, doch nur eine unbegründete Vermutung.

Dann folgt das reichhaltige Kapitel von dem Stil des Quintus in seiner Beziehung zu Homer. Sein Wortschatz ist im wesentlichen homerisch (80 Proz.), von den nichthomerischen Wörtern gibt der Verfasser eine Liste, nach Autoren geordnet, bei denen sie zuerst vorkommen. Es geht auch hieraus schon hervor, daſs die Lektüre unseres Dichters sehr umfangreich gewesen sein muſs. Ob er freilich die Zykliker gelesen hat — wie Paschal gerne möchte —, das möchte ich, um das gleich hier vorwegzunehmen, doch wirklich bezweifeln. Beweisen läſst sich natürlich weder, daſs die zyklischen Gedichte damals noch existierten, noch daſs sie verloren gegangen waren. Aber die vielen Exzerpte und ausgedehnten mythographischen Handbücher, die es damals schon gab, lassen es auf der einen Seite wahrscheinlich erscheinen, daſs die Urquellen verloren gegangen waren, anderseits bleibt es doch dabei, was Noack (Gött. gel. Anz. 1892, Nr. 20) betont hat, daſs schon die bloſse Existenz von Quintus' Werken beweist, daſs die zyklischen Epen ihm nicht mehr vorgelegen haben; sonst hätte er die Ergänzung zu Ilias und Odyssee nicht geschrieben und auch nicht zu schreiben brauchen. Der Ausweg, den der Verfasser aus diesen Schwierigkeiten sucht, ist meines Erachtens nicht glücklich. Er meint, daſs die zyklischen Epen wohl für die groſse Masse zu Quintus' Zeit verloren waren, aber doch noch in den groſsen Bibliotheken existierten und gelehrten Leuten zugänglich waren. Das kann ich nicht glauben, zumal da dann die Anlehnung an die Zykliker doch wohl gröſser wäre, als sie tatsächlich ist, und Quintus in diesem Falle sicherlich nicht aus so vielen poetischen Quellen (Tragiker, Alexandriner) geschöpft haben würde, wie es ihm jetzt nachzuweisen ist.

Der weitere Inhalt des dritten Kapitels ist ein wenig bunt durcheinandergewürfelt. So spricht der Verfasser noch von der Gestaltung der Charaktere bei Quintus und bei Homer, über die Gleichnisse, über die Götter sowie die religiösen und moralischen Ideen bei Quintus. Am Schlufs dieses Abschnittes gibt er dann eine eingehende Analyse der einzelnen Bücher, um die Häufigkeit der Nachahmung Homerischer Situationen, Beschreibungen und Motive zu beweisen. Das ist im einzelnen sehr hübsch ausgeführt, wenn auch oft der kleinste Berührungspunkt übertrieben betont und manches an den Haaren herbeigezogen wird, um eine homerische Parallele zu finden. Dabei bleiben dann — und das ist das Merkwürdige für einen Dichter, der so hinter Homer her gewesen sein soll — noch immer Diskrepanzen und Abweichungen genug übrig (vgl. S. 51 *varies, unlike, different from*, S. 52. 57). Sehr hübsch ist S. 65 ausgeführt, dafs unser Gedicht ebenso wie die Ilias und die Odyssee einen Hauptbelden hat, und zwar in der Person des Neoptolemos. Die Beurteilung der poetischen Qualität des Dichters, die der Verfasser zugleich mit einer Aufzählung von Urteilen anderer Gelehrten über ihn gibt (S. 64/65), ist im allgemeinen mafsvoll und daher zutreffend. Unrichtig aber ist es, zu behaupten, dafs Quintus sich von der Romantik der Alexandriner freihält. Wenn auch die Geschichte von der Polyxena keine Spur von Erotik aufweist, so kann man das doch z. B. von der Penthesilea gewifs nicht sagen, und auch die Erzählung von der Oinone ist sicherlich alexandrinisch.

Damit sind wir schon zu dem vierten und wichtigsten Teil der Untersuchung gekommen, der von den Quellen der Posthomerika handelt. Ich habe früher in meiner Dissertation: „De fontibus et mythopoeia Quinti Smyrnaei“ (Kiel 1891) nachzuweisen versucht, dafs ich für Quintus' Hauptquelle ein mythographisches Handbuch halte. Das ist auch Noacks Meinung (Göttg. gel. Anz. 1892. Okt., S. 772), nur sind wir über Art und Umfang eines solchen Handbuches verschiedener Ansicht. Dieser Frage ist der Verfasser leider nicht nachgegangen, offenbar, weil er für die Benutzung der Zykliker durch Quintus eine Lanze brechen wollte. Und das ist ja auch sicher: Wenn Quintus die Werke der Zykliker selbst noch gelesen hat, so hatte er ja die troischen Sagen in extenso vor sich und brauchte seine Zuflucht nicht zu Scholien, Exzerpten, Kompendien usw. zu nehmen. Aber, wie gesagt, ich halte den Beweis nicht für erbracht.

Was die Benutzung Homers anbetrifft, so habe ich meine Meinung schon oben auseinandergesetzt. Gewifs hat Quintus Homer ständig be-

rücksichtigt, wollte er doch, dafs sein Werk mit den homerischen Gedichten zusammen gelesen würde; aber seit Köchlys Tagen übertreibt man das Suchen nach homerischen Parallelen meines Erachtens viel zu sehr. Das geht so weit, dafs man, auch wenn für eine Sagenversion des Quintus ein genauer Quellenbeleg vorliegt, doch nicht diesen als Quelle annimmt, sondern lieber eine ähnliche Situation bei Homer aufsucht, die Quintus dann nachgebildet haben soll. Wenn da von einer „imitatio Homeri" die Rede sein soll, so liegt sie doch viel früher und nicht erst bei Quintus.

Was die Tragiker angeht, so gibt der Verfasser eine freie Benutzung des Euripides zu. Die Ganymedstelle (8, 427 ff.) würde ich freilich nicht ausnehmen, sie geht sicher auf die „Troades" zurück. Eine Benutzung des Äschylos jedoch, die Baumstark (Philologus 55) in ausgedehntem Mafse annimmt, hält er für unbewiesen, gibt aber zu, dafs Quintus Äschylos' Werke gekannt habe. Freilich fügt er wieder — merkwürdig unentschieden — hinzu: „if extant", was zu seiner über die Erhaltung der Zykliker geäufserten Ansicht sehr im Widerspruch steht. Den Ausführungen des Verfassers über die lateinischen Dichter stimme ich durchweg bei, auch was er über die Benutzung Senecas Neues beigebracht hat, finde ich durchaus akzeptabel; es zeigt wieder, wie weit der Kreis der Lektüre unseres Dichters war, und wie lächerlich es ist, in ihm noch immer den Hirten, der auf Smyrnas Fluren seine Tiere weidete, zu sehen.

Nun zum Schlufs noch ein Wort über die Alexandriner. Eine Benutzung des Apollonius Rhodius und des Lycophron — das letztere nach Noacks verdienstvoller Untersuchung — wird zugegeben. Aber den hauptsächlichen Einflufs der Alexandriner auf Quintus erblickt der Verfasser in dessen Hinneigung zu gelehrten Details (namentlich medizinischer und astronomischer Natur). Nun, wenn das richtig ist, so ist doch ein eingehenderes Studium der Alexandriner durch Quintus vorhanden, und da, wie schon erwähnt, gewisse Episoden des Werkes durchaus alexandrinischen Charakter tragen, so würde ich doch nicht so leicht bei der Hand sein, die Alexandriner als Quelle für Quintus auszuschalten, wie man es jetzt wohl tut (vgl. für Kallimachus: A. Taccone, Quinto Smirneo e Callimaco. Bulletino di Filologica classica. Marzo 1905). Ich halte nach wie vor eine eingehende Untersuchung für nötig, wie viel alexandrinische Erudition im Quintus steckt, und würde mich freuen, wenn der Verfasser nach seiner sorgfältigen Arbeit über Quintus im allgemeinen sich dieser speziellen

Frage einmal mit Liebe und Hingabe widmete. Ich bin überzeugt, dafs diese Untersuchung reich an Ergebnissen sein würde.

Barmen. **F. Kohmptzow.**

---

2) **Georgios D. Zikidis,** Διορθώσεις εἰς Ἕλληνας συγγραφεῖς. Bd. I, Heft 1. Athen, Michael J. Saliberos, 1904. 160 S. 8. 2 Drachm.

Der Verfasser veröffentlicht in diesem Heft eine grofse Anzahl von Verbesserungsvorschlägen zu Homers Ilias (S. 1—67), zu Sophokles' Ödipus Tyrannus, Antigone und Elektra (S. 68—86), zu Euripides' Hekabe, Medea und Kyklops (S. 86—98, zu Platons Protagoras und Gorgias (S. 98—120), zu Lykurgs Leocratea (S. 121—136), zu Xenophons Memorabilien und Ökonomikos (S. 136—146), zu Lukian (S. 146—149), zu Äsop (S. 149 bis 154), zu Apollodors Bibliotheke (S. 154—156) und zu Leontios von Neapolis Leben des hl. Johannes des Barmherzigen, Erzbischofs von Alexandrien (S. 156—160). Er zeigt sich darin als ein Mann von grofser Belesenheit, dem es leicht fällt, das seiner Meinung nach fehlerhaft Überlieferte durch Richtigeres zu ersetzen; allein er geht dabei zu rasch zu Werke, ohne die Überlieferung allseitig auf ihre Haltbarkeit hin zu prüfen, und so kommt es, dafs die meisten seiner Vorschläge eben nur Vorschläge sind, besonders was die Ilias betrifft. Damit ist zugleich gesagt, dafs auch beachtenswerte Verbesserungen unter den mitgeteilten Konjekturen sind; nur möchte man wünschen, dafs diese zahlreicher wären. Immerhin werden die Herausgeber der von dem Verfasser behandelten Schriften gut daran tun, seine Verbesserungsvorschläge zu Rate zu ziehen, wenn auch nur, um die von ihm beanstandeten Stellen gründlich zu prüfen.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

3) **H. Bosscher, De Plauti Curculione** disputatio. Lugduni-Batavorum apud E. J. Brill. VIII u. 172 S. 8.

Die Abhandlung bietet in neun Kapiteln eine kritische Untersuchung des Textes. Endziel der Untersuchung ist, den Nachweis zu führen „eos locos, qui viros doctos impulerunt, ut crederent fabulam consulto decurtatam esse, aut male esse intellectos aut infelici casu parum integros ad nos pervenisse“ (S. 2). Am Ende der Abhandlung (S. 163) glaubt der Verfasser bewiesen zu haben, dafs uns der Curculio nicht in einer Bearbeitung vorliege, insbesondere nicht von einem Bearbeiter verkürzt worden

sei, keine Dittographien und nur an zwei Stellen gröfsere Lücken aufweise. Der Verfasser geht analytisch vor, unterwirft jeden verdächtigen Vers und jede unklare Stelle einer eingehenden Prüfung, verteidigt vorgeschlagene Lesarten und Auslegungen oder macht neue Vorschläge. In drei Kapiteln (III, V, IX) bringt er Einzeluntersuchungen De vocabulo q. e. dierectus, De particulae itaque apud Plautum usu, De loci in Trinummo (825 sqq.) versibus quibusdam immerito suspectis.

Vielen seiner Ausführungen wird man unbedenklich zustimmen können, so dem Vorschlage zu V. 15 f.

Ph. Húic próxumum illud óstium occlusíssimum.
Salvé, valuistin úsque, oculissimum óstium?

statt des überlieferten zweimaligen *ostium occlusissimum* oder des von Fleckeisen aufgenommenen zweimaligen *oculissimum*. Mit Recht scheint er mir die von Goetz verworfenen Verse 39—42 zu verteidigen, da die weitschweifige Belehrung ganz gut zum Charakter des Palinurus pafst. Die Vermutung, dafs dem Vers 61 Id eó fit, hic quia léno aegrotus íncubat Verse des Inhalts vorausgegangen seien: „cur autem hanc non emis et cur sic clam ante lucem te ad eam surripis?", halte ich für berechtigt. Ich stimme dem Verfasser zu, wenn er die Buechlersche Lesart V. 318 *Gramarum habeo dentes plenos* verteidigt, oder V. 494 die Lesart *memini*, wenn er die vielfach beanstandeten Verse 545 f. unter Beibehaltung der überlieferten Lesart *tabellas* wie folgt emendiert: Qui hás tabellas óbsignatas — Th. Quás tabellas tú mihi, Quós tu mihi luscós libertos, quós Summanos sómnias? Die Auffassung, dafs hinter V. 382: Cupio aútem aliquem emere púerum qui usuráriis Verse des Inhalts ausgefallen seien: „qui usurariis nunc mihi provideat pecuniis; nam quoniam iam diu aegrotus sum, me procurare volo; iam nunc deum precabor, ut sanum me reddat; ubi puerum emero, data opera me procurabo; hic puer mihi prospicere debet ut res" (V. 383) Nunc mihi quaeratur et q. s., hat manches für sich. Der Annahme der meisten Forscher, dafs sich hinter V. 455 eine gröfsere Lücke befinde, stimmt auch Bosscher bei.

Für unnötig halte ich die vorgeschlagene Änderung V. 259: *tam etsi non otist* statt *novi*, V. 267: *in periurando* statt *iure iurando* (mit Hinzufügung von *quidem*: *Qui quídem tibi auxilio in periurandó fuit*), da das Schwören des Kupplers, wie einmal der Typus des Leno bei Plautus ausgebildet ist (vgl. Curc. 495 ff.), stets verdächtig erscheint und fast den Nebensinn des Falschschwörens hat. Ob der allgemein verworfene Vers

374: Si reddo illis, quibus debeo, plus alieni est durch die Konjektur *ut tum res se habet?* statt *plus alieni est* gehalten werden kann, erscheint mir zweifelhaft; desgleichen ob der Dichter mit Halophanta in griechischem Wortspiel den, der *φαίνει ἅλας i. e. qui ostendit, qui in se habet leporem et astutiam* (S. 75), vor Augen hatte und mit der doppelten Bedeutung des Wortes *φαίνειν* spielte. Das römische Publikum des Plautus dürfte ein derartiges Wortspiel nicht verstanden haben; der Wortwitz wird in dem Anklang an lateinische Worte zu suchen sein, an welche, ist allerdings noch eine offene Frage. Der Nachweis, dafs Plautus niemals *et* für *etiam* brauche, S. 115 ff., scheint mir nicht einwandfrei geführt zu sein. Der Versuch, *dierectus* völlig aus Plautinischen Texten zu entfernen, wird wohl keine allgemeine Zustimmung finden. Auch erscheint mir der Beweis, dafs *itaque* nicht, wie Brix und Lorenz es wollen, manchmal für das einfache *ita* in kausaler Bedeutung gesetzt werde, nicht völlig erbracht.

Doch wenden wir uns zu der Hauptfrage, ob der überlieferte Text des Curculio die Hand eines Retraktators verrät oder nicht. Indem der Verfasser Vers für Vers durch Änderung oder Erklärung der Lesart, durch kurze Einschiebungen, durch Streichung dreier einzelnen Verse (483, 485, 681) und Annahme zweier gröfserer Lücken (382 u. 454) im ganzen ein leidliches Gefüge zustande bringt, glaubt er das letztere bewiesen zu haben. Dem kann ich mich nicht anschliefsen. Ein Widerspruch, wie er vorliegt in der Angabe des Therapontigonus dem Curculio gegenüber V. 343 ff., dafs er Planesium für 30 Minen und ihre Ausstattung und Schmuck für 10 Minen gekauft habe (emi virginem Triginta minis, vestem, aurum: et pro his decem accedunt minae), dafs er das Geld bei dem Wechsler Lyco hinterlegt habe (argentum apud tarpessitam situmst Illum quem dixi Lyconem), und in der Forderung desselben Therapontigonus an den Wechsler Lyco V. 535 f., er solle die 30 Minen zurückgeben, die er bei ihm hinterlegt habe (Nunc nisi tu mihi propere properas dare iam triginta minas, Quas ego apud te deposivi, vitam propera ponere), ist weder dem Plautus zuzuschreiben noch durch irgendeinen Zufall in den Text hineingekommen. Er wird wohl dem von Ribbeck angenommenen Regisseur, „der aus dem vollen Drama ein kurzes Nachspiel zurechtstutzte, wie er es für seinen Zweck gerade bedurfte“, zur Last gelegt werden müssen. Eben dieser wird auch dafür verantwortlich zu machen sein, dafs die Beziehungen des Wechslers Lyco zu dem Kuppler Cappadox unklar sind, insbesondere dafs die Frage, welche Bewandtnis es mit den 10 Minen hat,

die der Kuppler von dem Wechsler anscheinend mit Recht fordert, und auf die er V. 525 mit den Worten *Istas minas decem* als etwas vorher Besprochenes hinweist, unaufgeklärt bleibt. (Bez. dieser 10 Minen sagt auch der Verfasser S. 68: *quae illarum sit ratio, in tenebris latet.*) Der Bearbeiter wird daran schuld sein, dafs in dem Gespräch des Phaedromus mit Palinurus I, 1 zwar im allgemeinen davon die Rede ist, welche Schwierigkeiten ihm der Kuppler macht, wie er ihn schikaniert (Alias me poscit pro illa triginta minas, Alias talentum magnum: neque quicquam queo Aequi bonique ab eo impetrare), dafs aber die von Therapontigonus drohende Gefahr mit keinem Worte erwähnt wird. Und doch mufs vor der Szene II, 3 von dem Soldaten und seinen Beziehungen zu dem Kuppler die Rede gewesen sein, und Phaedromus sowohl wie Curculio müssen den Soldaten kennen; sonst könnte Curculio in dem fremden Lande nicht ohne weiteres an ihn herantreten und ihn begrüfsen, und Phaedromus müfste den Parasiten bei den Worten V. 337: „forte aspicio militem" unterbrechen und genauere Auskunft über den Soldaten verlangen. Mit der Annahme einer kleinen Lücke des Inhalts: „militem illum, scis iam, quem saepius lenonem adeuntem vidimus et quem Planesii causa id facere suspicabamur" (S. 54) erscheint die Schwierigkeit nicht gehoben. Schliefslich scheinen mir auch die stark hervortretenden Verschiedenheiten in der Diktion einzelner Szenen auf einen Bearbeiter hinzuweisen.

Dem Endergebnis der Abhandlung kann ich daher nicht zustimmen, doch möchte ich die Besprechung nicht schliefsen, ohne hervorgehoben zu haben, dafs die Untersuchung durchweg mit philologischem Scharfsinn und philologischer Gründlichkeit geführt ist. Die Abhandlung ist für jeden, der sich mit Plautinischen Studien beschäftigt, unentbehrlich.

Alzey. **L. Buchhold.**

---

4) **Wilhelm Franzmeyer, Kallixenos' Bericht** über das Prachtzelt und den Festzug Ptolemäus' II. (Athenäus V. Kap. 25—35). Dissertation. Strafsburg i. E., 1904. 69 S. 8.

Die Existenz und weittragende Bedeutung einer spezifisch alexandrinischen Kunstrichtung hat erst neuerdings allgemeine Anerkennung gefunden, aber nur wenige Versuche sind bis jetzt unternommen worden, in die noch leeren Formen Inhalt zu giefsen und dem schattenhaften Bilde ein wenig Leben einzuhauchen. Ein auch nur annähernd abschliefsendes

Urteil über dieses Gebiet mufs mangels unerläfslich nötiger Vorarbeiten auf lange Zeit zurückgestellt werden, jede Einzeluntersuchung wird man darum mit Freuden begrüfsen, selbst wenn sich noch nicht alle Aufstellungen, wie dies ja bei der Schwierigkeit des behandelten Stoffes nicht weiter verwundern darf, als niet- und nagelfest erweisen sollten. An seinem Teile wirkt an der neuen Aufgabe der Verfasser der vorliegenden Abhandlung mit, indem er uns eine scharfsinnige, sich auf alle Details erstreckende archäologische Analyse des kallixenischen Berichtes über die im J. 275/4 unter Ptolemäus II. Philadelphus stattgefundene Penteteris vorlegt. Im ersten Teile (S. 5—25) wird das in dem Burghofe zu Alexandria errichtete, zur Aufnahme der Fremden und der Theorien bestimmte Prunkzelt sowie die an das Hauptzelt angelehnte *σῦριγξ* für Gefolge und Dienerschaft eingehend beschrieben: Mit grofsem Geschick und ziemlicher Sicherheit berechnet Franzmeyer die imposanten Dimensionen des Zeltes (200 × 150 × 75 Ellen) und verbreitet sich sodann über seine tektische Konstruktion und seine luxuriöse innere Ausschmückung. Einen leisen Zweifel möchte ich an die Annahme heften, die innere Rückwand des Zeltes hätte zur Augenweide dienen sollen (S. 9), zumal da sie erst auf Grund einer — noch unveröffentlichten — Konjektur von Bruno Keil gewonnen ist, der statt des überlieferten *ὄψις ἀφεῖτο ἀναπεπταμένη* proponiert *ὄψει*. Mir scheint es ausgeschlossen, dafs Kallixenos plötzlich zu der Dekoration der Zeltwand überspringen sollte, wo im Zusammenhange doch nur von den Speiselagern die Rede ist, ganz abgesehen davon, dafs *ὄψει* nach meinem Sprachgefühl wenigstens ein Germanismus ist: der Grieche würde wohl *εἰς ὄψιν* oder *εἰσοψομένῳ ἀναπεπταμένη* gesagt haben. Das *κατὰ πρόσωπον* ist mit Beziehung auf das Zelt gesagt, und der Sinn der Stelle ist einfach der, dafs die Eingangsseite von Klinen nicht besetzt war, eine Bemerkung, die mich gar nicht so müssig dünkt. Im zweiten Abschnitt (S. 25—53) wird die mit unglaublicher Pracht ausgestattete dionysische *πομπή* des Festes beschrieben, vgl. auch Niese, Gesch. d. griech. u. mak. Staaten II, 108, Lillge, Bresl. Diss. 1901, S. 8 und Wendland, Zeitschr. f. d. neutestam. Wiss. 1904 S. 335 ff. Nicht sowohl dem Götterkultus geweiht, als vielmehr der Verherrlichung des Herrschergeschlechtes dienend, hatte das Fest zum Mittelpunkt die *πομπή* der *θεοὶ Σωτῆρες*; wenn die Dionysospompa überhaupt noch als integrierender Bestandteil im Gesamtzuge figurierte, so ist nicht mit Franzmeyer der Grund darin zu suchen, weil so die

reichste Gelegenheit zur Entfaltung alles möglichen Glanzes geboten wurde, sondern ausschlaggebend war, dafs Dionysos als Stammvater der ägyptischen Dynastie über dem Ganzen thronte. Ob ferner durch die Tatsache, dafs im Zuge ein Doppelaltar einhergetragen wurde, die Annahme einer engen Vereinigung des Kultes des Dionysos mit dem der Soteren schon für diese Zeit eine Stütze empfängt, darf billig bezweifelt werden. Ich glaube, es sollte damit nur die Tempelgenossenschaft beider (σύνναοι τῷ ϑεῷ) zum Ausdruck gebracht werden. Nicht haltbar ist die Vermutung des Verfassers, dafs auch die Herrscherinnen in der Verherrlichung mit einbegriffen gewesen seien — in Betracht käme doch nur die 279 konsekrierte Mutter des Philadelphus, Berenike, allein man darf nicht aufser acht lassen, dafs die Frauen der ersten Ptolemäer rechtlich und offiziell keinerlei Anteil an der Regierung hatten und in der Politik gar keine Rolle spielten. Im Schlufsteil seiner Abhandlung unterzieht Franzmeyer den Bericht des Kallixenos einer kunstgeschichtlichen Würdigung, beleuchtet einige der Hauptseiten der alexandrinischen Kunst in ihren einzelnen Zweigen und erörtert kurz den Einflufs der ptolemäischen πομπαὶ auf die römische Kunst der Kaiserzeit.

Möge die besprochene Schrift, deren Hauptwert in der Feinheit der Einzelausführungen liegt, zu weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete anregen!

Kiel. **Gustav Wörpel.**

---

5) **Evaristo Breccia, Il diritto dinastico nelle monarchie dei successori d'Alessandro Magno.** (Studi di storia antica pubblicati da Giulio Beloch, Fascicolo IV.) Roma, Ermanno Loescher & Co. VIII u. 167 S. gr. 8. Lire 7. —

In dieser gut disponierten und übersichtlichen Arbeit behandelt Breccia im ersten Kapitel (S. 1—66) die Thronfolge, im zweiten (S. 67—74) die Thronbesteigung, im dritten (S. 75—93) die äufseren Abzeichen der Königswürde, im vierten (S. 94—131) die Beinamen der Herrscher, im fünften (S. 131—151) die Mitregentschaft, im sechsten (S. 151—165) die Königsfamilie, und in einem Anhang die Frage, wann die hellenistischen Fürsten und Fürstinnen majorenn wurden.

Mit gröfstem Fleifse hat der Verfasser nicht nur zusammengetragen, was er in der weit zerstreuten Literatur, die sein Thema nur gelegentlich streift, vorfand, sondern er ist auf die Quellen selber zurückgegangen und hat diese gründlich ausgeschöpft und auf Grund sorgfältiger Prüfungen

und Erwägungen vielfach die Fragen selbständig gefördert und so einen wertvollen Beitrag zur inneren Geschichte der Diadochenreiche geliefert. Diese Arbeit ist um so dankenswerter, als unsere Handbücher der sog. griechischen Staatsaltertümer im allgemeinen bei der Zeit Alexanders Halt machen und somit diese Fragen gar nicht untersuchen.

Freilich sind nicht alle Behauptungen des Verfassers unanfechtbar, so gerade die in § 1 aufgestellte These, die Thronfolge sei in den hellenistischen Staaten durch Gesetz geregelt gewesen. Das durchgängige Stillschweigen unserer Quellen ist hier doch sehr bezeichnend. Die Argumentation von Breccia S. 5 f., die von der eigentümlichen Auffassung ausgeht, das Herrscherhaus hätte sich gegenüber der bürgerlichen Familie in einer inferioren Stellung, aufserhalb des Gesetzes, befunden, wenn nicht ein Thronfolgegesetz existiert hätte, ist nicht überzeugend. Ist es denn der Staat, der die Thronfolge gesetzlich bestimmt, oder ist es nicht vielmehr das Herrscherhaus selber, das sie von sich aus regelt? Man ist erstaunt, am Schlufs zu lesen, dafs Breccia hierbei blofs an Gewohnheitsrecht denkt: *naturalmente non voglio sostenere l'esistenza d'un codice scritto* (S. 6, N. 2); diese Art der Regelung hat doch aufser Niese nie jemand ernstlich bezweifelt.

Eingehend begründet Breccia § 4 die These, dafs die Frauen in keinem Diadochenreiche thronfolgeberechtigt waren. Er sucht das ganz besonders für Ägypten zu beweisen, für dessen Erbfolge er im Gegensatz zur herrschenden Meinung das Vorbild nicht im Pharaonenreiche, sondern, wie mir scheint, mit vollem Rechte in Makedonien sucht (S. 11, Anm. 2).

Nach spartanischer Erbfolge (Herodot VII, 3) ist erst der erste im Purpur geborene Sohn Thronfolger. Das gleiche nahm Strack, hierin Mahaffy folgend, für die Ptolemäer an. Breccia widerlegt diese Behauptung für Ägypten und die übrigen hellenistischen Reiche gründlich (§ 6 S. 30—36) und beweist, dafs überall die Erbfolge mit dem Erstgeborenen beginnt (Primogenitur). Auch fand nirgends gesetzlich eine Teilung des Reiches unter die Prinzen statt, wie S. 36—57 für verschiedene Reiche, besonders eingehend für Ägypten, Syrien und Pergamon, bewiesen ist. Wenn uns gelegentlich eine Teilung der Gewalt oder Mitregentschaft entgegentritt, so waren dafür nicht erbrechtliche Gründe ausschlaggebend, sondern vorübergehende, besondere Verhältnisse der äufseren oder inneren Politik. Nicht zu leugnen ist, dafs in späterer Zeit gelegentlich eine solche Lockerung und Zerrüttung der Verhältnisse eintrat, dafs es oft

schwer ist, die Gesetzmäſsigkeit der Thronfolge zu behaupten. An die Stelle von Rechtsfragen treten da, wie mir scheint, oft Machtfragen. Trotz eines groſsen Aufwandes von Scharfsinn und groſser Kunst der Dialektik hat mich Breccia (S. 50 ff. 59 f.) nicht überzeugt, daſs Attalos III. von Pergamon nicht der Sohn Attalos' II. und der Stratonike sei. Im Eifer, die Resultate der Früheren zu bestreiten, geht Verfasser hier, wie auch sonst gelegentlich, zu weit. Die Worte Mommsens (Hermes 1875, 118) vom „Umsetzen der nicht eben sauberen Geschichte ins Moralische" hat er, wie seine Polemik S. 51 Anm. 2 beweist, nicht verstanden.

Rückhaltlos beistimmen kann ich dagegen seinen Ausführungen S. 60 ff. über den gesetzlichen Ausschluſs der auſserehelichen Königssöhne vom Throne, ein Ausschluſs, der freilich in der Wirklichkeit öfter durch äuſsere Umstände wieder aufgehoben wurde. Bei diesem Anlasse wird die Frage, ob Perseus von Makedonien der illegitime Sohn Philippos' V. gewesen sei, entschieden verneint und als seine Mutter in Übereinstimmung mit Beloch, Riv. di stor. ant. VI (1901), S. 3 ff., Polykrateia, die Schwiegertochter des Aratos, angesehen (S. 63 Anm. 2); vgl. jetzt Beloch, Griech. Gesch. III, 2, S. 96 ff.

Für das zweite Kapitel, das die Thronbesteigung behandelt, fand Breccia eine gute Vorarbeit in dem Aufsatze von C. Wachsmuth, Das Königtum der hellenistischen Zeit, Histor. Vierteljahrsschrift 1899, S. 297 ff.; doch bietet Breccia durchweg mehr und Genaueres über den bloſs formalen Wert der Proklamation des Königs durch das Volk und die Akklamation beim Krönungsakt, die feierlichen *ἀνακλητήρια*, mit berechtigter Kritik der Auffassung von Szanto in Pauly-Wissowa, RE. I, 2034, über den Treueid der Untertanen und den Eidschwur des Königs, sowie über den goldenen Kranz (*στέφανος*), in welchem Breccia den Vorläufer des römischen *aurum coronarium* erblickt.

Im dritten Kapitel führt uns Breccia den König in seiner äuſseren Erscheinung vor, behandelt also *vestito, insegne, onori* und *titoli*, d. h. Dinge, die nur teilweise mit dem *diritto dinastico* in Zusammenhang stehen. Es wird hier so ziemlich alles untergebracht, was nicht in andere Kapitel hineinpaſste. So werden unter *onori* u. a. behandelt die *σωματοφύλακες*, die *δορυφόροι*, der Schwur bei der *τύχη* des Herrschers, Gebete für den Herrscher und das Herrscherhaus, staatliche Feste, Landestrauer, Herrscherkultus, Münzbilder und Eponymie. Hier hätte es sich empfohlen, häufiger als es Breccia getan hat, beim Aufsuchen des Vorbildes nicht

blofs bis auf Alexander den Grofsen zurückzugehen, sondern weiterhin auf persische Sitten und für Ägypten gewifs auch auf pharaonische zurückzugreifen.

Das umfangreiche vierte Kapitel (S. 94—131) behandelt die Beinamen der hellenistischen Könige. Breccia führt hier die zwischen 1870 und 1876 abgefafste Untersuchung von Alfr. v. Gutschmid, Kl. Schr. IV, 107ff. selbständig weiter und dehnt, während M. L. Strack, Die Dynastie der Ptolemäer (1897), S. 110ff., die Untersuchung auf Ägypten beschränkte, diese auf das Seleukidenreich und Pergamon aus. Wenn dieser sorgfältige und sehr fleifsige Abschnitt nicht durchweg gesicherte Resultate enthält, so ist die Schuld nicht beim Verfasser zu suchen, sondern in der schon so oft und auch von ihm wiederholt beklagten Unzuverlässigkeit unserer Überlieferung. Dazu kommt, dafs wir in der Annahme von Beinamen eine grofse Mannigfaltigkeit, vielfach geradezu Willkür finden, so dafs es methodisch falsch wäre, hier allgemeinen, für längere Zeit gültigen „Gesetzen" nachzuspüren. Vgl. Breccia S. 106. 109f. 118. 125 Anm. 1 u. 2. Gelegentlich ist hier die Darstellung etwas breit und das Kapitel schon nach seiner Anlage nicht frei von Wiederholungen. Neben vielem Richtigen fehlt es auch nicht an Unrichtigem. So beruht die Bestreitung der Erklärung des Beinamens *Ἐπιφανής* als *θεὸς ἐπιφανής* (S. 116) meines Erachtens auf einer Verkennung des Wesens der Epiphanie, die eben nur bei einem Gotte möglich ist. Auch hier führt die Lust am Widerspruch gelegentlich zu unberechtigter Polemik, wie S. 117 gegen v. Gutschmid wegen *εὐσεβής* als Beiname Antiochos' X.; öfter aber ist der Widerspruch gerechtfertigt, so in dem, was Verfasser S. 118ff. gegen Stracks Erklärung des Beinamens *Φιλάδελφος*, und S. 122f. gegen v. Gutschmids Versuch, für die Verwendung von *Φιλοπάτωρ* eine allgemeine Regel aufzustellen, sagt; doch hätte sich das, was S. 118—122 steht, füglich kürzer und präziser sagen lassen.

Eine nützliche Vorarbeit für ein vergleichendes Studium der Übernamen *(soprannomi)* ist die Zusammenstellung solcher Namen in der Tabelle S. 126ff.

Im fünften Kapitel (S. 131—151) behandelt Breccia scharfsinnig *la collegialità del potere,* d. h. nach Mommsens Terminologie „die Mitregentschaft" oder blofse *partecipazione al potere,* und die auf völliger Gleichheit der Rechtsstellung beruhende „Samtherrschaft" oder *correg-*

genea. Sehr beachtenswert ist die allerdings nicht zu sicherem Endergebnis führende Untersuchung über die Person des Beherrschers von Ephesos unter den Ptolemäern S. 147—149 Note 3.

Das Schlufskapitel (S. 151—165) behandelt die königliche Familie, zunächst die Polygamie, sodann den Übergang zur Monogamie mit dem üppig wuchernden Konkubinat. Hierüber lassen sich ebensowenig als über die Herkunft der Königinnen und ihre Titel bestimmte Regeln aufstellen oder aus dem vorliegenden Material ableiten.

In einem Anhange (S. 165—167) sucht Breccia im Gegensatz zu früheren Untersuchungen als Zeit der Majorennität für hellenistische Prinzen und Könige das 18. Altersjahr nachzuweisen, soweit sich das überhaupt feststellen läfst.

Dieser Überblick über die von Breccia behandelten staatsrechtlichen Fragen dürfte gezeigt haben, dafs sein Buch eine nützliche und fleifsige Studie ist, die die aufgeworfenen Fragen vielfach sicher oder doch so gut, als es der Stand unserer Quellen überhaupt erlaubt, beantwortet.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

6) **Albert Goedeckemeyer, Die Geschichte des griechischen Skeptizismus.** Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung (Th. Weicher), 1905. VIII u. 337 S. 8. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—.

Das Originellste und Bedeutendste an diesem Buche ist seine Einteilung, d. h. der Versuch, in der Geschichte der Skepsis sechs scharf umgrenzte Entwickelungsstufen zu unterscheiden. Auch sind die Prädikate, mit denen diese Epochen benannt werden, grofsenteils so treffend, dafs sie zu einer bleibenden Terminologie wohl geeignet scheinen. Welchen Wert derartige Konstruktionen, selbst wenn sie nicht ohne Kunst gelingen wollen, für die Beherrschung des Gesamtstoffes, für die Beleuchtung der Zusammenhänge zwischen Richtungen und Schulen und des Verhältnisses verschiedener Phasen desselben Schulverbandes haben können, das sahen wir seinerzeit mit Staunen und Bewunderung, als Franz Brentano die gesamte Philosophiegeschichte in ein pragmatisches System von verblüffender Gesetzmäfsigkeit gliederte. Allein im vorliegenden Falle fehlen die allgemeinen Ausführungen, welche zum Nachweise eines solchen Aufbaues nötig gewesen wären, fast ganz: es bleibt dem Leser überlassen, aus der Darstellung der einzelnen Denker, deren Geltung für die Gesamtentwickelung meistens auch nur flüchtig angedeutet wird, Schlüsse

zu ziehen und die Verbände selber herzustellen. Sogar die Namen jener Gruppen, von denen mindestens der zweite dunkel ist, bleiben unerklärt, und in der Vorrede gibt der Verfasser der skeptischen Anwandlung nach, für ihre Richtigkeit nicht weiter einstehen zu wollen. Somit verzichtet er kurzerhand auf das Höchste, was er für wissenschaftliche Erkenntnis hätte erreichen können. Das kann uns aber nicht wundern, wenn wir ihn des öfteren das selbstgewählte Ziel vergessen oder darauf verzichten sehen. Es ist zum Beispiel selbstverständlich, dafs Cicero in die Geschichte der Skepsis gehört; wer aber hier Belehrung suchte, warum dem so ist, der fände in dem umfangreichen Kapitel über Cicero nur wenige unzulängliche Fingerzeige, fände dafür eine Darstellung des Ciceronianischen Systems, die schon deshalb überraschend und eigenartig berühren wird, weil die Kenner bisher an die Existenz eines solchen Systems überhaupt nicht geglaubt haben.

Das Buch zerfällt, wie gesagt, in Einzeldarstellungen der von je als Skeptiker gezählten Philosophen, welche die Wissenschaft im ganzen und grofsen kaum merklich fördern dürften. Man kann nicht einmal sagen, dafs der gesamte schon vorliegende Stoff verarbeitet sei. Zum mindesten ist das einleitende Kapitel über die Vorläufer des griechischen Skeptizismus — S. 1 bis 4! — dürftig bis zur Unzulänglichkeit. Von all den Einsichten, die uns die fortschreitende Kenntnis der vorsokratischen Philosophie und der Sophistik gebracht hat, ist hier nichts verwertet; weder des Herakleitos Aufhebung des Gegensatzes und der Individuation, noch des Protagoras absoluter Subjektivismus, noch des Parmenides heraklitisierende Scheinlehre, noch Zenons Kampf gegen die scheinbare Bewegung hätte nach Goedeckemeyer eine besondere Bedeutung für die werdende Skepsis gehabt; und doch weifs er recht gut, wie nachdrücklich die Schulhäupter selbst an diese Alten, besonders an Herakleitos, anknüpften, und doch hat er an vielen späteren Stellen die nötige Einsicht bekundet! Also fehlte es ihm entweder an Gestaltungskraft oder an Mut, die eigene Erkenntnis zum Entwurf eines neuen Grundrisses auszunutzen. In die gleiche Richtung schaut, dafs aus der herkömmlichen Reihe der Skeptiker keiner ausgemustert wurde, keiner neu aufgenommen ist. Mir aber scheint die Geschichte der griechischen Philosophie noch nicht so gefestigt, dafs sich der Forscher den Ausblick schenken dürfte in die sonstige Literatur, ob kein Vergessener beizuholen. In einem Falle zunächst trifft ihn ein Vorwurf, da ihm die Sache keineswegs entgangen war; er zitiert ja

Praechters Aufsatz über das Skeptische bei Lukian S. 267, wo das Nötige über den Hermotimos gesagt ist; er zitiert auch Fritzsches Programm S. 217. Hätte er nun den Hermotimos nachgelesen, er wäre schwerlich an diesem „Schönredner“ vorübergegangen, der hier nicht blofs ausschliefslich Ideen der Skeptiker entwickelt, sondern sogar nach ihren schulmäfsigen Tropen arbeitet, der aber auch in anderen Schriften, welche den lustigen Krieg gegen die Berufsphilosophen führen, ihre Gedanken originell aufputzt und vom Eigenen bereichert, der demnach unter den kritischen Philosophen einen Platz zu beanspruchen hat. Ähnlich steht es mit dem Juden Philo, dessen skeptische Auslassungen allerdings zur Rekonstruktion Änesidems gründlich ausgenutzt werden. Aber gehört er denn nicht selbst in eine Spezialgeschichte der Skepsis? Wenn er deshalb ganz auszuschliefsen ist, weil er sonst einen anderen Standpunkt einnimmt, weil das nur vorübergehende Anwandlungen, gelegentliche Entlehnungen waren, dann ist jeder Inkonsequente, jeder Rückfällige, vor allem jeder Eklektiker auszuschliefsen.

Mangel an ursprünglicher genialer Schöpferkraft ist freilich ein Vorwurf, den sich viele gefallen lassen müssen! Auch unter den Berichterstattern! Natürlich folgt daraus nicht, dafs unserem Autor das Recht oder der Beruf bestritten werden kann, auf diesem Boden fleifsig mitzuschürfen; ebenso falsch wäre es, aus den gerügten Lücken auf mangelnde Vertrautheit mit der Schriftwelt zu schliefsen, in welcher der Geschichtschreiber der Skepsis zu Hause sein mufs. Im Gegenteil, er verfügt über eine ausgedehnte und rühmliche Belesenheit, obschon er seine Gelehrsamkeit nirgends zur Schau trägt und zwecklose literarische Notizen löblicherweise nicht überwuchern läfst. Auch das ist lobenswert, dafs er sich dem Einflusse anderer Forscher rasch zu entziehen weifs, wenn ich auch die Empfindung hatte, als ob er sich die Sache manchmal zu leicht gemacht habe; besonders Hirzel gegenüber, dessen schwierige Untersuchungen überhaupt gern beiseite geschoben, aber durch flüchtige Gegenbehauptungen sicher nicht erledigt werden. Zweifelhaft dagegen blieb mir, ob die Kenntnis unseres Autors bereits umfassend genug war, um auch jenseits des abgesteckten Gebietes gelegentlich beigebrachtes Material aufzuspüren, das aus Titeln und Literaturverzeichnissen nicht ohne weiteres als hierhergehörig zu erkennen ist. In dem Fall, den ich zur Sprache bringen will, trifft ihn vermutlich keine Schuld. — — Bekanntlich sind meine Heraklitischen Beispiele boykottiert. Für den Hauptteil zwar, die Analyse der

„Imitation“ in περὶ διαίτης, ist von höherer Seite eine Ersatzschrift veranlafst worden, die das Notwendigste enthält. Aber die zahlreichen Nebenuntersuchungen scheinen rettungslos der Stille des Todes verfallen! Nicht als ob alle Nachklänge fehlten! So hat mein Kriterium der „Beispielkette“ unverkennbar nachgewirkt auf einem auch schon von mir betretenen Boden. (S. Wendland, Ein Wort des Heraklit im Neuen Testament, Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1898, 49.) Aber vieles wird ignoriert, vieles auch übersehen! Gomperz hat seinerzeit auf meine Klage wegen des „grofsen und kleinen Kreislaufes bei Heraklit“ geantwortet, dafs ihm meine Schrift ganz entgangen sei. So kann auch Goedeckemeyer fremd geblieben sein, was ich über das heraklitische Beweismaterial bei Änesidem und Sextus geschrieben, und besonders, was ich im Exkurse: „Änesidem und die Einheitslehre“ über sein Dogmatisieren beigebracht habe. Die scheinbar unlöslichen Schwierigkeiten, welche Änesidems Verbindung mit Herakleitos im Gefolge hatte, kann man in kristallklarer Darlegung noch heute bei Zeller nachlesen, in der neuesten Auflage des dritten Teiles zweiter Hälfte von 1903. Diese Schwierigkeiten haben für mich schon lange zu existieren aufgehört, und schon vor Jahren hat Franz Boll in „Patins Heraklitstudien“ von einer „müheloser Lösung dieser Aporien als einer Gegenprobe der Gesamtauffassung“ gesprochen. Eine Widerlegung meiner Erklärung ist nicht versucht worden. Pappenheim selbst hat mir keinen Widerlegungsversuch angekündigt, als er mir für mein Buch dankte. Dafür werden immer wieder neue, immer wieder unglückliche Erklärungsversuche gemacht: der Index librorum prohibitorum triumphiert! Und ich habe mich tatsächlich schon gefragt, ob ein Neudruck an anderer Stelle den Bann zu brechen vermöchte.

So auch jüngst, angesichts des letzten unglücklichen Versuches. Der Einfall Goedeckemeyers, verschiedene Entwickelungsstufen bei Änesidem anzunehmen, den Mann, der in der Jugend Dogmatiker, in reifen Jahren Skeptiker gewesen, im Alter sozusagen in die Jugendsünde des Dogmatismus zurückfallen zu lassen, ist vom psychologischen Standpunkte aus gewifs nicht übel; aber es ist eben nur ein Einfall; der Beweis steht auf ganz schwachen, eigentlich auf gar keinen Füfsen. Es ist vielmehr geradezu unbegreiflich, wie aus Änesidems Tropen und ihrer Begründung plötzlich nur folgen soll, dafs die Wahrheit bisher noch nicht gefunden worden sei; war doch ihr zwingendes Ergebnis, dafs sie überhaupt nie gefunden werden könne. Die angezogene Philostelle (G. p. 266[2]) spricht

gar nicht von der noch nicht gefundenen Wahrheit, sondern mahnt die Leser aller Zeiten zur Zurückhaltung, weil bis zur Stunde noch keine übereinstimmende Skepsis erzielt worden. Der Unterschied ist so grofs, dafs die gar nicht so einfache Frage vorerst ausscheiden kann, ob diese Stelle als historisches Zeugnis für Änesidemsche Gedankengänge überhaupt in Betracht kommt. Was vollends das Zitat aus Photius, was die ausgeschriebenen Worte in dieser Richtung beweisen sollen, blieb mir unfafsbar, wenn ich nicht annehmen soll, dafs in dem Satze *ὅτι οὐδὲν αὐτῷ βεβαίως κατείληπται* die Natur des griechischen Perfekts gründlich verkannt wurde. In der Nähe finden sich ja tatsächlich manche Flüchtigkeiten; z. B. wenn der Autor S. 215 [1] schreibt, er wisse nicht, wie Saisset und Haas dazu kämen, in *περὶ ζητήσεως* eine Schrift zu sehen, in der sich Änesidem zum Heraklitismus bekenne, und S. 227, dafs sich die Schule jetzt, nach ihrer Rückschwenkung zum Dogmatismus, auch als „zetetisch" bezeichnen konnte und bezeichnet habe; wenn er diese Schwenkung für möglich und tatsächlich erklärt, nachdem er S. 219 von der Kritik des Dogmatismus wörtlich geschrieben, sie gehe darauf aus ... die Unberechtigtheit jeder dogmatischen Entscheidung und ... die Berechtigung der von den Skeptikern behaupteten Unlösbarkeit aller Probleme ans Licht zu stellen.

Es wäre aber wiederum verfehlt und ungerecht, aus dieser Probe auf die Einzelleistungen zu schliefsen, wovon, wenn es der Raum erlaubte, billigerweise die zweite Hälfte dieses Berichtes handeln müfste. Im allgemeinen ist hierüber günstig zu urteilen trotz einer grofsen Zahl von Fehlern und Versehen. (Ich wähle die Beispiele aus einem eng umgrenzten Abschnitt: Druckfehler: S. 148 *didicistes*; S. 149 *caucas*, S. 138 gar *Antiochus* statt *Antonius*, was auf einen denkenden Setzer, das gröfste aller Übel, deutet; S. 133 steht *Apollodorus Molo*, so leider auch im Index! Bedenklicher scheint es, wenn S. 149 nicht blofs die Bedeutung des unterstrichenen Wortes *quasi* ganz verkannt, sondern insbesondere die Wendung *visis quibusdam movebantur* total mifsverstanden wird, sofern nicht etwa Geistererscheinungen unter die regelmäfsige Lebenserfahrung eingerechnet werden sollen.) Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs dem Buche durch eine grofse Zahl sehr beachtenswerter Gedanken, Beobachtungen, Erklärungen und Besserungen ein dauernder Wert gesichert wird. Belege kann man beim „Blättern" auf jeder zweiten oder dritten Seite finden.

Förmlichen Tadel verdient nur eines, nämlich die rücksichtslose und unschöne Stilisierung. Rücksichtslos ist es, wenn S. 211[1] der Satz: „Philo Jud. hat ihn, wie Armin l. l. gezeigt hat“, hier von einer Klammer unterbrochen wird, welche wieder einen Schaltsatz und zwei Klammern, zwei durch einen Punkt getrennte Sätze und eine Satzgliederung durch „oder wie“ enthält, und wenn dann der Satz nach 11—12 Zeilen mit dem einzigen Worte „gekannt“ zu Ende geht. Häfslich aber klingen die Worte S. 184: Als die aus dem der Gerechtigkeit verwandten Wohlwollen entspringende Pflicht ferner usw., oder S. 144: dafs sie wegen ihres begründeten Zweifels von der Möglichkeit einer sicheren Erkenntnis schon in dem auf der dadurch bedingten und jeder übereilten oder schon durch blofse Autorität und nicht durch eigenes Nachdenken bewirkten Entscheidung vorbeugenden Methode usw. Diese zweite Blüte stammt überdies aus einer auf die dritte Seite übergreifenden Periode S. 144—146; vgl. S. 271 unten bis 273. Beispiele solcher entsetzlichen, beim ersten Lesen völlig unverständlichen, laut überhaupt nicht zu lesenden Satzungetüme finden sich fast auf jeder Seite. Und diese Perioden bauen sich nicht von selbst, sind also gewollt, kunstvoll und überlegt! Dagegen mufs protestiert werden. Ich gebe zu: die Sprache ist nur das Werkzeug, der Diener des Gedankens. Aber wer die Sprache mifshandelt, der mifshandelt auch seinen Leser.

Regensburg. **A. Patin.**

---

7) **W. Judeich, Topographie von Athen.** Mit 48 Abbildungen im Text und 3 Plänen in Mappe. München, C. H. Beck, 1905. XII u. 416 S. 8. Geh. ℳ 18.—, in Halbfranz ℳ 20.—.

In der ersten Auflage des Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft folgte als Anhang zur hellenischen Landeskunde und Topographie auf 63 Seiten eine Topographie von Athen von der Hand Lollings. Da Lolling schon 1894 starb, übernahm im folgenden Jahre Judeich die Herstellung einer neuen Auflage. Judeich glaubte in wenigen Monaten fertig zu werden, in Wirklichkeit sind bis zum Erscheinen seines Buches fast zehn Jahre verflossen. Allerdings kann nun nicht mehr von einer neuen Auflage von Lollings Arbeit gesprochen werden. Schon der Umfang zeigt dies; aus den 63 Seiten sind über 400 geworden, und wir haben ein ganz neues Werk vor uns. Verloren haben wir Lollings knappen und übersichtlichen Abrifs, gewonnen dafür ein Buch, das eine Zier un-

serer deutschen Wissenschaft ist, unentbehrlich für jeden, dessen Forschungen nach dieser Richtung gehen, die erste wissenschaftliche Topographie von Athen.

In einer Einleitung (S. 1—39) spricht der Verfasser von den Quellen, Bearbeitungen und Hilfsmitteln; hervorzuheben sind die Darlegungen über Baumaterial, Bauweise und Steinverbindung, die nirgends so klar und lehrreich zu finden sind. Die drei Hauptteile enthalten die Stadtgeschichte (S. 40—106), Stadteinteilung (S. 107—189) und Stadtbeschreibung (S. 190—403). Die Stadtgeschichte führt von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, natürlich nur soweit Alt-Athen in Betracht kommt. Der erste Abschnitt der Stadteinteilung behandelt den Umfang und die Befestigung, im zweiten ist von den Demen, den Stadtvierteln, Strafsen und Wasserbauten die Rede. In der Stadtbeschreibung, die etwas mehr als die Hälfte des Buches einnimmt, werden nacheinander die Burg, die Burgabhänge, die Unterstadt und die Vorstädte einschliefslich des Peiräeus behandelt.

Das Ganze stellt sich als eine nicht minder fleifsige wie kritische Bearbeitung dar. Hier galt es, das sichere Wissen klar und übersichtlich zusammenzufassen, dort den gegenwärtigen Stand der Forschungen zu beleuchten, wieder an anderen Stellen das spröde und zusammenhanglose Material vereint den Mitforschern vorzulegen. Dabei verdient es besonders erwähnt zu werden, dafs der Verfasser sich nicht auf luftige Hypothesen einläfst, sondern überall festen Grund unter seinen Füfsen haben will und hat. In zahllose Streitfragen mufste er dabei eintreten, er hat es mit gebührender Berücksichtigung der gegnerischen Überzeugung getan. Für die Leser dieser Blätter scheint es geboten, seine Stellung zu einer Reihe der bekanntesten Fragen darzulegen.

Die Ausdehnung des Pelargikon nach Süden wird bezweifelt (S. 111). Das Pelargikon war bekanntlich ἐννεάπυλον; Judeich wird wohl recht behalten, wenn er die neun Tore auf die Windungen des Burgweges verteilt. Freilich ergaben die Versuche, die ich machte, um danach eine Skizze zu erhalten, ein höchst unwahrscheinliches Bild. Dabei scheint mir eine Vorfrage noch immer der Erledigung zu harren: ob nämlich eine Toranlage immer nur e i n e πύλη enthalten kann, oder wenn das verneint wird, wie viele πύλαι dann z. B. die alten Propyläen gehabt haben, wenn wirklich eine Torwand vorhanden war (S. 208), und wie viele, wenn diese fehlte. — Die phalerische Mauer läfst Judeich S. 146 zum Pei-

räeus, nicht zur phalerischen Bucht laufen. Schade, daſs die Beweisführung sich mit dem bloſsen Hinweis auf Thuk. III, 13, 7 begnügt und die Sache nicht weiter ausführt. Namentlich läſst sich einwenden, daſs dann ja zum Bau der mittleren Mauer wenig Grund vorlag. — In der Enneakrunosfrage tritt Judeich auf Dörpfelds Seite, wie auch jüngst Gräbers Untersuchungen zum gleichen Ergebnis gelangen (Ath. Mitt. 1905). Trotzdem sind die Beweise nicht so, daſs man die Gegner als überwunden ansehen kann. — Auch in der Hekatompedonfrage hat Dörpfeld an Judeich einen Bundesgenossen, insofern auch dieser den *ἀρχαῖος νεώς* in dem Hekatompedon wiederfindet. Judeich setzt den Tempel noch ins 7. Jahrh. (S. 238), läſst die ältesten Giebelgruppen vielleicht erst nachträglich eingefügt werden (S. 238 Anm. 2). Von Dörpfeld abweichend läſst er den Bau mit Michaelis 406 v. Chr. abbrennen (S. 240). Um einen Haupteinwand von Dörpfelds Gegnern, daſs das Erechtheion nach seiner Auffassung nie inschriftlich genannt werde, zu entkräften, läſst er nach dem Jahre 406 den Namen *ἀρχαῖος νεώς* auf das Erechtheion übergehen, eine Annahme, die doch ernsten Bedenken begegnen wird. — Beim Grundriſs des Hekatompedon ist Judeich durch Dörpfelds Zeichnung (Ath. Mitt. 1904, Taf. VI) irregeleitet worden. Wie Dörpfeld mir in einem Briefe vom 18. Januar 1905 bestätigt, war nach seiner Meinung der ursprüngliche Bau ein templum in antis, erst bei Erbauung der Ringhalle habe er einen ionischen Pronaos und Opisthodomos erhalten. Damit stimmt es, wenn Schrader im Friese über den ionischen Säulen die sog. wagenbesteigende Frau anbringt. Mir wird es niemand verdenken, wenn ich die Verbindung des dorischen Äuſseren mit einem ionischen Inneren im 6. Jahrh. so lange nicht glaube, bis unzweifelhafte Beweise vorliegen. Diese aber fehlen noch durchaus. — Gegner Dörpfelds ist Judeich in der Erechtheionfrage. Er hält es nicht für wahrscheinlich, daſs die Athener den Ölbaum „in einen von hohen Marmorwänden überragten Hof“ hätten einschlieſsen wollen (S 246 Anm.). — Das Kynosarges wird in den Süden, nicht in den Osten verlegt (S. 372). — Das sog. Theseion ist „zweifellos richtig für das Hephaistion in Anspruch genommen worden“ (S. 325). — Sehr erfreulich und nach meiner Meinung glücklich ist der Versuch, die Agora zeichnerisch darzustellen; natürlich will die Skizze, wie der Verfasser S. 317 ausdrücklich betont, nicht mehr bieten als Vermutungen. Malinins Aufsatz vom Jahre 1904 konnte nicht mehr benutzt werden, er würde aber schwerlich den Verfasser zu einer Änderung be-

wogen haben. — Mit der Skizze von der Agora kommen wir zu den Abbildungen im Text, deren 48 (genauer 54) das Buch schmücken, meist Strichätzungen, einige Autotypien und eine Karte mit den Mauerringen Athens (Abb. 9). Sorgfältig ausgewählt sind sie über das ganze Buch zerstreut und müssen als ebenso dankenswerte wie unentbehrliche Zugaben bezeichnet werden.

Vortrefflich endlich sind die drei Pläne, ein grofser Plan von Athen (66 : 47 cm), ein Plan der Akropolis mit ihnen Abhängen (44 : 35) und drittens in kleinerem Format ein Plan des Peiräeus. Wer je mit ähnlichen Aufgaben zu tun gehabt hat, der weifs, welche Fülle von Arbeit in diesen Plänen steckt, und für die glänzende Ausführung soll dem Verfasser wie dem Verleger hier der gebührende Dank ausgesprochen werden.

Karlsruhe (Baden). **H. Luckenbach.**

---

8) **Robert Kaltenbacher, Der altfranzösische Roman „Paris et Vienne“.** Erlangen, Fr. Junge, 1904. 394 S. gr. 8. ℳ 10.—.

Die Geschichte von dem tapferen Paris und der schönen Vienne ist einer der beliebtesten Romane des späteren Mittelalters gewesen. Er war damals in fast allen europäischen Sprachen bekannt und gehörte zu den ersten Werken, die Caxton auf seiner Buchdruckerpresse vervielfältigte. „Trotz seiner ehemals grofsen Verbreitung gehört der Roman zu den seltensten Büchern und ist, ungeachtet seines literarischen Wertes und seines seltenen Erfolges, in der französischen Literaturgeschichte, wenn wir von den mehr bibliographischen Angaben bei Graesse absehen, bislang unberücksichtigt geblieben“ (S. 52 der Ausg.). Wie am Schlufs des Buches anerkannt wird, erwähnt Suchier den Roman in seiner Literaturgeschichte.

Der Herausgeber bietet zunächst eine Inhaltsangabe. Sodann folgen eine Bibliographie, eine Vergleichung der Handschriften und Ausgaben, Mitteilungen über Alter, Heimat und Verfasser, die Quellen und verwandte Stoffe, die literarhistorische Stellung, den literarischen Wert und Erfolg des Romans. Nach einer Beurteilung der Sprache der Handschriften folgt der Abdruck des französischen, katalanischen und spanischen Textes, endlich eine Inhaltsangabe der italienischen Umarbeitung. — Die älteste Handschrift, das französische Fragment von Carpentras, stammt aus dem Jahre 1438; in allen ältesten Handschriften findet sich die Angabe, dafs der Text aus dem Katalanischen bzw. Provenzalischen übersetzt

sei. Südfranzösischer Ursprung ist nicht unwahrscheinlich; die Beziehung zur Stadt Vienne ist wohl von Anfang an gegeben gewesen. Der letzte Bearbeiter, vielleicht aber auch nur Abschreiber, war Pierre de la Cypede. Wie schon gesagt, erfreute sich der Roman am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh.s der gröfsten Beliebtheit, wurde in Frankreich sogar zu pädagogischen Zwecken, in England für Theaterzwecke umgearbeitet. Eine Aufführung des Bühnenstücks fand im Jahre 1571, am Fastnachtsdienstag durch die Kinderschauspieler von Westminster vor der Königin Elisabeth statt. Die Erzählung verdient diese Beliebtheit wegen der reichen, fesselnden und doch einheitlichen Handlung und der schlichten, dabei stets angemessenen Sprache.

Die Ausgabe ist sehr sorgfältig gemacht und bringt das gesamte Material an Varianten usw. In dem Kapitel über die Sprache der Handschriften vermifst man den Versuch einer Sonderung der blofs graphischen von den wirklich phonetischen Eigentümlichkeiten. Dabei steht die einleitende Bemerkung, die Orthographie der Handschrift sei im ganzen phonetisch, in seltsamem Widerspruch mit den nachfolgenden Schreibungen, wie z. B. *dexarmer, ie repanx, creysne, ayst, veust, vrayesment, empter (hanter), nopces, descogneyssans*, um nur wenige Fälle anzuführen.

Halensee **R. Böttgers.**

---

9) **Percy White, The System.** Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1905. 2 Bände. 272 u. 272 S. 12. ℳ 3.20.

Wer nach dem Titel des Whiteschen Buches ein System irgendwelcher Art zu finden meint, wird es zuerst enttäuscht beiseite legen. Denn erst gegen das Ende des ersten Bandes wird ein Erziehungssystem erwähnt, das folgende Grundsätze enthält: Alle Belehrung mufs auf die Vernunft gegründet werden, sonst kann die Menschheit nicht fortschreiten. Der von der Gegenwart als notwendig angesehene Supernaturalismus mufs aus den Lehrbüchern der Jugend verbannt werden. Rationalismus und Evolution sind die Waffen, mit denen der Einflufs jahrhundertelanger, in Vorurteilen und Aberglauben wurzelnder Erziehung zu bekämpfen ist.

Der Leser darf ferner nicht erwarten, in dem vorliegenden Werke eine pädagogische Unterweisung über dieses System und seine Verwirklichung in der Praxis zu finden. Dagegen enthält der zweite Band eine interessante Schilderung des Lebens und Treibens einer englischen Privatschule und ihrer Lehrer, die vom Verfechter obiger Grundsätze, Carey

Bütler, gegründet worden ist, um es mit der Jugend zu versuchen, nachdem es ihm, wie der erste Band erzählt, nicht geglückt ist, die so sehr der Besserung bedürftige stumpfsinnige und blinde Volksmenge durch Belehrung in öffentlichen Versammlungen oder durch eine freie Aussprache in einer nach neuen Grundsätzen geleiteten Zeitung zu reformieren und aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.

Spärliche Andeutungen über Butlers Lehrmethode finden sich hier und da, und wir erfahren, wie und warum er dennoch wieder in seinen Bestrebungen Schiffbruch erleidet, wenn auch seine Schule sich gedeihlich entwickelt. Das Buch gewährt ferner Einblick in das Leben der besseren Stände, denn der neue Jugend- und Weltverbesserer ist der älteste Sohn eines Landedelmannes und hat selbst seinem Erstgeburtsrechte und der Anwartschaft auf das Familiengut entsagt, um mit seinen Ideen zu stehen und zu fallen. Wir erfahren, wie man Zeitungen einen gröfseren Leser- und Abonnentenkreis verschaffen kann und manches andere. Männlein und Weiblein handeln entsprechend den geschilderten Charaktereigentümlichkeiten. In gewandtem und angenehmem Plaudertone fliefst die Erzählung munter fort, so dafs das Ganze eine unterhaltende Lektüre für mehrere Stunden gewährt und den Geist auch länger zu beschäftigen vermag. Ebenso ladet der deutliche und fehlerfreie Druck zum Lesen ein, der die Tauchnitzschen Sachen so vorteilhaft vor kontinentalen und selbst in England gedruckten Büchern in englischer Sprache auszeichnet.

Borna. **Teichmann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Gotha, 27. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

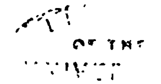
Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

10) Ernst Richter, Xenophon in der römischen Literatur. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. 24 S. 4. ℳ 1.—.

Um festzustellen, was die Römer von Xenophon wissen, wie weit Xenophon und seine Schriften in der lateinischen Literatur gekannt sind, berücksichtigt Verfasser vorliegender Studie mit ganz wenigen Ausnahmen nur diejenigen Stellen, wo die betreffenden lateinischen Autoren nominatim von Xenophon reden oder aus seinen Werken zu berichten angeben.

Mit Cicero beginnend und bis Isidorus von Sevilla absteigend, gelangt er, soweit die Prosaiker in Frage kommen, auf Grund sorgfältiger Prüfung des sich darbietenden Materials etwa zu folgendem Ergebnis: der genaueste Kenner Xenophons unter den Römern, sein eigentlicher Herold in Rom, ist jedenfalls Cicero. Von den vorchristlichen Autoren sind es nur Varro und Cornelius Nepos, die ihn gelegentlich erwähnen.



Wie weit die nachchristlichen Schriftsteller: Valerius Maximus, Columella, L. Annaeus Seneca, die beiden Plinius, Tacitus, Frontinus, M. Valerius Probus, Quintilianus, Gellius, Suetonius, Fronto, Apuleius, Censorinus und Servius ihn aus seinen Werken kennen, wie weit aus Kompendien und Quellen zweiter Klasse — wie z. B. aus Ciceros Übersetzung des Oeconomicus, die eine wichtige Rolle gespielt haben mag —, läſst sich mit Sicherheit kaum entscheiden. Völlig unsicher aber ist es, wie weit die Bekanntschaft der Schriftsteller christlichen Glaubens: Lactantius, Ausonius, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Cassiodorus, Priscianus reicht; Isidorus von Sevilla schweigt, und sein Schweigen erscheint doch sehr beredt.

Was sodann die Schriften Xenophons anbetrifft, so werden am meisten angeführt — teils direkt, teils indirekt — die Cyropaedie, der Oeconomicus, das Symposion und die Memorabilien; die historischen Schriften Anabasis und Hellenica werden nur je einmal erwähnt. Xenophon wurde in Rom eben immer nur als Philosoph genannt.

Innerhalb der Grenzen, die er sich selbst gesteckt, hat Verfasser seine Aufgabe mit Fleiſs und Konsequenz durchgeführt. Daſs er die römischen Dichter nicht vollständig in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat, erscheint mir im Hinblick auf das Gesamtergebnis der Untersuchung ziemlich belanglos. Eine Frage ist es vor allem, die, wie Verfasser selbst mit Recht bemerkt, eingehender erörtert zu werden verdient: ob bzw. inwieweit die römischen Schriftsteller unmittelbar aus den Quellen geschöpft oder erst durch literarische Erzeugnisse zweiter Hand mit Xenophon und seinen Werken Bekanntschaft gemacht haben. Daſs aus einer derartigen Quellenuntersuchung sich interessante und wichtige Folgerungen ergeben müssen, unterliegt keinem Zweifel.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

---

11) **August Mayr, Antiphons Rede gegen die Stiefmutter.** Programm. Klagenfurt, 1904. 18 S. 8.

Je länger man sich mit den Reden des Antiphon beschäftigt, desto mehr wird man dessen inne werden, wie schwer es ist, gerade ihnen gegenüber einen sicheren Standpunkt für das Urteil zu gewinnen. Wir sind von einem vollen Verständnis noch weit entfernt, vieles liegt noch in tiefem Dunkel, und so ist es denn kein Wunder, wenn ungefähr jede Rede es sich hat gefallen lassen müssen, irgendwann einmal athetiert zu

werden. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung beschäftigt sich mit der ersten Rede; zunächst behandelt er den zugrunde liegenden Rechtsfall und analysiert die juristischen Deduktionen des Redners, im zweiten Teile charakterisiert er die Rede als oratorisches Kunstwerk. Wir haben es mit einer wirklich gehaltenen, echt antiphontischen Gerichtsrede zu tun, die durchaus den Eindruck macht, dafs sie ganz so ist, wie Antiphon sie für seinen Klienten verfafst hat. Sie betrifft die *βούλευσις φόνου ἑκουσίου ἐκ προνοίας*, d. h. intellektuelle Urheberschaft eines Mordes, ein Verbrechen, das damals nicht mehr der Kompetenz der *ἐφέται*, sondern des Areopag unterstand. Streng sachlich genommen hätte Antiphon nur eine *δίκη φαρμακείας* anstrengen können, aber um erfolgreich durchzudringen, mufste er als geschickter Anwalt nach sophistischer Manier eine andere Klagebasis zu gewinnen suchen. Aufserstande einen stringenten Beweis zu liefern, läfst er alle rhetorischen Künste spielen, um einen formell wie inhaltlich kunstvollen Wahrscheinlichkeitsbeweis zu erbringen, wie denn überhaupt, was an logischer Beweisschärfe fehlt, durch Pathos und rabulistische Kunststücke verdeckt wird.

Wenn Mayr auch nicht zu neuen, die Wissenschaft fördernden Ergebnissen gelangt — das beabsichtigt er auch gar nicht —, so verdient seine Schrift darum nicht weniger Berücksichtigung; sie hebt die entscheidenden Gesichtspunkte, auf die es bei Beantwortung der aufgeworfenen Fragen ankommt, klar und scharf hervor und kann als gutes Muster gelten, wie man solche Untersuchungen heutzutage führen soll.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

---

12) **Terrot Reaveley Glover, Studies in Virgil.** London, Edward Arnold, 1904. XIII u. 306 S. 8. geb. 10 S 6 d.

Das interessante Werk enthält die Quintessenz der Vorlesungen, welche der Verfasser an einer Universität Kanadas über Virgils Äneis gehalten hat. Obgleich seine Zuhörer von Latein sehr wenig wufsten, glaubt er doch sie für den Dichter gewonnen zu haben, indem er, alles philologische Detail beiseite lassend, die literarische Eigentümlichkeit und den humanen Wert seiner Dichtungen möglichst lebendig darzustellen sich bemühte. Er hofft, dafs seine Methode auch in England dienlich sein werde, dem bedrängten Altertum neue Freunde zu werben. In der Vorrede erhält Frankreich eine Verbeugung: „The Gauls early found their way to the Capitol; auch seinen englischen Landsleuten verdankt

der Verfasser viel; der deutschen Forschung wird nicht gedacht, obgleich dem vielbelesenen Verfasser die Literatur von Heyne bis Heinze bekannt ist. „Die Deutschen“, heifst es auf S. 78, „erfreuen sich nicht an Virgils Dichtung wie die Franzosen, und um ein gesunder Kritiker eines Dichters zu sein, mufs man sich an ihm erfreuen.“ An den Schlufs der Vorrede sind Goethes Donnerworte gestellt: „Wenn ein moderner Mensch an einem so grofsen Alten (Euripides) Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knieen.“

Wie die Äneis in zwölf Bücher, zerfällt das Werk in zwölf Kapitel. Sie tragen die Überschriften: I. das Zeitalter und der Mensch, II. Literarische Einflüsse, III. Zeitgenossen, IV. Die Sagen von Äneas, V. Italien, VI. Rom, VII. Augustus, VIII. Dido, IX. Äneas, X. Hades, XI. Olympus, XII. Ergebnisse. Auf den Inhalt der einzelnen Kapitel brauchen wir hier nicht näher einzugehen; sie wollen keine neuen Ergebnisse der Wissenschaft vortragen, sondern Bekanntes in ansprechender Weise darstellen. Wie die Überschriften zeigen, geht der Verfasser, unbekümmert um Nebensachen, auf die Hauptfragen los; diese erörtert er gründlich und mit Geschmack; von seiner Darstellung gilt dasselbe, was er von der Äneis rühmt: „it wears its weight of learning like a flower“, es gilt sogar da, wo er die Väter der Kirche zitiert. Griechische und lateinische Autoren werden meist in englischer Übersetzung angeführt, Virgil selbst häufig in der prächtigen Übertragung Coningtons. Im Original werden gern Sprüche der Lebensweisheit vorgetragen, so Evanders *Aude, hospes, contemnere opes* etc., auch wohl wiederholt, um sie recht einzuprägen. Aus der neueren englischen Literatur wird am häufigsten Wordsworth herangezogen. Gern gibt Glover dem Satze eine epigrammatische Spitze, so S. 72, wo er von den „little wars und long speeches“ der mythischen Häuptlinge bei Livius redet, so S. 264, wo es von Zeus und den anderen Göttern der Argonautika heifst: „Er wurde ein philosophischer Begriff, sie ein literarisches Spielzeug“; so S. 284, wo von einem Zehnprozent-Optimismus die Rede ist. An anderen Stellen weifs er den Vortrag durch behaglichen Humor zu würzen. So heifst es auf S. 68 von dem Einflusse der Alexandriner: „Ovid, like Propertius, was learned in all the wisdom of the Egyptians“, und auf S. 149 von Horaz: „who like the Emperor, was eager to see other people married and pious.“

Bei aller Verehrung für den Dichter ist Glover nicht blind für seine Schwächen, aber er erklärt sie als die Fehler seiner Tugenden; so wird

S. 48 die sibyllinische Dunkelheit mancher Verse zurückgeführt auf des Dichters Bestreben, verschiedene Gedanken auf einmal auszudrücken. Oder aber er nimmt die von Goethe mit solchem Nachdruck vorgeschriebene Aderantenhaltung an, so auf S. 195, wo zugegeben wird, dafs der Charakter des Äneas gänzlich mifslungen sei, „aber ein Mifslingen, welches in den Schatten drängte jeden dichterischen Erfolg zwischen Euripides und Dante, ein Mifslingen, welches der Dichtung für alle Zeit eine Tür zu einer neuen Welt öffnete“ usw. Die Überschwenglichkeiten, welche hier folgen und auch an anderen Stellen, z. B. S. 78, 129, begegnen, werden weniger unseren Beifall finden als der Nachdruck, mit welchem Glover immer und immer wieder die nationale Bedeutung der Virgilischen Dichtung hervorhebt. Der hohe Enthusiasmus, welcher den Dichter beseelte bei der Verherrlichung seines Vaterlandes, seines Volkes und seines Herrschers, ist auch heute noch imstande, ähnliche Gefühle in dem Leser zu wecken. Aber Glover gewinnt der Dichtung Virgils noch andere Ergebnisse ab, und diesen ist das Schlufskapitel gewidmet. Goethe würde die Werke des Mantuaners nicht der „Lazarettpoesie“ zurechnen, sondern der tyrtäischen, die „den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen“. Die Georgica sind das Hohelied der Arbeit. *Scilicet omnibus est labor impendendus* klingt es eintönig und schwer; aber die Arbeit lohnt auch, nicht blofs materiell: sie stählt die Kräfte des Körpers wie des Geistes und ist die Mutter jedes Fortschritts, *labor omnia vicit*. Die so erworbenen Fähigkeiten wendet der Mensch in der Äneis in einem höheren Kampfe an. Fern in der Zukunft ahnt er ein Glück für kommende Geschlechter, dem er unverzagt zustrebt wie Äneas dem Lande der Verheifsung. Alles Leid, welches dem einzelnen in diesem Kampfe widerfährt, ist ihm zum Heile, es erzieht ihn zur Liebe, zur Menschlichkeit, wie der Dichter das an Dido, Evander und besonders auch an Äneas selbst dargestellt hat.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

13) Fr. Vollmer, Die Überlieferungsgeschichte des Horaz. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 1905. 8. (Separatabdruck a. d. Suppl. d. Philol. X, 2, S. 261—322.)

Der Verfasser stellt durch Äufserungen von Hertz, Christ, Teuffel, Schanz, Wickham fest, dafs es „noch heute in weiten Kreisen als Spielerei oder beinahe als Blasphemie gelte, den überlieferten Text anzugreifen oder

gar eine Konjektur im Horaz zu machen". Er hat recht. Das ist die communis opinio, wenn auch L. Müller seinen abweichenden Standpunkt bis zu seinem Tode nicht aufgegeben und ihn übergenug verteidigt hat. Es ist ferner wahr, was Vollmer dann behauptet, dafs das kostbare Material, das bei Keller-Holder 1864—1899 aufgespeichert war, fast brach gelegen habe. Nicht einmal die recensio sei zu Ende geführt, sonst läse man längst überall c. I, 8, 1: hoc deos vere, da alles andere von einem Glossator der karolingischen Zeit stamme. Das Beispiel ist allerdings glücklich gewählt, und man wird Vollmer beistimmen müssen, dafs bei Keller und Holder sich vielfach eine trügliche Stoffmasse finde und die Kritik fehle. Vollmer geht dann zur indirekten Überlieferung des Horaz über, wobei er Keller-Holders Apparat benutzt und selbstverständlich nachprüft und ergänzt. Hätte man das immer getan, würden nicht noch heute die wichtigen Verse I, 12, 37—40 in der Krügerschen Schulausgabe des Horaz als verdächtig unter dem Texte stehen, was ich für sehr bedauerlich halte. Seneca bietet Vollmer die Veranlassung, für Rufillus sat. I, 2, 27 Buccillus vorzuschlagen, doch immerhin mit einiger Reserve, da Probus das in der Zeit zwischen Horaz und Seneca etwa eingedrungene Buccillus vielleicht nach besserer Kenntnis wieder in Rufillus geändert haben kann. Die Durchmusterung gibt ferner Veranlassung zu folgenden Äufserungen: „Quintilian hat aus dem Gedächtnis zitiert, als er *intonsis* c. I, 12, 41 für *incomptis* schrieb. Servius geht in der Stellung von V. 45 u. 46 der Ars poet. auf Probus zurück. c. III, 7, 1 spielt *candida* bei Diomedes mit dem Namen *Asterie*, während die *candidi Favonii* vergeblich von den Erklärern mifsdeutet werden (??). 3, 4, 69 wird, wie auch II, 17, 14, *gigas* durch Priscian gesichert. — In Priscians Exemplar war wahrscheinlich zu III, 17, 4 *fastos* zunotiert: *fastus*." So ergibt sich auch diesem Verfasser als Resultat der Durchmusterung, dafs die Tradition unserer Horazhandschriften im ganzen zuverlässig und sicher ist. — Im zweiten Kapitel behandelt Vollmer die direkte handschriftliche Überlieferung. Keller habe verkehrterweise das Archetypon des Horaz ins 1. oder 2. Jahrhundert gesetzt. Leo folgere die Einheitlichkeit der Überlieferung aus der im ganzen einheitlichen Anordnung der verschiedenen Bücher, aus der Gleichheit der Büchertitel, aus den Inhaltsangaben und besonders aus den „gemeinsamen Korruptelen". Es folgt ein Verzeichnis der in allen unseren Handschriften sich findenden überlieferten Fehler im Texte des Horaz. Daraus schliefst er, bald Leo beistimmend,

bald gegen ihn polemisierend: „Unsere ganze direkte Überlieferung des Horaz geht auf ein einziges antikes Exemplar zurück." Das sei auch recht gut möglich, zumal da Horaz fast zwei Jahrhunderte lang ganz ungelesen geblieben sei. Mit dem 6. Jahrhundert reifse überall die Kenntnis des Horaz ab. Das älteste Zeugnis der späteren Horazlektüre seien die Exempla diversorum auctorum aus dem Ende des 8. Jahrhunderts. Aus dem 9. Jahrhundert aber stammten unsere führenden Handschriften. Bei der Analyse der uns jetzt vorliegenden Überlieferung geht Vollmer von Leos Dreiklassensystem aus. Die Anordnung der Bücher sei ein sehr wichtiges äufseres Kriterium, die Horazhandschriften zu sondern. Zu der Scheidung stimmten auch die Textvarianten. „Diese Varianten sind nicht Ausgaben, sondern Abschriften. Nirgends fänden sich Spuren einer Rezensionsarbeit; auch werden die Varianten der beiden Klassen nicht von antiken Zeugnissen bestätigt." Klasse I sei zweifellos die getreuere Kopie. In der Gruppe Φ hätten wir in der Tat eine Art von recensio vor uns, freilich keine des Altertums, sondern eine des 9. Jahrhunderts. S. 305: Schwieriger, aber doch auch mit vollkommen ausreichender Sicherheit lasse sich beweisen, dafs auch der Bland. nicht etwa, wie Leo meine, ein drittes Apographon für sich darstelle, sondern auch aus dem zweiten geflossen sei. Der Ruhm der verlorenen Handschrift, des Bland., den Bentley begründet und seine Nachfolger ins Ungemessene vergröfsert haben, sei nicht verdient. Das Schiboleth der Horazkritik serm. I, 6, 126: *campum lusumque trigonem* für *rabiosi tempora signi* sei nicht beweisend, *rabiosi tempora signi* brauche nicht im Apographon I gestanden zu haben; die reinen alten Zeugen ABC fehlen in diesem Teile der Satiren. Die Glosse: *caniculares dies dicit qui sunt caloratissimi* sei karolingische Weisheit. Auch ep. I, 16, 43, sat. II, 4, 44 und II, 8, 88, auch serm. I, 7, 17 und I, 3, 131 seien gar nicht beweiskräftig. In serm. II, 3, 303 könne *demens* nicht durch Verschreibung oder Glossierung entstanden sein. Wenn Vollmer carm. IV, 6, 21 des Bland. *flexus* gegen das *victus* der Handschriften nicht gelten lassen will, weil *victus* ein viel kühneres Bild gäbe, so kann ich ihm darin nicht beipflichten; eher darin, dafs serm. I, 3, 60 *versemur* aus einer allgemeiner gehaltenen Umschreibung für *versetur* in den Text gedrungen sei, oder darin, dafs serm. I, 1, 108 als Überlieferung nur zu gelten hat: *nemon ut.* Danach glaubt Vollmer annehmbar gemacht zu haben, dafs R. und Bland. den Beweis liefern, dafs das zweite Apographon noch lange nicht so korrupt

war, wie die Gruppe Φ es erscheinen lassen würde, wäre sie allein erhalten. In Abschnitt VI behandelt Vollmer Porphyrion, d. h. „eine in der Karolingerzeit wohl zu Lorsch gemachte und dann weiter verbreitete willkürliche Sonderabschrift der Scholien einer Handschrift der 2. Klasse des Horaz". Porphyrion besorgte im 3. Jahrhundert eine kommentierte Ausgabe des Horaz, von dieser Ausgabe war das Archetypon unserer Handschriften aus dem 6. Jahrhundert ein Exemplar. So würde sich die Zustimmung des Porphyrion zu den alten Fehlern *mauri* (carm. I, 2, 39), *potabis* (I, 20, 1) usw. verstehen. — Apographon I wie Apographon II haben jedes ad libitum von den Porphyrionischen Randscholien des Archetypon exzerpiert. Abschnitt VII versucht den Beweis, dafs diejenige Handschrift des Horaz, welche in die Karolingerzeit übertrat und ein Exemplar der Ausgabe des Porphyrio war, dasjenige Exemplar dieser Ausgabe war, das nach dem Jahre 527 Vettius Agorius Basilius Mavortius besessen und emendiert hatte. Es fehle, so urteilt Vollmer, jeder Anhalt, irgendwelche Lesart als Mavortianisch zu erkennen. Dies Exemplar des Mavortius, den Text und Kommentar des Porphyrion umfassend, fand irgendeiner der von Kaiser Karl mit der Suche nach einem Horaz beauftragten Gelehrten. Es wurde zweimal abgeschrieben. Das Urexemplar ging verloren, jene wurden schnell und oft vervielfältigt. Ein diesen Untersuchungen entsprechendes Stemma wird am Schlufs hinzugefügt.

Ob die wirklichen Resultate dieser bedeutenden und meisterhaft geführten Untersuchungen dem Fleifs und der aufgewandten Gelehrsamkeit entsprechen werden, ist mir zweifelhaft. Der Verfasser will ja, wie er selbst am Schlufs sagt, „nur zu einer von historisch begründeter Würdigung der Überlieferung ausgehenden Nachprüfung des Textes einladen". Und er wird manche Nachfolger finden, die ihm zeigen werden, dafs er oft doch mit zu vielen Unbekannten allzusicher rechnete und auch durch seine Untersuchungen nicht die alte Autorität der Handschriften allzusehr erschüttert hat. Möchten diese Nachfolger aber ebenso gelehrt sein, wie der, welcher sie in die Schranken gerufen hat! — Von den eigenen Versuchen des Verfassers für die Verbesserung des Textes in den Oden erwähnen wir noch 1) I, 12, 31 (quia qui B) Handschriften (Bland.) quod D′, quae O[2], qua. Vollmer vermutet *ut* (voluere). Er tut dies, sich auf Porphyrion berufend, dessen Lemma interpoliert sei. Aber auch an und für sich ist *ut* gut, vgl. V. 27 und I, 9, 9. 2) I, 20, 1 schlägt Vollmer *potavi* für das überlieferte *potabis* vor. Ich vermutete einst: *potabo*.

3) Dafs das erste Buch nur 38 Gedichte hat und mit dem unbedeutenden *Persicos odi* schliefst, ist auch Vollmer auffällig; ja er hält I, 38 nicht einmal für vollständig, da eine Myrtale oder Rhode gerufen werden müsse. Für seine Annahme gibt er folgende Erklärung: Horaz wird c. I, 4—38 d. h. 35 Gedichte schon vor der Redaktion vom Buch I—III im Kreise des Mäcenas bekannt gemacht haben: „bei der definitiven Ausgabe wurden dann 1—3 an Mäcenas, den Cäsar, Vergil nach Gebühr vorangefügt und die metrische Ordnung getroffen.“ Das ist eine Annahme, die nicht besser ist, als die vielen anderen, schon von anderen dazu geäufserten. Man sieht, auch ferner wird es nicht an Gelegenheit fehlen, verschieden über gewisse Horazstellen zu urteilen. 4) In der gelehrten Auseinandersetzung über serm. 10, 1—8 lesen wir: „Kurz, ich halte Heiric für den Verfasser dieser acht Verse.“ 5) *terrenum*, Bachmanns glänzende Konjektur, wurde durch Porphyr. gesichert (III, 24, 4). *publicum* sei in *ponticum* verderbt worden. 6) In serm. 1, 108 will Vollmer mit Porphyr. verstehen: *a quibus dissentire tamen avarum ait qui proposito suo gaudeat solus* (vgl. V. 66 f.), nicht mit den neueren Erklärern als *utpote avarus*.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

---

14) **J. Horovitz, Spuren griechischer Mimen im Orient.** Mit einem Anhang über das ägyptische Schattenspiel von Fr. Kern. Berlin, Mayer & Müller, 1905. 105 S. 8. ℳ 2.40.

Die vorliegende Abhandlung bietet eine Art Ergänzung zu Reichs grofsem Werke über den Mimus (vgl. N. Ph. R. 1903, S. 483 ff.), insbesondere zum siebenten Kapitel. Der erste Abschnitt, überschrieben: „Der griechische Mimus und sein Einflufs“, gibt im wesentlichen eine Zusammenfassung der Hauptresultate Reichs mit gelegentlichen Hinweisen auf neuere Literatur, aus der ich nur hervorheben will, dafs Grenfell und Hunt in „The Oxyrhynchus papyri“ III, Nr. 413 das Fragment einer mimischen Hypothesis veröffentlicht haben, wodurch die Annahmen Reichs eine sehr erwünschte Bestätigung gefunden haben. Im zweiten Abschnitt verfolgt Horovitz die Spuren des Mimus im Islam, bespricht die mit dem Mimus in enger Beziehung stehenden Grundlagen der Makamen, ferner das arabische, türkische und ägyptische Schattenspiel, und weist darauf hin, dafs sich neben dem Karagöz bei den Türken noch eine andere Art von dramatischen Darstellungen findet, „Orta ojunu“, Spiel der Mitte genannt, die dem Mimus noch näher steht als der Karagöz. Der dritte

Abschnitt handelt von „Theophilos und Maria, Mimen um Christi willen“; es ist ein in sog. geistlicher Ehe lebendes Asketenpaar, das sich selbst die Demütigungen, denen der niedere und verachtete Stand der Mimen ausgesetzt war, auferlegte. Die Geschichte findet sich in den „Lebensbeschreibungen der Seligen des Ostens“ des syrischen Bischofs Johannes von Ephesus (2. Hälfte des 6. Jahrhunderts) und wird von Horovitz in vollständiger Übersetzung gegeben (S. 38—48). Im Anschlufs daran wird auf andere „Narren um Christi willen“ (*Μάρκος ὁ σαλός* s. VI und *Συμεὼν ὁ σαλός* s. VII) hingewiesen und bemerkt, dafs es auch im Islam solche wunderliche Heilige gab. Der vierte Abschnitt führt die Überschrift: „Ein syrischer Philogelos“. Es handelt sich um das „Buch der erheiternden Erzählungen“ des Barhebräus (geb. 1226 in Melitene), dessen 15. Kapitel „erheiternde Erzählungen von Mimen und Komikern“ auf griechischen Quellen beruht, wie das inhaltlich verwandte 16. auf arabischen. Auf S. 64—76 gibt Horovitz die Übersetzung jenes Kapitels, dessen Inhalt sich dem Charakter nach aufs engste mit den von Reich S. 459 ff. veröffentlichten Proben aus dem griechischen Philogelos berührt. Es sind Schnurren und Witze, die so, wie sie sich jetzt darbieten, allerdings vielfach recht platt und schal sind, aber sofort gewinnen, wenn man sie auf die Bühne überträgt und sich die betreffende Situation anschaulich vorstellt. Im fünften Abschnitt wendet sich Horovitz dem „Mimus im Arabischen“ zu und stellt fest, dafs das an verschiedenen Orten (so in der Legende von Ǵuraiǵ [Gregorius Thaumaturgos] bei Abū Huraira s. VII) vorkommende *mūmisa* = Dirne nichts anderes ist als das griechische *μιμάς*, das ja auch den Sinn von *πόρνη* bekommen hatte (bei Johannes Chrysostomos). Auf dasselbe griechische Wort, bzw. das Mask. *μῖμος*, nicht auf *μῶμος*, führt Horovitz im sechsten Abschnitt, betitelt: „Der Mimus in jüdischen Quellen“, auch das hebräische *momos* zurück, dessen *o* in der ersten Silbe seine Parallele im *u* des arabischen *mūmisa* hat.

In einem Anhang (S. 98—104) gibt Fr. Kern Mitteilungen über das moderne ägyptische Schattentheater und führt den Inhalt von vier Stücken an.

Beigegeben sind der interessanten Abhandlung sechs Abbildungen, S. 5, 24, 46, 63, 85 und 95, mimische Personen und Szenen darstellend.

Halle a. S. **P. Wessner.**

---

15) **J. Vendryes, Traité d'accentuation grecque.** Paris, C. Klincksieck, 1904. XVIII u. 275 S. 8. geb. fr. 3.50.

Der Verfasser hat im Schuljahr 1902/03 an der Universität Clermont-Ferrand einen Kurs über die griechische Akzentuation gehalten, und daraus ist das vorliegende Buch hervorgegangen, das also an erster Stelle für Studenten der griechischen Sprache bestimmt ist, aber auch manchem Lehrer des Griechischen gute Dienste leisten wird.

Es beginnt mit der Definition von Akzent, bespricht die Quellen unserer Kenntnis des griechischen Akzents, legt dessen Wesen und Eigentümlichkeit dar, gibt die Zeichen und den Wert der einzelnen Akzente an und zählt die Regeln für die griechische Akzentuation im allgemeinen und im besonderen auf, indem es auch auf den Satzakzent und die drei Hauptdialekte eingeht. Als besonders gelungen verdienen die Kapitel über die Proklisis und Enklisis hervorgehoben zu werden. Dabei begnügt sich der Verfasser nicht mit der Anführung der Regeln für die Akzentuation, sondern setzt auch, soweit dies möglich ist, an der Hand der Sprachvergleichung die Gründe dafür auseinander, aus praktischen Rücksichten jedoch so, dafs die letzteren Abschnitte in kleinerer Schrift beigefügt sind, während die ersteren in grofsem Druck ein zusammenhängendes Ganze bilden, das für sich, unabhängig von den Erläuterungen, benutzt werden kann.

Der Verfasser hat die einschlägige Literatur, unter den neueren Gelehrten besonders die Forschungen J. Wackernagels, überall zu Rate gezogen und zweckentsprechend verwertet. Auch hat er es sich angelegen sein lassen, die Abweichungen der neueren Gelehrten von der alten Überlieferung anzugeben und vorkommendenfalls festzustellen, was wir über die griechische Akzentuation sicher wissen, was zweifelhaft ist und wo uns jede Kenntnis mangelt. So ist sein Buch ein zuverlässiger Führer in allen diesen Fragen. Im einzelnen ist mir aufgefallen, dafs er sich in § 43 über Aristotel. soph. elenchoi p. 166 b und 177 b nicht genauer ausgesprochen und in § 57 bei *ἑστῶτες* aus *ἑσταότες* Brugmanns Erklärung Griechische Gramm.[3] 1900, § 145, 4, nicht beigezogen hat. In § 172 ist *διαχῆσθαι* statt *διακῆσθαι* zu schreiben.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

16) **Arthur Stein, Die Protokolle des römischen Senates und ihre Bedeutung als Geschichtsquelle für Tacitus.** (Separatabdruck aus dem 43. Jahresber. der I. deutschen Staatsrealschule in Prag.) 1904. Selbstverlag. 33 S. 8.

Der erste Teil dieser lesenswerten Arbeit (vgl. Andresen, JB. XXX, 326f., und meine Anz. in W. f. kl. Phil. 1904, Nr. 43) handelt vom Ursprung und der weiteren Ausgestaltung der Senatsakten, von ihrem wesentlichen Inhalt, von den Protokollführern und der Bedeutung ihres Amtes, bringt auch eine chronologische Liste dieser Beamten, soweit ihre Namen bekannt geworden sind. Dann geht Stein zu dem Hauptzweck seiner Ausführungen über: die Wichtigkeit der Senatsprotokolle für die römische Geschichtschreibung darzutun und sie namentlich als eine unmittelbare Grundlage wenigstens der Annalen des Tacitus zu erweisen, die mit einem ganz anderen Mafsstabe zu messen seien als die Historien. — Zunächst beschränkt sich der Verfasser auf die erste Hälfte der Annalen und zeigt, gestützt auf die Darlegungen R. Weidemanns (Die Quellen der ersten sechs Bücher von Tac. Ann., Kleve 1868 und 1869), dafs die Taciteische Erzählung genaue Einzelkenntnis der Senatsverhandlungen verrät; über die verschiedenen Anträge, Debatten, Beschlüsse wird in streng zeitlicher Folge berichtet (vgl. 3, 56—74), so wie die einzelnen Gegenstände in den Sitzungen erledigt worden sind. Zieht sich ein Prozefs aus einem Jahre in das nächste, die Verhandlung aus einer Sitzung in die folgende hinüber, so hat Tacitus regelmäfsig auch an zwei Stellen besonders referiert. Die öftere Erwähnung von sententiae, auch solcher, die nicht zu Beschlüssen geführt haben, deutet gleichfalls darauf hin, dafs der Autor sein Material grofsenteils nicht aus zweiter Hand empfangen hat. Manches geht selbstverständlich nur auf das Zeugnis von Mithandelnden und Augenzeugen, auf persönliche Mitteilungen von Senatoren zurück, so der Bericht (Ann. 2, 88) über den bösen Brief des Chattenfürsten; denn jenes Schriftstück, wenn es überhaupt je existiert hat, scheute man sich wohl in die Senatsakten aufzunehmen.

Steins Auffassung erhält eine ansehnliche Bestätigung durch die inzwischen erschienene posthume Schrift Mommsens, „Das Verhältnis des Tacitus zu den Akten des Senats" (Sitzungsber. d. K. Preufs. Akad. d. Wiss. 14. 7. 1904, S. 1146—1155). Darin finden wir nämlich fast alle eben angeführten Indizien für eine (direkte) Benutzung der Senatsprotokolle durch Tacitus bereits geltend gemacht; es wird gezeigt, wie vor

allem Reihenfolge und Auswahl der erzählten Ereignisse durch die Beschaffenheit der „Hauptquelle" bedingt sei; als besonders charakteristisches Beispiel führt Mommsen die Berichte für das Jahr 22 n. Chr. an: Ann. 3, 52—74 „lauter im Senat verhandelte Dinge". Auch das wird betont, dafs Tacitus namentlich in betreff politischer Prozesse (an denen doch in der ersten Kaiserzeit gewifs kein Mangel war), offenbar nach sachlicher Vollständigkeit gestrebt hat". Und dennoch bleibt Mommsen bei der Ansicht, Tacitus habe nur für die verlorenen Bücher der Historien (als er im Senat safs) grofsenteils aus den amtlichen Akten geschöpft; „aber für die Epoche der julisch-claudischen Dynastie hat er die Senatsprotokolle wenn überhaupt, gewifs nur beiläufig eingesehen". — Diesen Ausspruch mit Mommsens erwähnten eigenen Zugeständnissen in Einklang zu bringen, dürfte jedem schwer fallen, der nicht geneigt ist, vor der Autorität des grofsen Forschers ein Opfer des Intellekts zu bringen.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

---

17) **G. Pasciucco, Elagabalo.** Contributo agli studi sugli „Scriptores Historiae Augustae". Feltre, Premiata tipografia Panfilo Castaldi, 1905. 68 S. 8.

In der dem bekannten Altertumsforscher G. Tropea gewidmeten Schrift will der Verfasser die Geschichte des unbedeutenden grausamen römischen Kaisers Elagabal einer kritischen Untersuchung unterziehen, wie er dies schon früher bei den bedeutenderen Kaisern getan hat. Nach einer Einleitung (S. 1—14) und nach einem von S. 15—49 reichenden Teile, der die Geschichte des Elagabal eingehend untersucht, folgt von S. 49—67 eine kritische Prüfung der Biographie des wenig bekannten Lampridius. Der Verfasser kommt hierbei zu folgendem, nicht einwandfreiem Schlusse: Lampridius war ein Mann von geringer Begabung, der das Wahre vom Falschen nicht immer zu unterscheiden wufste und nur die eine Tendenz verfolgte, den Leser durch unwahre Zutaten zu unterhalten. Wenn er sich hier und da den Anschein gibt, als wolle er seine Quellen kritisch untersuchen, um uns auf Grund dieser eine Charakteristik dieses schlechten Kaisers zu geben, so müssen wir dies nur als eitle Prahlerei ansehen; der Historiker kann dabei wenig gewinnen. Zudem sei bei der bekannten Dekadenz der Geschichtschreibung in der damaligen Zeit sowie bei jedem Mangel einer Methode in der Historie diese Biographie, als historische

Quelle betrachtet, von ganz geringem Werte und höchstens nur als eine politische Tendenzschrift anzusehen. Der Verfasser geht entschieden zu weit. Eine solche Unwissenheit wird dem Lampridius um so weniger zuzutrauen sein, als er ja eine ganze Reihe von anderen Biographien verfafst hat, die bei den Gewährsmännern Anklang gefunden haben. Mag vielleicht die Vita des Elagabal stellenweise viel Unrichtiges enthalten und zufolge der persönlichen Stimmung des Schreibers, die vom römischen Patriotismus und moralischer Kraft beeinflufst ward — letzteres wird von anderen Schriftstellern an Lampridius gerühmt —, auch Entschuldigung finden, so werden doch anderseits diese Angaben von anderen Schriftstellern, wie Dio Cassius, Herodian u. a., vielfach bestätigt. Vopiscus, der bedeutendste der Scriptores hist. Augustae, zitiert den Lampridius ebenfalls. Freilich, eine kritische Geschichtschreibung, wie etwa bei Livius, Sallust und Tacitus, können wir bei ihm gerade so wenig suchen, wie bei allen Scriptores hist. Aug. Dafs Lampridius ein ganz kritikloses Verfahren eingeschlagen hätte, läfst sich auch aus dem Buche des Verfassers S. 65 f. selbst als falsch erweisen, Alles in allem: Lampridius' Vita des Elagabal ist den übrigen Viten der Script. hist. Aug. gleichwertig.

Laibach. **Josef Šorn.**

---

18) **Siegmund Schlofsmann, Nexum.** Nachträgliches zum Altrömischen Schuldrecht. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1904. XI u. 91 S. 8. ℳ 2.25.

Das „Nachträgliche" zu der von uns in dieser Zeitschrift 1905, S. 9 ff. angezeigten Schrift Schlofsmanns besteht in einer gröfseren Zahl von Widerlegungen einer eingehenden Kritik jenes Werkes von Kübler, wobei Verfasser Gelegenheit findet, seine in dem Hauptwerke niedergelegten neuen Gedanken durch einige neue Gründe zu erhärten. Gleichzeitig nimmt er in längerer Vorrede, die ein „Nachwort" zu dem „Altrömischen Schuldrecht" sein soll, Veranlassung, die Frage nach der Echtheit der XII Tafeln als der Xviralgesetzgebung, die jetzt vielfach angezweifelt wird, zu erörtern. Er nimmt hierbei eine Zwischenstellung ein und spricht von den Zwölftafeln in dem herkömmlichen Sinne, ohne damit ein Präjudiz für die Echtheit geben zu wollen; er sagt vielmehr S. IX: „Die gründliche Erforschung der als Zwölftafelrecht überlieferten Rechtssätze ist nicht sowohl von einer vorherigen Entscheidung des Echtheitsstreites abhängig, als vielmehr eine wesentliche Vorbedingung für sie." Verfasser kommt

bei seinen Einzeluntersuchungen zu denselben Ergebnissen wie im Hauptwerke: nur wenn man *nexum mancipiumque* als einheitliches Ganzes auffafst (*que* hat keinen disjunktiven Sinn), gelangt man zu einer befriedigenden Konstruktion des alten römischen Schuldrechtes; beides sind Bestandteile eines einzigen Geschäftes gewesen. Bei seiner Prüfung des Satzes *cum nexum faciet mancipiumque*, den Festus aus den Zwölftafeln überliefert, kommt Verfasser in undurchlässig scheinender Beweisführung zu dem Schlusse, dafs die Stelle echt ist; und selbst angenommen, die Zwölftafeln hätten nicht existiert, so müssen dennoch *nexum* und *mancipium* nach dem alten Sprachgebrauch ein und dasselbe Geschäft bezeichnet haben. Dabei werden mitunter etwas weitschweifige sprachliche Untersuchungen über Bedeutung und Gebrauch der Partikeln eingefügt (beachtenswert z. B. die über *praeterquam* und *praeterquam quod* S. 30 ff. bei Gelegenheit der Erörterung von Varr. l. l. VII 105, der gleichfalls wichtigen Grundlage für die Bestimmung des Wesens des *nexum*). Ebenso ausführlich ist die Besprechung von *aes confessum*; auch *vindex* wird von neuem erörtert. Eine grofse Reihe von Stellen wird herangezogen und vom Gesichtspunkte der allgemeinen Rechtslehre, der vergleichenden Rechtswissenschaft und auch der Sprachwissenschaft behandelt.

Verfasser gibt freilich selbst zu, dafs die von ihm über dies Thema vorgebrachten Gedanken zum guten Teil nur den Wert von Hypothesen für sich in Anspruch nehmen, dafs aber auf diesem Gebiete die Forschung in vielen Punkten überhaupt nur Hypothesen zu schaffen vermag, die aber, indem sie unentschiedene Fragen von neuem aufrollen oder in neue Beleuchtung setzen, wohl zur Klärung beizutragen geeignet sind.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

19) **J. Steyrer, Der Ursprung und das Wachstum der Sprache indogermanischer Europäer.** Wien, A. Hölder, 1905. II u. 175 S. 8. ℳ 5.20.

Der Verfasser erklärt in konsequenter Weiterführung seiner Aufstellungen in der 1887 erschienenen, von den berufenen Kritikern abgelehnten Schrift: „Die ursprüngliche Einheit des Vokalismus der Germanen auf Grund einer Vergleichung der bajuwarischen Mundart mit dem Englischen“ *oa* bzw. *or* als den ältesten Laut und vermutet in dieser vokalischen Verbindung den Keim der Sprache der Indogermanen. Der Verfasser der

vorliegenden Schrift ist ein Feind der herrschenden Methode, die er als Zählmethode bezeichnet, und macht „mit dem in der historischen Zeit gewonnenen Rüstzeug" „einen gewaltigen Sprung in die Urzeit". Einem gewöhnlichen Menschen ist es nicht möglich, dem Verfasser auf diesem Sprung ins Ungewisse zu folgen und die Entwickelung der Sprache „indogermanischer Europäer" aus seinen Urlautsgebilden zu begreifen, er mufs sich mit dem Gedanken trösten, dafs es nur den wenigsten Menschen vergönnt sein dürfte, in ein Verständnis der tiefsinnigen Gedankengänge der vorliegenden Schrift einzudringen und mehr darin zu finden als die schrullenhaften Konstruktionen eines sprachlichen Phantasten.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

20) **Karl Meister, Der syntaktische Gebrauch des Genetivs in den kretischen Dialektinschriften.** Leipziger Inauguraldissertation. Strafsburg, K. J. Trübner, 1905. 8. [Sonderabdruck aus den Indogermanischen Forschungen XVIII, 133—204.]

Die grofse Zahl der Dialektinschriften der Insel Kreta ermöglicht es, auch Probleme der Syntax an ihnen zu versuchen. Sollten sich auch, wie es bei dieser Dissertation tatsächlich der Fall ist, keine syntaktischen Verschiedenheiten in lokaler Beziehung ergeben, so stellen sich doch zeitliche dialektische Unterschiede zwischen den älteren und jüngeren Inschriften heraus, die freilich deshalb nicht auch in dem gesprochenen Dialekte obgewaltet haben müssen, da die Gesetzessprache, um die es sich bei den älteren, im epichorischen Alphabet abgefafsten Inschriften meistens handelt, oft altertümlicher ist als die Umgangssprache. Diesem Gesichtspunkte sorgfältig Rechnung tragend, hat der Verfasser der vorliegenden, mit grofser Sorgfalt und sehr guter Sachkenntnis abgefafsten Dissertation, von der ich auch für die Zeitschrift für österreichische Gymnasien eine Besprechung verfafst habe, in drei Kapiteln, nämlich I. Unabhängiger Genetiv, II. Adverbaler Genetiv, III. Adnominaler Genetiv die verschiedenen Arten des Genetivs behandelt und die einzelnen Fälle in die verschiedenen Kategorien eingereiht, indem er im zweiten Kapitel an die von Brugmann in der dritten Auflage seiner griechischen Grammatik gewählte Anordnung sich anschlofs. Alle dabei in Betracht kommenden Fragen sind sachgemäfs und eingehend behandelt, so dafs nicht nur der Sprachgebrauch der kretensischen Mundarten vollkommen sichergestellt

erscheint, sondern auch für die griechische Grammatik im allgemeinen einige Ergebnisse gewonnen werden (vgl. S. 180, 189).

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

21) **Georg Wissowa, Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.** Neue Bearbeitung, herausgegeben von Georg Wissowa. VIII. Halbband: Corniscae-Demodoros. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag, 1901, Sp. 1633—2870. Lex.-8. ℳ 15.—.

Der vorliegende Halbband ist ungemein reich an Artikeln aus dem Gebiete des römischen Staats-, Verwaltungs- und Strafrechts, wie corrector, creatio, cretio, crimen, crux, a cubiculo, cubicularius, poena cullei, culpa, cura, curatores, curia, curiata lex, cursus publicus, custodia, custos, damnatio memoriae, damnum, dardanariatus, decemprimi, decemviri, decretum, decuma, decumanus, decuria, decurio, dediticii, defensor civitatis, *δεκάπρωτοι*, delatio nominis, delator, delegatio, delictum. Griechischrechtliche Artikel dagegen finden sich naturgemäfs nur wenige, und auch die vorhandenen sind im allgemeinen knapper gefafst als die römischrechtlichen, selbst da, wo das Material etwas reicher fliefst. Genannt seien *δαμιώδεις*, *δαμοσιοφύλακες* und *δεῖγμα* von Szanto; *δάνειον*, wo meines Erachtens ein Hinweis auf die zahlreichen griechischen Darleihensverträge aus Ägypten am Platze gewesen wäre, *δατηταί*, wo neben dem „Att. Prozefs" wegen der Selbständigkeit des Urteils Caillemer, Droit de succession légitime S. 197 ff. und sein Artikel „Datétai" bei Daremberg-Saglio Erwähnung verdient hätte; ferner *δειλίας γραφή*, *δεκασμοῦ γραφή*, *δήμευσις*, *δημιόπρατα* und *δήμιος* (*δημόκοινος*) von Thalheim.

Eingehender sind die Artikel des zu früh verstorbenen Valerian v. Schoeffer. Von ihm rühren her der vorzügliche Artikel über den Archon Damasias, die scharfsinnigen Darlegungen über *οἱ δέκα* (Sp. 2409 ff.), die übersichtliche Behandlung der *δήμαρχοι* (Sp. 2706—2712), der Artikel über die Phyle Demetrias (Sp. 2765 f.) und der Artikel Demiurgoi (Sp. 2856—2862), bei dem es sich als unmöglich erweist, für Attika über unsichere Vermutungen hinauszukommen, während für die *δαμιοργοί* der dorischen Staaten reiches, zuverlässiges Material vorliegt, das hier mit grofsem Fleifs gesammelt ist.

Vorzügliche, umfangreichere Arbeiten mehr historischer Natur sind Demetrios Poliorketes (Sp. 2769—2792) von Kärst und Demetrios von

Phaleron (Sp. 2817—2841) von Martini. Von kleineren Artikeln seien noch rühmend erwähnt δεκαδαρχίαι von Judeich und Szanto, δεκαδισταί von Öhler und δεκάτη von Koch.

Eine besondere Zierde des achten Halbbandes bilden die grofsen Artikel Delos und Delphoi, auf die die griechische Altertumswissenschaft stolz sein darf, so wenig es auch gegenwärtig möglich ist, hier Abschliefsendes zu bieten. Um so mehr ist es anzuerkennen, dafs sich die Verfasser der grofsen, nicht immer dankbaren Aufgabe unterzogen haben, das weit zerstreute, nicht leicht zu überblickende Material zu sammeln und wohlgesichtet vorzulegen. Vom Artikel Delos (Sp. 2459—2502) stammt der geographisch-topographische Teil (bis Sp. 2473) von Bürchner, der historische Teil, der auch die innere und die Kultgeschichte der Insel behandelt, von Valerian v. Schoeffer. Im ersten Teil sind die wichtigsten von den Franzosen wieder ausgegrabenen Reste meistens im Anschlufs an Fougères' Darstellung im „Guide Joanne" beschrieben, die natürlich seit der durch die Freigebigkeit des Duc de Loubat ermöglichten Weiterführung der Ausgrabungen und dem Erscheinen der Karte von Ardaillon und Convert nicht unerheblich erweitert werden könnte. Sehr gründlich behandelt der durch seine Dissertation De Deli insulae rebus (1889) für diese Aufgabe besonders gut vorbereitete Valerian v. Schoeffer die Geschichte der Insel. Das Bild wird besonders da klar, wo das inschriftliche Material reichlich zufliefst. So erhalten wir eine lichtvolle Darstellung der delischen Verhältnisse für die Zeit der athenischen Verwaltung in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. auf Grund des sog. Marmor Sandwicense (CIA II, 814 und 814 b) und des Tempelinventars vom Jahre 364/3 (Bull. de corr. hell. X, 461 ff.), sodann eine eingehende Darstellung der Verfassung und Tempelverwaltung während der Selbständigkeit von Delos. Der Verfasser hat aber nicht blofs Material zusammengetragen, sondern an mehreren Punkten die Forschung selbständig und scharfsinnig weitergeführt. Zu bedauern ist blofs, dafs die inhaltlich zusammengehörigen Artikel Δήλια, Δηλιάδες, Δηλιασταί, gegen die sonst nichts einzuwenden wäre, nicht vom gleichen Autor herrühren, weil dann eine gewisse Einheitlichkeit der Darstellung erzielt worden wäre. Jetzt liegt die Sache so, dafs die attische Theorie nach Delos viermal behandelt ist, unter Δήλια und Δηλιασταί von Stengel, unter ‚Delios' (Sp. 2445 f.) von Jessen und unter ‚Delos' von Val. v. Schoeffer; ferner, dafs man über den Chor der Deliaden aus dem Artikel ‚Delos' Sp. 2493,

34 ff. Genaueres erfährt als aus dem Spezialartikel von Stengel Sp. 2435.

In den sehr umfangreichen Artikel Delphoi (Sp. 2517—2700) haben sich drei Bearbeiter geteilt. Die Geographie behandelt Sp. 2517 ff. Philippson, die Geschichte Fr. Hiller v. Gaertringen (Sp. 2520 ff.), die Chronologie H. Pomtow (Sp. 2583 ff.). Das schon im Winter 1897/8 abgeschlossene Manuskript von Hiller v. Gaertringen hat H. Pomtow durchgesehen und ergänzt, und zudem auf ganz besonderen Wunsch des Verfassers, wenn auch nicht ohne gewichtige Bedenken, eine Archontentafel, das Verzeichnis der lebenslänglich fungierenden Neokoroi des pythischen Apollon, die Hauptliste der delphischen Beamten, das Verzeichnis der aitolischen Strategen und die Hieromnemonenverzeichnisse hinzugefügt. Es sind des aufserordentlich mühsame, von eminentem Fleifs, grofsem Scharfsinn und glücklicher Kombinationsgabe zeugende Zusammenstellungen, die selbstverständlich noch Korrekturen und Ergänzungen erfahren werden. Schon jetzt darf der Benutzer dieser Tabellen nicht übersehen, was Pomtow selber Sp. 2693 ff. ergänzend und berichtigend nachgetragen hat. Niemand weifs besser als Pomtow selber, dafs diese chronologischen Tabellen zu einem erheblichen Teil einen provisorischen Charakter tragen; dafs er sich aber trotzdem dazu verstanden hat, uns die Resultate jahrzehntelanger eingehendster Studien in solch übersichtlicher Form darzubieten, dafs man einmal den gegenwärtigen Stand der Forschung und die dabei erzielte Sicherheit klar überblicken kann, dafür können wir ihm nicht dankbar genug sein. Fr. Hiller v. Gaertringen, der seine Arbeit zu bescheiden als eine ‚Skizze' bezeichnet (Sp. 2525), bietet doch mehr, als dieses Wort besagt. Über die älteste Zeit des apollinischen Kultes und seine Beeinflussung durch Dionysos, durch den die Ekstase in die Weissagung hineinkam, über Einrichtung und Personal des Orakels, über die Gegenstände der Orakelbefragung, über Inhalt und Form der Orakel und die allgemeine Wirksamkeit des Orakels gibt uns seine Darstellung durchweg klare und völlig ausreichende Auskunft, ebenso über die Ausbreitung des Kultus des *Πύθιος* und *Δελφίνιος* im Abschnitt: „Stellung Delphis zu den griechischen Stämmen bis zum heiligen Kriege" (Sp. 2537—2547). Begreiflicherweise steht in diesem Artikel ‚Delphoi' das religionsgeschichtliche und das geschichtlich-chronologische Moment im Vordergrund der Darstellung, während die topographischen und baugeschichtlichen Ergebnisse der französischen Ausgrabungen jeweilen an geeigneter Stelle in die ge-

schichtliche Darstellung eingereiht sind. Nachdem jetzt die Ausgrabungen abgeschlossen sind, dürfen wir wohl, wenn erst die französische Gesamtpublikation weiter fortgeschritten ist, für den zweiten Supplementband der Realenzyklopädie auch eine von einem Plänchen begleitete Topographie, resp. Periegese von Delphi erwarten.

Dieser achte Halbband bietet uns wieder eine solche Fülle reicher Belehrung in zuverlässigster Darstellung, dafs wir alle Veranlassung haben, den hochverdienten Herausgeber zu dem grofsen Geschick zu beglückwünschen, mit dem er für die wichtigsten Artikel jeweilen die tüchtigsten Bearbeiter zu finden und für sein Werk zu gewinnen versteht.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

22) **Ad. Klages, Fremdländisches Liederbuch für gemischten Chor.** Berlin-Grofs-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg. 94 S. gr. 8.

Die Sammlung enthält englische und französische Lieder und bietet nicht nur die einfachen Melodien, sondern mehrstimmigen Chorsatz. Sie will also nicht im neusprachlichen Klassen-, sondern im Gesangunterricht Verwendung finden. Sie besteht aus 25 englischen und ebensoviel französischen Liedern; von ersteren sind aber — nicht zum Schaden der Sammlung — nur acht wirklich englische, während die übrigen dem Liederschatze der sangeskundigeren Schotten, Iren und Waliser, sowie zum Teil auch amerikanischen Sammlungen entnommen sind. Von den französischen entstammen nur fünf nichtfranzösischen Gebietsteilen.

Bei der Auswahl ist ihr Zweck stets mafsgebend gewesen: Liebeslieder sind also gänzlich vermieden worden; vielleicht ist der Verfasser darin etwas zu peinlich gewesen, denn Lieder wie Robin Adair, John Anderson, my je — Long, long ago würden wohl in den Herzen der Schüler kein Unheil angerichtet haben. Hübsch ist aber, dafs die Bedürfnisse des fremdsprachlichen und geschichtlich-geographischen Unterrichtes gebührend berücksichtigt worden sind. So finden wir neben Jeanne d'Arc, Marlbrough s'en va-t-en guerre, Ma Normandie und anderen auf Frankreich bezüglichen die belgische Nationalhymne La Brabançonne, dann die schönen schottischen und irischen Volks- und Vaterlandslieder von Burns und Th. Moore — und auch das unvermeidliche Rule Britannia! Wenn aber einmal diese das Selbstgefühl des Engländers so trefflich charakterisierende und seine eigentlichen Herzenswünsche so klar zum

Ausdruck bringende, vielgesungene Nationalhymne aufgenommen wurde, so mufste es auch ohne Kürzung geschehen. Die berüchtigte letzte Strophe mit der Stelle: „Dein soll das dir dienstbar gemachte Weltmeer sein, und jede Küste, die es umschliefst, dein!“ durfte also den deutschen Schülern nicht vorenthalten werden.

Dafs von den melodischen Weisen der romanischen Schweiz einige Aufnahme gefunden haben, ist sehr dankenswert, um so mehr, als manche von den wirklich französischen und englischen Liedern in der Melodie doch recht wenig bieten. Um so lieber werden ja dann die Schüler zu unserem herrlichen deutschen Volkslied zurückkehren.

In ihrer ganzen Behandlung läfst die Sammlung die Hand eines tüchtigen Musikers und auch die eines Mannes erkennen, der mit den Fremdsprachen umzugehen und auch geschmackvoll zu übersetzen versteht. Bei nicht weniger als 26 der Lieder rührt die Übersetzung, die überall dem fremdsprachlichen Text beigegeben ist, von des Herausgebers Hand her.

Dessau. **Bahrs.**

---

23) Mrs. Humphrey Ward, The Marriage of William Ashe.

Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1905. Zwei Bände. 320 u. 288 S. 12.
M 3.20.

Dieser Roman darf sicherlich mit zu den besten gerechnet werden, die die Verfasserin seit ihrem wohlbekannten Rob. Elsmere geschrieben hat. Der Leser wird gleich in den ersten Kapiteln lebhaft gefesselt. Wohl enthalten dann die mittleren Partien einige ermüdende Längen, doch nimmt der Schlufsteil wieder mehr gefangen. Die eingeführten Personen gehören fast alle den höheren Gesellschaftskreisen Englands an: Staatsminister, Lords und Ladies, ein hoher Geistlicher u. a. Die Handlung ist in die Gegenwart verlegt, doch sind die Charaktere augenscheinlich nicht lebenden und jetzt noch politisch tätigen Personen abgelauscht. Von den Hauptcharakteren sind der Schriftstellerin die weiblichen am besten geglückt, unter denen sich einige sympathische Gestalten befinden. Dazu kann man aber die weibliche Hauptperson, die leichtsinnige, wunderliche Lady Kitty nicht rechnen. Sie ist schlecht erzogen in einem französischen Kloster, und ihre Herkunft ist nicht ganz einwandfrei. Dennoch findet sie die Liebe eines hochgebildeten Aristokraten, den sie unglücklich macht, trotzdem sie ihn liebt, und dem sie die Karriere verdirbt, weil sie nicht davon ablassen kann, wider bessere Einsicht, mit einem nichts we-

niger als liebreizenden zynischen Dichter zu kokettieren — dem die Verfasserin leider einen zu breiten Raum in der Entwickelung des Romans gewährt hat —, und besonders weil sie eine beifsende Spottschrift gegen den Chef ihres Gemahls verfafst und veröffentlicht hat. Auch W. Ashe, die Hauptperson, hat seine Frau wider besseres Wissen geheiratet, trotzdem er sich wiederholt sagt, dafs sie ihm bei seinem Streben nach Berühmtheit und hohem Range nicht nur unbequem, sondern geradezu nachteilig sein wird und sein mufs. Vernünftigerweise hätte er dann doch wohl versuchen müssen, seine junge, unerfahrene Frau auf bessere Wege zu leiten, anstatt sie in allem gewähren zu lassen und ihr immer, ohne dafs sie nur je zu bitten brauchte, alles gleich zu verzeihen, selbst das, was der strenge Kodex englischer Sitte nicht gestattet.

In bezug auf ihren Stil kann der Verfasserin der Vorwurf nicht erspart werden, der manchem unserer modernen deutschen Schriftsteller mit Recht gemacht wird, die Sprache öfter mit allerlei fremden Brocken verballhornt zu haben. Alle ihre fremdsprachlichen Wörter und Phrasen liefsen sich ebensogut durch englische ersetzen, woran selbst der Umstand nichts ändert, dafs die Heldin der Erzählung lange Zeit in Frankreich gewesen ist und später sich in Italien aufhielt.

Die fremden Brocken sind auch Veranlassung geworden zu den einzigen Druckfehlern, die auf den 600 Druckseiten zu finden sind: Bd. II, S. 8: *I'll ne manquait* anstatt *Il ne manquait*, und S. 107 in demselben Bande *serenta* anstatt *serenata*.

Borna. **Teichmann.**

---

24) **C. J. Eickhoff** und **Gustav Kühn, Lehrbuch der englischen Sprache** nach der direkten Methode für Handels-, kaufmännische Fortbildungs- und Mittelschulen. Teil I. Wittenberg, R. Herrosés Verlag, 1905. IX u. 195 S. 8. Teil II. Ebd. 1905. IV u. 169 S. 8.

Ihrem kürzlich in dieser Zeitschrift angezeigten Lehrbuche der französischen Sprache haben die Verfasser ein englisches Gegenstück folgen lassen. Da die Schüler das Englische meist in einem reiferen Alter zu erlernen beginnen, als es beim Französischen der Fall ist, so ist der Lehrstoff seinem Umfang und Inhalt nach dieser gröfseren Reife der Schüler entsprechend gestaltet. Wie das französische Lehrbuch will auch dieses englische die Schüler so weit fördern, dafs sie mit einiger Sicherheit sich

über Gegenstände und Verhältnisse des täglichen Lebens ausdrücken und später dem Unterrichte in der Handelskorrespondenz folgen können. Da der Lernende von Anfang an zum Sprechen in der fremden Sprache angeleitet werden soll, so sind den einzelnen Lektionen Fragen beigefügt, die dem betreffenden Lesestück entnommen sind. Der erste Teil des Lehrbuchs umfaſst kurze Bemerkungen über die Aussprache, 21 Lektionen mit je einem in sich abgeschlossenen, vorwiegend die mannigfachen Verhältnisse und Beziehungen des täglichen Lebens behandelnden Lesestücke, daran sich anschlieſsende deutsche Übersetzungsstücke und einen kurzen Abriſs der Grammatik. Die grammatischen Regeln sind unter Vermeidung alles Unwesentlichen aus den Lesestücken entwickelt. Den Schluſs macht ein nach Lektionen geordnetes Wörterverzeichnis. Der zweite Teil ist ganz ähnlich angeordnet. Die Lesestücke der 20 Lektionen behandeln Land und Sitte, Handel und Wandel des Inselreiches, im besonderen die groſsen Industrie- und Handelsstädte sowie eigenartige Züge des englischen Lebens. Einigen Lektionen sind deutsche Übersetzungsübungen beigefügt. Die Grammatik ist erweitert nach der syntaktischen Seite hin und berücksichtigt besonders den Gebrauch der Präpositionen. Ein Wörterverzeichnis in alphabetischer Ordnung beschlieſst den zweiten Teil. Wie beim französischen Teil ist auch hier die äuſsere Ausstattung zu loben, und wie jener empfiehlt sich auch dieser englische Teil durch die zweckmäſsig gewählten Lesestücke, deren Inhalt den Interessenkreisen des Schülers entnommen ist, sowie durch die Beschränkung des grammatischen Stoffes auf das Wesentliche den kaufmännischen Fortbildungsschulen als Hilfsmittel beim englischen Unterricht.

Bochum. **M. Steffen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin** über Werke von **Theodor Mommsen.**

Gotha, 10. Februar. Nr. 3, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

25) **Antonio Rettore, Tito Livio e la decadenza della lingua Latina nei primi cinque libri della prima decade delle sue storie.** Padova, tipi della Rivista di Storia Antica. (Sep. Abdr. a. d. Rivista di Storia Ant. IX, S. 529/564.) 1905. 38 S. 8.

Ohne Römer von Geburt zu sein, schuf Livius das gröfste römische Geschichtswerk. Seine kunstvolle Sprache weicht in vielen Punkten vom klassischen Latein eines Cicero und Cäsar ab. Man warf ihm Provinzialismen vor, eine gewisse Patavinitas, und man findet bei ihm Neologismen. Wir können diese beiden Arten ungewöhnlicher Ausdrücke nicht genauer unterscheiden. Da uns übrigens von den früheren Geschichtewerken der Römer sehr wenig erhalten ist, so erscheint uns wohl mancher Ausdruck bei Livius als neu, den er schon in seinen Quellen fand. Sodann gingen im kaiserlichen Rom Angehörige verschiedener Sprachidiome durcheinander, Afrikaner, Spanier, Gallier; namentlich die Sprache und Literatur der

Griechen wirkte auf die Poesie und Prosa der Römer ein. Ob Livius bei der Abfassung seiner ersten Bücher schon einige Kenntnisse der erst später veröffentlichten Äneide Virgils hatte, ist zweifelhaft. Rettore glaubt es. Er sammelt aus Livius I—V: a) Gräzismen, b) Neologismen, c) archaische Formen, d) poetische Konstruktionen und Ausdrücke, e) andere unklassische und seltene Ausdrücke und Wortbedeutungen.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

26) **Will Vesper, Die Germania des Tacitus** deutsch (von W. V.). München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1906. 57 S. kl. 4. ℳ 1.20.

Die Übersetzung Vespers bildet den ersten Band der „Statuen deutscher Kultur“. Diese Sammlung (warum nicht „Denkmäler“ der Kultur?) soll „die Entwickelung der Geschichte, der Religion und der Sitten unseres Volkes in den hervorragendsten Werken jeder Epoche und Strömung zusammenfassen“, alle besonders wertvollen literarischen Erscheinungen, zunächst des Mittelalters, auch manche halb und ganz vergessenen Werke, teilweise in neuen und lesbaren Übersetzungen, dem modernen Leser erschliefsen. Mit Recht ist der Schrift des Römers, die unsere Vorzeit so unvergleichlich beleuchtet, der Ehrenplatz eingeräumt worden. Mit dem, was Vesper zur Einführung seiner Übersetzung über oder vielmehr gegen eine „Tendenz“ der Germania schreibt, bin ich ganz einverstanden, auch seine lebhafte Bewunderung für den „letzten grofsen Römer“ teile und verstehe ich; nicht aber die zugleich ausgesprochene Unterschätzung des gröfsten römischen Redners und des Livius, der doch etwas mehr geleistet hat als nur „plump Tatsachen an Tatsachen zu reihen“. Hier läfst der Verfasser seinem Temperament zu sehr die Zügel schiefsen. — Zu der Notiz über des Tacitus Persönlichkeit erinnere ich, dafs sein Geburtsjahr nicht wohl später als 56 n. Chr. anzusetzen, die Herkunft von Interamna höchst fraglich ist. Mögen sie in Terni ihre Via Cornelio Tacito, jetzt vielleicht auch ein Monument des berühmten „Concittadino“ haben, Tatsache bleibt doch, dafs jene Überlieferung äufserst schwach begründet und durch keine einzige Andeutung seitens des Historikers gestützt ist; vielmehr redet dieser gelegentlich von den „Municipales“ in etwas wegwerfendem Tone, was er als geborener Interamnate wohl unterlassen haben würde.

Was nun die Übersetzung selbst angeht, so finde ich, beinahe hätte ich gesagt, selbstverständlich, im einzelnen manches daran auszusetzen.

Zuweilen hat Vesper die Kraft des Taciteischen Ausdrucks unberechtigterweise gemildert oder gesteigert, auch wohl eine wörtliche Wiedergabe verschmäht, wo sie das einfachste und richtigste gewesen wäre. Im ganzen aber ist seine Übertragung um so getreuer, je mehr sie sich aus dem Banne der fremden Sprachform befreit hat, und sie darf — was sich leider, zumal bei einer Tacitusübersetzung, nicht von selbst versteht — als durchaus lesbar bezeichnet werden. — Um eine Probe von Vespers Leistung zu geben, stelle ich einen kleinen Abschnitt (K. 36) in seiner Verdeutschung (in Klammern ein paar Verbesserungsvorschläge meinerseits) mit der Teuffelschen Übersetzung in Parallele:

Teuffel:

Den Chauken und Chatten zur Seite haben die Cherusker einen allzu tiefen und in Schlaffheit übergehenden Frieden unangefochten grofsgezogen; und dies gewährte mehr Behaglichkeit als Sicherheit; denn umgeben von gewalttätigen und mächtigen Nachbarn ist es verkehrt ruhig zu bleiben: wo die Faust gilt, da erhält der Stärkere den Namen des Gemäfsigten und Ehrlichen. So heifsen die Cherusker — ehemals die Guten, Redlichen — nunmehr nichtsnutzig und töricht; den siegreichen Chatten rechnet man ihr Glück für Weisheit an. In den Sturz der Cherusker hineingezogen wurde auch ihr Nachbarvolk, die Fosen; im Mifsgeschick sind sie jetzt gleichgestellte Bundesgenossen, während sie im Glück ihnen untergeordnet gewesen waren.

Vesper:

Die Cherusker östlich der Chauken und Chatten haben zu lange in ungestörtem, trägem Frieden gelebt; denn so bequem das sein mag, so gefährlich (verkehrt) ist es auch. Bei so wilden, unzuverlässigen (starken und gewalttätigen) Nachbarn rächt sich jede Schwachheit schwer. Wo die Gewalt gilt, sind Ruhe (Māfsigung, Selbstbeherrschung) und Ehrlichkeit ein Luxus, den sich nur der Überlegene gestatten darf (Ruhmestitel des Stärkeren). So verachtet man die Cherusker, die einst die Guten und Gerechten hiefsen, jetzt als verweichlichte (faule, schlaffe) Dummköpfe. Und ihren Überwindern, den Chatten, bringt das Glück den Ruhm der Klugheit. Bei dem Niedergang der Cherusker geriet ihr Nachbarvolk, die Fosen, in das gleiche Unglück (wurde mit hineingezogen). Von dem einstigen Glück hatten sie nichts abbekommen.

Das ganze Kapitel ist übrigens ein erbaulicher Beitrag zu der (von Aristoteles bis zu Nitzsche herab gelehrten) „Herrenmoral“ im Völker-

leben und vielleicht beachtenswert für den saturierten Deutschen der friedenssüchtigen Gegenwart.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

27) **F. N. Finck, Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft.** Halle a. S., Rudolf Haupt, 1905. VIII und 55 S. 8. ℳ 2.—.

Es ist nicht leicht, in einem kurzen Referate über den Inhalt dieser in jeder Beziehung sehr interessanten Schrift erschöpfend zu berichten, zumal es sich als unumgänglich notwendig herausstellt, auf frühere Schriften desselben Verfassers ausdrückliche Rücksicht zu nehmen. Es sind dies das Buch: „Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Acht Vorträge.“ (Marburg 1899), über welches eine ausführliche Besprechung aus der Feder des bekannten Sprachforschers Heinrich Winkler im „Anzeiger für deutsches Altertum“ XXVII (1901), S. 288—305 vorliegt. Es ist ferner die kleine Abhandlung (von dem Verfasser selbst in dem Vorworte zu der im Titel namhaft gemachten Schrift S IV als vielleicht „überkurz“ bezeichnet): „Die Klassifikation der Sprachen“ (Marburg 1901, 26 Seiten) zu erwähnen, und endlich der Aufsatz: „Der Sprachunterricht im Dienste der Geistesbildung“ (Neue Bahnen, herausgegeben von H. Scherer, XI. Jahrg.). In der neuesten Schrift verfolgt der Verfasser den ausdrücklichen Zweck, in etwas ausführlicherer, wenn auch immer noch gedrängter, und gemeinverständlicherer Weise seine früher in gedrängtester Kürze vorgetragenen Ansichten dem sprachwissenschaftlichen Publikum vorzulegen. Als das eigentliche Objekt der Sprachwissenschaft erscheint nach den Ausführungen des Verfassers, der seine Ansichten in 47 Leitsätzen zusammengefaſst hat (S. VII—VIII), das Sprechen, dessen treibende Kräfte Gefühl und Wille sind. Das Sprechen ist entweder ein individuelles oder Durchschnittssprechen, d. i. die Sprache einer geistigen Gemeinschaft. Es ist eine Kunst, und als solche von anderen Künsten, namentlich der Literatur, zu scheiden. Die engere Aufgabe der Sprachwissenschaft besteht nun darin, die Rede jeder Sprachgemeinschaft aus deren geistiger Eigenart zu erklären. Diese Eigenart tritt in der inneren Form, Wortschatz (Vorstellungsreichtum) und dessen Verwendung (Vorstellungsbildung) zutage, diese innere Form ist daher die Weltanschauung der betreffenden Sprachgemeinschaft (S. 35). Auf Grund des Satzes, daſs das Sprechen ein Ausdruck von Gefühlen und Empfin-

dungen sei, hatte Finck bereits in seiner früheren Abhandlung: „Die Klassifikation der Sprachen“ folgende Einteilung der Völker (als Träger der Sprachen, als Repräsentanten des Sprechens) aufgestellt: 1) Völker mit Vorherrschen von Empfindungen; 2) mit annähernd gleicher Stärke von Empfindungen und Gefühlen; 3) mit Vorherrschen von Gefühlen. Jede dieser drei Kategorien zerfällt wieder in drei Unterabteilungen, je nachdem grofse, mittlere oder geringe Reizbarkeit in ihr vorwaltet. In der neuesten Schrift ist Finck geneigt (S. 51), gegenüber dieser früher von ihm vorgeschlagenen Einteilung der Sprachen (bzw. Völker) auf Grund der Reizbarkeit (des Temperaments) der älteren morphologischen Klassifikation den Vorzug einzuräumen. Zwei Probleme, Ursprung der Sprache und Sprachwürdigung, die der Verfasser unserer Schrift am Schlusse noch erwähnt, gehören nicht in den Bereich der Sprachwissenschaft, sondern ersteres ist ein Problem der Entwickelungsgeschichte des Menschen, letzteres eines der Völkerkunde.

Referent hofft, dafs es ihm gelungen ist, durch den vorstehenden kurzen Bericht den Inhalt der Schrift nach den beiden im Titel angedeuteten Hauptpunkten: „Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft“, richtig charakterisiert zu haben. Im übrigen mufs er es jedem für sich überlassen, durch eigene Lektüre in den gehaltvollen Gedankeninhalt der mit gröfster Prägnanz und Gedrungenheit abgefafsten Abhandlung einzudringen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

28) **Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.** Neue Bearbeitung. Herausgegeben von Georg Wissowa. Supplement, I. Heft. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag, 1903. VI S. u. 374 Sp. Lex.-8. ℳ 5.—.

Um zu erreichen, dafs die Realencyklopädie „ihre volle Brauchbarkeit bewahre und nicht vor der Zeit veralte“, war von Anfang an die Veröffentlichung von Supplementen in Aussicht genommen. Dafs der Herausgeber aus Gründen, die er im Vorwort zu diesem ersten Supplementhefte erörtert, sich dazu entschlossen hat, diese Nachträge nicht erst nach Abschlufs des ganzen Werkes, sondern in drei Heften zu publizieren, wird jeder Besitzer und Benützer dieses Werkes freudig begrüfsen. Durch das vorliegende Heft ist der Inhalt der in den Jahren 1894—1901 erschienenen Bände I—IV auf die Höhe der derzeitigen Forschung gehoben.

Abgesehen von einer ziemlich grofsen Zahl neuer Artikel, besonders solchen geographischer Natur und von Personennamen, und einer grofsen Fülle von Ergänzungen, die teils von den Bearbeitern der betreffenden Artikel, teils von Benutzern, Freunden und Rezensenten der Realencyklopädie herrühren, enthält das Heft drei umfangreichere und wichtige Artikel. Die Topographie von Athen behandelt Sp. 159—219 (mit Plan) Wachsmuth in möglichster Vollständigkeit und dabei doch möglichster Kürze. Das römische Staatsrecht ist vertreten durch den eingehenden und lichtvollen Artikel „Civitas" (Sp. 300—317) von Kornemann, das griechische Staatsrecht, wenn das stolze Wort gestattet ist, durch den Artikel „Demokratia" (Sp. 346—374), die letzte Arbeit des zu früh verstorbenen Valerian v. Schoeffer. Es ist dies eine fleifsige, gründliche und nicht zu breite Darlegung der Ansichten der Alten und der neueren Forscher über Wesen, Vorzüge und Nachteile der Demokratie. Diese Studie verrät ein solides Überdenken der staatsrechtlichen Probleme und das Bestreben des Verfassers, möglichst objektiv zu sein. Wenn sie trotzdem stellenweise eine subjektivere Färbung zeigt, als vielleicht dem Verfasser selber bewufst war, so soll uns das nicht hindern, das frühe Hinscheiden v. Schoeffers im Interesse der Altertumswissenschaft und der Realencyklopädie insbesondere tief zu bedauern.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

29) **Camille Gaspar, Olympia.** Paris, Hachette et Cie, 1905. 92 S. 8.

Der Verfasser gibt in seinem Abdruck aus dem „Diktionär griechischer und römischer Altertümer von Daremberg, Saglio und Pottier" zunächst einleitende Bemerkungen über den Ursprung, die Chronologie und den Schauplatz der Spiele, S. 1—17. — Den Ursprung sucht Gaspar in den zu Ehren Verstorbener bei deren Gräbern veranstalteten *ἀγῶνες ἐπιτάφιοι*, wie wir ihnen bei Homer begegnen, und läfst sie schon in vorätolischer und vordorischer Zeit in direkter Nachbarschaft des Pelopsgrabes stattfinden. Es folgt eine Kritik der Berichte über die angebliche Gründung durch Zeus bzw. Herakles (jener in den vordorischen *Ἠλείων γράμματα*, dieser bei Pindar genannt) und über die historische Ära der Olympiaden nebst den Siegerlisten. Von Interesse ist hier der Nachweis, dafs von der zwölften Olympiade an, welche zeitlich mit der Eroberung Ithomes 732 zusammenfällt, die messenischen Kämpfer verschwinden, während

lakedämonische auftauchen. — Die Topographie wird zu kurz behandelt; sie beschäftigt sich eingehender nur mit dem Stadium und Hippodrom. Hier hätte wenigstens der für den ersten und letzten Tag des Festes so wichtige Altar des Zeus (S. 51 u. 69) Erwähnung finden müssen, für dessen Topographie der Einblick in Trendelenburg, Der grofse Altar des Zeus in Olympia, Berlin, R. Gaertner, 1902, von Vorteil gewesen wäre. — Von S. 23—81 folgt die Darlegung der Spiele selbst: Organisation, Verauf und Bedeutung werden sachgemäfs erläutert. Aus der eingehenden und erschöpfenden Behandlung, die sich, wie aus der Bibliographie hervorgeht, besonders auf Werke deutscher Forscher stützt und in anderen Artikeln des Diktionärs (Certamina, Cursus, Discus, Hellanodikai usw.) ihre Ergänzung findet, können hier nur wenige Momente herausgegriffen werden. Im Abschnitt über Zuschauer und Teilnehmer, S. 33—41, interessiert der Hinweis auf gemeinschaftlich unterhaltene Rennställe zum Zweck der Kostenverminderung und über das frühe Schwinden gerade der Wagenrennen, die von der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. bis 393 n. Chr., dem Jahre der Aufhebung aller Spiele, nachweislich nur siebenmal stattgefunden haben. — Für den Hauptteil der Arbeit, den Verlauf und die Anordnung der Kämpfe im einzelnen, S. 46—69, benutzt Gaspar im grofsen und ganzen C. Robert, Die Ordnung der olympischen Spiele und die Sieger der 75. bis 83. Olympiaden, Hermes 1900; er verteilt die Kämpfe auf fünf Tage, denen er je einen Tag der Opfer vorangehen und folgen läfst. — Kurz und eindringlich würdigt er S. 78—81 die Bedeutung der Spiele für den Zusammenhalt der Rasse, für ihre moralische und körperliche Tüchtigkeit und indirekt für die Kunst, desgleichen die Gründe für den Niedergang bis zum Verbot 393 durch Theodosius I. und zur Einäscherung des Jupitertempels durch Theodosius II. 363. — Der Schlufs enthält Notizen über Nachahmungen der olympischen Spiele in Athen und in Plätzen aufserhalb Griechenlands, worüber meist nur Münzen und Steininschriften Auskunft geben.

Die fleifsige Arbeit empfiehlt sich durch Sachkenntnis und klare, lebhafte Darstellung; eine genaue und fast erschöpfende Quellenangabe macht sie auch für eingehende Studien brauchbar.

Halberstadt. H. Rüter.

30) **J. N. Svoronos, Das Athener Nationalmuseum.** Phototypische Wiedergabe seiner Schätze mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe besorgt von W. Barth. Heft 5—6: Die Reliefs mit Ausschlufs der Grabreliefs. Athen, Beck & Barth, s. a. [1905]. S. 135—182 u. Tafel XLI—LX. ℳ 14.40.

Ein neues Doppelheft mit einer neuen Fülle sicher begründeter Ergebnisse und fruchtbarer Anregungen ist den hier in Nr. 7 des Jahrg. 1904 und Nr. 17 vom Jahre 1905 angezeigten gefolgt. Er führt die Besprechung der Reliefs aus dem Saale der Werke des 5. und 4. Jahrh. zu Ende und beginnt unter Ausscheidung der Metopen vom argivischen Heraion eine Bearbeitung der Reliefs im Saale des Hermes. Das Echelosrelief wird aus der Fundstätte und durch eine unbefangene Würdigung des tatsächlich dem Auge Gebotenen zusammen mit einer einleuchtenden, auf eine Herodotstelle begründeten Ergänzung der Inschrift als ein wichtiges historisches Denkmal und Zeugnis der innerpolitischen Kämpfe Athens um 403 erklärt. Der sog. Finlaykrater mit seiner Reliefdarstellung der Athena und des Marsyas veranlafst ein neues Nachspüren der einzelnen Momente in der Marsyaslegende und bringt auf diesem Wege überraschendes Licht in die Kontroverse über den Stil des Myron. Die wie selbstverständlich erscheinende Unterordnung unter die Autorität eines Otfried Müller und Brunn hatte noch die neueste Myronforschung eines Murray und Furtwängler derart beeinflufst, dafs sie die offensichtlichen stilistischen Unterschiede beim Diskobolos und Marsyas des Lateran mit einem offenbaren sacrifizio dell' intelletto auszugleichen suchten. Jetzt ergibt sich evident, dafs die an sich gezwungene Kombination von Pausanias I, 24, 1, wo ohne Künstlernamen von einer Ἀθηνᾶ τὸν σιληνὸν Μαρσύαν παίουσα [rectius πτοοῦσα] auf der Akropolis die Rede ist, mit Plinius 34, 57 Myro fecit ... et Satyrum admirantem tibias et Minervam vollständig ausgeschlossen ist. Mythologisch ist eben die Voraussetzung abzuweisen, als sei der Myronische Marsyas identisch mit dem Marsyas von der Akropolis, und somit ist das ganze „Kapitel über die Merkmale der Kunst Myrons, soweit es auf den Kopien dieses Marsyas beruht, aus der Geschichte der griechischen Kunst zu streichen" (p. 148). Die darauf folgende Untersuchung führt zu dem Ende, dafs Baunacks Vermutung, die Metopen des Asklepiostempels in Epidauros hätten Reliefschmuck besessen, durch vorläufig zwei solcher Metopen endgültig bewiesen wird, und es erscheint höchst annehmbar, dafs wir in diesen beiden Metopen Werke des Thimotheos vor uns haben, von dem die Bauinschrift redet. — Auch

Bryaxis (Brunn, Griech. Künstler I, 384) bekommt als Künstlerphysiognomie aus der Skopaszeit individuellere Züge. Sein Name erscheint als der des Urhebers auf einer Basis aus parischem Marmor, die als Anathem der Familie eines Demainetos für einen dreimaligen Sieg im hippischen Agon errichtet ward. Es kann nun nicht mehr bezweifelt werden, dafs die weibliche Statue, die wenige Tage nach Entdeckung jener Basis in fünfzig Meter Entfernung in einem jüngeren Gebäude eingemauert gefunden wurde, zu der Basis gehört. Und diese Statue scheint in der Tat eine „Nereide" darzustellen, die, weil unter den Nereiden Namen wie Hipponoe und Hippothoe beglaubigt sind, nicht blofs zu einem Weihgeschenk für einen hippischen Agon geeignet wäre, sondern auch hier besonders am Platze sein mag, da ein Demainetos bei Aischines und Xenophon als Seesieger um 388 genannt wird. Und weiter bleibt bei ihrer frappanten Ähnlichkeit mit Nereiden vom Denkmal in Xanthos, in dessen Hafenstadt Patara des Bryaxis Tätigkeit längst nachgewiesen ist, die Vermutung, Bryaxis sei der Schöpfer dieses berühmten Monuments, nicht ohne bedeutsamen Untergrund. — Gleichfalls endlich in neue Beleuchtung gerückt wird der Helenamythus gelegentlich einer Untersuchung der Reliefreste von der Basis der Nemesis in Rhamnus. Warum und wann Helena von Leda der Nemesis zugeführt wurde, war bisher dunkel. Indem Svoronos den Spuren nachgeht, die auf eine Anwesenheit der Helena nach dem Falle Trojas wenigstens in nächster Nähe von Rhamnus hinweisen und ihren Beinamen im kallimacheischen Hymnus als Ῥαμνουσίς rechtfertigen, kommt er zu dem Ergebnis, dafs ein in Attika heimischer Mythus in der Helena eine unfreiwillige Sünderin gesehen haben müsse, die nach Trojas Eroberung zur Entsühnung ihrer wirklichen Mutter Nemesis durch ihre Adoptivmutter Leda zugeführt werde. Ungezwungen fügt sich dieser Deutung auch die vorgeschlagene Anordnung der Basisfiguren, deren Reste glaubhaft zueinander zu passen scheinen.

So gewährt auch dieses neue Doppelheft wieder eine freudig zu begrüfsende Bereicherung unseres archäologischen und philologischen Wissens. Für das letztere besonders immer mehr mafsgebend wird die Erkenntnis, welche Vorsicht bei einer rein philologischen Kritik und Kombination der Schriftquellen, namentlich des Pausanias, geboten ist.

Bremen. **Ernst Neuling.**

31) **Albert Gruhn, Das Schlachtfeld von Issus. Eine Widerlegung der Ansicht Jankes. Mit einer Karte. Jena, Hermann Costenoble, 1905. 47 S. 8. ℳ 1.—.**

Gegen die von Jahnke kürzlich aufgestellte Behauptung, dafs die Schlacht bei Issus am Delitschai geliefert sei, wendet sich Gruhn und verlegt den Schauplatz an den Pajas; zwei andere Punkte glaubt er ferner nachgewiesen zu haben: Darius sei durch den Beilanpafs marschiert, während Alexander weiter südlich nach Myriandos gezogen sei, und die Stadt Issus habe nicht im inneren Winkel der Bucht, sondern in der Gegend des heutigen Iskenderun (Alexandrette) gelegen.

Die beiden letzten Behauptungen kommen mir sehr bedenklich vor. Zwar ist an dem inneren Winkel des Busens keine sichere Spur einer untergegangenen Stadt nachgewiesen, und Alexandrette darf wegen seiner guten Lage Anspruch darauf machen, dafs hier eine alte Ansiedelung gelegen haben mufs; weshalb kommt aber der jüngere Cyrus mit seiner Armee erst nach Issus, bevor er den Strandpafs am Jonaspfeiler erreicht? Da mufs doch Issus nördlich von diesem gelegen haben! Sollte es ferner möglich sein, dafs, während Alexander sich in Myriandrus, wenig südlich von Alexandrette und dem Beilanpafs aufhielt, das Heer des Darius durch diesen Pafs seinen Anmarsch vollzogen habe? Von einem Bestreben Alexanders, den Darius in die schmale Ebene hineinzulocken, ist in den Quellen durchaus nicht die Rede; im Gegenteil, er wird von der Meldung, dafs Darius in seinem Rücken stehe, so überrascht, dafs sie ihm unglaublich erscheint; und wenn er das gewollt hätte, wäre es da wahrscheinlich, dafs er den Darius in seinen Rücken kommen liefs, statt dafs er nördlich von Pajas oder am Delitschai seine Ankunft erwartete? Die Schlacht mit verkehrter Front mufste, wenn sie verloren ging, die Lage Alexanders zu einer höchst bedenklichen machen! Der Rückzug des Darius wäre auch dann, wenn er nicht im Rücken Alexanders gestanden hätte, sehr schwierig gewesen, da er die Engen am Jonaspfeiler und im Beilanpafs wieder hätte passieren müssen. Darius ist sicher von Nordosten in die Strandebene eingedrungen und, als er hörte, Alexander sei schon weiter südlich, ihm nachgezogen.

Dagegen ist das, was Gruhn über den Ort der Schlacht ausführt, beachtenswert. Mit den Quellen scheint in der Tat die Annahme, dafs sie am Pajasflufs stattfand, besser zu stimmen als die Ansetzung des Schlachtfeldes am Delitschai. Allerdings sind auch Gruhns Behauptungen

zum Teil nur Vermutungen; dafs Alexander während der Nacht am Jonaspfeiler lagerte und nicht weiter nördlich auf dem nach Pajas abfallenden Gelände, kann nicht sicher bewiesen werden. Die Stärke des mazedonischen Heeres schätzt Gruhn auf etwa 38 000, und dafür erscheint das Schlachtfeld am Delitschai zu breit; es kann aber Alexander während des Jahres, das ihm Kleinasien einbrachte, auch aus den griechischen Städten des eroberten Gebietes, vielleicht auch von Einheimischen Verstärkungen an sich gezogen haben.

Es ist anzuerkennen, dafs Gruhn die Bedenken gegen Jankes Schrift hat laut werden lassen; aber: adhuc sub iudice lis est.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

32) **Siegmund Schlossmann, Litis contestatio.** Studien zum Römischen Zivilprozefs. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1905. V u. 211 S. 8. *ℳ* 5.—.

Verfasser bietet hier von neuem eine Frucht seiner Studien auf dem Gebiete des altrömischen Rechtes, die gleich den beiden früheren von uns kurz angezeigten *Altrömisches Schuldrecht* und *Nexum* geeignet ist, das in dem nachwachsenden Geschlechte erlahmende Interesse für diese Seite des Altertums neu zu beleben oder zu heben. Das vorliegende Werk geht zwar eigentlich über die Grenzen der Aufgabe, die sich unsere Zeitschrift stellt, schon hinaus; aber dennoch mag es kurz besprochen werden, da auch für den Philologen Interessantes zur Behandlung kommt und namentlich manches lexikalisch Wichtige durch vergleichende Heranziehung einer Menge Stellen zusammengetragen wird; wie denn Verfasser in seinen Untersuchungen zur Begründung seiner Ansichten vielfach sprachliche Dinge behandelt und gern die juristische Ausdrucksweise aus dem allgemeinen Sprachgebrauche und insonderheit dem des Sakralrechtes herleitet. So erscheint das Buch auch für den Philologen lesenswert, wenngleich die Beurteilung der rein rechtlichen Seite der Untersuchung den Juristen vorbehalten bleiben mag. Die *litis contestatio* ist der Akt, mit dem die Verhandlung vor dem Magistrat schliefst (nach der mündlichen Verkündigung des Wortlautes der unter Mitwirkung der Parteien von dem Prätor gutgeheifsenen und festgestellten Formel durch den Magistrat) und der nun zugleich die Verhandlung *in iudicio* beginnt, indem jede der streitenden Parteien die von ihr gebetenen und zur Stelle gebrachten Zeugen, die jedenfalls auch schon der ja unmittelbar vorausgegangenen Verhandlung *in iure*

beigewohnt hatten, aufforderte, ihr im Prozefs als Beistand zur Seite zu stehen (S. 189). Bei der gründlichen, oft etwas umständlich erscheinenden Untersuchung werden, wie gesagt, eine Anzahl termini nach ihrer verschiedenen Bedeutung, ihrem Bedeutungswandel besprochen; so *dictare, concipere, suscipere, accipere, recipere, in verba vovere, iurare* u. a. bei Laienschriftstellern, im Sakralrechte, um danach den Gebrauch der in Betracht kommenden Ausdrücke bei den Juristen festzustellen. Nach dieser Seite ist aus dem Buche mancherlei für die Lexikographie zu gewinnen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

33) **Paul Dörwald, Aus der Praxis des griechischen Unterrichts** in Obersekunda. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1905. 195 S. 8.

Auf einer mehr als zwanzigjährigen Praxis beruhend, faſst dieses Buch die Erfahrungen zusammen, die der Verfasser während dieser Zeit als Lehrer des Griechischen in Obersekunda gesammelt hat, und bietet seine bereits veröffentlichten Aufsätze über Xenophons Memorabilien um mehrere Kapitel erweitert.

Im ersten Abschnitt („Die Lektüre") gewinnt der Verfasser zunächst eine Reihe von Gesichtspunkten für die Auswahl der Lektüre: „Die Schriftwerke müssen geeignet sein, in die Kultur und das Geistesleben des Griechenvolkes einzuführen, von dessen bleibender Bedeutung eine begründete Vorstellung geben und die besten Seiten des Griechentums in sich darstellen. Daher sind nur Autoren der besten Zeit zu wählen, d. h. aus dem Zeitalter der politischen und geistigen Höhe des Griechenvolkes. Diese Schriftwerke müssen eine anhaltende Beschäftigung und ein Einleben ermöglichen; auch muſs ihr Verfasser als Persönlichkeit einen wünschenswerten ideellen Umgang für die Schüler bilden." Nach diesen Gesichtspunkten empfiehlt Dörwald als passende Lektüre für Obersekunda: Herodot, die Memorabilien Xenophons und die Odyssee, und gibt einige Winke für die Behandlung der Lektüre, von denen ich nur die Warnung vor Übertreibung nach der realen Seite hin und die Mahnung, durch die Lektüre auch die Phantasie anzuregen, hervorheben will. In den folgenden drei Abschnitten werden nun die oben genannten Schriftwerke (Herodot, die Memorabilien Xenophons, Homers Odyssee) genauer behandelt nach den Gesichtspunkten: 1) Stoffauswahl, 2) Ergebnisse der Lektüre,

3) (bei Herodot und Xenophon) ein oder mehrere Beispiele der Behandlung der Lektüre. Namentlich diese letzteren Ausführungen sind ganz ausgezeichnet, und es ist erstaunlich, welche Fülle von auch heute noch interessierenden sittlichen Gedanken und Problemen der Verfasser aus dem alten Texte herauszuarbeiten weifs.

Alles in allem: ein vortreffliches Buch, dessen Lektüre keinen Fachgenossen ohne Anregung entlassen wird, der den griechischen Unterricht in Obersekunda erteilt.

Görlitz. **Georg Schwandke.**

---

34) **A. Przygode** und **E. Engelmann, Griechischer Anfangsunterricht** im Anschlufs an Xenophons Anabasis. II. Obertertia. Berlin, F. A. Herbig, 1905. 190 S. 8. geb. ℳ 3.20.

Der zweite Teil dieses Lehrbuches ist, wie die Herausgeber selber sagen, „mehr systematisch gehalten". A. Die Formenlehre, (S. 1—44) bietet übersichtliche Paradigmata der Verba *μι* nebst *κεῖμαι*, *κάθημαι*, *οἶδα*; nur sollte hinter *τίθημι* nicht das ganze *ἵημι* mit allen Einzelheiten abgedruckt sein, und *ἵεμαι*, *δίδωμι*, *ἵστημι* sollten nicht am Ende, sondern an der Spitze einer Doppelseite anfangen. Es folgen übersichtlich die wichtigsten sog. unregelmäfsigen Verba *ε*, *ν*, *σκ* und verschiedene Stämme, endlich alphabetisch ein gutes, für das ganze Gymnasium ausreichendes Verzeichnis der wichtigsten Verben mit Besonderheiten.

B. Die Präparation (S. 45—136) zerfällt wieder in Vokabelverzeichnis zu den einzelnen Paragraphen Anabasis II—VII über und grammatischer Bemerkungen unter dem Strich. Der Abdruck des a verbo aller hier vorgeführten Verba, gleich II, 1, § 2, *ἔρχομαι*, *πέμπω*, *φαίνω*, *μίγνυμι*, ist durchaus überflüssig, sogar gedächtnisstörend, da diese sämtlich schon in A alphabetisch stehen. Zusätzlich erscheint jetzt in II, 1 *βοῦς*, *καλός*, *καλλίων*, *κάλλιστος* u. a. Manche Übersetzungen sind nicht einwandfrei: *ξυήλη* nicht „Schwert" überhaupt, *ἀγὼν γυμνικός* „W. in körp. Gesch.", einfacher „turnerischer"; neben *σκληρός* unnötig noch *ἐν σκληρῷ* übersetzt, „*ὅ, τι*, womit" zur Erläuterung in einem Satz mit *χαρίζομαι*. Mit Recht werden die grammatischen Bemerkungen allmählich geringer und hören von VI an ganz auf. Wozu aber überhaupt noch ein Vokabular von Buch III oder auch II an? Mit II, 5 Vokativ und Imperativ ist ja die systematische Formenlehre abgeschlossen. Ein Wörterbuch mufs aber doch der Schüler haben; denn der Durchschnittsschüler

kann unmöglich alle Vokabeln, beziehungsweise ihren Standort, behalten, ein schwächerer und zeitweise erkrankter erst recht nicht.

C. Die Hauptregeln der Syntax (S. 137—188) sind gut abgefafst, klar und kurz; sie nehmen fünfzig Seiten ein, weil viele Beispiele, fast alle aus der Anabasis, hinzugefügt sind; diese immer nur griechisch, die einzelnen Verba und Adjektiva u. a. in den Regeln auch deutsch. Aus den Anabasissätzen könnten mehrmals unnötige Worte, wie *μέγας*, *πολλοί*, *ἔπειτα δὲ καὶ*, und auch ganze Teile weggelassen werden. *Oἱ οἴκοι* sind „die Landleute“ in der Heimat. Nicht alles kann aus der Anabasis genommen werden: *πρόφασιν*, *τὸ κατ᾽ ἐμέ*, *Ἐλευσῖνάδε*, *Θήβαζε*, *Μέγαράδε*. Beim Conj. adhort. sollte neben *ἴωμεν* und *μὴ μέλλωμεν* nicht noch ein drei Zeilen langes Beispiel stehen; *μηδὲν ἀθυμήσητε* gehört zum prohibitivus. Der Optativ bezeichnet in Hauptsätzen eine „blofse Annahme“ nur mit *ἄν*. In den Finalsätzen „nach einem Potent. häufig der Opt.“, dann nach Verben der Furcht „auch Opt.“. Zu *μή* und *μὴ οὐ* braucht nicht *δέος ἐ.* gedacht zu werden. Bei den Bedingungssätzen ist es nicht eine griechische Regel, sondern eine Hilfe zum Übersetzen ins Griechische, wenn gelehrt wird, „Steht im Hauptsatze ein Futurbegriff, so heifst ‚wenn‘ *ἐάν* usw.“ Die Beispiele zum Event. und Pot. sind zu lang.

Der Druck, auf welchen ich grofsen Wert lege, ist überall klar, scharf und gleichmäfsig grofs mit guten Abständen, kleiner Druck ist gar nicht vorhanden, nur sehr wenig ist gesperrt gedruckt.

Die Herausgeber erklären selber in der Vorrede zu II: „Wir hätten vielleicht treffender, unsere Xenophon-Grammatik‘ sagen können“. Jetzt ist die systematische Grammatik in getrennten Büchern, und wenn man diese zusammenbindet, an drei verschiedenen Stellen gedruckt, getrennt durch Vokabularium. Das ist doch eine durchaus unpraktische Einrichtung. Die Herren Herausgeber mögen die zwei getrennten Teile der Formenlehre und die Syntax zusammen als eine kurze Grammatik erscheinen lassen, es ist eine recht brauchbare; daneben mögen sie ein besonderes Vokabular zu Buch I oder auch noch II der Anabasis herausgeben; wie ich es für besser halte, mit einer kleinen, 12 oder 5 Wochen haltenden Vorstufe und mit einem deutschen Nachtrag, der das Gelernte in freierer Weise verwertet.

Kreuznach. O. Wohl.

35/36) **K. Böddeker, Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik,** ein Lehrbuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. 2. Auflage. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. XIV u. 176 S. 8. ℳ 2.60.

K. Böddeker, Das Verbum im französischen Unterricht, ein Hilfsbuch, neben jeder Grammatik zu gebrauchen. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. X u. 38 S. 8. ℳ —.75.

Die beiden Bücher können, da das an zweiter Stelle genannte einen Teil des ersten bildet, zusammen behandelt werden.

Das Lehrbuch zeichnete sich auch in seiner ersten Gestalt (1. Aufl. 1896) bereits aus durch treffliche Gliederung des grammatischen Stoffes sowie durch Schärfe und Bestimmtheit bei der Formulierung der sprachlichen Gesetze und Definitionen. Diese Vorzüge treten in jedem Kapitel des Buches hervor, bei der Behandlung der Haupt- und Fürwörter nicht minder als bei den Partikeln oder bei der Lehre vom Verb. Das Buch ist so eingerichtet, dafs es für lateinlernende wie für lateinlose Schüler in gleicher Weise verwendbar ist; für die letzteren gerade werden sich u. a. die eingehenden Auseinandersetzungen über das Geschlecht der Substantiva (§§ 101—119) als ungemein nutzbringend erweisen. Bei den grammatischen Erklärungen, die in der zweiten Auflage hier und da wohl eine andere Fassung erhalten haben, fällt an manchen Stellen der treffend und glücklich gewählte Ausdruck auf, wie denn überhaupt die scharfe Markierung unter reiflicher Verwendung von Fett- und Sperrdruck eine charakteristische und sicherlich auch zweckmäfsige Eigentümlichkeit des Lehrbuches ist.

In einigen wenigen Fällen könnte man über die Fassung der Erklärungen abweichender Ansicht sein, so z. B. in den ersten Zeilen der §§ 58 und 70. Ferner ist mir zweifelhaft, ob in dem § 155 angeführten Beispiel „La somme qu'il me faut“ que wirklich als logisches Subjekt angesprochen werden kann. Das Vorkommen von Wendungen wie „Il me la faut, cette guerre“ scheint das zu verbieten.

Wesentlich anders hat sich in der neuen Auflage die Behandlung der Formenlehre des Verbums gestaltet. Der Verfasser sorgt dafür, dafs bei der Durchnahme der Verben, der regelmäfsigen wie der sog. unregelmäfsigen ein gutes Stück auch der Arbeit in der Klasse auf die Schultern der Schüler gelegt wird. Der Schüler stellt unter Leitung des Lehrers das ganze Werk in allen seinen Formen selbst zusammen und wird sich

so der Einheitlichkeit des Systems, das der ganzen Formenbildung des Verbs zugrunde liegt, allmählich bewufst. Im Vorwort der zweiten Auflage setzt der Verfasser die Methode, die er dabei befolgt, des weiteren auseinander und fügt dem Buch einen Anhang bei, der das ganze Konjugationssystem mit sämtlichen Paradigmata enthält.

Das an zweiter Stelle genannte Buch umfafst nur die methodische Auseinandersetzung unter der Überschrift „Vorwort“ und jenem „Anhang“; es ist, wie der Titel auch ausdrücklich bemerkt, neben jeder Grammatik zu gebrauchen und zu diesem Zweck als Sonderdruck herausgegeben. Doch entbehrt für den, der die Entstehung des Buches und seine Zusammengehörigkeit mit dem Böddekerschen Lehrbuch nicht kennt, der Umstand, dafs es nun tatsächlich nur aus einem Vorwort und einem Anhang besteht, nicht einer gewissen Komik, die ja aber leicht zu beseitigen ist, wenn ein Neudruck nötig wird, — was hoffentlich recht bald der Fall ist.

Dessau. **Bahrs.**

---

37) **Clemens Klöpper** und **Hermann Schmidt, Französische Stilistik für Deutsche.** Dresden und Leipzig, C. A. Koch (K. Ehlers), 1905. VIII u. 382 S. 8. geh. ℳ 8.—.

Ausgehend von dem Satze, dafs die Vergleichung der mannigfaltigen Darstellungsmittel, die Fremdsprache und Muttersprache besitzen, den einfachsten Weg biete, auf dem sich das der fremden Sprache Eigentümliche erkennen lasse (Vorwort S. III), haben im ersten Teil (Wortarten) die Verfasser in der Hauptsache sich darauf beschränkt, für eine Reihe von Fällen die Abweichungen im Gebrauch der beiden Sprachen zu verzeichnen, z. B. wie deutschem Adjektiv im Französischen ein substantivischer, adverbialer, verbaler Ausdruck, eine Infinitivkonstruktion, ein Nebensatz u. dgl. entspricht. Der zweite Teil (Satzbau), S. 243—335, behandelt die Harmonie des Ausdrucks, Tropen u. dgl., und bietet einige Bemerkungen zum Periodenbau. Der Anhang gibt teilweise recht äufserliche Anweisungen zur Abfassung eines Aufsatzes, sowie Regeln über die Interpunktion.

Die Verfasser sind selbst „weit entfernt, sich anzumafsen, auf dem Gebiete der Sprachvergleichung etwas durchaus Neues gebracht zu haben“ (Vorwort S. IV); bei der Besprechung syntaktischer Fragen haben sie allerdings Anschauungen vertreten, die geradezu veraltet sind. So heifst es S. 143: „Durch diese Konstruktion *(je leur ai fait voir la ville)* sollen

die Zweideutigkeit oder der Mifsklang beseitigt werden, welche aus dem Zusammentreffen eines doppelten *régime direct* leicht entstehen können; das *régime indirect* kann aber auch seinerseits einen Mifslaut oder eine Zweideutigkeit veranlassen, besonders wenn ein Infinitiv ein solches regiert." Der Widerspruch in dieser Erklärung liegt auf der Hand. Durch die Entstehung neuer „Unklarheiten" in Sätzen wie *je lui ai vu offrir un siège,* sowie durch Auftreten der Dativkonstruktion auch ohne Akkusativ, z. B. *Laissez dire aux gens* neben *laissez dire les gens* (weitere Belege, auch aus anderen Schriftstellern, bei Tobler, Vermischte Beiträge I², 200 f.) ist erwiesen, dafs das Bestreben, eine Zweideutigkeit zu vermeiden, hier nicht wirksam gewesen sein kann. Zur Erklärung der Konstruktion, die übrigens schon im Altfranzösischen sich findet, verweist Tobler a. a. O. auf Fälle wie *je lui vois des pleurs, je ne lui ai jamais entendu ce langage*; er erblickt in dem Dativ durchaus nicht etwas Sekundäres, das aus irgendeinem Grunde sich aus der Akkusativkonstruktion entwickelt habe, sondern etwas Selbständiges, das daneben bestand und mit jener Ausdrucksweise durchaus nicht identisch war. Wenn in dem vorletzten Beispiel *des pleurs* durch *verser des larmes* ersetzt wird, so ist letzteres ursprünglich wohl als ein Begriff zu fassen: ich sehe an ihm Tränenvergiefsen; so bemerkt Voretzsch (Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur. Halle 1905, S. 124) in der Fufsnote zu einer Probe aus dem Rolandslied: *Qui lui veïst Sarrazins desmembrer*, wörtlich „wer an ihm Sarrazenenzerstückeln gesehen hätte".

Der Wohl- oder Mifsklang als Moment der Sprachentwickelung, der einer ernstlichen Widerlegung wohl nicht mehr bedarf, spielt auch an anderen Stellen des Buches eine ungerechtfertigte Rolle: „Des Wohllauts oder der Abwechselung wegen sagt man für *fleuri: en fleur*" usw. (S. 102); „die französische Sprache mufs ... der Vollständigkeit des Sinnes oder des Wohllauts wegen ein Verbum einschieben" (S. 132; es handelt sich um *de savoir* nach *question* u. dgl.). Endlich soll Wohllaut oder Rhythmus auch von Einflufs auf die Stellung des Adjektivs sein (S. 255).

Derartige Erklärungen kann man wohl von Franzosen hören, die als einzigen Grund, warum sie eine Ausdrucksweise beanstanden, angeben: *Cela sonne dur, cela choque mes oreilles!* Jeder handhabt eben unbewufst die Gesetze seiner Muttersprache. Jene zu ergründen, ist erst Sache des Sprachforschers. Dafs gerade die psychologischen Vorstellungen, die beim Attribut in Betracht kommen, verhältnismäfsig leicht zu ermitteln

sind, beweist die hübsche Untersuchung von This (Z. f. frz. Spr. u. Lit. XVI, 102 ff.), der im Anschluſs an die Dissertation von Cron (Stellung der attributiven Adjektiva im Altfrz. Straſsburg 1893) eine wirklich ins Wesen der Sache eindringende Darstellung gibt.

Bei dem Abschnitt: „Verstärkung des deutschen Verbs durch ein zweites im Französischen" (S. 131 ff.) wären wohl einzelne Fälle schärfer hervorzuheben: die Umschreibung mit *aller* und *venir*, die der Darstellung eine gewisse Lebendigkeit verleiht, tritt namentlich ein, wenn zur Ausführung der Handlung eine Ortsveränderung nötig ist, aber auch zum Ausdruck der Nachzeitigkeit, ähnlich wie das S. 134 erwähnte *devoir; voir, entendre* lassen eine Tätigkeit als durch die Sinne wahrgenommen und auf ein Subjekt bezogen erscheinen; zur Beliebtheit dieser Ausdrucksweise trägt jedenfalls bei, daſs sie eine Infinitivkonstruktion ermöglicht an Stelle eines Nebensatzes, in dem gar die schwerfälligen Formen des Konjektiv Imperfekt gefordert wären: *Il fut surpris de vous voir partir* statt *que vous partissiez;* umgekehrt wird zu *entendre* noch *dire* gefügt, wenn es sich um Hörensagen, nicht um unmittelbare Sinneswahrnehmung handelt; endlich *voir* = erleben: *Il se vit refuser le passage* er muſste erleben usw.

Befremdend wirken auch manche andere Angaben. S. 4, K: „Der bestimmte Artikel wird im Französischen durch *pour* ersetzt: diese Bewegung hatte d e n Zweck usw. *ce mouvement avait p o u r but*". S. 146: „Auch wird der deutsche Konjunktiv des Präsens im Französischen in konditionalem Sinne gebraucht. Man vermutete, Karl könne nach Moskau gehen: *on se doutait que Ch. pourrait aller à M.*" S. 169: „Nichts was: *Rien de ce qui*", o h n e Erwähnung von *rien qui*; ebenso die Angaben über wo auf derselben Seite u. a. Die Präposition bei *demander* (S. 29 oben) wäre richtigzustellen, einzelnes wohl noch nachzutragen: S. 105 f.: *faire observer* b e m e r k e n (S. 54 ist es in der Bedeutung b e m e r k l i c h m a c h e n genannt), S. 116: *je suis pressé* es eilt mir, S. 158 *en son honneur* ihm zu Ehren, S. 94 *hélas! malheureusement* leider, S. 86: *cela va sans dire* natürlich.

Lassen die mitgeteilten Proben die wünschenswerte Gründlichkeit im Erfassen und die nötige Klarheit in der Darstellung des herrschenden Sprachgebrauches vermissen — von den Anforderungen einer genetischen Betrachtungsweise ganz zu schweigen —, so macht sich dieser unleugbare Mangel an anderen Stellen, an denen es sich nicht um scharfe Formu-

lierungen oder Unterscheidungen handelt, weniger geltend. Die alphabetisch angeordneten Zusammenstellungen über den Gebrauch der Präpositionen nach gewissen Verben (S. 206—216), Adjektiven (S. 216—232) und Substantiven (S. 232—240) z. B. sind recht reichhaltig und bequem zum Nachschlagen. Sucht man etwa weiteres Material zur Illustrierung einzelner stilistischen Erscheinungen, so wird man das Buch, dessen Brauchbarkeit übrigens durch ein systematisches Inhaltsverzeichnis wesentlich gewinnen würde, gern zu Rate ziehen, selbst wenn man mit der Fassung der betreffenden Regeln nicht einverstanden ist.

Baden-Baden. **E. Werner.**

---

38) **H. Heim** (Thomas Hughes): **Tom Brown's School Days** by an old boy. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit 13 Abbildungen und Plänen. Leipzig, Freytag, 1904. XXIII u. 162 S. 8. ℳ 1.80.
Wörterbuch dazu ℳ —.60.

Tom Brown's School Days sind wegen des umfangreichen Wortschatzes, des Gebrauches zahlreicher seltener Wörter, vieler Ausdrücke und Formen aus der familiären Redeweise und den verschiedenen slang-Arten keine leichte Schullektüre. Anderseits wird man das Buch nur in Sekunda lesen lassen können, in I, vielleicht auch schon in O II, hat man für diesen Stoff keine Zeit mehr. Der Bearbeiter des Werkes mufs also suchen, obige Schwierigkeiten möglichst zu verringern. Das hat der Herausgeber vorliegender Ausgabe meines Erachtens nicht genügend getan: das Wörterbuch umfafst 49 enggedruckte, doppelspaltige Seiten. Er hat „die Kapitel über Fufsball, Kricket und Boxkampf sowie alles sonstige gestrichen und gekürzt, was nicht dazu beiträgt, die Charakterentwickelung des jugendlichen Helden darzulegen". Damit kann man sich nur einverstanden erklären, immerhin hätte noch manches (nach diesem Grundsatze) fortbleiben können, da 129 Seiten Text für e i n Semester reichlich viel sind.

Anmerkungen und Wörterbuch sind durchaus sorgfältig bearbeitet, nur weniges ist mir bei Stichproben aufgefallen. In der Anmerkung zu 18, 32 mufs es statt „Infinitiv" Imperativ heifsen. — Zu S. 20, 12: give us konnte gesagt werden, dafs us hier familiär für me gebraucht ist. — 20, 14 to prattle away: die im Wörterbuch gegebene Erklärung, dafs away „n a c h V e r b e n" „drauf los" heifst, trifft doch nicht immer zu. —

Anm. zu 24, 10: to do the steps heifst nicht nur „die Stufen reinigen“, sondern auch „weifsen“. — Anm. zu 28, 27. Die familiären Ausdrücke sixpenny bit, threepenny bit sind in einer blofsen Aufzählung der englischen Münzen doch nicht am Platze; in den Worten: „auf den pennies etc.“ ist vor pennies einzuschieben: „jetzigen“. Übrigens hätten, wenn einmal Abbildungen von Münzen gegeben wurden, auch die neuesten dargestellt werden können, auch der jetzige Schilling z. B. weist abweichende Prägung auf. — S. 51, 3 und 81, 9 fehlt in den Anmerkungen und dem Wörterbuch das Wort brick in der familiären Bedeutung: „guter Kerl.“ — S. 68, 5 f hätten die slang-Ausdrücke erklärt werden müssen.

Breslau. **Curt Reichel.**

---

39) **Gerhard Budde, Bildung und Fertigkeit.** Gesammelte Aufsätze zur neusprachlichen Methodik. Hannover-Berlin, Carl Meyer (G. Prior), 1905. 65 S. 8. ℳ 1.25.

Die hier zusammengestellten kleinen Aufsätze, die fast alle schon vorher in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren, betiteln sich: 1) Der neue Kurs im höheren Schulwesen. — 2) Die neusprachliche Reformbewegung in kulturhistorischer Beleuchtung. — 3) Die Gren en einer Reform des neusprachlichen Unterrichts. — 4) W. Münchs Stellung zur neusprachlichen Reformbewegung. — 5) Die Zukunft der Oberrealschule. — 6) Die historisch-literarische Vorbildung der Neusprachler. — 7) Randglossen zum Kölner Neuphilologentage. — 8) Organisation und Methodik des neusprachlichen Unterrichts am preufsischen Gymnasium. — 9) Entwurf eines Lehrplanes für das Englische am Gymnasium.

Während Verfasser im ersten Aufsatze (1895 geschrieben) noch ziemlich auf dem alten Standpunkte steht — die formale Bildung ist ihm hier denn doch noch der Hauptzweck der Spracherlernung —, nähert er sich in den folgenden immer mehr der Reform. In Nr. 2 spricht er sich in Anlehnung an Paulsen dahin aus, dafs der neusprachliche Radikalismus eine Folgeerscheinung des Materialismus, also kulturhistorisch begründet sei. Jetzt beginne freilich schon der „Rückschwung des Pendels“, immer mehr beginne eine idealistische Denkweise vorzudringen, was sich auch sofort in den pädagogischen Bestrebungen äufsere. Auf neusprachlichem Gebiete trete immer mehr die vermittelnde Methode hervor. Dieser Richtung gehört auch Budde (und der Referent) an. Er wendet sich in durchaus sachlicher und ruhiger Weise gegen den Wahn der natür-

lichen Methode und die Forderung, dafs Sprechfertigkeit das oberste Ziel sein müsse, erkennt aber „neidlos die Verdienste der Neuerer in bezug auf stärkere Betonung einer guten Aussprache, auf vorbereitende Sprechübungen und freiere Gestaltung der schriftlichen Arbeiten an" (S. 15, 25, 54). Seine Hauptforderung ist, dafs durch die Lektüre der Schüler zur Auffassung der eigentümlichen Denkweise und der fein entwickelten Begriffswelt geführt werde, dafs sein Geschmack für das Schöne und Grofse gebildet und seine Kenntnis der Geschichte und philosophische Bildung gefördert werde (S. 34). Keinesfalls „dürfe die Lektüre in den Dienst der Sprechfertigkeit und ähnlicher utilitaristischer Ziele gestellt werden" (S. 24); auch nicht in den Dienst der Grammatik, möchte ich hinzufügen. Sind das alles aber nicht Forderungen der Reform? Es gelte nachzuweisen, „dafs die Kultur der modernen Völker zwar andersartig als die der Griechen und Römer, aber deshalb nicht minderwertig sei" [1]) (S. 24), „auch ohne alte Sprachen sei eine humanistische Bildung zu erzielen" (S. 33). Danach müsse die Oberrealschule streben, wenn sie bestehen wolle. — Auch in den letzten Aufsätzen ist eine Annäherung des Verfassers an die Reform zu merken. Während ihm S. 54 noch zweifelhaft ist, ob ein besonderer Lautkursus zur Einübung einer guten Aussprache, der von Anfang an die gröfste Sorgfalt gewidmet werden müsse, nötig sei, sagt er S. 61, dafs besonders durch Münch Zweifel in ihm geweckt worden sind, ob ein solcher nicht doch empfehlenswert sei. Auch Realien treibt Budde, die Geographie von Grofsbritannien bespricht er an der Hand einer (hoffentlich mit englischer Namengebung versehenen) Karte. Ja sogar der Utilitaritätsstandpunkt, gegen den er sonst so energisch kämpft, kommt zum Durchbruch, indem er sich dafür ausspricht, dafs auch an Gymnasien Englisch und Französisch (mit je zwei Wochenstunden) obligatorisch gemacht werden, und sagt: „Mancher der früheren Abiturienten, die auf der Schule kein Englisch gelernt haben, hat es doch vielleicht später, als ihn sein Beruf in den Weltverkehr hineinzog, sehr beklagt, dafs ihm die Schule eine für diesen Weltverkehr unentbehrliche Waffe, eine wenn auch beschränkte Kenntnis des Englischen, nicht in die Hand gegeben hat. Und diese Klagen werden um so häufiger werden, je mehr die neuerdings inaugurierte Weltpolitik die Deutschen in den Weltverkehr hinein-

---

1) Merkwürdig berührt das Urteil, dafs „ein Shakespeare und ein Goethe ihre griechischen Vorgänger ausreichend vertreten" (S. 24).

zieht, usw. Deshalb mufs der Abiturient, der in das Leben übergeht, Gelegenheit gehabt haben, sich auf dem Gymnasium eine gewisse Kenntnis des Englischen anzueignen" (S. 52).

Der Verfasser und mit ihm Referent ist gewifs der Ansicht, dafs sich beide Ziele, das alte und das neue, vereinigen lassen, wenn die Extreme bei beiden vermieden werden. Es ist Zeit, dafs endlich Friede und Stetigkeit im Betriebe der neueren Sprachen einkehren, und das ist nur möglich auf der Grundlage der gemäfsigten Reform. In diesem Sinne sind die vorliegenden Aufsätze der Lektüre jedes zu empfehlen.

Breslau. **Curt Reichel.**

---

40) **C. Mitcalfe, English made easy.** Eine neue Methode Englisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Nebst einem Anhang: Winke für den Unterrichtenden. Dresden, Holze & Pahl, 1905. VIII u. 157 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Das Buch, für Privatanstalten und Pensionate bestimmt, setzt als Lehrer einen Ausländer voraus. Es will keine eigentliche Schulgrammatik sein, dürfte sich aber in der Hand eines gebildeten Ausländers in dem Kreise, für den es geschrieben ist, als recht praktisch erweisen und seinen Titel verdienen. Teil I enthält Vokabeln zum Auswendiglernen, die geschickt in verschiedene Gruppen geteilt sind, aus denen sich ergiebiger Stoff zu späterer Konversation entnehmen läfst. Behandelt wird in diesen Gruppen die Zeit (Tage, Monate, Jahreszeiten usw.), der menschliche Körper, Familie, Haus, Stadt, Kleidung, Nahrung, Ländernamen und die abgeleiteten Adjektive und Substantive, Adjektive und Substantive und das Gegenteil, verschiedene Wörter desselben Stammes usw. Unregelmäfsigkeiten, z. B. bei der Pluralbildung der Substantive, werden nebenbei erwähnt. Teil II bietet Übungen für die Aussprache zum Lesen. In Teil III wird das Verb behandelt. Die Umschreibungen der defektiven Hilfsverben, Frage, Verneinung und progressive Form werden an Beispielen erläutert. Eine Zusammenstellung der unregelmäfsigen Verben beschliefst diesen Teil. Die Fassung der in Teil IV gegebenen grammatischen Regeln befriedigt nicht durchgehends; übersichtlich und leicht verständlich ist die Zusammenstellung der Personal-, Reflexiv- und Possessivpronomina. Teil V enthält Redewendungen für den täglichen Gebrauch, die nicht wörtlich ins Englische übersetzt werden können. Hier finden sich in bunter Reihenfolge idiomatische Ausdrücke, die auf alle möglichen Lagen

des Pensionslebens Bezug haben, mit Fleifs, Sachkenntnis und Geschick zusammengestellt. Die Winke in Teil VI sind hauptsächlich an englische Lehrerinnen in Pensionaten gerichtet. Ausstattung und Druck sind zu loben, bis auf die zu kleinen Lettern des ersten Teiles (S. 1—25). Versehen beim Druck sind selten. Zu verbessern ist: S. 82, letzte Zeile: any[2]; S. 98, Z. 9 either; S. 137, letzte Zeile: im Jahre 1564; S. 143, Z. 22: ein Wink mit dem Zaunpfahl; S. 152, Z. 17: value.

Elberfeld. **K. Grosch.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 24. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

41) **P. D. Ch. Hennings, Homers Odyssee.** Ein kritischer Kommentar. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903. VII u. 603 S. 8. ℳ 12.—.

Das Buch zerfällt in sechs Abschnitte (Vorfragen, die Telemachie, die Phäakenlieder, die Irrfahrten, die Tisis, der Schluſs der Odyssee). Im ersten Abschnitt wird an der erstmaligen Niederschrift der homerischen Gedichte unter Pisistratus festgehalten, in den folgenden fünf Abschnitten werden nach einer vorausgeschickten Übersicht die vermeintlich unechten Verse ausgemerzt unter Heranziehung, man kann wohl sagen, aller alten und neuen Kritiker, so daſs der Wert des Buches in dieser Beziehung, als einer Fundstätte der gelehrten Kritik, ein ganz auſserordentlicher ist.

Aber wie groſs ist der Ertrag der Arbeit für die Erkenntnis des Wesens der Homerischen Darstellungsweise? Keine Besprechung einer Homerstelle ist berühmter, keine scheint ein gesicherteres Ergebnis zu Tage gebracht



zu haben als Kirchhoffs Abhandlung über die Verse α 269 ff. An sich klare Worte sind in der Stelle in α in einer für unsere moderne Reflexion unausgeglichenen Weise verbunden. Sich selbst kann jemand nicht völlig mifsverstehen, also mufs nach Kirchhoff ein zweiter Dichter, eben der von α, die Worte eines ersten Dichters, des Dichters von β, wo sich jene in verständlicher Verbindung finden, gekannt, aber nicht verstanden haben und in jene unverständliche Verbindung gebracht haben. An sich ein zulässiger Gedanke. Aber es mufs dann auch Mifsverständlichkeit der Worte und Verse in β aufgezeigt werden und zwar eine so hochgradige, dafs die scheinbar vorliegende Verkehrtheit der Verbindung in α einigermafsen verständlich wird. Sonst bleibt eben die Denktätigkeit des zweiten Dichters ebenso unbegreiflich wie die des Dichters, der seine eigenen Gedankenelemente in dieser Weise verbindet. Eine erste Unbegreiflichkeit aber durch eine zweite Unbegreiflichkeit erklären heifst nicht eine Unbegreiflichkeit erklären und ist nicht eine wissenschaftliche Erklärung. Die in Frage kommenden Gedankenelemente sind ganz und gar nicht mifsverständlich, und ihr Mifsverständnis zu behaupten, ohne ihre Mifsverständlichkeit nachzuweisen, ist nicht ein Verfahren, welches der vollen Strenge wissenschaftlicher Methode gerecht wird.

Wenn nun aber einer wenigstens den Kirchhoffschen Beweis anerkennt, so mag er daraufhin mit der Odyssee so oder so ähnlich verfahren, wie Kirchhoff es tut. Welches Fundament hat denn aber H., der über jene Stelle in α eine ganz andere Meinung hat? Welche unumstöfsliche Grundlage hat er, auf der er sich das Recht nehmen kann, irgendeine Unebenheit in der Odyssee nicht auf die Rechnung des einen Dichters, sondern auf die eines zweiten zu setzen?

Im wesentlichen operiert er mit zwei Grundansichten, die beide völlig unsicher sind. Erstens stellt er sich auf den Boden der Überlieferung, dafs die uns bekannte Komposition der Odyssee erst im 6. Jahrh. in Athen hergestellt sei. Diese Überlieferung kann aber nie als wahr bewiesen werden, sie kann auch falsch sein, und wenn sie schon äufserlich richtig sein sollte, so kann doch zugleich wahr sein, dafs damals in Athen im grofsen und ganzen die Einheit wiederhergestellt wurde, die der Dichter selbst dem Gedichte gegeben hatte.

Zweitens operiert auch er mit dem ganz unmethodischen Erklärungsmittel des Weiterschiebens einer vermeintlichen Dummheit von einem Menschen auf einen andern Menschen, wodurch doch nimmermehr die

übrigbleibende Dummheit selbst erklärt wird. H. schreibt S. 129 zu δ 841/2: „Wenn wir also δ 841 die dunkle Mitternacht haben und δ 842 den Abend davor, so ist doch auch dem blödesten Auge klar, daſs diese Ordnung der Verse nicht von den Verfassern der beiden Stücke herrührt, daſs die beiden Stücke ... von verschiedenen Verfassern gedichtet worden sind.“ Hier wäre also der Ordner der Blödsinnige, der weniger gesehen hätte, als das blödeste Auge sieht oder sehen muſs. Es muſs endlich einmal unumwunden ausgesprochen werden, daſs eine solche Erklärung, wie sie die höhere Kritik jetzt zu geben liebt, den Namen einer Erklärung mit Unrecht trägt. Sie zeigt im Grunde denselben Defekt wie der berühmte Kirchhoffsche Beweis. Sie erklärt nicht den vermeintlichen Unverstand, sondern sie setzt nur den einen Unverstand an die Stelle des andern.

Wer sich von einer solchen Aftererklärung abgestoſsen fühlt, der gewinnt erst Raum für die Frage, ob denn wirklich an einer Stelle alles Einzelne richtig aufgefaſst war, und zweitens Raum für die weitere Frage, ob nun noch wirklich Dummheit und ein Verstoſs gegen die Logik vorliegt oder eine nur noch unentwickelte Kunst in der sprachlichen Form oder in der Komposition gröſserer oder kleinerer Einheiten. Es könnte doch sein, daſs die Darstellungsweise der Neueren, die jedes mögliche Miſsverständnis auszuschlieſsen sucht, jede Unebenheit ebnet, noch nicht die Homers war, daſs für ihn das Kunstgesetz der Ausgleichung noch nicht in der später entwickelten Strenge bestand, so daſs er noch Dinge nebeneinander sagte, wenn sie nur beide wahr waren oder wahr sein konnten, ohne sich aufs strengste verpflichtet zu fühlen, sie untereinander auszugleichen. Auch das Kunstgewissen muſs sich bilden.

Landsberg a. W. **H. Nauck.**

---

42) **Karl Krumbacher, Ein vulgärgriechischer Weiberspiegel.** Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der histor. Klasse der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, 1905, Heft III. München, Verlag der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1905. S. 335—434. gr. 8.

Eine wunderliche dichterische — wenn „dichterisch“ überhaupt hier statthaft ist — Leistung, mit der uns Krumbacher im „ἔπαινος τῶν γυναικῶν“ (lucus a non lucendo) bekannt macht. Unhöflichkeiten gegen

das schöne Geschlecht sind in der alten und späteren Literatur der Griechen und Römer bis in die späteste byzantinische Zeit nicht selten; doch ein Analogon zu diesem *ἔπαινος τῶν γυναικῶν* hat Krumbacher weder in der alten, noch in der byzantinischen Literatur aufzufinden vermocht: das Werkchen „hat den zweifelhaften Vorzug, innerhalb der griechischen Literatur, soweit sie uns überliefert ist, ganz allein zu stehen“. Hinsichtlich der schamlosen Derbheit des Ausdrucks ist es nach K. u. A. mit Juvenals sechster Satire und den Produkten des deutschen und französischen Grobianismus des 16. Jahrh.s zu vergleichen, wenn es auch wohl seine meisten Konkurrenten an Unverfrorenheit übertreffe.

Das in vulgärgriechischer Sprache abgefaſste Produkt findet sich, wie K. in Abschnitt I darlegt, in einem Sammelband, cod. graec. N. 4 des collegio Greco in Rom, über den sich K. S. 339—345 eingehend äuſsert. Abschnitt II gibt zunächst den Inhalt: „dieser ist als ungetrenntes Ganzes überliefert, zerfällt aber in Wahrheit ganz unbestreitbar in zwei nach Inhalt und Form verschiedene Elemente, die ich nur der Kürze halber mit dem Ehrennamen Gedichte benenne.“

„Das erste Elaborat besteht aus 475 paarweise gereimten politischen Versen und sucht die Schlechtigkeit der Frauen durch Zeugnisse aus der Geschichte und Literatur zu beweisen, das zweite umfaſst 735 Kurzverse, als deren Grundschema der trochäische Achtsilber gedacht ist, und schildert die Verworfenheit des weiblichen Geschlechts nach mündlichen Quellen und persönlichen Erfahrungen.“

Auf die ausführliche Inhaltsangabe folgt die Angabe der Quellen; ein groſser Teil derselben ist dem alten und neuen Testament entnommen; hieran reiht K. eingehende Ausführungen über Sprache und Metrik, die eine so roh und verwahrlost als die andere; daraus ergibt sich sofort die Schwierigkeit der Textkonstitution: „es ist“, sagt K., „bei der textkritischen Behandlung vor allem zu bedenken, daſs wir es mit einer Handschrift zu tun haben, die ... wenn nicht auf dem Schreibtisch des Autors selbst, so doch in dessen nächster Nähe entstanden ist ... Bei dieser Sachlage ist für den Herausgeber die allergröſste Zurückhaltung geboten, wenn er nicht Gefahr laufen will, statt die Handschrift in einem fort den Autor selbst zu korrigieren.“

Der folgende Abschnitt behandelt die Frage über Zeit und Ort der Entstehung des Werkes. K. spricht sich mit überzeugenden Gründen für das 16. Jahrh. als Entstehungszeit aus. Interessant ist der Hinweis auf

die für das Gedicht gegebene Frühgrenze auf eine deutliche Anspielung (v. 169 f.) auf Ariosts Orlando furioso, der 1516 gedruckt wurde. Die Heimat oder wenigstens der Wohnort des Verfassers ist nach K. „offenbar ein Gebiet, wo die Griechen schon seit längerer Zeit in innigster Berührung mit italienischer Bevölkerung standen. Das zeigen die zahlreichen italienischen Wörter, deren Verständnis beim Leser und Hörer vorausgesetzt wird ..." K. führt ferner den Beweis, dafs der Verfasser nicht blofs in italienischer Umgebung lebte, sondern dafs er auch die italienische Sprache verstand und eine italienische Schule durchgemacht hat, wie er auch wahrscheinlich dem katholischen Bekenntnisse angehörte; nicht minder ist auch wahrscheinlich, dafs wir ihn in einer unter venezianischer Herrschaft stehenden gröfseren griechischen Stadt, vielleicht Korfu, zu suchen haben, wenn nicht in Venedig selbst.

Es folgt die um ein Viertel verkleinerte Nachbildung der p. 262 des Kodex, sodann S. 375—418 der Text selbst; daran schliefsen sich Anmerkungen zum Texte, deutsches und griechisches Register, schliefslich Berichtigungen und Nachträge nebst Inhaltsangabe.

Karlsruhe i. B. **Oster.**

---

43) **Friedrich Gundelfinger, Cäsar in der deutschen Literatur** (Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt, Nr. XXXIII). Berlin, Mayer & Müller. VI u. 131 S. 8. ℳ 3.60.

Die Arbeit Gundelfingers unternimmt es, die Wandlungen des literarischen Porträts Cäsars, die es in der deutschen Literatur erfahren hat, darzustellen. Sie beginnt mit den Anschauungen des kirchlichen und weltlichen Mittelalters über den grofsen Römer und endigt mit der bekannten Charakteristik Mommsens. Der Verfasser teilt seinen weitschichtigen Stoff in zehn Kapitel: von dem schon sehr früh im Mittelalter entwickelten Gegensatz der lateinischen Auffassung (Cäsar als Gründer einer Weltmonarchie) und der deutschen (Cäsar als Bekämpfer und Besieger der Germanen) gelangt Gundelfingers Darstellung zu den Bewertungen Cäsars durch Reformation und Humanismus, die wohl am häufigsten sich mit dem Bilde des grofsen Römers beschäftigt haben. Den dritten Abschnitt des Buches bildet die Behandlung von Shakespeares Drama: er ist gewissermafsen der Angelpunkt des ganzen Werkes, auf den die vorher-

gehenden Abschnitte losstreben und von dem die darauffolgenden ihren Ausgang nehmen. Es folgt die Gottschedsche und die Klopstocksche Auffassung, und dann in knapperer Skizzierung das, was Goethe, Schiller und Schlegel von Cäsar dachten, und die Nachklänge vom Romantismus an bis auf unsere Tage herunter.

Die Abhandlung, deren sorgfältige Disposition, und, soweit Referent hierin nachkommen konnte, recht vollständige Stoffsammlung (besonders in der ersten Hälfte) zu loben ist, unternimmt es, eine Lücke in unserer literargeschichtlichen Kenntnis auszufüllen. Ansätze zu ähnlichen Arbeiten finden sich schon früher: ich erinnere neben dem bekannten Buche von Jvo Bruns nur an die schöne Schrift von Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Wenn man, um eine ähnliche Aufgabe anzuführen, bei dem Vergleiche von Horazens Liedern in deutscher Übersetzung seit der Reformationszeit bis heute, oder bei den Übertragungen der grofsen Tragiker von der klassizistischen Epoche unserer Zeit an bis auf Wilamowitzens Euripidesübertragungen von 1905 immer von neuem den Eindruck gewinnt, dafs sich in diesen Arbeiten der Geschmack und die Hauptgedankenrichtungen der Entstehungszeit der Übertragung widerspiegeln, so ist das bei dem literarischen Porträt grofser Menschen erst recht der Fall. Hätten wir noch mehr Untersuchungen dieser Art, z. B. über Hannibal, Pompejus, Julian, so würden wir noch deutlicher, als es schon der Fall ist, erkennen können, dafs sich nicht nur die Dichter selbst, sondern auch ihre Helden nie ganz rein historisch darstellen, sondern dafs stets die Zeit, in der sie übersetzt werden, oder in der die Helden behandelt werden, die entsprechende Beleuchtung dazu hergeben mufs.

Dieser Grundgedanke der Gundelfingerschen Arbeit tritt besonders in ihrem ersten Teile ziemlich scharf hervor und ist klar durchgeführt; auch der Übergang der Beurteilung bei Hans Sachs, der aus Cäsar einen Tyrannen macht, ist gut und überzeugend dargestellt. Dagegen glaube ich, dafs das Jugenddrama des Muretus, Julius Cäsar, das der Verfasser ziemlich ausführlich behandelt hat, wohl zu günstig beurteilt worden ist; soweit ich sehen kann, ist es weiter nichts, als die in Verse gebrachte Cäsarbiographie des Sueton mit verhältnismäfsig wenig neuen Zutaten. Trotz der häufigen Drucke des Werkes (vgl. Goed. Grdrss. II², S. 138) ist das Drama wohl in Deutschland nicht von grofsem Einflufs gewesen; wenigstens ist es Referent noch nicht gelungen, auch nur e i n e n Nachweis einer Schulaufführung dieses Dramas aufzufinden. Das ist aber um

so auffälliger, als die damaligen Schulmänner mit teilweise unbegreiflicher Schnelligkeit sich die wirklich bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Dramatik zu verschaffen wufsten und auf ihrer Schulbühne dem deutschen Publikum zugänglich machten. Aus diesem argumentum ex silentio darf man wohl den Schlufs ziehen, dafs man auch schon damals die Unbedeutendheit des Dramas empfand und es der Lektüre überliefs. Treffend dagegen ist die Beurteilung von Nic. Frischlins Cäsardramen, und erinnert an manche Gedanken W. Scherers, der wohl am weitesten in der Totalauffassung vom 16. Jahrh. vorgedrungen war.

Im weiteren Verlaufe der Arbeit ist natürlich das Shakespearesche Stück die Hauptsache. Für eine literarhistorische Untersuchung findet sich hier reichlich viel ästhetisierendes Beiwerk, das meines Erachtens wohl nur in loser Beziehung zum Thema steht (so vor allem die Stelle S. 61, die an den Nietzcheschen Aphorismus aus der fröhlichen Wissenschaft „zum Ruhme Shakespeares“ anknüpft und die Tragik des Brutus erörtert). Man wird auch in manchen, sogar in vielen Stücken, anderer Ansicht sein als der Verfasser; aber trotzdem liegt hier der Kernpunkt des Ganzen; denn von hier aus gewinnt G. den Übergang zu den modernen Auffassungen (das Kapitel S. 64 – 82, ist nur ein Nebenfaden, der neben der Hauptdarstellung einherläuft), wie sie zunächst in Voltaires „Mort de César“ uns entgegentritt, dann bei den deutschen Klassikern sich fortsetzt und in den Stücken der modernen Dramatiker ausklingt.

Das Ergebnis des ganzen Buches ist schliefslich das, dafs die Schilderungen von Cäsars Charakter sich nach der politischen Grundstimmung der Zeiten, in denen sie entstanden sind, richten, und dafs darum nur die Zeiten ein volles Verständnis und eine zutreffende Schilderung dieses Charakters zu finden vermögen, die der cäsarianischen Zeit am nächsten kommen, in denen ebenfalls die Demokratie nach Überwindung der feindlichen Gewalten sich zur Weltmonarchie umzuformen trachtete, wie dies in der neueren Zeit in den Tagen des ersten Napoleon der Fall war und in denen des dritten Napoleon sich zu wiederholen schien.

Zu diesem Ergebnis gelangt das Gundelfingersche Buch nach gründlichen Quellenstudien und sorgfältiger Benutzung der Vorarbeiten Früherer, auch ohne überflüssigen Zitatenprunk. Nur ein falsches Zitat ist Referent aufgefallen: S. 43 Note, wo es Burdig. statt Burgund heifsen mufs. Nur zweierlei hätte Referent noch zu wünschen: dafs einmal der Stil weniger geschraubt und dunkel wäre, und zweitens, dafs der Haupt-

quelle für G.s Darstellung, nämlich Goedeckes Grundriſs mehr und öfter Erwähnung geschehen wäre.

Der Stil zeigt eine starke Neigung zu Neubildungen, wie „Verbürgerung“ S. 28, und ist wegen der zu häufigen Einfügung abstrakt ästhetisierender Bemerkungen öfters recht dunkel. Vgl. z. B. S. 14, Z. 5 v. o., S. 93, Z. 9 v. o., S. 62, Z. 18 v. u., wo man sicher mit einfacheren Worten dieselbe Sache hätte klarer und verständlicher ausdrücken können.

Daſs Goedecke so wenig zitiert ist, soll kein Vorwurf sein; denn es versteht sich ganz von selbst, daſs ohne dieses vortreffliche, fast nie im Stiche lassende Hilfsmittel eine Arbeit wie die vorliegende kaum zu schaffen wäre. Aber um deswillen ist die Unterlassung zu bedauern, weil man bei Goedecke sich nur nach Personen orientieren kann, während G. sich aus ihm eine sachliche Sammlung angelegt hat, die, wie Referent aus eigener Erfahrung weiſs, ein saures Stück Arbeit und Vorarbeit darstellt, das man nicht genügend abschätzen kann, wenn der Verfasser darein den Einblick uns nicht gestattet.

Trotz mancher abweichenden Auffassung im ganzen und im einzelnen steht Referent nicht an, das Buch Gundelfingers, besonders in der ausgeführten ersten Hälfte der Darstellung, als eine gute Arbeit zu bezeichnen, der man weitere anschlieſsende Bearbeitungen literarischer Porträts wünschen möchte.

Leipzig. **Ernst Schwabe.**

---

44) **W. Helbig, Zur Geschichte des römischen Equitatus.** A. Die Equites als berittene Hopliten. Aus den Abhandlungen der K. Bayer. Akademie der Wiss. I. Klasse. 23. Bd. 2. Abt. München, G. Franz (J. Roth), 1905. S. 267—317. 4. ℳ 1.60.

Daſs die römische Reiterei bis gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. keine Reitertruppe im modernen Sinne gewesen ist, sondern nach dem Vorbilde der ἱππεῖς gebildet wurde, die in den Heeren der hellenischen Kolonien Unteritaliens die Kerntruppe bildete, stellt Helbig als zu beweisenden Satz an die Spitze seiner Abhandlung. Durch genaue Prüfung der Berichte der Analisten wird zunächst der unumstöſsliche Beweis erbracht, daſs der römische Equitatus bereits im 7. Jahrh., spätestens aber seit Anfang des 6. als berittene Hopliten ins Feld rückte und daſs es zwei Klassen dieser Hopliten gegeben hat, a) die Vornehmeren, die jeder

zwei Pferde unterhielten, eins für den Hopliten, das andere für den Knappen, und b) solche mit nur einem Pferde, das bald dem Hopliten, bald dem Knappen, bald beiden als Transportmittel diente. Auf dem Schlachtfelde safsen die Hopliten ab, übergaben das Pferd dem Knappen und schlossen sich zur Phalanx zusammen, deren Anprall die Schlacht entschied. Nur während der Verfolgung oder des Rückzuges kämpften sie zu Pferde, nachdem sie den grofsen Rundschild auf den Rücken geworfen oder ihrem Knappen umgehängt hatten. Nach den Berichten der Analisten waren die römischen Celeres die während der Königszeit ausschlaggebende Truppe.

Aus den vier ersten Büchern des Livius werden dann von Helbig eine Anzahl Stellen angeführt und ausführlich besprochen, aus denen hervorgeht, dafs die Analisten keine gleichzeitigen Quellen über die Schlachten der früheren Zeit benutzen konnten, sie waren demnach auf phantastische Schilderungen angewiesen und verfuhren nach den taktischen Grundsätzen, die für ihre eigene Zeit im römischen Heere mafsgebend waren. Anderseits zeigt eine weitere Reihe von Liviusstellen, dafs die Analisten gezwungen waren, den Reitern völlig verschiedene Aufgaben beizulegen, als die waren, die ihnen in historisch hellen Zeiten zufallen; z. B. sollte es den equites gelungen sein, die noch vollständig intakte und von Speeren starrende Phalanx des feindlichen Fufsvolkes in der Front zu durchbrechen — oder sie sind, um Erfolg zu haben, von den Pferden gestiegen und haben den Feind zu Fufs angegriffen. — Solche Schlachtberichte, wie sie Livius II, 20; III, 62 u. 63; IV, 38 u. 39 gibt, müssen zu allen Zeiten ein ungläubiges Kopfschütteln denkender Militärs erregt haben. Alle diese Stellen werden verständlich, wenn wir mit Helbig annehmen, dafs die equites als Hopliten in den Kampf getreten sind.

Diese Ergebnisse des ersten Abschnittes seiner Abhandlung bestätigt Helbig durch Untersuchungen über das einschlägige archäologische Material. Als solches kommen besonders tönerne Friesplatten aus dem 6. Jahrh. in Betracht. Diese Platten dienten als Dekoration archäischer Holztempel, die später durch Steinbauten ersetzt worden sind. H. erörtert dann die Frage, ob die Platten als hellenischer Importartikel oder als lokales Fabrikat zu betrachten seien und kommt zu dem Resultate, dafs sie einer primitiven Phase italischer Kunst zuzuschreiben sind. Aufser den Friesplatten hat H. eine Anzahl von etruskischen Gräberfunden herangezogen und kommt danach zu überraschenden und durchaus sicheren Schlüssen über die Bewaffnung und Kampfesart der Hopliten.

Wir müssen es uns leider versagen, auf alle Einzelheiten der Beweisführung einzugehen — die lese man in der Abhandlung selbst nach — und wollen nur bemerken, daſs aus dem groſsen Schilde von 80 cm und mehr Durchmesser, wie ihn die equites auf den beigefügten Abbildungen führen, mit Gewiſsheit zu schlieſsen ist, daſs diese Schilde nicht im Kampfe zu Pferde benutzt werden konnten, sondern nur von berittenen Hopliten, die auſser dem Schilde eine lange, nur mit beiden Händen zu regierende Stoſslanze, ein kurzes eisernes Schwert, eine zweischneidige bronzene Streitaxt und Beinschienen führten.

Wenn der groſse Schild, ἀσπίς = parma Abzeichen des ordo equester zu allen Zeiten geblieben ist, so läſst sich das aus dem konservativen Sinne der Römer erklären, der diese altertümliche Schutzwaffe, auch nachdem sie aus der feldmarschmäſsigen Rüstung der equites verschwunden ist, für die Kulthandlungen des equitatus beibehalten hat. Darum finden wir die Enkel des Augustus, die der ordo equester als principes iuventutis begrüſste, dargestellt mit Schilden, die vom Fuſse bis zur Hüfte reichen, die also zum Gebrauche für Reiter viel zu groſs sind.

Im dritten Abschnitt behandelt Helbig einige literarische Zeugnisse über den ursprünglichen Charakter des equitatus. Davon wird namentlich seine Auseinandersetzung über die Festusstelle O. Müller S. 221: Paribus equis, id est duobus Romani utebantur in praelio, ut sudante altero transirent in siccum. pararium aes appellabatur id, quod equitibus duplex pro binis equis dabatur — allseitige Zustimmung finden, namentlich daſs das aes hordiarium im 6.—4. Jahrh. einer Summe von etwa 140 ℳ entsprach, die vollständig ausreichte, damit den jährlichen Unterhalt zweier Pferde zu bestreiten. — Daſs aber bei der unter Tarquinius Priscus eingetretenen Verdoppelung der equites und ihrer Bezeichnung als priores und posteriores auch ein Gradunterschied eingetreten sei und die posteriores als die Reiter mit je einem Pferde in Anspruch genommen werden, möchten wir nicht zugeben, da wir die gleiche Bezeichnung auch bei den Zenturionen finden, ohne daſs die Funktionen dieser Offiziere irgendwie verschieden gewesen wären. Die Bezeichnung posteriores hat nur historischen Sinn und ward vom Könige Tarquinius gewählt, um damit den sakralen Bedenken des Augurs Accus Navius aus dem Wege zu gehen.

Ob ferner die Karrikaturzeichnung eines Affen, der hinter einem berittenen Hopliten sitzt (vgl. Fig. 11, S. 301), die erotischen Beziehungen

andeutet, die zwischen Herren und Knappen — eques und armiger — obgewaltet haben, möchte doch zweifelhaft sein. Ich möchte darin lieber einen unfeinen Witz des Zeichners erblicken, auch müfste, wenn H. recht haben sollte, der Affe **vor** dem Reiter sitzen und das Verhältnis der *παιδικά*, das ja in Griechenland schon früh zu finden ist, für das 7. Jahrh. auch in Etrurien nachgewiesen werden.

Die folgenden Abschnitte, der vierte handelt von der Taktik der equites, der fünfte vom Zweikampfe derselben, bringen nur Bestätigung der schon gewonnenen Ergebnisse.

Mit besonderer Freude sehen wir der Fortsetzung dieser Abhandlung entgegen, die den equitatus als kavalleristische Truppe behandeln wird.

Wolfenbüttel. **Bruncke.**

45) **J. Pistner** und **A. Stapfer, Kurzgefafste griechische Schulgrammatik.** Erster Teil: Formenlehre. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1905. V u. 95 S. 8. geb. ℳ 1.60.

Diese Grammatik reiht sich denen an, die eine Vereinfachung des griechischen Anfangsunterrichts anstreben; doch hätten auch die Genusregeln wegbleiben sollen. Die teilweis neue Einteilung des Lernstoffes wird allgemeinen Beifall finden. Die Fassung der Regeln ist knapp und klar im Ausdruck. Zu beanstanden finde ich § 2 B die deutsche Bezeichnung Zahn-, **auch** Zungenlaute für dentales, § 21 B II Anm. „einzelne Formen“ für Dat. Plur. und Femininformen, § 22 II „im Dat. Pl. haben sie *τρίσι* statt *τέρσι*“ gegen den guten alten Grundsatz, nie das Falsche hinter dem Richtigen zu nennen, sondern umgekehrt, § 31 II 2 *μυρίοι* (= sescenti) statt (vgl. sescenti), § 62 „jene Verba“, deren Stammcharakter, statt diejenigen Verba, deren. Die äufsere Darbietung zeichnet sich aus durch Übersichtlichkeit und guten, scharfen Druck. Ein kurzes alphabetisches Verzeichnis von seltener vorkommenden oder unregelmäfsigen Nominal- und Verbalformen macht den Schlufs.

Wir haben jetzt für das Griechische eine ganze Reihe vereinfachter Schulgrammatiken. Indessen kann ich mich des Bedenkens nicht erwehren, ob wir nicht doch weniger vereinfachte Grammatiken als vereinfachte Übungsbücher brauchten. Mir scheint die Parole für das Griechische zu werden: kurzgefafste Übungsbücher, die bald zur Schriftstellerlektüre überleiten, und ausführlichere Grammatiken, in denen die wichtigsten Punkte

hervorzuheben nur eine Sache des Druckes ist, in denen man aber auch bei der Lektüre vereinzelt vorkommende Spracherscheinungen an ihrer zugehörigen Stelle verzeichnet und eingeordnet findet. Für den zu erwartenden zweiten Teil der vorliegenden Grammatik sei der Wunsch ausgesprochen, dafs er eines nicht zu knappen Anhanges für den homerischen und herodoteischen Dialekt nicht entbehre.

Laubach i. H. **F. Adami.**

---

46) **Adolf Harnack, Militia Christi.** Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten Tübingen, J. C. B Mohr, 1905. 129 S. 8. ℳ 2.—.

Drei in der alten Kirche schon empfundene und auch heute noch lebende Probleme behandelt diese kirchengeschichtliche Untersuchung. 1) Hat die christliche Religion selbst in ihrer Geschichte irgendeinmal oder dauernd einen kriegerischen Charakter angenommen und Recht und Pflicht des heiligen Krieges gepredigt? 2) Hat die Kirche militärische Organisation (in übertragenem Sinn) zeitweilig oder dauernd bei sich eingeführt und ihre Gläubigen oder einen Teil derselben als Soldaten Christi diszipliniert? 3) Wie hat sich die Kirche zum weltlichen Soldatenstand und zum Krieg gestellt, liefs sie sie gelten oder duldete oder verurteilte sie sie? Frage 1 und 2 sind zu einer Untersuchung zusammengefafst. Bis auf die Gegenwart wirft Harnack gelegentliche Streiflichter. Eine ungeheuer reiche, dem Kriegsleben entlehnte Bildersprache hat schon das Neue Testament; und einige vom Soldatenstand entnommene Grundsätze (z. B. „Kein Soldat verflicht sich mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens", 2 Tim. 2,4) haben auf die Bildung des Klerikerstandes, andere auf Organisation und Abstufung innerhalb der christlichen Gemeinde eingewirkt (z. B. I. Clem. Rom. ad Cor. 37). Harnack führt dabei die einzelnen Schriftsteller vom N. T. bis ins 4. Jahrh., auch einzelne Stücke aus Märtyrerakten, ausführlich an und zeigt, wie sich die Verwertung und Ausbeutung militärischer Ausdrücke und Institutionen erweitert und verändert hat So gilt bei Origenes der Mönch, der Asket als der eigentliche Streiter Christi. Aus der Untersuchung der Patristik unter diesem einen Gesichtspunkte ergeben sich also sehr interessante Nebenbeobachtungen und Rückschlüsse. Wertvoll erscheint, dafs Harnack entschieden eine Beeinflussung des Christentums durch Mithraskultus ablehnt, auf den die Kirchenväter oft anspielen. Auch in sprachlicher

Hinsicht bietet Harnacks Schrift viel. Ist schon der ausführliche Abdruck der in Frage kommenden Stellen im Anhang eine schätzenswerte Beigabe, so kommt Harnack auch zu manchen neuen Deutungen, z. B. Pagani ursprünglich = Zivilisten und erst später = Landleute, oder zeigt da Beziehungen aufs Militärleben auf, wo man sie kaum ahnte, z. B. Röm. 6, 23. Die zweite Untersuchung („Die christliche Religion und der Soldatenstand") zeigt die auffallende Tatsache, dafs es bis zum Jahre 170 eine eigentliche Soldatenfrage überhaupt nicht in den Gemeinden gegeben hat. Solche soziale Fragen konnten erst auftauchen, als das eschatologische Moment mehr und mehr erlosch und man sich für längere Zeit auf Erden und im Staate einrichten mufste. So hat die vorchristliche Eschatologie gleichzeitig quietistisch wie konservierend gewirkt. Später herrscht in der Beurteilung der „Soldatenfrage" ein gewisses Schwanken, besonders bei Tertullian, der „von dem Vorwurf einer doppelten Buchführung" nicht ganz zu entlasten ist. An einzelnen Beispielen von christlichen Soldaten wird das Erstarken des christlichen Selbstbewufstseins dargelegt. So bereitete sich allmählich der letzte grofse Kampf vor und „spitzte sich zu der Frage zu, ob das Heer seinen religiösen Traditionen treu bleiben oder durch Duldung des Christentums auf sie verzichten solle". Und im Heere zuerst hat sich der weltgeschichtliche Umschwung vom Heidentum zum Christentum vollzogen. Das hat zu einer Veränderung auch des kirchlichen Urteils geführt; „die Kirche hat zu Arles die bisher öfter geübte Praxis christlicher Soldaten, um ihres Glaubens willen fahnenflüchtig zu werden, nicht nur mifsbilligt, sondern unter die furchtbare Strafe der Exkommunikation gestellt"; später schuf die Kirche sogar noch kriegerische Heilige. Damit liefert diese wertvolle Monographie nicht nur im einzelnen, sondern auch als Ganzes wichtige Beiträge zu der Frage nach der Entstehung der katholischen Kirche. **G. Fr.**

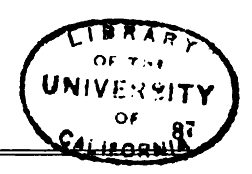
---

47) **Th. Roth, Der Einflufs von Ariosts Orlando Furioso auf das französische Theater** (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, XXXIV. Heft). Leipzig, Deicherts Verlag, 1905. XXII u. 263 S. 8. ℳ 5.80.

Diese Arbeit enthält erheblich mehr, als der Titel besagt. Rund 100 Seiten von 263 sind der Einleitung gewidmet; davon handeln 75 von dem Einflufs der italienischen Literatur auf die französische im

allgemeinen und weiter im besonderen von diesem Einfluſs auf die französische Lyrik, das Epos, die Erzählung und den Roman, ferner von der Einwirkung Italiens auf Frankreichs dramatische Poesie, einmal durch die Tätigkeit der italienischen Schauspieler besonders in Paris, anderseits durch die Erzeugnisse der italienischen Dramatik auf die französische Tragödie, die Komödie, die Pastorale und die Oper; überall wird diese Einwirkung nicht nur bis in das 16. Jahrh., sondern bis auf unsere Zeit verfolgt. Die Quellen, welche der Verfasser für diesen Abschnitt benutzt hat, sind auſserordentlich zahlreich, die wissenschaftlichen Arbeiten zu dem Thema, die er mit Umsicht nachgeprüft hat, gleichfalls, häufig genug ist es ihm gelungen, Irrtümer, Unklarheiten und Ungenauigkeiten richtigzustellen; der sich für unsere wissenschaftlichen Anschauungen ergebende Gewinn ist beträchtlich. — In weiteren 25 Seiten wird Ariosts Einfluſs zunächst betreffs der französischen Lyrik und der Epen festgestellt, auch hier mit gutem Erfolg und auf Grund eingehender Belesenheit. Ariosts Orlando, der Schwanengesang der Renaissance, enthält zahlreiche lyrische Partien; so ist es erklärlich, daſs die Dichter der Plejade diese auslösten und zu selbständigen Sonetten gestalteten. Es würde aber, diese Ausstellung sei gestattet, dieser Abschnitt und der folgende Hauptteil übersichtlicher und klarer sich gestaltet haben, wenn der Verfasser eine kurze Übersicht über Ariosts Dichtertätigkeit im allgemeinen vorausgesandt und ihn nicht nur als Epiker, sondern auch als Komödiendichter und als Satiriker gewürdigt hätte. Von besonderem Interesse ist die Darstellung der Einwirkung des Orlando furioso auf die französische Epik; sein Einfluſs wird nachgewisen von Rabelais' Gargantua und Pantagruel, Ronsards Franciade und Baïfs epischen Gedichten bis auf Boileaus Lutrin und sogar Voltaires Henriade und La Pucelle. — Hatte es sich bisher für den Verfasser um Nachprüfung früherer Forschungen, Zusammenstellung und Berichtigung ihrer Resultate gehandelt, so betritt er mit der Darstellung des Einflusses Ariosts auf das französische Drama ein bisher nicht untersuchtes Gebiet, und auch hier sind die Ergebnisse seiner Arbeit fruchtbringend und erfreulich. Die französischen Dramatiker konnten natürlich nicht den gesamten Orlando auf die Bühne bringen, sie haben einzelne besonders geeignete Episoden herausgegriffen, und auch in der vorliegenden Arbeit ist als zweckmäſsigster Weg der Darstellung die Gliederung nach Episoden gewählt worden.

Am eingehendsten wird die Dramatisierung der Bradamante-Episode



durch Robert Garnier behandelt, deren Darstellung zu einer kleinen geschlossenen Monographie sich gestaltet, anschliefsend werden Charles Bauters „La Rodomontade" und „La mort de Rodemont", La Calprenèdes „Bradamante" und Gilberts „Les amours d'Angelique et de Medor" besprochen, endlich Thomas Corneilles Versuch, die Bradamante-Episode zu einem ernsten Drama zu gestalten, der mifsglückte; dafs die Episode auch zu einem Opernstoff sich eignete, zeigt das Libretto Charles Roys, welches Lacoste komponierte. Weiter wendet sich der Verfasser der Rolandsepisode zu, die vor allem in Mairets *Roland furieux* dramatisiert ist, die aufserdem dem Operntext Quinaults „Roland", den Lully komponierte, zugrunde liegt, ein Text, der im 18. Jahrh. von Marmontel umgestaltet und von Piccini neu vertont wurde. Als Nachbildung der Isabella-Episode weist R. Nicolas de Montreux' Drama „Isabella" nach. Die Ginevra-Episode liegt einer 1564 von der Hofgesellschaft aufgeführten gleichnamigen Tragikomödie zugrunde, deren Verfasser nicht zu ermitteln ist; abgesehen von dem Nachweis anderer bedeutungsloser Nachbildungen ist dann die Darlegung, dafs Voltaires Tancrède auf diese Episode zurückgeht, besonders beachtenswert. — Die Alcina-Episode lag als Idee einem Gartenfeste zugrunde, welches Ludwig XIV. 1664 im Schlofspark zu Versailles veranstaltete, Danchet machte 1705 daraus einen Operntext, den Campra in Musik setzte. Die berüchtigte Joconde-Episode bot den Stoff zu dem gleichnamigen Einakter von Fagan (1740) und dem Operntext Charles Collés (1768); die Erzählung vom Zauberbecher hat Lafontaine in seinem Einakter „La coupe enchantée" dramatisiert, weitere Entlehnungen werden für eine Anzahl kleinerer Episoden nachgewiesen; die Ergebnisse seiner Forschungen fafst der Verfasser am Schlufs kurz zusammen. Dankenswert ist die Literaturübersicht, die er am Eingang bietet, und die Bibliographie der Ariost-Übersetzungen, die den Schlufs der Arbeit bildet.

Wernigerode. **H. Drees.**

---

48) **Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld, Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau.** Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1906. 47 S. 8.

Diese Mitteilungen erschienen vor etwa 20 Jahren in den Bayreuther Blättern und wären zunächst für den Kreis von Freunden und Verehrern

bestimmt, der sich um Richard Wagner gesammelt hatte. Die Wertschätzung, welche Gobineau dank der von der Vereinigung, die seinen Namen trägt, gegebenen Anregung bei den Gebildeten der deutschen Nation seitdem gefunden hat, macht es wünschenswert, den Mann auch in seinem häuslichen Leben, in den Beziehungen zu seinen Freunden kennen zu lernen. Der Fürst ist mit dem Grafen, der als Gesandter der französischen Republik in Stockholm weilte, im Jahre 1874 zusammengetroffen, und es entwickelte sich bald ein enges Freundschaftsverhältnis, das die beiden Herren fürs Leben verband. Aus ihrem brieflichen Verkehr gibt die kleine Schrift mit Weglassung alles dessen, was nur persönlichen Wert besitzt, alle Mitteilungen allgemeinen Interesses unter Voranschickung erklärender Bemerkungen, welche die Leser für den warmfühlenden, geistig anregenden, mit vollen Händen aus dem Reichtum seiner Natur spendenden Freund gewinnen, bevor sie noch aus seinen eigenen Worten ihn schätzen gelernt haben. Wie weifs er zu trösten, wie weifs er für andere und für sich dem Leid seine wertvolle Seite abzugewinnen! Wie weifs er zur Arbeit auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft anzuregen, selbst unermüdlich tätig bis zum plötzlichen Lebensschlusse!

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

49) **J. Hug, Kleine Französische Laut- und Leseschule mit phonetischen Erläuterungen.** Zürich, Orell Füfsli, o. J. [1905]. XII u. 52 S. 8. kart. ℳ 1.80.

Das Büchlein, mit einem empfehlenden Vorwort von Professor André in Lausanne versehen, verdient diese Empfehlung; es will auf der ersten Stufe der Spracherlernung den Schülern seine Hilfe bieten, es macht nicht Anspruch auf Geltung als französische Phonetik, darum bietet es nur das Notwendigste, aber dieses in recht annehmbarer Form; leider verzichtet der Verfasser auf phonetische Umschrift seiner Beispiele und beraubt sich und seine Leser damit doch der Möglichkeit, recht genau zu sein. Das Büchlein zerfällt in drei Teile. Der erste behandelt die Laute an sich, der zweite die Laute als Bestandteile von Wörtern, der dritte Teil bespricht die Bindung, das dumpfe e, die Interpunktion, die Lehre von der Betonung des Wortes und der Wortgruppe, den Unterschied von Silbenakzent und rhetorischem Akzent und gibt einige Winke für das Lesen und Vortragen von Dichtwerken in gebundener Sprache. Auf der linken Seite werden stets die Regeln gegeben und auf der rechten eine Anzahl sorg-

fältig gewählter Beispiele. Eine Liste von Wörter, die nach des Verfassers Erfahrung häufig falsch ausgesprochen werden, ist zum Beschlufs angefügt. Auf Einzelheiten möchte ich nicht eingehen, da das Buch für deutsche Verhältnisse wohl kaum in Betracht kommen wird, es müfste denn eine tiefgreifende Umarbeitung erfahren. Denn, was für die Schweizer, für die das Buch geschrieben ist, einen Hauptvorzug bildet, die Bezugnahme auf die durch die Schweizer Mundarten bedingten Fehler in der Aussprache des Französischen, ist für reichsdeutsche Benutzer eher ein Nachteil: zum mindesten kein Vorteil. Vielleicht entschliefst sich der Verfasser, in einer Nebenausgabe auch die durch die deutschen Mundarten bedingten Sprachfehler in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen.

Langensalza. **Max Krüger.**

---

50) **Andreas Baumgartner, Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichts.** Ausgabe B. Zürich, Orell Füfsli, o. J. [1905]. VII u. 132 S. 8.
geb. Fr. 1.90; ℳ 1.60.

Der erste Abschnitt des Lesebuchs enthält 46 Lesestücke und Gedichte. Die Lesestücke behandeln vornehmlich das Schulleben und die Haustiere. Die Auswahl der Gedichte ist dem kindlichen Standpunkt angepafst. Die Sprache der Lesestücke ist einfach, aber nicht ungewandt; ihr Inhalt ansprechend. Jedem Stück ist ein Verzeichnis der weniger bekannten Vokabeln beigegeben. Meist finden sich auch geschickte Anregungen zu Sprechübungen über den Inhalt des Lesestücks, zu etymologischen Betrachtungen, was ich für sehr nützlich halte, und zu grammatischen Übungen im Anschlufs an wichtigere im Lesestück vorkommende grammatische Erscheinungen. Deutsche Sätze zum Übersetzen ins Französische behufs Einprägung dieser grammatischen Erscheinungen fehlen an dieser Stelle des Buches, doch kann sich ein geschickter Lehrer solche bald im Anschlufs an das Lesestück selbst machen oder aber auch den Schüler veranlassen, mit den aus dem Lesestück herausgehobenen Wendungen sich Beispiele zu bilden. Der zweite Abschnitt enthält eine Anzahl von Kapiteln, die als Muster für den Anschauungsunterricht hergesezt sind: La fleur, le hanneton, le pinson etc. Die Behandlung ist recht geschickt und regt zur Nachahmung auch für andere Gegenstände an. Das dritte Hauptstück des Buches bildet ein kleines Lustspiel aus dem Schülerleben, das für die Mittelstufe ja wohl ansprechend sein mag, dessen

Moral mir aber etwas zu sehr hervortritt. Das vierte Kapitel bringt 50 Anregungen zu Gesprächübungen und schriftlichen Arbeiten: es handelt sich da um Vervollständigung von Sätzen, um Ersatz eines gegebenen Ausdruckes durch einen anderen, um Beantwortung von Fragen, um Erweiterung von kurzen Inhaltsangaben von Erzählungen zu ausgeführteren Texten, um Abfassung von Briefen u. dgl. Die zugrunde gelegten Stoffe sind durchaus ansprechend und angemessen. Den Beschlufs macht eine kurze systematische Formenlehre, die alles wesentliche bietet, mit allerlei nützlichen Anregungen, den grammatischen Stoff auch ohne Übersetzen aus dem Deutschen einzuüben. Hier und da sind allerdings auch deutsche Sätze beigegeben: an ihrer Stelle würde ich lieber zusammenhängende kleine Stücke im engen Anschlufs an einige der französischen Stücke des Lesebuches sehen. So erscheint denn das Büchlein im allgemeinen recht brauchbar und empfehlenswert.

Langensalza. **Max Krüger.**

---

51) **George Horace Lorimer, Old Gorgon Graham,** More Letters from a Self-Made Merchant to his Son. Leipzig, Tauchnitz, 1905. 279 S. 8. ℳ 1.60.

Der ehrwürdige Porkpacker aus Chikago-Porkopolis schreibt weitere Briefe an den hoffnungsvollen Sohn, der das Studium an der Harvard-University aufgegeben hat und von der Pieke auf dienend bei der Grofsfirma Graham & Company in Diensten steht. Das Buch ist wie sein Vorläufer eine geist- und herzerquickende Lektüre und verdient in möglichst viele Hände, nicht blofs in die desKaufmanns, zu kommen. Der praktische Geschäfts- und kluge Weltmann bietet genug, um jedem etwas zu sagen und alt und jung, gelehrt und ungelehrt, reich und arm mag lesen. Der junge Pierpont hat sich im Lard Departement bewährt, darf heiraten, bekommt immer wichtigere Posten im Geschäft anvertraut und gibt der Firma einen "prospective partner". Der Humor ist trocken, der Witz köstlich, das ganze Buch geistreich. Es nimmt sich aus wie eine Serie von gelungen gruppierten, einschlagenden Gedankensplittern. Die Lektüre mag nicht für jeden leicht sein, der Ausländer mufs es wiederholt lesen, am besten mit einem Engländer oder Amerikaner, er wird finden, dafs ihm so und so viel von den Pointen entgeht. Nach allem werden wir glauben, dafs der Amerikaner und der Dollarkönig nicht zu den schlechtesten Menschen gehören. Auch der Schulmann hole sich sein Teil; es ist ganz interessant

zu hören, was der alte Kaufmann über Wissen und Erziehung denkt und wie er seinen Jungen anweist, Leute zu behandeln und zu beurteilen.

Nürnberg. **Theodor Presiegel.**

---

52) **Felix Lindner, George Villiers, Second Duke of Buckingham: The Rehearsal.** Mit Einleitung herausgegeben von F. L. (= Hoops, Engl. Textbibliothek Heft 9.) Heidelberg, C. Winter, 1904. IV u. 111 S. 8. ℳ 2.80.

Der Herausgeber rechtfertigt im Vorwort, warum seine deutsche Ausgabe doch noch erscheine, nachdem schon vorher der Arbersche Reprint existierte. Das Buch soll dem Studenten der englischen Philologie geben, was der Arberschen Ausgabe fehlt. Die umfangreiche Einleitung behandelt zunächst die literargeschichtliche Stellung des Stückes. Es gehört zu den Schauspielen, die „eine bestimmte literarische Richtung bekämpfen und einen Wandel in dieser Beziehung veranlassen wollen". Man denke in erster Linie an Dryden und die "heroic plays", deren Position zu erschüttern war. Eine kurze Skizzierung zeigt sodann, wie sich die parodistischen Stücke (schon zu Shakespeares Zeit) bildeten; der Interessent findet weiter schätzenswerte Ergänzungen zu den Arberschen Angaben über Ausgaben und Keys. Der Schlufs bringt die Reihe der Stücke und Dichter, die parodiert sind. Den Hauptteil des Buches füllt der Abdruck des englischen Textes (erste Londoner Ausgabe 1672, Arbers Reprint), ergänzt durch Fufsnoten aus den Keys. Diesem kurzen Bericht ist sonst nichts beizusetzen. Hätten sich nicht auch Chefsnunt (S. 49, 18) und precendents (S. 85, N.) berichtigen lassen? Das Stück ist rein mehr historisch interessant. Es bietet dem Literaturfreund ein gutes Beispiel aus dem Werdegang literarischer Entwickelung und literarischer Streite. Das Buch leistet aber aufserhalb des englischen Seminars dieselben guten Dienste wie im Seminar, für das es freilich eigentlich berechnet ist.

Th. Pr.

---

52) **Joh. Ellinger, Ch. Kingsley, Westward Ho!** In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit einer Kartenskizze. Leipzig, G. Freytag, 1904. VI u. 152 S. 8. geb. ℳ 1.20.

Dafs es eine keineswegs leichte Aufgabe ist einen zweibändigen Originalroman auf etwa den sechsten Teil seines Umfanges zu kürzen und dabei den Zusammenhang und die eigentümlichen Schönheiten des Werkes

zu wahren, zeigt auch die vorliegende Bearbeitung von Kingsleys Roman, die sich am besten wohl für Privat- oder kursorische Lektüre eignen dürfte. Zu berichtigen ist S. 29, Z. 15 u. 16 Interpunktion; S. 85, Z. 11: encountered, Z. 27 (to Amyas's great anxiety); S. 88, Z. 5: curassows; S. 95, Z. 8: had; S. 124, Z. 17: people; S. 132, Z. 18: pence; S. 150, Z. 8: Book.

Elberfeld. **K. Grosch.**

---

54) **Grace Fleming Swearingen, Die englische Schriftsprache bei Coverdale** mit einem Anhang über ihre weitere Entwickelung in den Bibelübersetzungen bis zu der Authorized Version 1611. Berlin, Mayer & Müller, 1904. 52 S. 8. ℳ 1.20.

Einzeluntersuchungen zur Geschichte der englischen Schriftsprache sind allemal von besonderem Wert, auch dann, wenn sie nur rein deskriptiv das vorliegende Material in einer Sammlung und Ordnung darbieten. Die Forschung im einzelnen ist eben auf diesem Gebiete noch lange nicht erschöpfend. Diesen Mangel wird jeder empfinden, der sich die Aufgabe stellt, die Sprache in einem gewissen Zeitabschnitt umfassend zu behandeln oder ihre Entwickelung von der mittelenglischen bis in die neueste Zeit zu verfolgen.

In jüngster Zeit sind eine Reihe von Einzeluntersuchungen der frühneuengl. Sprache erschienen. Aber auch umfassendere Arbeiten liegen vor, wie über die englische Orthographie von Caxton bis Shakespeare von Rudolf. Es hat sich gezeigt, dafs alle Drucke des 16. Jahrh. entsprechend dem Umstande, dafs die Schriftsprache noch wenig fixiert war, in der Orthographie mehr oder weniger schwanken. Allerdings macht sich der Zug zur Einheitlichkeit immer mehr geltend, besonders seit Coverdale, der den Gegenstand der vorliegenden Arbeit bildet.

Die Verfasserin geht zwar über die engen Grenzen einer Detailuntersuchung hinaus, indem sie mit den anderen Drucken jener Zeit Fühlung zu gewinnen sucht. aber diese Fühlung ist im ganzen doch eine rein äufserliche geblieben. Sie geht nicht tief. Fragen in gröfserem Zusammenhang sind kaum einmal gestreift worden. Die ganze Anlage der Arbeit, insbesondere die Tabellen zur Qualität der Vokale, ist doch gar zu schematisch gehalten. Auf diese Weise wird vieles in einen Rahmen gebracht, wo es nicht hineingehört; anderseits werden Erscheinungen auseinandergerissen, die zusammengehören. Vor zu grofser Schematisierung aber sollte

man sich gerade da hüten, wo wie hier die Erscheinungen recht eigentlich im Flusse sind, wo altes und neues durcheinandergeht. Fälle wie a(u)nswere werden einfach zusammengeworfen mit den einheimischen Wörtern mit a, o vor Nasal. Besonders zu beurteilen wären auch wieder satzunbetonte Wörtchen wie and. Bei fro aber kommt überhaupt kein Nasal in Betracht (cf. p. 14/15). Wörter, die durchweg ă vor n + kons. haben, wie schon im me., hätten zusammengestellt werden sollen. Auf das Verhalten der wichtigen alten Doppelformen mit [a] und [ę], wie in fastenfesten (p. 41), ist gar keine Sorgfalt verwandt; da wird einfach das ae. fæstnian angeführt (p. 14). Wenn sich bei Coverdale gelegentlich der Einflufs seiner nördlichen Heimat verrät, wie weit spielt er in diesen Formen hinein? Be(e)rd, beard erscheint mitten unter den Beispielen für [a]. Bekannt ist der alte Vokalwechsel o-u; aber p. 21 heifst es fälschlich, dafs o für u vor r stehen soll in forowes. Vgl. auch murthur p. 20. Über den Wechsel von [ǫu] + χt und [au] + χt erfährt man weiter nichts, als dafs in doughter altes o + ht diphthongisch geworden sei; daneben daughter. Hier lagen bereits eingehende Untersuchungen von Luick vor, woran auch die Verfasserin hätte anknüpfen sollen. Von yee wird falsch behauptet, dafs das ē im Auslaut vielleicht geschlossen worden sei (aangl. zē!). Wie steht es ferner mit der Dehnung von u und o in offener Tonsilbe? So begegnen zahlreiche Mängel und Fehler. Jene grofsen Fragen der me. und ne. Grammatik sind gar nicht erörtert worden.

Das Schriftbild ist schwankend gerade in jener Zeit; auch dieser Umstand scheint mir nicht genügend beachtet zu sein. Die Verfasserin läfst zu leicht die Orthographie den Ausschlag geben, z. B. wird p. 11 deapth schlechthin mit langem Vokal angesetzt. Das kann man aber wohl bezweifeln, wenn man sieht, dafs in denselben Wörtern ea und e wechseln, z. B. in brest — breast bei Stanyhurst (cf. Bernigau p. 47). Dasselbe gilt für ready, weapens neben wapens, heaven (p. 12) und viele andere Fälle. Dasselbe ist über die Bestimmung der Qualität der Vokale zu sagen. So ist gewifs ea die normale Bezeichnung für [¯]. Wenn aber schon im me oft Erhöhung zu [ē] eingetreten ist, so gab es auch hier ein Nebeneinander von Formen, das sich auch in der Schrift widerspiegelt. So darf great nicht schlechthin mit [ę̄] angesetzt werden. In allen solchen Fällen hätte eben eine eingehende Einzelforschung einsetzen müssen.

Zu den Ergebnissen am Schlufs der Arbeit möchte ich nur bemerken, dafs wohl auch in der Schreibung ai = [ā] vielfach nördlicher Einflufs

zu sehen ist, wie ja in der Tat die nördliche Schreibung auch sonst nach Süden gedrungen ist; vgl. z. B. für Spenser Bauermeister, Zur Sprache Spensers, Diss. Freiburg 1896; p. 24/26).

Der Anhang enthält einige Hinweise auf die späteren Bibelübersetzungen bis zur Authorized Version 1611.

Harburg, a. d. Elbe. **Oskar Boerner.**

---

55) **A. Seidel, Systematisches Wörterbuch der englischen Umgangssprache** mit einer ausführlichen Darstellung der Aussprache des Englischen. Wien u. Leipzig, J. Hartlebens Verlag, o. J. VIII u. 183 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Nach einer brauchbaren Besprechung der Lautlehre und Wortbildung im ersten Teil S. 1—16 bietet der Verfasser im zweiten Teil S. 17—183 gegen 7000 Wörter aus allen Gebieten des Lebens, auf 15 Abschnitte verteilt. Die Aussprache ist jedem Worte beigefügt. Zahlreiche Fufsnoten enthalten Synonyma, Sacherklärungen, gebräuchliche Phrasen usw.

Da Lehrbücher nur einen lückenhaften Wortschatz übermitteln und die Lektüre als Ersatz für Vokabellernen nicht jedermann genügt, kann man dieses Wörterbuch für Schüler und besonders für den Privatgebrauch empfehlen. Man hat dadurch die Möglichkeit, die Kenntnis des Sprachmaterials systematisch zu vervollkommnen. Vermifst wird am Schlusse ein alphabetisches Register zum Nachschlagen, wie es sich in dem vortrefflichen Systematic English-German Vokabulary von Gustav Krüger findet.

Montabaur. **Melchior Thamm.**

---

56) **L. Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache** nach der analytischen Methode bearbeitet. II. Teil. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Karlsruhe 1905. VIII u. 228 S. 8. geb. ℳ 2.80.

Fünfzehn Jahre nach der ersten Auflage erscheint in völlig neuer Bearbeitung mit einem Vorworte versehen die zweite Auflage von Sevins Elementarbuch. Verfasser unterscheidet scharf zwischen analytischer und direkter Methode, die oft miteinander verwechselt werden. Erstere will dem Schüler „die Grammatik nicht als System darbieten, sondern ihn dazu führen, aus den fremdsprachlichen Sätzen heraus die einzelnen Elemente der Grammatik zu entwickeln“; letztere führt direkt in die Fremdsprache ohne Gebrauch der Muttersprache. — Beide Methoden unter-

scheiden sich wesentlich voneinander, haben aber auch manches gemeinsam. Dieses besteht in sorgfältiger Verwertung einer wissenschaftlichen Lautlehre und in dem Bestreben den Schüler möglichst rasch in den mündlichen Gebrauch der Fremdsprache und in die Eigenart des betreffenden Landes und Volkes einzuführen. Letzteres sucht Sevin schon im ersten Teile durch eine Auswahl von Lesestücken aus englischen und amerikanischen Lesebüchern zu erreichen. Das 84 Seiten umfassende Lesebuch enthält 30 geschichtliche, geographische und erzählende Abschnitte aus Dickens, Walter Scott, Mitchell, W. Irving, D. Hume usw. sowie einige bekannte Gedichte. In 30 Abschnitten, denen des Lesebuches entsprechend, ist die Grammatik enthalten: der einfache Satz (Subjekt, Prädikat, Objekt und adverbiale Bestimmung), der zusammengesetzte Satz (Substantiv-, Attributiv- und Advervialsatz) und die Satzverbindung. Der dritte Teil des Buches bietet Sätze und zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische, Fragen und Aufgaben zu freien Arbeiten. Ein Wörterverzeichnis bildet den Schlufs des gut ausgestatteten Elementarbuches. Dafs die B- und C-Abschnitte und die grammatischen Regeln mit viel kleineren Typen gedruckt sind als die übrigen Teile, ist nicht gut für die Augen.

Elberfeld, **K. Grosch.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 10. März. Nr. 5, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

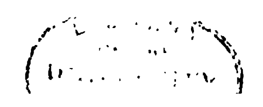
Inhalt:

57) **K. Altendorf, Ästhetischer Kommentar zur Odyssee.** Giefsen, Emil Roth, 1904. VIII u. 79 S. 8. ℳ 1.50.

A. verfolgt in diesem herzerwärmenden Büchlein den doppelten Zweck, erstens nachzuweisen, dafs die Odyssee nicht aus irgendwelchen Einzelleistungen verschiedener Verfasser besteht, und zweitens in das ästhetische Verständnis der Dichtung einzuführen.

Nachdem er kurz die Homerische Frage, die Dichterpersönlichkeit, das Verhältnis des Dichters zu seinem Stoffe besprochen hat, dann in meisterhafter Weise den Aufbau des ganzen Gedichtes vorgeführt hat, endlich noch eine Vorbemerkung über eine besondere Eigentümlichkeit des Gedichtes vorausgeschickt hat, die daher rühren soll, dafs zu Homers Zeiten nie das Ganze zu hören verlangt worden sei, wendet er sich zu den einzelnen Büchern und bespricht natürlich nicht alles und jedes, den ganzen Stoff erschöpfend, sondern solche Stellen auswählend, die ihm für seinen doppelten Zweck besonders geeignet erscheinen. Erwähnenswert ist noch, dafs er überall auch für solche Leser schreibt, die des Griechischen nicht mächtig sind.

A. hat im allgemeinen die Richtigkeit des Goetheschen Spruches dargetan, dafs es zum Begreifen der Wahrheit eines höheren Organs be-



dürfe als zur Verteidigung des Irrtums. Wundervoll ist sein Bekenntnis zu 15, 301—495, nachdem er hier fast zum Zweifel an der Einheit der Odyssee gelangt wäre: „Ich muſs gestehen, daſs ich, indem ich die ganze Episode in einer glücklichen, empfänglichen Stimmung wieder las, mich, am Ende angekommen, so sehr im Bannkreise des ernsten, ja hehren homerischen Geistes fühlte, daſs ich mich fast schämte, dem eben geäuſserten Bedenken je Raum gegeben zu haben.“ Völlig durchschlagend ist seine ästhetische Begründung der Notwendigkeit der Telemachie im Ganzen der Dichtung neben den Büchern 6—12, mit denen sie in einer architektonischen Korresponsion stehe (S. 10). Reizend ist seine Motivierung der behaglich breiten Darstellung Homers in der Schilderung der Ziegeninsel unmittelbar vor der Erzählung des Cyklopenabenteuers, nachdem dem Leser schon auf die letztere Appetit gemacht worden war. Während der Dichter W. Jordan in seiner Übersetzung noch daran Anstoſs nahm, sagt A.: „So verfährt wohl ein Erzähler, der etwas sehr Interessantes zu bringen hat, um den Genuſs an seiner schönen Geschichte zu verlängern.“ Von grandioser Tiefe und zugleich Kühnheit ist seine Erklärung von der Überflüssigkeit einer äuſserlich vorzunehmenden Rückverwandlung des Odysseus im 23. Buche: „Weil in der Dichtkunst Handlungen von Personen viel stärkere Eindrücke erzeugen als irgendwelche körperliche Beschreibung, so ist in der Phantasie des Lesers die völlige Rückverwandlung des Odysseus bereits vollzogen.“ Schön und erhaben bleibt diese Erklärung immer, obwohl R. über die Rückverwandlung und die zugehörigen Verse anders denkt, und so ist das ganze Büchlein voll der herrlichsten Bemerkungen.

Aber noch immer hat auch A. dem Homer nicht völlig genuggetan, auch er liegt noch hin und wieder der bösen Macht des verneinenden Geistes. Aufs schärfste zurückgewiesen muſs der Vorwurf werden, den ein gelehrter Rezensent (A. Gercke, D. Litztg. XXV, Nr. 22) A. macht, daſs ihm die richtige Schulung abgehe. Leider handhabt A. an einigen Stellen das kritische Messer genau so glänzend wie seine Gegner. So schneidet er z. B. 11, 565—627 und 13, 125—187 heraus, die erstere Stelle ganz, die letztere wenigstens in ihrer jetzigen Fassung beanstandend, und tut das mit so klaren und schneidigen Gründen, die jedem seiner Gegner Ehre machen würden. So knüpft auch er weitgehende Folgerungen an die schlichte Einführung des „Sauhirten“ in 4, 640, der zu Homers Zeit auf den groſsen Gütern eine allbekannte stehende Figur gewesen sein wird,

und dessen Erwähnung nichts anderes zu bedeuten braucht, als wenn in einem heutigen Roman der Meier oder der Schafmeister eines grofsen Gutes zum ersten Male erwähnt würde. So schliefst er aus dem unschuldigen „man sagt“ in 6, 42, dafs der Ausdruck darauf führe, anzunehmen, dafs dies 6. Buch für sich vorgetragen worden sei, da er nicht stimme mit den einfachen Worten in 1, 102, die dem Leser gesagt hätten, dafs Athene von den Höhen des Olymp heruntereilte. Kann denn Homer nicht in 1 von sich aus gesprochen haben und in 6 auf den Glauben seines Volkes zurückgegriffen haben? Ganz besonders aber mufs dagegen Front gemacht werden, dafs auch A. die sog. überleitenden Verse und Partien mehr oder weniger preiszugeben bereit ist, weil jener alten Zeit nie das Ganze, sondern immer nur Teile vorgetragen worden wären, die überleitenden Stücke also eher in ihrer authentischen Fassung hätten in Vergessenheit geraten können. Erstens kann man a priori auch sagen, dafs das oft Vorgetragene eher der Veränderung unterworfen war als das weniger oft Vorgetragene. Dann aber: ist denn das, was für die Zeit vor Homer richtig sein mag, für Homer selbst noch richtig? Wollte Homer, der Schöpfer einer einheitlichen „romantischen Erzählung“, nur in Stücken genossen werden? Und sollte das Publikum mit diesem ungeheuren Fortschritt in der Dichtkunst nicht gleichen Schritt haben halten und dieses geistige Wunderwerk, das da vor ihnen entstanden war, nicht in seinem eigensten Wesen, in seiner grofsen Komposition, haben nachempfinden wollen? Also weg mit dieser Mifskreditierung der überleitenden Verse! Gerade an ihnen sollte unsere erkenntnisreiche Zeit den Homer ganz zu verstehen trachten.

Trotz dieser Ausstellungen aber gilt dem R. dies Büchlein als das schönste, das er über Homer gelesen. Möchten sich viele, viele daran erquicken und erheben!

Landsberg a. W. **H. Mauck.**

---

58) **Henri Weil, Euripide, Hécube.** Troisième éd. r. Paris, Hachette & Cie., 1905. S. 199—299. gr. 8. fr. 2.

Die neue Auflage der Hekuba bringt, anders als die von mir in Nr. 24, Jahrg. 1905 dieser Zeitschrift angezeigten Bearbeitungen der Elektra, des Hippolytus und des Orestes, verhältnismäfsig wenige Änderungen. Die neueren Konjekturen, die Weil in den Text aufgenommen hat, scheinen mir nicht eben zwingend, so das Weckleinsche, von diesem

unterdessen selbst aufgegebene φίλον statt φίλᾳ v. 460, ἀμφιχρύσου (Herwerden) für ἀμφίχρυσον v. 543, θηκτῷ (Hartmann) statt οἴκτῳ v. 566. — v. 525 ist ja λεκτοί neben ἔκκριτοι kaum zu ertragen; ob aber λεκτοί aus δισσοί verschrieben ist, wie Weil mit F. W. Schmidt annimmt, oder ἔκκριτοι als Glossem zu betrachten ist, das die erste Lesart verdrängt hat, ist schwer zu entscheiden. — v. 367 ist der Herausgeber zu dem überlieferten ἐλεύθερον zurückgekehrt; jedenfalls ist seine Erklärung „ich entsende diesen Blick als einen freien aus den Augen" richtig; vgl. 1104 ff. Σείριος ... πυρὸς φλογέας ἀφίησιν ὄσσων αὐγάς. — v. 293 interpungiert jetzt Weil τὸ δ' ἀξίωμα κἂν κακῶς λέγῃ τὸ σόν, πείσει und nimmt die Hermannsche Erklärung wieder auf: tua auctoritas, etiamsi deteriora suadet, vincit. Die zum Beweise beigezogene Parallelstelle Hippol. v. 11 ἁγνοῦ Πιτθέως παιδεύματα ist ganz anderer Art. Man wird wohl mit Muret λέγῃς schreiben müssen. Nützlich wäre — gegenüber neueren Änderungen — der Hinweis gewesen, dafs Hekabe sich mit den Worten κακῶς λέγῃς auf den Standpunkt des griechischen Heeres stellt; für sie ist natürlich die Verteidigung der Polyxena kein κακῶς λέγειν. — Mit seinen eigenen Vorschlägen, die sich übrigens schon in dem 1896 erschienenen Abdruck des Textes finden, hat Weil diesmal wenig Glück gehabt: v. 745 ἄρ' ἐκλογίζομαι 'γὼ (statt γε) πρὸς τὸ δυσμενὶς enthält ein arges metrisches Versehen; v. 1046, den er tilgt, ist kaum zu entbehren. — Die metrische Konstitution der Chorlieder ist zuweilen anfechtbar, so v. 947 ff.; ein näheres Eingehen hierauf würde zu weit führen; ich verweise daher auf die treffliche Dissertation von R. Ebeling, De tragicorum poetarum Graec. canticis solutis, Halle 1903, S. 42 ff.

Baden-Baden. **F. Bucherer.**

---

59) **Georg Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia.** Band III, Teil 2: Der peloponnesische Krieg. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1904. XXXVI, S. 589—1640. 8. ℳ 18.—.

Der zweite Teil des dritten Bandes von Busolts Griechischer Geschichte erscheint diesmal in längerem Zwischenraum nach der ersten Hälfte, als wir es von früher her gewohnt sind. Dafür erhalten wir die genaueste und am meisten in die Einzelheiten gehende Darstellung des peloponnesischen Krieges, die es bisher gibt — auf nicht weniger als 1052 Seiten —, und dazu mufste der Verfasser die Schilderung der geistigen

Kämpfe während des Krieges noch für den nächsten Band aufsparen. Mag es auch manche geben, welche an dieser gewaltigen Ausdehnung des Themas Anstofs nehmen werden, wir wollen dem Verfasser für diese Gabe dankbar sein, die eine zuverlässige und streng kritische Zusammenfassung der bisherigen Forschungen und damit eine feste Grundlage für die Weiterarbeit bietet. B. bezeichnet es in der Vorrede als seine Aufgabe, kritisch zu sammeln und zu sichten, nicht Neues zu bringen und packend darzustellen; doch urteilt er da viel zu bescheiden über seine Leistung, denn es ist ja klar, dafs eine Berichtigung von wichtigen Einzelheiten auch auf unsere Gesamtauffassung zurückwirken mufs. Durch die eingehende, dem Sachverhalt bis in die letzten Schlupfwinkel nachspürende Betrachtungsweise und die erschöpfende Quellen- und Literaturangabe ist B.s Werk für jeden, der sich mit griechischer Geschichte beschäftigt, unentbehrlich und eine Fundgrube, in welcher er sich über jedes wissenschaftliche Problem unterrichten kann.

Eine hervorragende Aufmerksamkeit hat B. auch in diesem Bande wieder der Chronologie zugewandt und in dankenswerter Weise seine Ergebnisse zu Anfang in einer Zeittafel zusammengestellt. Von seinen einzelnen Ausführungen verweise ich zunächst darauf, dafs er die Zeit von Phormions Zug gegen das amphilochische Argos und das daraus resultierende Bündnis zwischen Athen und Akarnanien mit Wahrscheinlichkeit auf ungefähr 437 bestimmt, dann auf seine Ansätze der Verwickelungen mit Epidamnos S. 769 ff., Anm. 2: Absendung der korinthischen Ansiedler nach Epidamnos im Frühjahre 435, Schlacht von Leukimme Hochsommer 435, Schlacht von Sybota (in Übereinstimmung mit den meisten Gelehrten) erste Hälfte des September 433; die Schlacht von Poteidaia fixiert B. (S. 799 ff.) auf Juni 432 gegenüber der herrschenden Ansicht, welche sie in den Monat September dieses Jahres setzt; der Überfall von Platää fand nach ihm zu Anfang April 431 statt, was mit seiner bereits im Hermes XXXV entwickelten Anschauung über die Erntezeit in Attika zusammenhängt, welche ich nicht teilen kann. Dafs B. in der Chronologie des dekeleischen Krieges sich Haacke anschliefst, war bereits bekannt; den Zeitpunkt der Schlacht von Aigospotamoi erweist er für Beginn September 405. Mehrfach konnte B. für seine Ansätze Berechnungen des Göttinger Astronomen Ambronn benutzen, so für die Chronologie der Hermokopiden, wobei B. Keils Vermutungen bestätigt wurden, dann für das Datum des Angriffs der Athener auf Euryalos (etwa 5. August 413).

Schon in den früheren Bänden, besonders in dem ersten Teile des dritten Bandes, nahm die Erörterung über die Quellen einen breiten Raum ein; es ist unmittelbar klar, wie verdienstvoll diese Seite der Betrachtung ist, besonders da wir, was zu den schmerzlichsten Lücken unserer wissenschaftlichen Arbeit gehört, weder eine Quellenkunde der griechischen Geschichte, noch eine Geschichte der griechischen Historiographie besitzen. Aristoteles' Attische Politie, die in der vorigen Hälfte hervorragende Berücksichtigung fand, tritt diesmal zurück; dafür erhalten wir eine ausführliche Übersicht über Thukydides, die, wenigstens vorläufig, imstande ist, die als dringendes Bedürfnis empfundene Monographie über den Gründer der Geschichtswissenschaft einigermafsen zu ersetzen. Aufgefallen ist mir darin, dafs B. die von Ivo Bruns („Literarisches Porträt") erwiesene indirekte Charakteristik der Persönlichkeiten durch Th. nicht genügend hervorhebt, obwohl er selbstverständlich dieses Werk kennt und benutzt. Gegenüber den vielen, gerade über Th. in den letzten Jahrzehnten geäufserten Hypothesen nimmt B. einen reservierten Standpunkt ein, so zu der Ansicht von einer eingreifenden Tätigkeit des Herausgebers und über die angeblich unrichtige Überlieferung der Urkunden. Richtig und fördernd ist die Bemerkung (S. 654), dafs auch Th. sich von dem Banne der Tradition nicht völlig frei gemacht hat, ebenso der Hinweis darauf, dafs er manches absichtlich überging (vgl. auch S. 1114, 3). Wertvoll ist die Erörterung über Thukydides' religiöse Ansichten, besonders über das Eingreifen der *Τύχη*. In den Reden sucht B. einen historischen Kern zu retten; eine ausführliche Betrachtung widmet er Thukydides' Chronologie: das Frühjahr beginnt nach seiner Ansicht zwischen Mitte März und Anfang April, wahrscheinlich mit der Frühlingsgleiche, das Winterhalbjahr — eine gewisse Latitude zugegeben — mit dem sichtbaren Frühuntergange der Pleiaden. Auch Xenophons Hellenika behandelt B. mit Sorgfalt; im allgemeinen bekennt er sich zu denjenigen, welche eine Abfassung des Werkes in mehreren Schichten annehmen. Wichtig sind wieder die eingehenden Beiträge zur Quellenkunde Diodors, speziell für den sizilischen Krieg, und der Nachweis, dafs dessen Schlachtschilderungen auch für die Zeit von 411 ab ganz wertlos sind. Auch die Herkunft der Nachrichten in Plutarchs Biographien untersucht B. in subtiler Weise.

Von dem vielen Neuen, das sich in dem Bande findet, hebe ich besonders folgende Punkte heraus. Sehr ansprechend ist B.s Ansicht über die tak-

tische Absicht der Korinther in dem Treffen von Sybota (S. 784); auf S. 796 ff. zeigt B., daſs der Abfall der chalkidischen Städte nicht denjenigen Umfang erreichte, den man gewöhnlich annimmt; S. 843 gibt er einen plausiblen Grund dafür, daſs die Athener nicht sofort nach dem formellen Kriegsbeschluſs der Peloponnesier den Ausbruch des Krieges herbeiführten (weil sie hofften, noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten mit Potidaea und den Chalkidiern fertig zu werden). In der Kritik des Verhaltens der Athener gegenüber den Forderungen der Spartaner im Winter 432/1 berührt sich B. mit der Auffassung Ed. Meyers in dessen viertem Band der G. d. A., der B. noch nicht vorlag, darin, daſs Perikles speziell gegenüber dem Verlangen nach Aufhebung des megarischen Psephismas mit Recht zur Unnachgiebigkeit riet. Ob aber in den Forderungen, welche die zweite Gesandtschaft der Spartaner stellte, wirklich ein Entgegenkommen zu sehen ist, wie B. meint, erscheint doch als zweifelhaft, auch seine Vermutung als unsicher, daſs die Peloponnesier bereit gewesen wären, ihr auf Aufhebung der Reichsherrschaft lautendes Ultimatum fallen zu lassen, wenn die Athener sich bereit gefunden hätten, das megarische Psephisma zu widerrufen. Eine eingehende Betrachtung widmet B. den Machtmitteln der beiden Parteien zu Beginn des Krieges. Er zeigt dabei, daſs die mittelgriechischen Staaten in den peloponnesischen Bund eintraten; die sorgfältige Berechnung der Streitkräfte der Spartaner (die B. inzwischen in seiner groſsen Abhandlung im Hermes XL 1905 weiter begründete), sowie ihrer Bundesgenossen ist von Wichtigkeit, ebenso der Nachweis, daſs die Flotte der peloponnesischen Städte nur von geringer Leistungfähigkeit war. Für die attische Flotte war es anderseits von groſsem Wert, daſs der gröſste Teil der Mannschaft aus der Bevölkerung der Reichsstädte angeworben werden konnte. Die Stärke des attischen Landheeres schlägt B. viel geringer an als Ed. Meyer; zu dessen Verstärkung hätten die Athener bündnerische Hopliten heranziehen können, sie verzichteten aber darauf, weil ihnen deren Gesinnung nicht zuverlässig genug war. B.s Ansicht über Perikles' Kriegsplan ist schon aus seinen früheren Ausführungen in der Festschrift für L. Friedländer bekannt; er billigt ihn im Prinzip, findet aber, daſs er ohne die notwendige Energie durchgeführt wurde (vgl. auch S. 932. 933). Richtig ist der Hinweis darauf, daſs die Peloponnesier zu Anfang überhaupt keinen festen Kriegsplan hatten. In dem Urteil über Kleon (S. 992 ff.) und über Alkibiades (S. 1217 ff.) berührt sich B. mit Ed. Meyer; man kann sich freuen,

dafs die historische Wissenschaft in dieser Hinsicht gegenüber den früheren unklaren Apologeten einen entschiedenen Fortschritt gemacht hat. Nur das Urteil über Alkibiades' Kriegspolitik (S. 1129) erscheint als zu günstig und in diesem Fall Ed. Meyers Ansicht richtiger. Das Verhalten der Athener in der Seeschlacht von Korkyra (August 427) schlägt B. sehr hoch an (S. 1049). Für das Verständnis der Einnahme von Kythera ist der Hinweis nicht unwichtig, dafs die Spartaner vorher ihre Besatzung aus der Insel zurückgezogen hatten. Das Unternehmen der Athener gegen Boiotien fafst B. ganz anders auf als es gewöhnlich der Fall ist (S. 1141), nicht als Offensive, sondern als Fortsetzung der Ermattungsstrategie; allein dies ist doch nur Schein. Den Wert des mit Sparta 421 abgeschlossenen Bündnisses für die Athener beurteilt B. wesentlich geringer als Ed. Meyer (§ 630). Die Beweggründe, die er dafür vermutet, dafs Agis im Sommer 418 von der Schlacht gegen den Sonderbund abstand, sind sehr ansprechend. Auch für die Geschichte der sizilischen Expedition liefert B. beachtenswerte Beiträge. So berechnet er die Zahl der attischen Bürger unter der Schiffsmannschaft auf 5500 Mann. Die einschneidende Kritik, welche er wiederholt an der Strategie des Nikias anlegt, ist sicherlich richtig; dagegen urteilt er über die Absendung der zweiten attischen Expedition zu ungünstig, und die etwas gereizte Polemik wider die gegenteilige Anschauung Ed. Meyers schiefst entschieden über das Ziel. Auch für den dekeleischen Krieg bietet B. manch Neues, zunächst zur Charakterisierung des zweiten und dritten Vertrages der Spartaner mit den Persern. Sein Urteil über Theramenes ist relativ günstig. In der Abschätzung der Differenzen zwischen Thukydides und Aristoteles über die Einsetzung der Vierhundert stellt sich B. mit umfassender Begründung ganz auf den Standpunkt von Ed. Meyer. Mit letzterem stimmt er auch in der Verurteilung des Verfassungsentwurfes der Vierhundert überein. Treffend wird hervorgehoben, dafs die Rückkehr des Alkibiades nach Athen 408 und die daraus resultierende Unterbrechung der Operationen in Ionien ein schwerer Fehler war, und ebenso, dafs die Zurückweisung der spartanischen Gesandtschaft im Sommer desselben Jahres durch die Athener und die verhängnisvollen Konsequenzen dieses Schrittes Alkibiades zur Last fallen. Richtig ist die Darstellung der Tätigkeit des Alkibiades im Winter 408/7 (S. 1573, 3) und der Hinweis darauf, dafs seine Absetzung wieder ein Fehler des attischen Demos war; Theramenes' Absicht bei der Übernahme der Mission an Lysander (404) findet eine einleuchtende Erklärung. Auch dafs die

Athener 403 mit Sparta nicht blofs Frieden, sondern auch ein Bündnis schlossen, ist von grofser Wahrscheinlichkeit.

Dem vielen gegenüber, worin ich durch B.s Arbeit einen Fortschritt feststellen konnte, sei es gestattet, auch meine Abweichung in einigen Punkten zu betonen oder Berichtigungen anzubringen. Der Volksbeschlufs IG I Suppl. n. 35c gehört nicht in das Jahr 429/28, sondern, wie A. Wilhelm bemerkt (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1903, S. 774 ff.), wahrscheinlich in das Jahr 411/0 und hat daher mit der Niederwerfung des Aufstandes von Mytilene (S. 1009 ff.) nichts zu tun. In der Übersicht über die Übergabeurkunden der Schatzmeister der Göttin (S. 593) hätte auch die Arbeit von Paul Penske, Leipzig. Stud. XIII Erwähnung verdient. Der ebenda angeführte Volksbeschlufs des Alkibiades über Daphnus ist jetzt in Dittenbergers Sylloge [2] II 912 publiziert. Was B. über die Unmöglichkeit sagt, den durch den Frieden von 445 geschaffenen Dualismus aufrechtzuhalten, ist höchst fraglich; er selbst gibt zu (S. 761. 836 ff.), dafs eigentlich die Korinther diejenigen waren, die zum Kriege trieben, und dafs in Sparta keine sonderliche Neigung herrschte, in ihn einzutreten. Ich halte da die von Ed. Meyer entwickelte Auffassung (Forsch. z. alten Gesch. II 310 ff.) für viel überzeugender. Gegen die Ansetzung der Prozesse der Aspasia, des Anaxagoras und besonders des Pheidias auf das Jahr 433/2 habe ich mich schon bei Besprechung von Band III 1 gewandt; B.s neue Darstellung hat mich nicht von ihrer Richtigkeit überzeugt. Vor dem megarischen Psephisma, das die Handelssperre verordnete, setzt B. ein Einfuhrverbot der megarischen Waren an; das Psephisma selbst ist wohl richtiger nicht in den Winter 433/2, sondern in den Anfang des Jahres 432/1 zu setzen. Auch nach B.s Argumentation (S. 947 ff.) finde ich keine Veranlassung, meine Ansicht fallen zu lassen, dafs man gegen Perikles im Wege des Eisangelieverfahrens vorging; zu meiner Freude hat sich jetzt auch Lipsius dieser Ansicht angeschlossen (Att. Recht und Rechtsverfahren I 182, 17). Dafs nach der Aufteilung des Landes in Lesbos nicht die bisherigen Eigentümer die Lose der attischen Kleruchen bewirtschafteten, habe ich in der „Serta Harteliana“ wahrscheinlich gemacht. Mit Unrecht, wie ich glaube, hält B. gegenüber den einsichtigen Darlegungen von H. Delbrück an der Schuld des Thukydides an dem Verluste von Amphipolis fest. Das Verfahren gegen Alkibiades scheint mir nicht richtig aufgefafst zu sein, dieser wurde sicherlich geächtet, vgl. jetzt meine Beiträge z. gr. Rechtsgeschichte S. 30. Bei der Erörterung

über die Probuloi vermisse ich die Benutzung von P. Foucarts Aufsatz (Revue de philol. XVII 1893, 1 ff.), bei dem Verhalten des Sokrates in dem Prozeſs gegen die Feldherren der Arginusenschlacht sind dem Verfasser die Ausführungen von Emil Müller (Programm des Gymnasiums in Zittau zur Gedächtnisfeier am 22. Dezember 1894) unbekannt geblieben, welche meines Erachtens diese Episode entschieden aufklären. Zur Geschichte und Parteistellung von Rhodos im dekeleischen Kriege (S. 1449 ff.) ist jetzt das wichtige Dekret getreten, dessen Auffindung Verdienst der dänischen wissenschaftlichen Expedition ist (Bulletin der dän. Akademie der Wissenschaften 1905, Nr. 2, S. 34 ff.); jedesfalls verdienen die von Kinch ebenda entwickelten Ansichten ernste Prüfung. Leider hat sich B. der Ansicht Thalheims angeschlossen, daſs die Entstehung des Eisangeliegesetzes ungefähr in das Jahr 410 zu setzen sei; ich kann auch da auf Lipsius verweisen, der (Att. Recht I 192, 47) gleich mir dasselbe viel später, auf die Mitte des 4. Jahrh. datiert. Auch daſs erst damals das Strafrecht des Rates in Athen beschränkt worden sei, kann ich nach dem, was ich schon früher darüber sagte (Hermes XXVIII), keineswegs akzeptieren.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

60) **Wilhelm Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert.** Eine Übersicht über ihre Entwickelung von 1875 - 1900 im Verein mit mehreren Fachgenossen bearbeitet. Leipzig, O. R. Reisland, 1905. VII u. 547 S. gr. 8. ℳ 14.—.

In keiner Periode fast seit den Tagen August Boeckhs ist die Altertumswissenschaft so gründlichem Wechsel in ihrer Methode und in ihren Zielen unterworfen gewesen als in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Durch die mannigfachen Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie und Epigraphik, die auf griechischem und römischem Boden mehr und mehr den Schutt von den Werken des Altertums forträumten, im alten Ilion wie auf Kypern, auf dem Forum Romanum wie in Tunis und Algier, am Nil wie am Rhein, durch die Papyrusfunde in El-Fajûm und an anderen Stellen ist das Gebiet der Forschung erweitert, unsere Kenntnis ergänzt und berichtigt, auch die Wertung der Autoren verändert, so daſs ein schier endloses Labyrinth der Spezialstudien erwachsen ist. All dies läſst den Gelehrten — denn keiner kann mehr alles zugleich beherrschen — das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung der Ergebnisse und der sich neu darbietenden Probleme emp-

finden; und auch der Nichtfachmann, der nicht selbsttätig mitarbeiten kann, aber für diese Studien Interesse hat, kann nur durch eine solche Zusammenfassung in einiger Fühlung mit der Wissenschaft bleiben. Daher sind Sammelwerke wie Iwan v. Müllers Handbuch oder — auf erweiterter Grundlage — das eben im Verlage von B. G. Teubner unter dem Titel „Die Kultur der Gegenwart“ erscheinende mit seinem ersten Bande „Die griechische und römische Altertumswissenschaft“ ein Bedürfnis unserer Zeit; zu sehr hat sich die Masse des Aktenmaterials angehäuft. Und diesem Bedürfnis will auch das vorliegende Werk entgegenkommen. Es will nicht registrieren; der Herausgeber sagt ausdrücklich: wer Einzelheiten sucht, findet deren in den 123 Bänden des „Bursian“ genug; — es stellt sich die Aufgabe, die moderne Richtung und die Verschiebungen des Standpunktes und der Problemstellungen herauszuarbeiten, eine Aufgabe, der jeder der zahlreichen Mitarbeiter nach seiner individuellen Neigung gerecht zu werden sucht. So hat das Buch trotz „Bursian“ seine vollste Berechtigung und selbständige Bedeutung; es erscheint deshalb zugleich als Band 124 des „Jahresberichts über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft“, dessen Abnehmern es als Fortsetzung geliefert wird.

Unter den zur Behandlung kommenden Abschnitten sind einzelne Hilfsdisziplinen der Altertumswissenschaft nicht besonders aufgeführt, wie Paläographie, Metrologie; sie sind nicht an sich ausgeschlossen, nur zeigt sich auch in dieser Zurückdrängung die Unterordnung des Kleinen unter das Größere, die, wie das Vorwort betont, mit zur Signatur der modernen Altertumswissenschaft gehört. Diese Hilfsdisziplinen kommen, wie in noch höherem Maße Epigraphik und Chronologie, wiederholt zur gelegentlichen Besprechung. Behandelt werden von berufenen Verfassern folgende Abschnitte: Griech. und röm. Metrik von L. Radermacher (12 S.), röm. Literatur von W. Kroll (38 S.), griech. Grammatik von O. Hoffmann (34 S.), gr. Philosophie von K. Praechter (45 S.), Mathematik, Mechanik, Astronomie von J. L. Heiberg (15 S.), griech. Medizin von M. Wellmann (10 S.), griech. Geschichte von Th. Lenschau (39 S.), röm. Geschichte von L. Holzapfel (41 S.), griech. Staatsaltertümer von H. Swoboda (54 S.), röm. Staatsrecht von H. Stein (24 S.), lat. Grammatik von F. Skutsch, darunter lat. Syntax von W. Kroll (41 S.), das antike Privatleben von H. Blümner (21 S.), antike Geographie von A. Ruge (16 S.), antike Kunst von B. Sauer (32 S.), antike Religion von L. Bloch

(37 S.), gr. Literatur von A. Gercke (72 S.). Wenn auch der gröfsere oder geringere Umfang der einzelnen Abschnitte mit von der individuellen Neigung der Mitarbeiter abhängt, so läfst sich daraus doch zugleich ein Mafsstab entnehmen für die Bedeutung, die die einzelnen Fächer im Gesamtgebiete der Wissenschaft gefunden haben. So wenn z. B. die römische Literatur und noch mehr die griechische besonders ausführlich behandelt werden oder wenn die griechischen Staatsaltertümer und die griechische Philosophie in weiterem Umfange zur Besprechung kommen. Auf zweierlei ist durchweg Gewicht gelegt: einmal auf Feststellung dessen, was gegen früher geleistet und erreicht ist, und sodann auf Hinweis darauf, was noch zu erledigen bleibt, wo noch Probleme vorliegen oder neue Fragen sich herausgestellt haben. Und die zurzeit unerledigten Aufgaben werden den Berufenen oft recht ernstlich ans Herz gelegt. So wird von Skutsch (lat. Gramm., S. 351) den Philologen vorgehalten, dafs Fachmänner auf dem Gebiete der lat. Grammatik gegenwärtig die Indogermanisten sind, nicht die klassischen Philologen; diese „müssen sich von den Linguisten ganz unbedingt die grammatische Methode aneignen". Das stimmt freilich nicht mit dem überein, was Oldenberg-Kiel (in seinem Vortrage über *Indologie und klassische Philologie* in der dritten Plenarsitzung der Hamburger Philologenversammlung) sagte: dafs für den Diener der jungen indologischen Wissenschaft die Pflicht erwächst, sich die Arbeitstechnik der älteren und gefestigteren Wissenschaft zu eigen zu machen. Indessen wird wohl Hoffmann (S. 83 — zunächst mit Rücksicht auf die griechische Grammatik sich äufsernd —) recht behalten: „Wie es scheint, wird es jetzt hüben und drüben besser, und hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo sich allgemein Philologe und Sprachforscher in gemeinsamer Arbeit zusammenfinden."

Einen wesentlichen Fortschritt, der vielfach eine Umwandlung bedeutet, hat die Behandlung der antiken Schriftwerke gemacht, was Rezension, Emendation und Erklärung betrifft, wobei insonderheit der ersteren der Aufschwung des Bibliothekwesens zustatten kam. Von dem Erklärer erwartet man nicht blofs die Erklärung der Worte des Schriftstellers und die für das historische Verständnis notwendigen Notizen, sondern auch eine Darlegung der Intentionen des Autors, seines Stiles, in welchem Grade dieser sein Eigentum ist und durch die Literaturgattung bedingt wird. Auch die Geschichte der Literatur ist mehr als früher in den Mittelpunkt gerückt, die Philologie lernte von der Geschichtswissenschaft.

Und dadurch, daſs die einzelnen Schriftsteller nach ihrer Stellung in der Literatur bearbeitet wurden, erfuhren manche eine richtigere Wertung, so unter den Römern namentlich Cicero. In der Behandlung der Texte hat das leidige Jagen nach Konjekturen aufgehört und einem mehr konservativen Verfahren Platz gemacht.

Auch auf dem Gebiete der alten Geschichte und der Altertümer ist auſserordentlich viel geschehen, wenn auch hier immer noch neue Forderungen sich geltend machen, wie z. B. Swoboda (S. 262) die Herstellung neuer Strategenlisten für nötig erachtet. Die Kenntnis der römischen Geschichte im besonderen hat sich in zahllosen Dingen berichtigt und erweitert, eine Folge der eingehenderen Erforschung der römischen Provinzen; und wenn die Studien nicht selten zu radikalen Ansichten über die ältere Geschichte der Republik geführt haben, so doch auch nicht minder oft zur Ablehnung solcher.

Wenn somit das Werk nichts weniger als ein bibliographischer Wegweiser sein will, sondern das Groſszügige und Bahnbrechende im Gange und der Entwickelung der Wissenschaft vor Augen führt, so ist doch eine gewaltige Summe von Einzelheiten darin angesammelt, die aufzufinden das 9 Seiten umfassende Register bequeme Handhabe bietet. Und des öfteren wird angedeutet, daſs nicht bloſs die zusammenhängenden Hand- und Lehrbücher, sondern oft mehr noch die Einzeluntersuchungen von Belang und Wert sind. Das Werk wird fortan zu dem Handapparat jedes Forschers auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft gehören; auch in keiner Gymnasialbibliothek darf es fehlen.

Hanau **O. Wackermann.**

---

61) **Carl Abel, Über Gegensinn und Gegenlaut** in den klassischen, germanischen und slawischen Sprachen. Heft I. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1905. III u. 64 S. gr. 8. ℳ 1.60.

Seit drei Jahrzehnten schon sucht Abel in einer Reihe gröſserer und kleinerer Schriften Gegenlaut und Gegensinn in hamitischen, semitischen und indoeuropäischen Sprachen nachzuweisen. Die vorliegende Schrift, die in der Hauptsache eine lexikalische Zusammenstellung derjenigen sprachlichen Erscheinungen auf den im Titel angegebenen Sprachgebieten darstellt, die A. für seine Kategorien des Gegensinns und Gegenlauts in Anspruch nimmt, soll in fünf Lieferungen abgeschlossen sein. Das vorliegende erste Heft bietet die Buchstaben A bis D und einen Teil von E. Inzwischen

ist auch die II. Lieferung (1906) erschienen (Erlauben—Glänzen). Abel geht von der Anschauung aus, dafs alle ursprüngliche Sprache zum Teil aus Mangel an hinlänglich differenzierten Lautformen, zum Teil auch aus Gründen denknotwendiger Art — weil jeder Begriff nur durch seinen Gegensatz verständlich werde — womöglich in jedem „Urwort“ Sinn und Gegensinn zugleich ausdrücke, so dafs dann eine Geste als unterstützende Ausdrucksbewegung dem Hörer angebe, in welchem Sinn das Wort gebraucht sei. Diese Erscheinung des Gegensinns hat sich A., soweit wir sehen, zuerst im altägyptischen Sprachgebiet aufgedrängt, und zwar schon vor mehr als dreifsig Jahren. Damals war man aber noch allgemein der Ansicht, dafs man mit den ältesten Sprachen wie Sanskrit und Altägyptisch den „Ursprachen“ sehr nahe stehe, und konnte so leicht einzelne Worte solcher Sprachen als „Urworte“ auffassen; zeigte sich dann in einer Reihe solcher „Urworte“ Gegensinn, so konnte die Vermutung und schliefslich die Überzeugung erwachsen, dafs alle Urworte Sinn und Gegensinn zugleich ausdrücken. Bei unseren heutigen Auffassungen vom Alter des Menschengeschlechts und von der Art und Dauer der Sprachentwickelung wird man nicht mehr leichthin von Urworten reden und würde sich vielleicht eher dazu gedrängt sehen, in dem Gegensinn altägyptischer und anderer Worte ein Entwickelungsergebnis zu sehen, als eine ursprüngliche Erscheinung. Und da z. B. gerade die altägyptische Schrift in den ideographischen Elementen jedes Wortes Sinn und Gegensinn scharf unterscheidet, so wird doch vielleicht die Möglichkeit nicht abzuweisen sein, dafs auch der Sprachlaut den Unterschied von Sinn und Gegensinn bemerkbar machte, wenn auch die Wissenschaft als Äquivalent für die graphische Unterscheidung nur die Geste beiziehen zu müssen glaubt. Wäre die Erscheinung des Gegensinns eine ursprüngliche, dem primitiven Denken angemessene, so müfste die Kindersprache analoge Erscheinungen aufweisen. Das ist aber, soweit wir sehen, nicht der Fall. Selbst wenn einzelne Kinder beim Anblick eines fremden Mannes „Papa“ sagen und den Kopf dazu schütteln, so ist das nicht Urwort mit Gegensinn, den die begleitende Geste bemerkbar machen soll, sondern die direkte Ablehnung des Gegensinns. Das primitive Denken ist wohl auch zu sehr an das Wort gebunden, als dafs es in weitem Umfang selbständige Vorstellungsprozesse erkennen liefse, die nicht sofort auch ihr lautliches Widerspiel in den Bezeichnungen der Vorstellungen fänden. Die Erscheinung des Gegensinns ist nun ohne Zweifel vorhanden. Aber die Erklärung der Erschei-

nung scheint nur von Fall zu Fall möglich zu sein, wie die Erklärung aller Bedeutungsentwickelung, und die summarische Zurückführung der Erscheinung auf Urworte und ursprachliche Vorstellungsarten und Lautverhältnisse ist unter allen Umständen zu gewagt. Oder sollte, um von vielen Beispielen des vorliegenden Heftes nur eines zu bringen, der Gegensinn im griechischen ἀπό „von weg — wieder zurück" ein im Urwort schon gegebener sein? Und wenn der Gegensinn, wie so oft, nur in zwei verschiedenen Sprachen an der gleichen Wurzel zur Erscheinung kommt, wie Englisch water und Lateinisch vadum („Boden des Wassers") — vorausgesetzt, daſs man diese Zusammenstellung für zulässig erklärte — sollte da der Grund nicht im Bedeutungswandel gesucht werden müssen, statt in einem ursprünglichen Gegensinn des Urwortes?

Doch die Tatsache des Gegensinns stellt immerhin noch manche interessante Aufgabe der Erklärung von semasiologischen Entwickelungsergebnissen, und die Sammlung solcher Erscheinungen, die A. vorlegt, ist verdienstlich und bietet reichen Stoff zum Nachdenken und zur — Kritik. Wie man schon aus dem letzten Beispiel ersehen wird, steht A. in seinen etymologischen Auffassungen auf anderer Basis, als die Wissenschaft der Etymologie im allgemeinen zu stehen pflegt. Er nimmt für die Ursprachen weitgehende Wurzelvariation an, bei der die Vokale nicht nur, sondern auch die Mutenstufen im weitesten Umfang variieren. So ergeben sich ihm etymologische Zusammenstellungen, die das Gebiet der Fälle von Gegensinn auſserordentlich erweitern, ebenso aber auch das Gebiet des Gegenlautes. Wenn man die geringe Zahl von Konsonanten, z. B. in den klassischen Sprachen, ins Auge faſst und dabei in Betracht zieht, daſs infolge der angenommenen Wurzelvariation die neuen Muten sich bei A. eigentlich auf drei reduzieren, so läſst sich schon rein mathematisch nach den Formeln der Kombination berechnen, daſs eine groſse Zahl von Gegenlauten in jeder wortreichen Sprache sich ergeben muſs, also z. B. neben bal ein lab, neben col ein loc, neben dam ein mad usw. mit den zugehörigen Mutenvarianten, wobei eine innere Beziehung der beiden Gegenlaute gar nicht zu existieren braucht. So stellt A. z. B. del-ere und laed-ere als Gegenlaut gleichen Sinnes zusammen. Bunter wird das Bild, wenn die Zusammenstellungen durch verschiedene Sprachen gehen und zum Gegenlaut auch der Gegensinn kommt. So findet sich über die Silbe γελ in ἀγγέλλω folgende Zusammenstellung: Englisch to call, claim, clamare, gellen, hallen, heulen, γελᾶν, kla-gen und mit Gegenlaut bei gleichem

Sinn λιγύς, lachen, lugere (klagen), ahd. lahan (schelten), lah-ster (Schmähung und im „Gegensinn" Schande); dann ἄ-λγ-ος (Trauer und im „Gegensinn" Schmerz); loqui und λακεῖν. Wie man sieht, ist der Begriff des Gegensinns sehr weit gefafst, wie auch der der etymologischen Entsprechung.

Nach unserer Meinung kann auch die Erscheinung des Gegenlautes nur von Fall zu Fall erklärt werden. Aber die ganze Theorie A.s beruht auf der Voraussetzung, dafs die ältesten Formen der bekannten Sprachen ihren Ursprachen nicht sehr ferne stehen. Wenn man aber zugeben mufs, dafs selbst diese ältesten Sprachen, wie z. B. das Sanskrit, eine prähistorische Entstehungs- oder Entwickelungsgeschichte hinter sich haben können, wie z. B. das Französische in historischer Zeit, so ergeben sich für Gegensinn und Gegenlaut ganz andere Gesichtspunkte als sie für A. in der vorliegenden an sich gewifs verdienstlichen und wertvollen Sammlung mafsgebend sind.

Lörrach. **J. Keller.**

---

62) **K. F. Süpfle, Aufgaben zu lateinischen Stilübungen.** II. Teil. Aufgaben für Sekunda. 23., verbesserte Auflage von **G. Süpfle** und **C. Stegmann.** Heidelberg, C. Winter, 1905. XII u. 454 S. 8.

Das Buch ist in einer Zeit entstanden, wo man Latein zu schreiben verstand. Das kommt ihm noch heut zugute. Denn die Herausgeber sind verständig genug gewesen, tiefgreifende Änderungen nicht vorzunehmen. Sie haben zwar durch zahlreiche Verbesserungen im einzelnen der berechtigten Forderung, dem Schüler nur korrektes Deutsch vor Augen zu führen, Rechnung getragen, aber sich gehütet, durch allzu starke Modernisierung des Ausdruckes und des Satzbaues den color Latinus der Übersetzung in Frage zu stellen. So haben die Aufgaben ihren Hauptvorzug nicht eingebüfst: ihre Übertragung ergibt ein wirklich mustergültiges Latein und bildet hierdurch das Sprachgefühl des Schülers. Dafs sich gerade in diesem Punkte kaum eines von den vielen neueren Hilfsbüchern mit dem Süpfleschen messen kann, ist begreiflich; beginnt doch die Kunst des Lateinschreibens auch den Lehrenden immer mehr abhanden zu kommen.

Inhaltlich entsprechen die Stücke, obgleich auch hier die Herausgeber wenig geändert haben, durchaus den Forderungen der Lehrpläne.

Teils ergänzen und erläutern sie geradezu die Schriftstellerlektüre der Sekunda (Livius, Cicero, Xenophon, Herodot, Homer), teils vermitteln sie den Schülern eine allgemeine Kenntnis des Altertums. Einige Aufgaben würde ich freilich lieber der Prima zugewiesen sehen, vor allem die Abschnitte über Tacitus und über die Satiren und Episteln des Horaz. Vielleicht eignet sich auch die Besprechung von Sophokles' Elektra besser für diese Stufe.

Für die Übersetzung der Aufgaben sind dem Schüler reichlich Hilfen gegeben, erstens durch eine geschickt zusammengestellte Phraseologie, die G. Süpfle zum Verfasser hat, sodann durch zahlreiche Fufsnoten. In ihnen hatte schon K. F. Süpfle eine Fülle von feinsinnigen Beobachtungen über Sprachgebrauch und Synonymik niedergelegt. Ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis erleichtert das Auffinden dieser Anmerkungen. Vielleicht empfiehlt es sich, das Verzeichnis bei einer späteren Auflage noch zu erweitern. Ich vermisse z. B. eine Verweisung auf Nr. 74, 17 (aber); 157, 28. 159, 18 (als); 162, 17 (Anlage); 171, 2 (Art); 161, 11 (sich aussetzen); 237, 5 (beide); 5, 7 (doch); 120, 10 (Einflufs); 197, 6 (Entschlufs); 249, 8 (Freigelassener); 165, 19 (gelten); 235, 4 (leben); 160, 6 (am meisten); 165, 30 (nämlich); 237, 16 (sehen); 80, 1 350, 9 (so); 2, 2 (so viel); 225, 23 (vielleicht); 245, 12 (wisse); 164, 19 (zugleich); 167, 6 (zwar); 268, 16 (zwei).

Der Druck ist sehr korrekt. Mir ist nur ein Fehler in der Note 236, 2 und ein falsches Zitat in dem Wörterverzeichnis unter „so weit gehen" aufgefallen.

So kann man dem alten Buche auch in seiner neuen Auflage verheifsen: postera crescet laude recens.

Potsdam. **E. Krause.**

---

63) **Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festgabe für Heinrich Morf.** Halle a. S., Max Niemeyer, 1905. 8.

Zwölf, gröfstenteils der Schweiz angehörende Freunde oder Schüler bezw. Schülerinnen des trefflichen Frankfurter Romanisten haben sich zusammengetan, um ihm in einer Sammlung von gröfseren Aufsätzen, die der Niemeyersche Verlag nunmehr auch im Sonderabdruck veröffentlicht, ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit zu überreichen. Die Sammlung enthält folgende Abhandlungen: E. Brugger, Alain de Gomeret. Ein Beitrag zur Arthurischen Namenforschung. (44 S.) — J. Jud, Die Zehnerzahlen

in den Romanischen Sprachen. (38 S.) — J. Jeanjaquet, Un document inédit du français dialectal de Fribourg au XVe siècle. (26 S.) — W. Degen, Die Konjugation im Patois von Cremines [Berner Jura]. (20 S.) — L. Gouchat, L'unité phonétique dans le patois d'une commune. (58 S.) — E. Keller, Zur italienischen Syntax. (24 S.) — E. Tappolet, Über die Bedeutung der Sprachgeographie mit besonderer Berücksichtigung französischer Mundarten. (32 S.) — A. Fluri, Die Anfänge des französischen Unterrichts in Bern. (22 S.) — A. Farinelli, Dante nell' opere di Christine de Pisan. (36 S.) — E. Bovet, La préface de Chapelain à l'Adonis. (52 S.) — K. Schirmacher, Der junge Voltaire und der junge Goethe (28 S.) — M. Langkavel, Henri Blaze's Übertragung des zweiten Teiles von Goethes Faust. (16 S.)

Bruggers Versuch, das als Name eines Landes und eines Tafelritters vorkommende Wort Gomeret zu erklären, führt in eines der schwierigsten Probleme der Arthurforschung, der Namendeutung und beweist uns von neuem die Wichtigkeit der Etymologie als Hilfsmittel der Exegese. Aus der Erklärung dieses Namens ergeben sich wichtige Schlüsse auf die arthurische Quellenforschung, und kein Forscher auf diesem Gebiete wird Bruggers Resultate unberücksichtigt lassen können. — Jud kommt in seiner kurzen Studie über die Zehnerzahlen in den romanischen Sprachen zu dem Resultate, dafs eine Akzentuierung auf der Anfangssilbe der lateinischen Zehnerzahlen nur für triginta bei Consentius bezeugt ist und dafs in den romanischen Sprachen (besonders im Spanischen und Portugiesischen) die regressive und progressive Assimilation in hohem Mafse, vornehmlich bei zwanzig und dreifsig wirksam gewesen ist. — Die Schweizer Jeanjaquet, Degen und Gouchat beschäftigen sich mit sprachlichen Untersuchungen heimatlicher Dialekte, während Keller einen lehrreichen Beitrag liefert über das Verhältnis von Haupt- und Nebensatz in der italienischen Syntax; besonders interessant ist Gouchats Erforschung des Patois einer weltfernen Gemeinde in der Gruyère und seine Feststellung, dafs die lautgesetzliche Entwickelung sich im Laufe mehrerer Generationen derartvollzieht, dafs die Lautgesetze in der ersten Generation mehr oder minder latent bleiben, in der zweiten sich noch unregelmäfsig zeigen, in der dritten bereits allgemeine Geltung erlangt haben. — Tappolet stellt die Prinzipien für eine kartographische Darstellung der Dialekte auf und beweist an der räumlichen Verteilung der Dialekte in Frankreich und in der französischen Schweiz, dafs als Sprachgrenzen die natürlichen, die geschicht-

lichen und vor allem die konfessionellen Grenzen zu nennen sind. — Während Fluris Aufsatz nur lokales Interesse beanspruchen kann, behandelt Farinelli Christine de Pisanes Stellung zum grofsen Florentiner und vervollständigt Oelsners Untersuchungen auf diesem Gebiete; Bovet beschäftigt sich mit der alten Streitfrage, welchem von den französischen Dichtern und Theorikern die Ehre gebühre, zuerst die Regeln von den drei Einheiten zu allgemeiner Geltung gebracht zu haben; im Gegensatz zu Danheifser kommt er zu dem Schlusse, dafs Chapelain in seiner Vorrede zu Marinos Adonis (1620) diese Regeln zum ersten Male eingehend besprach und als notwendig hinstellte. — Eine kurze Gegenüberstellung der Jugendentwickelung Goethes und Voltaires liefert Fräulein Schirmacher und beleuchtet die Gegensätze des typisch deutschen und des typisch französischen Jünglings, wie sie in ihren Jugendbriefen uns entgegentreten. — Eine andere Dame endlich, Fräulein Langkavel, findet in H. Blaze einen gewissenhaften Übersetzer des zweiten Teiles von Goethes Faust und empfiehlt seine Übertragung den französischen Lesern zum Studium dieser Dichtung. — Diese Hinweisung auf den Inhalt der Festgabe lehrt ohne Zweifel, dafs sie eine Reihe bemerkenswerter Beiträge zur Förderung verschiedenartiger Studien in sich schliefst, die für viele eine Quelle der Belehrung und des Genusses werden können.

Vegesack. **Th. Roth.**

---

64) **Otto Haupt, Neue französische Handelskorrespondenz.** Mit grammatischen und stilistischen Erläuterungen. Zum Gebrauche an Handelsschulen, kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsschulen, sowie für den geschäftlichen Verkehr und zum Selbstunterricht. Stuttgart, Paul Neff Verlag (Max Schreiber), 1905. XVI u. 283 S. 8. geb. *M* 3. —.

Ein eigenartiges, von der meist üblichen Form der Lehrbücher der fremdsprachlichen Handelskorrespondenz abweichendes Buch, das für Lernende bestimmt ist, die bereits eine gewisse Kenntnis des Französischen besitzen. Nach des Verfassers Ansicht soll der Briefwechsel hauptsächlich dazu dienen, bestehende Geschäftsverbindungen zu befestigen, alte zu erneuern und neue anzuknüpfen. Deshalb hat er in dem Buche abgesehen von Rundschreiben, Empfehlungs- und Kreditbriefen, Schreiben über Konsignationssendungen usw. In zwölf Kapiteln sind behandelt: Das Angebot, der Preis, der Markt, die Bestellung, die Erkundigung, die Rechnung, die

Fertigung, die Lieferung, der Versand, Irrtümer, die Zahlung, das Bankfach, die Bewerbung. Jedes dieser Kapitel bringt zuerst eine nicht zu kleine Anzahl kaufmännischer Fachausdrücke und entsprechender Redewendungen; dann erst kommen fertige französische Briefe. Von diesen letzteren steht links neben dem französischen Text stets ein kurzer Auszug in deutscher Sprache, der den Leser rasch mit dem Inhalt bekannt macht. Nach des Verfassers Worten sollen diese Auszüge auch als Aufgaben für selbst anzufertigende Briefe dienen. Allein sollte da nicht die Versuchung sehr nahe liegen, dafs der Schüler die fertigen Musterbriefe wörtlich benutzt? Besondere Aufgaben am Schlufs jedes Kapitels wären sicherlich zweckdienlicher gewesen. Als Einleitung ist dem Buch eine Reihe nützlicher stilistischer Winke vorangeschickt, während den Schlufs ein „Grammatischer Anhang" bildet, der aber nur etwas über die Anwendung des accent aigu, einige oft angewendete Gallizismen und die wichtigsten Punkte aus der ministeriellen Verordnung über die Vereinfachungen in der französischen Rechtschreibung und Grammatik enthält. In einem besonderen Abschnitt („Der Brief") sind Anweisungen über die Abfassung von Geschäftsbriefen im allgemeinen gegeben, die gebräuchlichsten Briefanfänge und Briefschlüsse aufgeführt und neben zahlreichen Redewendungen eine Reihe häufiger vorkommender sinnverwandter Wörter sowie die meist gebrauchten Abkürzungen und solche geographische Namen, die in den beiden Sprachen nicht übereinstimmen, verzeichnet. Diese neue französische Handelskorrespondenz mit ihrem reichhaltigen Inhalt stellt an den Lernenden bei der Durcharbeitung nicht geringe Anforderungen, wird ihm aber auch ein wertvolles Hilfsmittel zur Aneignung des französischen kaufmännischen Briefwechsels sein.

Bochum. **M. Steffen.**

---

65) **F. Holthausen, Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück** mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen herausgegeben von F. H. I. Teil: Texte und Namenverzeichnis. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. New York, G. E. Stechert, 1905. VII u. 112 S. 8. ℳ 2.40.

Der vorliegende erste Teil der neuen Beowulfausgabe bildet das dritte Heft der von Morsbach und Holthausen herausgegebenen ehemaligen *Old and Middle English Texts*, die jetzt erfreulicherweise ihren Titel verdeutscht und in *Alt- und mittelenglische Texte* umgewandelt haben;

vielleicht dürfen sich unsere Bemerkungen im Jahrg. 1901 dieses Blattes S. 187 ff., ein Stückchen Verdienst an dieser vorteilhaften Änderung zuschreiben.

Die Ausgabe selbst ist eine hocherfreuliche Leistung, um so willkommener, als sie ein sehr notwendiges Gegenstück zu der von Trautmann bedeutet, auf die wir im vorigen Jahrgange (S. 549 ff.) hingewiesen haben. War jene ein in unserer Wissenschaft ganz vereinzelt dastehender Versuch, der wohl nicht auf allgemeinen Beifall zu rechnen hat, so ist diese ein Meisterstück gelehrter und — im besten Sinne — echt philologischer Forschung und Emsigkeit und findet sich aufs gewissenhafteste mit allen bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete ab. Erster Grundsatz für die Ausgabe ist möglichste Schonung der Überlieferung; deshalb ist sie auch auf Zupitzas Faksimileausgabe des Gedichtes aufgebaut. In allen grammatischen und metrischen Fragen fufst Holthausen auf Sievers' Feststellungen. Für Anfänger ist es ganz besonders praktisch, dafs der Aussprachebezeichnung grofse Sorgfalt zugewandt ist. Die Vokallängen und -kürzen sind unterschieden, die kurzen Diphthonge sind nach dem Vorschlage Bülbrings in *Anglia* XIV, 1 gekennzeichnet. Neu und verdienstlich ist auch der Versuch, die zahlreichen Konjekturen, die die Beowulfforschung bereits gezeitigt hat, auf ihre Urheber hin zu untersuchen und den rechtmäfsigen Eigentümer zu ermitteln, was mitunter zu recht lehrreichen Ergebnissen führt. Der Anhang zeigt in einer gut gelungenen Rekonstruktion der ersten 52 Verse, wie wahrscheinlich der wirkliche Urtext ausgesehen hat, und bringt auch das Finnsburg-Bruchstück. Den Schlufs bildet ein sorgsames Namenverzeichnis mit vollständiger Stellenangabe.

Wir behalten uns vor, noch einmal auf das verdienstliche Werk zurückzukommen, wenn der zweite (Schlufs-) Teil erschienen ist, was hoffentlich nicht mehr allzulange dauert. Er soll die Erläuterungen, die Einleitung und das Wörterbuch enthalten. -tz-.

---

66) **A. G. Bradley, Captain John Smith.** London, Macmillan and Co. (New York, The Macmillan Company), 1905. VIII u. 226 S. 8. geb. 2 s. 6 d.

Der vorliegende Band gehört zu der English Men of Action Series und behandelt das Leben des Captain John Smith, des eigentlichen Begründers von Virginien, der ersten englischen Kolonie auf amerikanischem

Boden. Mit Recht verdient Sm. einen Platz unter den Men of Action, denn er war einer der tatkräftigsten Männer, die dem tatenfrohen Zeitalter der Königin Elisabeth entstammten. 1579 zu Willoughby in Lincolnshire geboren, nahm er schon in früher Jugend, von Tatendrang getrieben, als Soldat an Kriegszügen in den Niederlanden, Ungarn und der Türkei teil, wo er sich durch seine Energie, seine Entschlossenheit und seinen erfinderischen Geist auszeichnete. In einer Schlacht verwundet und gefangen genommen, geriet er in Sklaverei, doch gelang es ihm, zu entfliehen und nach abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen nach England zurückzukehren. 1606 beteiligte er sich an einer Expedition, die unter Führung des Captain Newport im Dienste der London Company nach Amerika ging und dort in Virginien die erste dauernde englische Kolonie gründete. Der von Sir Walter Raleigh 1584 abgesandten Expedition war es nicht gelungen, auf der Küste des neuen Erdteils festen Fuſs zu fassen, sie war elend zugrunde gegangen. Daſs die zweite Expedition, der noch andere folgten, nicht das Schicksal der ersten teilte, war lediglich das Verdienst von Sm., der, mit ungemeiner Tatkraft und Umsicht und wahrem kolonisatorischen Talente ausgestattet, die neue Kolonie zu Jamestown durch die gröſsten Schwierigkeiten hindurchführte, die ungeeigneten, vielfach unbotmäſsigen und aufrührerischen Elemente unter den Ansiedlern durch eiserne Strenge im Zaume hielt und zur Arbeit zwang und auch im Verkehr mit den Eingeborenen den richtigen Weg zu treffen wuſste. Mehrere Male war er in Lebensgefahr. Das eine Mal rettete ihn nur das mutige Dazwischentreten von Pocahontas, der Tochter des Indianerhäuptlings Powhatan, vom sicheren Tode. Pocahontas wurde später die christliche Gattin des englischen Ansiedlers John Rolfe, ging nach England und wurde selbst am Hofe mit groſser Auszeichnung empfangen, starb aber bald darauf in Gravesend. Eine Zeitlang war Sm. Präsident des Rates und Gouverneur der Kolonie. Bei einer Pulverexplosion schwer verwundet, verlieſs er Virginien 1609 und kehrte nach England zurück. Als 1612 der Tabakbau eingeführt wurde, blühte die neue Kolonie kräftig empor. Sm. erforschte später die nördliche Küste Amerikas, die von ihm New England genannt wurde, und war unausgesetzt, auch schriftstellerisch, in kolonialem Interesse tätig. Er starb 1631 zu London. Seine Lebensschicksale und -erfahrungen sind in verschiedenen Werken niedergelegt, die Sm. teils allein, teils in Verbindung mit anderen geschrieben hat. Die bekanntesten darunter sind: The True Travels,

Adventures and Observations of Captain J. Sm. A True Relation of Virginia. A Map of Virginia. A Description of New England. The General History of Virginia. Sein letztes, ein Jahr vor seinem Tode geschriebenes Werk war: Advertissement for the Inexperienced, or the Pathway to erect a Plantation. In seinen Werken finden sich auch etwa 30 Gedichte, die von Freunden und Anhängern ihm zu Ehren verfafst worden sind. Eine Neuausgabe seiner gesamten Werke besorgte Arber 1884.

Sm.'s Leben ist vielfach behandelt worden. Da seine eigenen Berichte über seine Erlebnisse nicht selten einen recht abenteuerlichen und romantischen Anstrich haben, so hat man ihm mehrfach den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit, der Ruhmredigkeit und Eitelkeit gemacht. Im vorliegenden Werke gibt Bradley eine Ehrenrettung des merkwürdigen, viel verdächtigten und geschmähten Mannes und weist scharfsinnig die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zurück. Das Buch zeigt eine ehrliche Begeisterung des Verfassers für seinen Helden und ist sehr lebendig und interessant geschrieben. Am Eingange finden wir Sm.'s Bild mit der Umschrift: The Portraictuer of Captayne John Smith, Admirall of New England, und eine Karte von Virginia in den Jahren 1607—1610.

Bremen. **Rudolf Blume.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Gotha, 24. März. Nr. 6, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

67) A. Veniero, I poeti di l'Antologia Palatina secolo III a. C. Vol. I, parte 1. Asclepiade, Callimaco, Dioscoride, Leonida Tarentino, Posidippo. Testo, versione e commento. Con introduzione su la genesi di l'epigramma epidittico ed erotico. Catania, Fr. Bassiato, 1905. CXI u. 270 S. 8. Lire 5.

In Italien fehlt es immer noch an einer vollständigen Übersetzung der griechischen Anthologia Palatina; deshalb hat sich der Verfasser dazu entschlossen, diesem Mangel abzuhelfen. Von seinem Werke liegt jetzt der erste Teil vor, der die Epigrammendichter des 3. Jahrh. v. Chr., Asklepiades, Kallimachos, Dioskorides, Leonidas von Tarent und Poseidippos, enthält, griechischen Text, italienische Übersetzung und Anmerkungen.

Seiner Arbeit vorausgeschickt hat Verf. eine Abhandlung über die Entwickelung des epideiktischen und erotischen Epigramms, das von den Alexandrinern besonders gepflegt wurde. Diese ist zwar vielleicht etwas wortreicher, als notwendig gewesen wäre, aber sie verrät Studium und Sachkenntnis

und weist die Faktoren, die bei der Ausbildung des Epigrammes tätig gewesen sind, richtig nach, nämlich die Ausbildung der Rhetorik, die Einführung der Liebe in die griechische Literatur durch Euripides und die Verbreitung der kyrenäischen und epikureischen Philosophie, wozu noch die äufseren Verhältnisse und sozialen Zustände jener Zeit kamen. Der Boden, auf dem die grofsartige Poesie der früheren Zeit gedieh, war nicht mehr vorhanden; ein ganz anders gearteter war an seine Stelle getreten, der nur noch kleine, künstlich gezüchtete Blüten trieb. Zu diesen gehört auch das Epigramm, das nach Form und Inhalt aufs kunstvollste ausgestattet wurde. Allerdings hat der Verfasser dies nur hinsichtlich des Inhalts im einzelnen genauer nachgewiesen; denn auf Versbau und Sprache genauer einzugehen, lag offenbar seinem Vorhaben zu fern.

Die einzelnen Dichter werden uns so vorgeführt, dafs wir zunächst ihre Epigramme in griechischem Text mit gegenüberstehender italienischer Übersetzung in der Versform der italienischen Epigramme kennen lernen, dann Anmerkungen dazu erhalten, die über Ausgaben der Dichter, über den mutmafslichen Verfasser bei zweifelhaften Epigrammen, über handschriftliche Überlieferung und deren Verbesserung durch Gelehrte, sowie über Erklärung bei schwierigen Stellen handeln. Was den Text der Gedichte betrifft, so zeigt sich der Verfasser sehr konservativ; man wird dies billigen, wenn man auch da und dort wünscht, dafs er die unhaltbare überlieferte Lesart durch eine angemessenere ersetzt hätte; eigene Besserungen sind selten. Die erklärenden Anmerkungen dürften viel zahlreicher und eingehender sein; denn ohne Zweifel werden sich in dem Leserkreis, den er voraussetzt, viele finden, denen die gesuchten Anspielungen mancher Epigramme unbekannt sind und infolgedessen auch das Verständnis verschlossen bleibt. Vermutlich wären diese Benutzer des Buches dem Verfasser auch dankbar, wenn er ihnen einiges über die Lebenszeit und die Lebensschicksale der Dichter mitteilen und sie auf das Wesentliche ihrer Kunst aufmerksam machen würde; sie würden solche Belehrungen wohl den textkritischen Bemerkungen vorziehen. Vielleicht läfst der Verfasser in den folgenden Teilen seines Werkes eine dahingehende Änderung eintreten; sein Buch würde dadurch gewinnen und seinen Zweck, seine Landsleute mit der griechischen Anthologie und ihren Dichtern bekannt zu machen, in noch höherem Grade erfüllen. β.

---

68) **Max Niedermann, Contributions à la critique et à l'explication des gloses latines** (= Recueil de travaux publiés par la Faculté des Lettres sous les auspices de la Société académique. Premier fascicule). Neuchatel, Attinger frères (= Paris, Librairie Picard; Leipzig, Harrassowitz). X u. 49 S. 8. 3 fres.

Kritik und Erklärung der lateinischen Glossen zu versuchen, hat um deswillen einen ganz besonderen Reiz an sich, weil hier Scharfsinn und Gelehrsamkeit in höchsten Mafse für die Lösung von Rätseln in Anspruch genommen werden, die, wenn gelungen, reichen wissenschaftlichen Ertrag auf einem Gebiete verspricht, auf dem eben jetzt die Kräfte sich lebhafter regen. Und dabei liegt hier das Arbeitsmaterial in der noch von Ritschls Genius angeregten, von Loewe und insbesondere von Goetz durchgeführten Sammlung des Corpus glossariorum in seltener Vollständigkeit und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit vor. Freilich sind auch die Verderbnisse der Texte so mannigfaltig, dafs es selbst einer so geistreichen und gelehrten Kombinationsgabe, wie sie Niedermann besitzt, nur selten gelingt, eine Glosse so herzustellen, dafs das Mögliche zur Gewifsheit wird. Die kritischen Bemerkungen des ersten Teiles unserer Schrift suchen für siebzehn Fälle eine andere Lösung zu erweisen, als bisher von Goetz, Heraeus u. a. gegeben war; zuweilen folgt man dem Gedankengange des Verfassers gerne, z. B. wenn er die verschiedenen Schreibungen und Glossen, die sich an IV 237, 1 *fascenninas: clausebiles vallationis* anschliefsen, auf *fescenninas: plausibiles cavillationes* zurückführt, oder wenn V 109, 9; 614, 37 *hilo aquilo* zu *gillo: aquale* emendiert wird; auch II 142, 49 *passurasse: ἀνέζασθαι* l. *passuras esse: ἀνέξεσθαι* will mir trotz des Widerspruches von Goetz (D. L.-Ztg. 1906, 5, S. 279) annehmbar erscheinen und ebenso anderes. Indes der Zweifel an der Sicherheit der Ergebnisse überwiegt; um nur eins zu erwähnen, die Erörterung, welche sich an V 290, 46 *ergastulum: carcer vel locus* V 290, 47 *ergastar* e. q. s. anknüpft, bringt zwar interessante Belege für *-ar* anstatt *-er* in Endsilben; ob aber die Schreibung *ergastar* wirklich unter dem Einflusse von *carcar* entstanden ist, bleibt ungewifs; das genaue griechische Vorbild für *ergastulum* fehlt, am nächsten steht ἐργαστήριον, das in lateinischer Schreibung z. B. bei Diomedes 492, 6 CIL IX 4112 vorliegt, weist vielleicht *ergastar* hierauf zurück? C. Gl. II 62, 33 *ergastulum: ἐργαστήριον* verglichen mit II 268, 43; 313, 53 könnte die Vermutung stützen, die sich aber durchaus nur als Vermutung geben will. Der Wert dessen, was der Verfasser hier

ausführt, liegt durchaus in dem sprachgeschichtlichen Material, das er in ganz seltenem Mafse beherrscht, und aus demselben Grunde verdienen die (8) Remarques exégétiques des zweiten Teiles (S. 19—45) die gröfste Beachtung. Die Art, wie hier namentlich das in den Inschriften bezeugte Volkslatein, aber auch moderne Sprachen herangezogen werden, um aus scheinbaren Korruptelen in besonnener Erklärung für die Laut- und Formenlehre wichtige Ergebnisse zu gewinnen, ist im höchsten Mafse lehrreich und fruchtbringend; als ganz besonders gelungen hebe ich nur die Deutung der Formen *cornices* u. ähnl., des Femininum *pelica*, der Schreibung *pumella* für *prunella* hervor. Anderes, wie die Besprechung von *rhododendrum-lorandrum-oleandrum* überzeugt nicht so sicher, wie sich denn auch der Verfasser selber keineswegs verhehlt, dafs seine Beweise nicht immer lückenlos geführt sind. Aber reiche Anregung hat er überall gegeben, und das Studium seiner Schrift ist für jeden, der sich mit der Geschichte der lateinischen Sprache befafst, unerläfslich.

Sondershausen. **Funck.**

---

69) **Walther Prellwitz, Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache.** Zweite, verbesserte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1905. XXIV u. 524 S. 8. ℳ 10.—.

Von der ersten im Jahre 1892 erschienenen Auflage unterscheidet sich diese zweite einmal durch Vermehrung der Seitenzahl um IX und 142 und zweitens durch die Aufnahme von literarischen Nachweisungen in ziemlich beträchtlichem, aber keineswegs erschöpfendem Umfange, wodurch einem entschiedenen Mangel (vgl. meine Bemerkungen in der Berliner philol. Wochenschrift 1893, S. 152 ff.) in dankenswerter Weise wenigstens zum grofsen Teile abgeholfen und die Brauchbarkeit des Buches gewifs wesentlich erhöht worden ist. Bereits in der erwähnten Besprechung der ersten Auflage habe ich trotz einiger Bemängelungen das Erscheinen dieses etymologischen Wörterbuches der griechischen Sprache, das einem dringenden Bedürfnis der Wissenschaft entgegenkam, mit Freuden begrüfst, und ich kann mit um so gröfserem Rechte diese neue, in der Tat sehr verbesserte Auflage willkommen heifsen, die allerdings jetzt nicht mehr als alleiniges Hilfsmittel neuesten Gepräges auf dem Gebiete der griechischen Etymoloie dasteht, sondern in der Arbeit des belgischen Sprachforschers

Boisacq einen gewichtigen Konkurrenten erhalten hat, wie ich aus den mir seinerzeit zugekommenen Probeblättern zu schliefsen berechtigt bin [1]).

Wenn schon an und für sich klar ist, dafs es bei der Natur etymologischer Untersuchungen und in noch viel höherem Grade bei der dogmatischen Zusammenfassung des gesamten etymologischen Materials einer Sprache unter selbstverständlicher Berücksichtigung des Sprachschatzes aller indogermanischen Sprachen vielfach auf das subjektive Ermessen des einzelnen ankommt, so kann man sich in unserem konkreten Falle von der Richtigkeit dieser Tatsache leicht überzeugen, wenn man neben dem Prellwitzschen etymologischen Wörterbuch der griechischen Sprache das jetzt beinahe bis zu Ende gediehene lateinische von A. Walde zur Hand nimmt. Ich ersuche zu diesem Zwecke den Leser die im folgenden namhaft gemachten Artikel des Prellwitzschen Wörterbuchs mit den an den betr. Stellen zum Vergleich herangezogenen lateinischen Wörtern mit den betr. Artikeln in Waldes Wörterbuch zu vergleichen: *ἄεθλον*, *αἶσχος*, *ἀκροάομαι*, *ἀλαζών*, *ἄμεινο*, *ἀρήγω*, *ἀριθμός*, *αὐχμός*, *βδελυρός*, *γυμνός*, *ἐλεύθερος*, *ἕπω*, *κεκαφηότα*, *κρείων*, *κρῖβανος*, *κτίλλος*, *κύσθος*, *λεκάνη*, *λιλαίομαι*, *λόγχη*, *μαίομαι*, *πενέστης*, *ῥᾶξ*, *σκάπτω*, *σκῦρος*, *σπεύδω*, *στέλλειν*, *στῖα*, *σφάλλω*, *τάμισος*, *τρώγω*, *ὕλη*, *φολίς*, *φωλεός*, *χαράσσω*. Wenn Referent in diesen strittigen Fällen, die aus noch gröfserer Zahl herausgegriffen sind, eine Entscheidung fällen müfste, so könnte er sich in den meisten nicht anders als auf die Seite Waldes stellen. Mehr um zu beweisen, dafs Referent das Prellwitzsche Buch wirklich einer eingehenden Durchsicht unterzogen hat, als um irgendwie etwa Vollständigkeit der möglichen Ausstellungen zu erzielen, sei noch auf folgende Einzelheiten aufmerksam gemacht. Der zweite Bestandteil von *ἀτρύγετος* wie der von *τηλύγετος* wird zu *ĝenə-* gestellt. Dafs eine solche Partizipialbildung *-γετος* (angeblich aus *-γη[ν]τος*) ein Ding der Unmöglichkeit ist, ist vollkommen zweifellos; nur *-*γατος* oder *-γνητος* könnten als partizipiale Bildungen von *ĝenə* — in Betracht kommen. Auch in dieser Beziehung lehrt Walde s. v. 'indiges' hinsichtlich dieses Wortes, dessen zweiten Bestandteil man ebenfalls zu *gignere* gestellt hat, das Richtige. Bezüglich *ἐνιαυτός* ist nach meinem Erachten Brugmann, dessen Ausführungen Indog. Forsch. 15, 87 ff. zwar erwähnt, aber nicht wider-

1) Das ganze, wie ich glauben darf, jetzt vollendete Werk ist mir noch nicht zugekommen.

legt sind, ebenso im Rechte, wie *ὑπερφίαλος* von demselben Griech. Gramm.[3] 41 aus **ὑπερ-φϝ-ιαλο-ς* richtig gedeutet ist, ohne daſs Prellwitz von dieser schon von G. Curtius, Grundzüge[5] 717 angebahnten Erklärung Kenntnis genommen hätte. Auch hinsichtlich *ἵημι* stehe ich trotz der durchaus abweisenden Bemerkung in unserem Wörterbuch entschieden auf Seite Hirts, für den auch Walde S 292 sich mit Recht ausspricht. Zu *ἀσπάζομαι* möchte ich die Erörterungen von Lagercrantz, Kuhns Zeitschr. XXXIV 382 ff. benutzt sehen, zu *δασπλῆτις* die von Solmsen, Rheinisches Museum LX 479 ff., zu *ἐπίδεργος* die von Brugmann, Indog. Forsch. XVII 1 ff., zu *θρῖναξ* die von Semmer, Griech. Lautstudien 54 f., zu *ταναλεγής* die von Bechtel, Hermes XXXIX 156 f., zu *τύραννος* die von Buresch, Aus Lydien 59 f. Etymologien, wie die von *νέκταρ* aus „**nek̑* (Tod; lat. *nec-em*, s. *νέκυς*) **tar* ‚überwindend‘, ai. *taras*, s. *τείρω*“ oder die Auffassung von *τολμάω* „als Wurzelkompositum von *τολ* in *τλῆναι* und *μα* in *μαιμάω*“ dürften meines Erachtens besser unterdrückt werden.

Betreffs der dem eigentlichen lexikalischen Teile vorausgehenden Lauttabellen, deren Beigabe dem Benutzer des Buches auch ohne gelehrten sprachwissenschaftlichen Apparat die Beurteilung der verzeichneten Etymologien ermöglichen soll, sei es mir gestattet zu fragen, ob im Punkte 1 mit Recht als altindische Vertretung von idg. *a* „*a* (*i*)“ angesetzt ist; im Punkte 3 altir. *e* = idg. *e* (nicht auch *i*); im Punkte 5 altir. *o* = idg. *o* (nicht auch *u*). Doch ist ja immerhin eine tabellarische Übersicht etwas kaum durchaus Vollkommenes, und kann daher auf einzelne Differenzen in der Bezeichnung der einzelsprachlichen Vertreter der indogermanischen Laute kein allzu groſses Gewicht gelegt werden. Was die „Lauttabelle B. Die Entstehung der griech. Laute aus denen der Ursprache“ betrifft, so würde meines Erachtens die Hinzufügung mindestens je eines Beispieles der tabellarisch dargestellten lautlichen Vorgänge im Griechischen aus dem trockenen Schema ein lebenskräftiges Bild gemacht haben, und die Erreichung des beabsichtigten Zweckes dadurch sehr gefördert worden sein. Hinzuzufügen wäre meines Erachtens unter *ᾱ*: -*ᾱ*- = -*ᾱιϝ*-, z. B. *δαήρ* (vgl. Brugmann, Griech. Gramm.[3] 48, Solmsen, Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre 189); ferner unter *ει*: das lange (geschlossene) *ε* und entsprechend eine gleichlautende Bemerkung zu „*ου*, die Länge zu *ο*“. Zugleich ist zu bemerken, daſs hier aus Versehen „2)“ vor „durch Kontraktion aus *ο-ο*, *ο-ε*, *ε-ο*“ ausgeblieben ist. Ein Versehen ist *ι* = *i* [9] statt ī. Ausgeblieben ist „*ευ* = *eu* [16]“, vor *ζ* einzuschalten. Nicht

klar ist mir unter β: „4) aus φ bei der Dissimilation zweier Aspiraten“, und unter δ: „4) = *dh*, *g'h*, *g'h* bei Dissimilation einer Liquiden.“

Innsbruck. Fr. Stolz.

70) **Émile Bourguet, L'Administration financière du Sanctuaire Pythique au IVe siècle avant J.-C.** Paris, Albert Fontemoing, éditeur, 1905. 186 S. 8.

Einer der besten Kenner delphischer Inschriften — und auf inschriftliche Quellen stützt sich das vorliegende Werk fast ausschliefslich —, an deren Auffindung und Entzifferung er ein hervorragendes Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, bietet hier eine Frucht seiner Studien, die geeignet ist, über manche Partien des griechischen Altertums helleres Licht zu verbreiten, auch zum Teil über die Zeit des 3. Jahrh., das man wohl „den dunkelsten Punkt der griechischen Geschichte“ genannt hat.

Obwohl noch nicht alle delphischen Inschriften veröffentlicht sind, so glaubt Verfasser doch mit dem schon vorhandenen reichen Material ein übersichtliches und abgerundetes Bild der Finanzverwaltung der delphischen Amphiktyonie entwerfen zu können, und in der Tat hat er uns ein tüchtiges und bedeutendes Werk die Wissenschaft bereichert. Für die wesentlich in Betracht kommende Periode hat Verfasser (auf S. 10 u. 11) die Namen der jährlichen delphischen Archonten, die sicheren wie die wahrscheinlichen, vom Jahre 364—306, zusammengestellt. Zu den bisher veröffentlichten Inschriften, die für dies Gebiet in Betracht kommen, fügt Verfasser eine nicht unwichtige hinzu: die Rechnung vom Archontat des Palaios (339—338), deren zwei Kolumnen er in einem Anhange S. 175 bis 183 veröffentlicht, ergänzt und bespricht. Die eigentlichen Untersuchungen beginnen mit der merkwürdigen Zeit, wo der dritte heilige Krieg (356—346) und die voraufgehenden Ereignisse aller Augen in stärkstem Mafse auf Delphi zogen. Man könnte fragen, ob Verfasser für seinen Zweck nötig hatte, so weit auszuholen, dafs er eine Übersicht der Geschichte des Geldwesens in Griechenland, des äginetischen, des attischen Silbers und Goldes voranschickte von dem Augenblicke an, wo es in öffentlichen Kassen der Heiligtümer aufgesammelt wurde; jedesfalls wird man ihm Dank wissen, dafs wir hier eine übersichtliche Zusammenstellung der regelmäfsigen und aufserordentlichen Einnahmen und Hilfsquellen der heiligen Kassen und der Geldsorten, die dort zusammenflossen, erhalten. So ist dieser Abschnitt, Kap. I, delphisch und

panhellenisch zugleich. Die folgenden Abschnitte gehen auf die delphischen Verhältnisse insbesondere ein. Eine eigene Kommission war mit der Verwaltung der delphischen Kasse betraut, sie hatte die laufenden Einkünfte entgegenzunehmen und die notwendigen Ausgaben zu veranlassen; dies waren die Prytanen (Kap. II). Sie werden unterstützt oder (bei den Ausgaben) beauftragt durch die internationalen Behörden, in deren Geschichte zwei Perioden zu unterscheiden sind: 369—339, wo die *ναοποιοί* (ursprünglich eine den römischen Ädilen vergleichbare Behörde, deren Amtsbefugnis sich allmählich erweitert) die einzigen Mittelspersonen sind zwischen dem Rat von Delphi und den Unternehmern (Kap. III). Seit 339 tritt noch eine zweite vermittelnde Behörde hinzu, die Schatzherren (Kap. IV); und hierfür ist die im Anhange mitgeteilte Inschrift von Wichtigkeit. In beiden Perioden sind die Berechnungen und alle geschäftlichen Abmachungen, mögen sie in vertraggemäfsen Lieferungen, in Verpachtungen von Grund und Boden oder worin sonst immer bestehen, bis in kleinste Einzelheiten der Kontrolle der Amphiktyonie (oder vielmehr ihrer Abgeordneten) unterworfen, der alle Behörden und Kollegien untergeben sind (Kap. V). Alle vorhandenen Dokumente bestätigen, dafs die Amphiktyonie in die Finanzverwaltung selbständig und nach freiem Ermessen eingriff.

Der Schwerpunkt der Untersuchung scheint uns in Kap. III (und V) zu liegen, namentlich in der Betrachtung der *ναοποιοί*; die geschichtliche Entwickelung der Behörde, ihre Mitwirkung bei baulichen und sonstigen Arbeiten im und am Tempel, ihre Rechnungsführung wird eingehend erörtert. Verfasser zieht hier wie durchweg alles erreichbare Material zu Rate, berücksichtigt die mannigfachsten Einzelheiten, die in Monographien und Zeitschriften verstreut sind, z. B. bei Feststellung der Bevölkerungszahl von Delphi, bei Untersuchung über den Rat dieser Stadt. Die Untersuchungen sind so umsichtig und gründlich wie besonnen und vorsichtig, so dafs sie für das behandelte Gebiet eine zuverlässige Richtschnur abgeben. Mit eigenen Hypothesen ist Verfasser zurückhaltend und spricht sie gewöhnlich mit ausdrücklichem Vorbehalte aus.

So finden wir in dem Buche über eine der wichtigsten Kultusstätten Griechenlands, bei denen französische Ausgrabungen schon so reiche Ausbeute zutage gefördert haben, eine, soweit es die finanziellen Dinge angeht, mafsgebende Darstellung. Und es stellt sich dieser 95. Band der Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome dem Werke Th. Ho-

molles „Les archives de l'intendance sacrée de Délos", das als 49. Band derselben Sammlung 1887 erschienen war und das mit V. v. Schöffers Buch über Delos (1889) die delische Tempelverwaltung zu der bis dahin bestbekannten Sakralverwaltung gemacht hatte, würdig und ebenbürtig an die Seite. Allerdings wird man von den gerade in jüngster Zeit von Homolle wieder mit Erfolg aufgenommenen und erweiterten Grabungen in Delphi noch manche Ergänzungen und gewifs auch Bestätigungen der in dem vorliegenden Buche behandelten Dinge zu erwarten haben.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

71) **John A. Scott, Studies in the Greek Vocative.** Evanston, Illinois, 1905. 23 S. 8.

Diese kleine Schrift, ein Wiederabdruck von drei in the American Journal of Philology (24. — 26. Band) erschienenen Abhandlungen, hat mein lebhaftes Interesse erregt und verdient sehr beachtet zu werden. Die erste behandelt den Vokativ bei Homer und Hesiod. Der gelehrte Verfasser zeigt hier, dafs in der Ilias der Vokativ mit ὦ 73mal, in der Odyssee 103 mal vorkomme, ohne ὦ in der Il. 628 mal, Od. 515 mal. Er stellt den Satz auf, den er in sehr geschickter Weise zu begründen sucht, dafs die Anrede mit ὦ bei Homer nur da angewandt sei, wo die Rede einen familiären Charakter aufweise oder durch Aufregung, Ungeduld oder Ärger veranlafst sei, dafs aber, wo dies ausgeschlossen sei (in elevated, sacred or religious erpressions), ὦ fehle. So könne diese Interjektion in Gebeten an die Gottheit oder wenn man sich sonst an die Gottheit wende, nicht stehen, vorausgesetzt, dafs man sie als solche erkenne. Ausgenommen seien daher η 22 ν. 228 Ω 425, wo Athene und Hermes die Gestalt von Menschen angenommen hätten und als Götter nicht erkennbar wären. Einige andere Ausnahmen werden durch die starke Aufregung der Redenden begründet. Ebenso kann nach der Darlegung des Verfassers ὦ mit einem Patronymicum in der Regel nicht direkt verbunden werden, da ja dieses den Charakter einer gewissen Würde und Ehre an sich trage. Eine ganze Reihe von Stellen werden noch aufserdem angeführt, in denen die Anreden ohne ὦ erfolgen, weil der familiäre Charakter ausgeschlossen ist, so z. B. beim Abschied Hektors von Andromache, beim Besuch der Thetis bei Hephästos. Während Priamos im letzten Gesange der Ilias mit dem verkleideten Hermes im vertraulicheren Gespräch mehrfach zur Anrede die Interjektion ὦ hinzugefügt hatte, liefs er

beim Zusammentreffen mit Achill diese Redeweise sofort fallen und, obgleich in diesen Versen 16 mal ein Vokativ sich findet, fehlt in sämtlichen die Interjektion. Kein Weib (woman's attitude was too reserved) bedient sich ihrer in den homerischen Gedichten, auch Hektor nicht, wohl aber Thersites. Auch der Dichter selbst wendet in seinen Apostrophen an die Muse, an Menelaos, Patroklos, Melanippos oder Eumäos die Interjektion ὦ niemals an. In der Odyssee gebraucht, wie der Verfasser zeigt, Odysseus in Gegenwart des Alkinoos und der Nausikaa nie ὦ, wohl aber in seiner Verkleidung als Bettler in Ithaka: τ 107 — 382 finden sich 6 Vokative, sämtlich mit ὦ; während seines Aufenthalts beim Sauhirten Eumäos wird in 86 Versen (ξ 80—166) 8 mal in der Anrede ὦ angewandt. Der mehr familiäre Ton der Odyssee weist hier einen reichlicheren Gebrauch der Interjektion ὦ auf als in der Ilias. In der letzteren kommt auf 10 Vokative einer mit ὦ, in der Od. hingegen auf sechs. Die Anrede ὦ φίλοι (a word of familiarity) findet sich in der Il. 21 mal, ὦ πέπον oder ὦ πέπονες (a word of familiarity or impatience) 9 mal und in v. l. noch 1 mal (*P* 171); in der Od. wird ὦ mit Formen von φίλος 34 mal verbunden, mit πέπον nur 1 mal. Von der Regel, daſs bei Verbindung eines adjektivischen und substantivischen Vokativs von Dichtern ὦ nicht selten eingeschoben wird, finden sich bei Homer folgende Beispiele: *Δ* 189 *φίλος ὦ Μενέλαε, K* 43 *δ* 26 561 *διοτρεφὲς ὦ Μενέλαε, P* 716 *ἀγακλεὲς ὦ Μενέλαε, Θ* 408 *σ* 122 *υ* 199 *πάτερ ὦ ξεῖνε.* Doppelt steht ὦ nur an zwei Stellen der Ilias: *Z* 55 *P* 238 *ὦ πέπον, ὦ Μενέλαε.* Am Schluſs weist der Verfasser darauf hin, daſs Quintus Smyrnäus, der sich desselben Metrums und fast derselben Eigennamen wie Homer bedient, deutlich zeigt, wie leicht, wenn das Gefühl für die Interjektion sich geändert hat, sie im Hexameter angewandt werden kann. In weniger als 125 Vokativen hat er die Interjektion 70 mal.

Hesiod beobachtet denselben Sprachgebrauch wie Homer. Nirgends wendet er in einer Anrede an die Gottheit die Interjektion ὦ an; diese findet sich auch bei ihm nur im Ton der Vertraulichkeit oder der Ungeduld und des Ärgers, und zwar in der Theogonie 2 mal (Vok. ohne ὦ 12 mal), Scut. 4 mal (Vok. ohne ὦ 4 mal), Op. 6 mal (ohne ὦ 7 mal), dazu 1 mal in den Fragmenten.

Anders verhält es sich mit den homerischen Hymnen, die der Verfasser nicht berücksichtigt hat. Es finden sich hier 144 Anreden, davon 132 ohne ὦ, nur 12 mit der Interjektion. In dem zweiten Hymnus auf

Apollo wird der Gott 2 mal (v. 1 u. 348) ὦ ἄνα angeredet, ohne dafs von besonderer Vertraulichkeit oder Ungeduld die Rede sein kann. An zwei anderen Stellen der Hymnen wird die Gottheit so angeredet, dafs ὦ hinzugefügt ist; beide Male steht ein Adjektivum dabei: h. Ap. 14 μάκαιρ᾽ ὦ Λητοῖ und 26, 11 πολυστάφυλ᾽ ὦ Διόνυσε. Bemerkenswert ist beide Male auch die oben erwähnte Einschiebung der Interjektion. In den Epigrammen finden sich zwölf Anreden, meist an die Gottheit: 10 mal ohne ὦ, 2 mal mit ὦ, beide Male nicht an die Gottheit gerichtet (9, 1; 14, 1).

Der zweite Hauptteil handelt vom Vokativ bei Äschylos und Sophokles. Der Verfasser führt hier Fälle an, wo, während bei Homer und Hesiod auch in der familiären Sprache die Interjektion ὦ nur gestattet gewesen sei, diese Schriftsteller ὦ als unbedingt notwendig erachtet hätten: 1) beim substantivisch gebrauchten Partizipium, 2) bei der Anrede an leblose Gegenstände oder abstrakte Eigenschaften. Mehr als 200 mal findet diese Regel bei den beiden Tragikern Bestätigung. Um zu zeigen, wie sehr man in diesem Falle die Interjektion verlangte, führt er zwei bemerkenswerte Beispiele mit mehrfacher Wiederholung von ὦ an, aus der Antigone 891: ὦ τύμβος, ὦ νυμφεῖον, ὦ κατασκαφὴς οἴκησις αἰείφρουρος und Phil. 936 ὦ λιμένες, ὦ προβλῆτες, ὦ ξυνουσίαι θηρῶν ὀρείων, ὦ καταρρῶγες πέτραι. In der berühmten Parodos der Antigone ἀκτὶς ἀελίου fehlt zwar ὦ, wird aber unmittelbar darauf in ὦ χρυσέας ἁμέρας βλεφαρίς gesetzt. Hierzu bemerke ich, dafs in dem hom. Epigr. XV 3 αὐταὶ ἀνακλίνεσθε θύραι die Interjektion nicht steht. In den erwähnten Fällen findet sich nach Anschauung des Verfassers ὦ als Ausdruck des Interesses und Mitgefühls. Wenn Personennamen in den Vokativ treten, ohne dafs irgendwelche genauere Bestimmung hinzugefügt ist, fehlt daher auch ὦ; hingegen bei Götternamen, besonders bei Gebeten, steht es regelmäfsig; so findet sich bei Sophokles 20 mal ὦ Ζεῦ und nur einmal Ζεῦ, wozu der Verfasser die Bemerkung macht: „here it is an appeal to the sympathetic, human personality in the divine.“ Als dritten Fall, wo ὦ stehen mufs, führt er den an, dafs ein substantivisches Adjektiv in den Vokativ tritt, vorausgesetzt, dafs der Zusammenhang nicht deutlich diese subst. Bedeutung erkennen läfst. (Bei Homer ist mir nur eine Stelle dieser Verbindung bekannt: Λ 158 ὦ μέγ᾽ ἀναιδές); endlich mufs ὦ im Trimeter gesetzt werden, wenn die Arsis des dritten Fufses ein einsilbiger Vokativ ist. In den übrigen Fällen, so werden wir

belehrt, ist die Setzung oder Auslassung dieser Interjektion bedingt durch Hiatus und Rhythmus; dazu kommt, daſs nur in den ersten drei Füſsen gern die Interjektion angewandt wird. So hat Äschylos in den letzten drei Füſsen des Trimeters nur 4 mal sich ihrer bedient. Äschylos gebraucht 110 Vokative mit ὦ, 55 mit ἰώ, ohne ὦ 170, Sophokles 532 Vokative mit ὦ, 43 mit ἰώ, 365 ohne ὦ; zwischen beiden Tragikern findet sich im Gebrauch der Interjektion kein Unterschied.

Die dritte Abhandlung beschäftigt sich mit dem Vokativ bei den lyrischen Dichtern, Herodot, Euripides, Aristophanes und Plato. Aus der reichen Fülle des hier Gebotenen gedenke ich aber nur weniges hier zu erwähnen. Die lyrischen Dichter folgen dem homerischen Sprachgebrauch; am häufigsten findet sich ὦ bei Alkäus, Anakreon, den Scolia und den Carmina popularia (ungefähr 60 %) entsprechend dem Charakter dieser Gedichte. Bei Pindar findet sich unter 205 Vokativen 65 mal die Interjektion. Der Verfasser unserer Schrift weist darauf hin, daſs Pindar allein von allen lyrischen und zuerst von allen griechischen Dichtern bei der Anrede der Muse oder der Musen ὦ hinzugesetzt habe, weil sie von ihm als seine eigenen vertrauten Freundinnen angesehen worden seien.

Herodot befolgt dieselben Grundsätze wie Sophokles; daher kommen, wie bei diesem, auf 100 Vokative 60 Fälle mit ὦ. Im ganzen steht bei ihm der Vokativ mit ὦ 171 mal, ohne ὦ 116 mal. Wie Sophokles gebraucht Herodot ὦ stets bei substantivierten Partizipien oder Adjektiven, bei Anreden an leblose Gegenstände, ebenso auch an nahe Verwandte, wie Vater, Mutter, Sohn, während ὦ fast stets bei Eigennamen von Personen weggelassen wird (in 49 Fällen fehlt 47 mal die Interjektion). Bei dem letzten Fall macht der Verfasser ausdrücklich darauf aufmerksam, daſs die Auslassung des ὦ nicht zufällig erfolgt sei, sondern daſs hier bei dem familiären Ton die Interjektion keine Stelle habe finden können. Von dieser Regel ausgehend sucht er auch den Sprachgebrauch zu begründen, daſs in Ausdrücken wie *ἄνδρες σύμμαχοι*, *ἄνδρες στρατιῶται*, *ἄνδρες Ἀθηναῖοι* die Interjektion weggeblieben sei, hingegen Herodot *ὦ Πέρσαι*, *ὦ Ἀθηναῖοι* (ohne *ἄνδρες*) gesagt habe. Über Dreiviertel aller Fälle, wo bei Herodot ὦ fehlt, fallen auf Rechnung des Vokativs bei Personennamen und bei Phrasen mit *ἄνδρες*.

Bei Euripides stellt sich der Prozentsatz des Vokativs mit ὦ etwas geringer als bei Sophokles (54 %); doch befolgt er mit geringen Ausnahmen dieselben Grundsätze wie dieser. Der Verfasser fügt hier hinzu,

dafs besonders bei Euripides, aber auch schon bei Äschylos und Sophokles, von allen Worten, welche Sklaven oder Diener bedeuten, auch ὀπαδοί, der Vokativ ohne ὦ gesetzt werde, ausgenommen da, wo diese miteinander reden, was dann in mehr vertrauter Weise geschehe. Die einzige Ausnahme, wo πρόσπυλος mit ὦ verbunden werde, in allen vorhandenen griech. Tragödien sei Soph. Oed. R. 945. Wenn in anderen Fällen mehrere Vokative aufeinander folgten, so bezeichne nach der Grundregel der Vokativ mit ὦ eine Aufregung oder Vertraulichkeit, der Vokativ ohne ὦ Ruhe und Selbstbeherrschung; ein Wechsel bezeichne entweder den Übergang von der Ruhe zur Leidenschaft oder umgekehrt.

Aristophanes gebraucht den Vokativ mit ὦ 1000 mal, ohne ὦ 252 mal also (80 %). Je erhabener sein Stil ist, destoweniger ist Raum für ὦ; je mehr er mit seiner Sprache sich der des gewöhnlichen Volkes nähert, desto mehr bedient er sich dieser Interjektion.

So hat der Verfasser nachzuweisen gesucht, dafs der Gebrauch des ὦ von Homer bis Plato in der griechischen Literatur immer mehr zunimmt; Plato aber bedient sich der Interjektion bei jedem Vokativ mit der einzigen Ausnahme, dafs er das blofse παῖ in dem Falle sagt, wenn ein Sklave angeredet wird, sonst stets ὦ παῖ.

Eine sorgfältige Zusammenstellung der Anreden findet sich in der Dissertation von C. J. Rockel, De allocutionis usu, qualis sit apud Thucydidem, Xenophontem, oratores Atticos, Dionem, Aristidem (Regimonti Borussorum 1884), also für eine gröfsere Anzahl von Schriftstellern, die von Scott nicht behandelt werden. Wir erfahren hier, dafs Thukydides nur selten die Interjektion ὦ wegläfst, dafs Xenophon in seiner Anabasis in den meisten Anreden, besonders wenn ἄνδρες ohne nähere Bestimmung folgt, ὦ setzt, in seiner griech. Geschichte ὦ ἄνδρες und das blofse ἄνδρες gleich oft gebraucht, dafs Antiphon mit einer einzigen Ausnahme immer ὦ hinzufügt u. a. Wie sehr die Erklärer in ihrem Urteil über die Bedeutung der Vokative mit ὦ und ohne ὦ auseinandergehen, dafür ein Beispiel. Doberenz sagt: „Demosthenes tum ἄνδρες Ἀθηναῖοι (ohne ὦ) posuit, cum commotiore animo et indignabundus loquatur“; Franke, dafs auch da ὦ bisweilen sich finde, wo keine Aufregung des Gemüts sichtbar sei; es sei daher besser bei Demosth. überall der Auctorität der Handschriften zu folgen; Rehdantz: „Demosth. wählt, wenn wir den Handschriften trauen, meist die getragene Form ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, im Affekt der Entrüstung bisweilen ἄνδρες Ἀθηναῖοι, niemals ὦ Ἀθη-

ναῖοι“; Kühner (in der ausführl. G. d. gr. Spr. von Gerth) II, 1, 48 der Vokativ stehe in der Regel allein, wenn die Anrede mit einem gewissen Affekte ausgesprochen werde, also bei Ermahnungen, Drohungen, Äufserungen des Unwillens usw.; der Vokativ stehe in Verbindung mit ὦ bei einer einfachen Anrede, also in dem gewöhnlichen Gesprächstone, sowie auch in den öffentlichen Reden. Wie Röckel ausführlich dargelegt hat, überwiegt, nachdem das ursprüngliche Gefühl für die Interjektion mehr und mehr verloren gegangen ist, der Gebrauch des Vokativs mit der Interjektion; doch läfst sich bei den einzelnen Schriftstellern noch ein fester Sprachgebrauch für bestimmte Verbindungen oder eine Vorliebe für diesen oder jenen Gebrauch nachweisen (so läfst Demosthenes an den wenigen Stellen, wo er eine Rede oder einen Satz mit einer Anrede beginnt, ὦ weg; die Rede *περὶ Ἀλοννήσου*, die mit den Worten ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι anfängt, ist unecht); aber für eine grofse Anzahl von Fällen wird bei diesen Schriftstellern (ich rede nicht von den bei Scott besprochenen) ein merklicher Unterschied nicht aufzuweisen sein.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

72) **K. Baedeker, Griechenland. Handbuch für Reisende.** Vierte Auflage. Leipzig, K. Baedeker, 1904. 438 S. 8. geb. ℳ 8.—.

Eine neue Auflage des Baedeker für Griechenland hier anzuzeigen erscheint mir leider immer noch weniger im Interesse der Kollegen geboten, die das Buch für eine Reise nach dem „gelobten Lande“ gebrauchen wollen — es wäre endlich an der Zeit, dafs reichere Mittel zu Reisestipendien für Gymnasiallehrer von den verbündeten Regierungen bereit gehalten würden — als zum Vorteil derer, die sich bequem und zuverlässig über den Stand der Ausgrabungen auf dem Festland und den Inseln Griechenlands unterrichten wollen. Denn das Lob darf man uneingeschränkt dem Buche zollen: es hat nicht nur die Fortschritte in der wirtschaftlichen Entwickelung des Landes und auf dem Gebiete des Verkehrswesens verfolgt und sorgsam gebucht, sondern es ist auch der archäologischen Forchung gerecht geworden, deren letzte Ergebnisse man sonst nirgends so übersichtlich und gewissenhaft zusammengestellt findet. Diesen Vorzug verdankt der Herausgeber namhaften Mitarbeitern. So hat W. Dörpfeld die Darstellung von Olympia und Athen, P. Wolters die von Delphi beigesteuert. Die vortreffliche kunstgeschichtliche Einleitung, die

Kekulé v. Stradonitz zum Verfasser hat, ist von R. Zahn neu bearbeitet worden. An neuen Plänen und Kärtchen wurden hinzugefügt die der Umgebung von Athen, der Umgebung von Platää, des heiligen Bezirkes von Delphi, von Theben, der Stadt Korfu, von Patras, des Heräon von Argos, des Palastes von Knossos, während die meisten anderen Karten durch Ergänzungen und Umgestaltungen zeitgemäfs verbessert wurden. Das haben wir Teilnehmer der Studienreise im Frühjahre 1904 besonders dankbar auf Delos und Kreta, in Mykenä und Epidauros empfunden. Somit sei dieser Baedeker allen Gönnern und Kennern des klassischen Altertums gleich dringend empfohlen.

Bremen. **L. Koch.**

---

73) **Eduard v. Mayer, Pompeji in seiner Kunst.** (Band XXXVIII der Kunst herausgegeben von R. Muther.) Berlin, Bard, Marquard & Co., 1905. 68 S. 8.

Dem Charakter der literarischen Unternehmung entsprechend, der das Büchlein als ein Glied einverleibt werden sollte, hat der Verfasser von vornherein auf eine auch nur andeutende Darstellung der Gesamterscheinung Pompejis verzichtet und sich darauf beschränkt, die Kunst, wie sie sich uns in Pompejis Denkmälern darbietet, zu würdigen. Er tut das in einem Feuilletonstil, der uns für den Gegenstand recht wenig angemessen erscheint, zumal er mehr pointiert, gesucht, und geistreichelnd als geistreich ist. Über Einzelheiten in der Darstellung und Auffassung, in der wir mit dem Verfasser nicht einer Meinung sind, wollen wir mit ihm nicht rechten. Jeder Leser der Philol. Rundschau wird ohnehin sich nicht in diesem Schriftchen, sondern bei Mau, dem gründlichsten Kenner der wiedererstandenen Stadt auch in Sachen der Kunst Pompejis Rats erholen. Aber anerkennen müssen wir doch die herzliche Wärme, die den Verfasser für seinen Gegenstand erfüllt und mit der er ausgehend von dem pompejanischen Haus die Wand, die Gemälde und die Bildwerke Pompejis schildert. Sie wird das Ihre dazu tun, in dem Kreise, für den das Werkchen bestimmt ist, der Schönheit der Antike neue Freunde zu gewinnen.

Bremen. **L. Koch.**

---

74) **E. Ziegeler, Gymnasium und Kulturstaat.** Offener Brief an Herrn Dr. A. Kalthoff, Pastor an St. Martini zu Bremen. Bremen, Rühle & Schlenker, 1905. 12 S. 8. ℳ —.25.

Die kleine Schrift bezieht sich auf die Vorwürfe, die von P. Kalthoff in einer Broschüre „Schule und Kulturstaat" gegen das humanistische Gymnasium vorgebracht werden: „das Lebensideal der privilegierten (!) Stände in Deutschland schaue sehnsüchtig zurück in eine entschwundene künstlich herausgeputzte (!) Vergangenheit", wodurch eine Entwickelung des Schulwesens im Sinne des modernen Kulturstaates hintangehalten werde, und was dergleichen oft gehörte Vorwürfe mehr sind. Verfasser weist mit klaren und bestimmten Worten das Irrige solcher Ansichten, die aus Vorurteil oder Unkenntnis hervorgegangen sind, zurück und führt an einigen geschickt gewählten Beispielen aus, daſs der klassische Unterricht überall darauf gerichtet ist, die Jugend durch die lehrreiche Betrachtung der Vergangenheit tüchtig zu machen für die Erkenntnis der Aufgaben der Gegenwart. So bietet das Schriftchen einen geeigneten Beitrag zur Widerlegung der falschen Behauptungen, die immer wieder kühn in die Welt geschickt werden.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

75) **Fr. Klincksieck, Chrestomathie der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts.** (Mit Ausschluſs der dramatischen.) Leipzig, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch), 1905. VI u. 404 S. 8. ℳ 3.75.

Diese neue Chrestomathie, eine Erweiterung seines Lesebuchs für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, hat der Verfasser für Studierende, Freunde der französischen Literatur und auch als Lesebuch für die oberste Stufe höherer Lehranstalten bestimmt. Er will eine Reihe von Schriftstellern und Dichtern zu Worte kommen lassen, die in anderen Lesebüchern teils nicht, teils wenig berücksichtigt sind. Von dramatischen Bruchstücken ist aus verschiedenen Gründen abgesehen. Literarische Einleitungen werden nicht gegeben, da sie doch eine Literaturgeschichte nicht ersetzen können, weil sie die Zusammenhänge nicht darzutun imstande sind.

Die Auswahl der Stücke finde ich im allgemeinen zweckmäſsig, doch läſst sich darüber sowie über die Zahl und die Ausdehnung der Prosastellen streiten. Der Verfasser hat sich mit Erfolg bestrebt, wirklich

charakterische Stellen und Gedichte zusammenzutragen. Besonders hat er auch darauf gesehen, dafs die Schriftsteller und Dichter ihre Theorien selbst darlegen, und dafs Kritiker wieder sich über die im Buche ververtretenen Schriftsteller und Dichter äufsern.

Alle Hauptrichtungen des 19. Jahrh. sind zu finden. — Die nur für Schüler bestimmten Bemerkungen über Leben und Werke der Schriftsteller hätten nicht alphabetisch, sondern, wie das Buch selbst, nach Literaturgattungen geordnet werden sollen. Damit wäre noch lange keine Literaturgeschichte entstanden, die Schriftsteller wären aber dann doch zu übersehen, was in der alphabetischen Ordnung nicht möglich ist.

Selbstverständlich kann für einen Studierenden ein derartiges Lesebuch niemals die möglichst ausgedehnte und eingehende Lektüre der Schriftsteller selbst ersetzen. Wenn aber das Lesebuch zu dieser Lektüre anregt, dann ist sein Zweck erreicht. Ich glaube eine solche Wirkung bei diesem Buche annehmen zu dürfen.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

---

76) **F. W. D. Brie, Geschichte und Quellen der mittelenglischen Prosachronik The Brute of England** oder The Chronicles of England. Marburg, N. G. Elwert. VIII u. 130 S. 8. ℳ 2.50.

Diese Arbeit, von der ein kleiner Teil auch als Marburger Habilitationsschrift erschienen ist, enthält Vorstudien zu einer vom Verfasser für die Early English Text Society vorbereiteten Ausgabe des Brute of England. Es mufs als ein sehr verdienstliches Unternehmen gerühmt werden, dafs der Verfasser das überaus umfangreiche Material der Überlieferung aufzuarbeiten begonnen hat. Er gibt in der Einleitung ein kurzes Verzeichnis aller bekannten Handschriften und eine Darstellung der bisherigen Forschung. Die beiden Hauptteile seiner Untersuchung behandeln den französischen und den englischen Brute in chronologischer Reihenfolge der verschiedenen Fassungen. Die Handschriften werden genau beschrieben, Abweichungen festgestellt und daraus Schlüsse auf Abhängigkeit und Verwandtschaft hergeleitet. Besonders eingehend verweilt Brie seiner Absicht entsprechend bei den englischen Übersetzungen des Brute, soweit sie handschriftlich oder in alten Drucken von Caxton ab überliefert sind, und streift zum Schlufs noch die (für die innere Geschichte des Textes belanglosen) lateinischen Handschriften.

---

77) **W. P. Ker, Essays on medieval literature.** London, Macmillan & Co., 1905. VII u. 261 S. 8. geb. 5 s.

Die in diesem schmucken Büchlein vereinigten sieben „Essays" sind gute alte Bekannte; nur waren sie zum Teil in englischen Zeitschriften, deren Besitzes wir uns in Deutschland nicht überall rühmen können, vergraben. Um so dankbarer begrüßen wir das Vorgehen der Verlagshandlung, das uns diese literarisch immerhin interessanten Aufsätze in einem Sammelbande zugänglich macht.

Der erste „*The earlier history of English prose*" diente früher als Einleitung zum ersten Bande von Sir Henry Craik's English prose selections (London, Macmillan, 1893). Der zweite „*Historical notes on the similes of Dante*" entstammt dem Modern Quarterly (März 1898). „*Boccaccio*" ursprünglich eine Vorlesung, gehalten in Oxford und früher veröffentlicht in den Studies in European literature (Oxf., Clar. Press 1900). Die Aufsätze über „*Chaucer*", „*Gower*", und „*Gaston Paris*" sind der Quarterly Review entnommen (April 1895, April 1903, Juli 1904). Der Essay über „*Froissart*" endlich und seinen englischen Übersetzer war früher auf Veranlassung von W. E. Henley für die neue Ausgabe von Lord Berners' Cronykle of Syr John Froissart (London, Nutt 1901 ff.) geschrieben worden.

---

78) **Joseph Wright, The English dialect grammar comprising the dialects of England, of the Shetland and Orkney islands, and of those parts of Scotland, Ireland & Wales where English is habitually spoken.** Oxford, London, Edinburgh, Glasgow, New York, and Toronto, Henry Frowde, 1905. XXIII u. 696 S. 8. geb. 16 s.

Neben dem monumentalen Werke des New English Dictionary steht das gleichfalls mit Recht monumental zu nennende English Dialect Dictionary Joseph Wrights, der wohl als der beste Kenner der englischen Dialekte unter den Lebenden angesprochen werden darf. Erst verhältnismäßig spät, für manche Mundarten wegen des starken nivellierenden Einflusses der Schriftsprache zu spät, hat sich die anglistische Forschung (Dilettanten hatten schon vorher auf diesem Gebiet ihren Unfug getrieben) der Untersuchung der lebenden Dialekte zugewandt. Wenn die älteren historischen Grammatiken des Englischen hierüber nicht viel zu sagen wußten, so lag das vornehmlich an dem Fehlen brauchbarer Einzel-

darstellungen, die erst seit den sechziger Jahren aufzutauchen beginnen: Barnes 1863 (Dorset), Murray 1873 (southern counties of Scotland), Elworthy 1875, 1877 und 1888 (West-Somerset), Robinson 1876 (Mid-Yorkshire), Ross 1877 (Holderness), Jackson 1879 (Shropshire), Darlington 1887 (South Cheshire), Pegge 1896 (Derby), Kjederqvist 1902 (Pewsey), Hargreaves 1904 (Adlington in Lancashire), Kruisinga 1905 (West Somerset), Hirst 1906 (Kendal in Westmoreland), dazu einige kleinere Wörtersammlungen. Eine gewaltige Wendung in der neuenglischen Dialektforschung brachte der fünfte Band des grofsen Werkes von Ellis, On Early English pronunciation 1889, in dem zum erstenmal der Lautbestand der lebenden Mundarten übersichtlich vorgeführt wurde. Die Erbschaft gewissermafsen auf dem Gebiet der Dialektforschung im grofsen trat Wright an, der 1892 eine mustergültige Grammatik seiner Heimat Windhill (West Riding, Yorkshire) in der English Dialekt Society veröffentlichte. Während die Bedeutung der lebenden Mundarten für die gesamte historische Entwickelung der Sprache immer deutlicher erkannt, wenn auch manchmal überschätzt wurde, unternahm Wright die Herausgabe des English Dialect Dictionary, das alle in den letzten 200 Jahren in Grofsbritannien gebrauchten dialektischen Wörter unter Heranziehung der englischen Dialekte in Amerika und den Kolonien katalogisierte. Mehr als 2500 Dialektwerke und Dialektwörterbücher sind hierfür durchgearbeitet, unendlich viele Mitarbeiter in allen Teilen des englischen Reiches als Dialektzeugen herangezogen worden.

Die English dialect grammar bildet den ersten Schlufsstein zu Wrights grofsem Dialektbauwerk, als zweiten verheifst er uns einen besonderen Abschnitt über historische Dialektentwickelung in einem neuen Buch über die „Philologie der englischen Sprache“. Die Dialektgrammatik schildert in grofsen Zügen die hauptsächlichen Eigentümlichkeiten aller Dialekte, wobei auch die schriftsprachlichen Formen zur Erläuterung herangezogen werden. Beim einheimischen Wortmaterial geht er vom Altenglischen, beim französischen Lehngut vom Modern-französischen aus.

Eingeteilt ist das Werk folgendermafsen: Introduction: Classification and characteristics of the dialects. — Chapter I: Phonetic alphabet and the pronunciation of the simple vowels, diphthongs, triphthongs and consonants. — Chapter II: The vowels of accented syllables. — Chapter III: The French element. — Chapter IV: Vowels of unaccented syllables. — Chapter V: The consonants. — Chapter VI:

Articles, nouns, adjectives, pronouns, verbs, adverbs. — Index: Seite 301—696.

Von der ungeheuren Arbeitsleistung, die in dem Werke niedergelegt ist, kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man erfährt, daſs über 500000 Zettel mit je einem englischen Wort und seiner dialektischen Aussprache „verarbeitet“ worden sind, und wenn man hört, daſs der Index 2431 Worte, 15924 Dialektformen und über 90000 Verweise enthält. Angesichts dessen muſs die Kritik fast in Bewunderung verstummen.

Am besten lohnt man dem energievollen Verfasser seine groſse Mühe, und das ist zugleich die Aufgabe für die Zukunft, wenn man sein Lebenswerk gründlich ausschöpft und bis zum letzten Tropfen für unsere gesamte grammatikalische Forschung nutzbar macht.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

79) **Leon Kellner: F. W. Thieme, Neues und vollständiges Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Zweiter Teil: Deutsch-Englisch. 18. Auflage, vollständig neu bearbeitet von L. K. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1905. XLIV u. 597 S. 4. geb. ℳ 6.—.

Bei einem guten Wörterbuch kann man das Beste an ihm in einer Besprechung kaum aufzeigen; denn da es aus lauter Brocken besteht, so würde es wertlos sein, einige herauszugreifen und zu zeigen, daſs die Ansätze richtig sind; denn daneben könnte es ungezählte falsche haben. Wenn man also zahlreiche Stichproben gemacht, auch ganze Seiten durchgelesen hat, ohne etwas beanstanden zu müssen, so ist dieses das gröſste Lob, das man ihm spenden kann. Ganz durcharbeiten auf einmal kann man keines; nur der tägliche Umgang mit ihm kann einem seine Eigenschaften genügend enthüllen, in welcher Hinsicht es guten Möbeln, guten Uhren und guten Frauen gleicht. Das vorliegende Handbuch ist sauber gearbeitet und kann als zuverlässig empfohlen werden. Einiges, das mir aufgestoſsen ist, sei der Beachtung des Verfassers empfohlen. Ein von der Muttersprache des Verfassers ausgehendes Wörterbuch wird immer voller Gefahren für den Benutzer sein, solange es mehrere fremde Ausdrücke ohne Erklärung nebeneinander setzt. So finde ich unter Opferbecher sacrificial cup, communion-cup, die Spitze bieten to make head against, to weather, Trinkgeld drink-money, palm-grease, tip, gratuity, sop, kurzes Ruder scull, paddle, abreiben to rub off, to rub down.

Angaben wie unter „ordentlich“, awful (vertraulich); vor drei Jahren three years ago sind gefährlich. Unter sich opfern vermisse ich to sacrifice oneself, bei Hörwerkzeug auditory organ; eine Warze, ein Gewächs abbinden, bei Vorderrad front wheel, bei umständlich circumstantial.

Bei „ostentativ“ hätte ostensible, bei ach so! Oh, I see, bei so wie so, at any rate, in any case, bei „so schon“ without that, neben spiderweb spider's web, bei „leeres Geschwätz“ verbiage, bei „leerer Stuhl“ empty chair, „Leerung der Briefkästen“ collection, „der Nebel legt sich auf die Lunge“ the fog oppresses the lungs, bei Lampenputzer lamplighter erwähnt werden können. Für falsch halte ich: Ortsvorsteher bailiff, Hingang passage, transition, hinhelfen to forward, cold ablutions kalte Abreibungen (ablutions = Waschungen), vor einigen Tagen the other day, vordringlich self-assertive; brand Sorte wird nicht nur von Zigarren gebraucht. I do not know für: ich weifs nicht, was ich tun soll, deckt doch nur einen Fall, dasselbe gilt von to burn the candle at both ewds aus dem Vollen wirtschaften; to blet ist ein seltenes Wort, das in kein Handwörterbuch gehört; das Visier am Gewehr ist backsight.

Berlin. **G. Krüger.**

---

80) **Friedrich Nietzsche, Gesammelte Briefe.** Dritter Band. Erste Hälfte, herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Curt Wachsmuth. Zweite Hälfte, herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler, 1904 und 1905. 671 S. 8.

Wer die Nietzsche-Biographie in der Gesamtausgabe seiner Werke gelesen hat oder lesen will, der findet für die dortige Darstellung in dem umfangreichen dritten Bande der gesammelten Briefe einen besonders wertvollen Teil der Quellenbelege: überblicken die 230 mitgeteilten Briefe doch mehr als zwei Jahrzehnte, vom Dezember 1866 bis in den Dezember 1888, und zeigen sie Nietzsche im persönlichen Verkehr mit an sich so bedeutenden Menschen wie Georg Brandes (21), Hans v. Bülow (12), Jakob Burckhardt (11), Gottfried Keller (4), Malwida v. Meysenbug (86), Friedrich Ritschl (71), Heinrich v. Stein (15), Hippolyte Taine (5). Neue Gesichtspunkte resultieren aus ihrer chronologisch geordneten Veröffentlichung allerdings weder für den Philosophen noch für den Menschen Nietzsche. Aber das Bild von ihm fixiert sich und wird über das Parteiurteil hinaus zu einem allgemein gültigen erhoben. Die Tragödie aller seiner Freund-

schaften, die mit unheimlicher Übereinstimmung und mit ebenso psychologischer Unentrinnbarkeit jeder einzelne der Briefwechsel aufs neue enthüllt, ist die Tragödie seines Lebens. Georg Brandes ausgenommen, und vielleicht noch Malwida v. Meysenbug, sind alle Korrespondenzen zuerst von ihm angegangen. Höfliches Entgegenkommen, freundliche Anteilnahme an seinem Schaffen herrscht im Anfange bei allen vor. Es folgt: vorsichtiges Bekennen der Mischung von Furcht und Vergnügen am Anblick seines schwindelfreien Wandelns auf eisig-steilen Felsgraten (Burckhardt) oder konventionelle Danksagung für übersandte Werke (Keller), gemischt mit allerlei ausweichenden Phrasen (Taine und Bülow), oder ehrlich ablehnende Auseinandersetzung in einer, Adressaten wie Schreiber ehrenden, Humanität (Ritschl). Dann tritt bei den meisten allmähliches Verstummen ein oder direktes Mifsverstehen, das zum Bruch führt (v. Stein), wenn es nicht idealistischer Optimismus und schönste Menschlichkeit noch einmal zu übertünchen oder gar zu vergessen versucht (M. v. Meysenbug). Verschieden wie die Briefsteller sind an Alter und Geschlecht, Nationalität und Charakter, Beruf und Lebensauffassung, so kaleidoskopisch vielgestaltig sind die Eindrucksbilder, die der immer angeregte Leser sammelt vom Leben zweier Seelen, die nach ihrer ersten Begegnung eine Wegstrecke lang sich attachierten, um dann wieder sich zu fliehen; so verschieden, bald bezaubernd und erhebend, dann wieder beklemmend und niederdrückend sind die Gefühle, die während der nicht wieder loslassenden Lektüre ausgelöst werden. Die Stunden, die uns die Briefe der Malwida v. Meysenbug festhalten, gehören wahrlich zu den voll ausgenutzten und unverlorenen. Den Brief Ritschls aber als Antwort auf Nietzsches Geburt der Tragödie sollte jeder Philologe auswendig kennen oder wenigstens einmal zum Prüfstein seines eigenen philologischen Glaubensbekenntnisses gemacht haben: er wird ihn dann jederzeit zur Hand haben wollen, wenn ihn nach einem erfrischenden Seelenbade gelüstet.

Bremen. **Ernst Moeling.**

---

81) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und über 1400 Bildertafeln, Karten usw. Elfter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1905. 908 S. 8 (zu je 2 Sp.). geb. *M* 10.—.

Mit musterhafter Promptheit schreitet die Herausgabe der neuen, verbesserten Auflage dieses Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens vor,

das mit dem elften Bande die zweite Hälfte des Gesamtwerkes angefangen hat. Bei diesem flotten Tempo des Erscheinens wird das ganze Werk bald vollständig vor uns liegen. — Der in Rede stehende Band, der von Kimpolung bis Kyzikos reicht, trägt überall den neuesten politischen Verhältnissen Rechnung, wie er auch die Fortschritte der gelehrten Wissenschaften, der technischen Disziplinen, der Künste und Literaturen sorgfältig berücksichtigt. Den besten Prüfstein für die allgemeine Brauchbarkeit einer solchen Enzyklopädie liefern immer die Tagesfragen, von denen einige herausgegriffen seien. So bietet im Bereich der Weltwirtschaft die eingehende Darstellung des Kolonialwesens unter verschiedenen Artikeln mit ausgezeichneten Karten eine treffliche Belehrung, die sich über die Praxis des Altertums, des Mittelalters, der neuen und neuesten Zeit erstreckt. Hierbei sind die deutschen überseeischen Besitzungen besonders ausführlich bedacht worden. Man vergleiche die Artikel „Kolonien, Kolonialtruppe, -Schulen (Witzenhausen), -Recht (Allgemeines; Deutsches Kolonialrecht), Kolonialbehörden, Kolonialgesellschaften". Im Anschlufs hieran sei noch auf den Kongostaat verwiesen. — Auf dem Gebiet des innerstaatlichen Lebens spielen neben den sozialen Fragen Kirchen- und Schulsachen immer wieder eine hervorragende Rolle. Hier wird man die Artikel Kirche, Kirchengeschichte, Kirchengesetze, -Hoheit, -Lasten, -Ordnungen, -Politik, -Provinz, -Rat, -Recht, -Satzungen, -Schändung, -Staat, -Steuer, -Strafen, -Tag-, Verfassung, -Vermögen, -Zucht, -Vorstand mit Vorteil studieren. Gegenstände des Erziehungs- und Schulwesens behandeln „Kind, Kinderarbeit, -Gärten, -Heilstätten, -Krankheit, -Psychologie, -Schriften, -Schutz, -Sterblichkeit; Klosterschulen" u. a. m. — Die gelehrte Welt findet über die neuesten Ausgrabungen von Halbherr und Evans auf Kreta (Knossus) ausführliche Mitteilungen.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 7. April. Nr. 7, Jahrgang 1906.

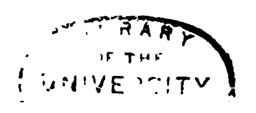
Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. O. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

82) **P. Brandt, Sappho.** Ein Lebensbild aus den Frühlingstagen altgriechischer Dichtung. Leipzig, Fr. Rothbarth, o. J. [1905]. X u. 144 S. 8.

Das Buch zerfällt in drei Kapitel, von denen das erste über die Insel Lesbos und ihre Bewohner, das zweite über Leben und Dichten der Sappho und das dritte über das Weiterleben der Sappho in der alten Literatur handelt; jedoch beschränkt sich der Verfasser nicht auf das, was sich unmittelbar auf Sappho bezieht, sondern spricht auch über manches, was mit seinem Thema nur in losem Zusammenhang steht, wie z. B. über die anderen griechischen Dichterinnen, und man wird dies nicht tadeln, wenn man bedenkt, dafs er sein Buch für Gymnasiasten, Lehrer, überhaupt für weitere Kreise bestimmt hat. Die Sappho-Literatur hat er in reichem Mafse zu Rate gezogen, und wenn er auch manchmal Unsicheres nicht ausdrücklich als solches kenntlich gemacht hat, wie z. B. dafs die Dichterin Kerkylas von Andros zum Gemahl und eine Tochter Kleis gehabt habe, so wird die mit Wärme und Begeisterung geschriebene Biographie



doch ihren Zweck erfüllen. Am Schlusse sind Anmerkungen beigefügt, die ausführliche Literaturnachweise enthalten.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

83) **Lewis Campbell, Tragic drama in Aeschylus, Sophokles and Shakespeare.** An essay. „Senectuti seposui". London, Smith, Elder & Co., 1904. VIII u. 280 S. 8. 7 sh. 6.

Der Verfasser hat seit mehr denn einem halben Jahrhundert an der Erforschung des antiken Dramas teilgenommen; dafs er nicht verknöchert, sondern mit der Neuzeit fortgeschritten ist, beweist gleich seine feinsinnige und vorsichtige Diskussion der Schlagwörter, mit denen früherhin die allgemeine Literaturgeschichte obenhin zu scheiden und entscheiden pflegte: „Einfachheit — Fülle", „objektiv — subjektiv" usw. C. bildet sich seine eigene Meinung auf Grund vorsichtig abwägender Kritik: „To say that Clytemnestra, Ajax, Dejanira, Philoctetes, are types only and not individual personalities, is surely an exaggeration" (p. 5), oder: „Poetical justice is by no means indispensable to the highest tragedy" (p. 9). Wirklich dürfte die Hybris des tragischen Helden auch im Altertum dem auf kausale Verkettung dringenden Dichter immer noch eher zum Bewufstsein gekommen sein als dem von Furcht und Mitleid umfangenen Zuschauer, und wenn C. den Philosophen des 19. Jahrh.s z. B. die Vergewaltigung der antiken Dichter zugunsten ihres Systemes vorhält[1]), so betont er mit Recht, dafs „Ödipus" nicht mit demselben Mafse zu messen sei, wie „Antigone". Dieselbe Vorsicht läfst ihn die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem griechischen und dem englischen Drama erwägen, aber nicht überschätzen. Vielleicht wäre hier doch mit grofsem Gewinn Brandls Einleitung zu seinen „Quellen des weltlichen Dramas in England vor Shakespeare" (Strafsburg 1898) heranzuziehen gewesen, wie denn auch sein Vortrag über Shakespeare und seine Vorgänger (Sh.-Jahrb. 1899) C. sehr wertvolle Gesichtspunkte hätte eröffnen können. Im übrigen würde auch dadurch das Ergebnis des Verfassers nicht berührt, dafs, wenn sich das englische Drama der griechischen Harmonie und Formvollendung allmählich annähert, die Gründe nicht in unmittelbarer Belehrung und

1) In seinen Ausführungen über Nietzsche hätte C. übrigens darauf hinweisen können, dafs der Unterschied zwischen „Dionysisch" und „Apollinisch" mindestens bis auf Fr. Schlegel zurückweist. Vgl. jetzt Spitzer in der Zeitschr. f. Ästhetik u. allgemeine Kunstwissenschaft I.

Nachahmung zu suchen seien, sondern im „dramatic genius instinctively realising essential principles of tragic art“. Gerade um dieser Tatsache willen behält aber doch seine ganze, vergleichende Zusammenstellung etwas Unbefriedigend-Zufälliges. Man mag eine einzelne, literarische Erscheinung, wie die griechische Tragödie, rein deskriptiv behandeln nach der Methode des jüngst verstorbenen Rich. Heinzel, man mag anderseits eine Erscheinung mit so und so vielen anderen vergleichen, um Kausalzusammenhängen nachzugehen; aber die Zusammenstellung zweier Erscheinungen, wie der griechischen und der Shakespeareschen (d. h. doch durchaus nicht schlechtweg der modernen) Tragödie ist immerhin mifslich. Es frommt nicht, einfach Sophokles' und Shakespeares Verfahren bei der Gestaltung der Fabel, der Führung der Handlung und der Charaktere, ihren Ideengehalt, ihre Komposition und Diktion unmittelbar nebeneinander zu halten und ziffernmäfsig die Berührungen und Abweichungen zu registrieren. Denn wenn beide z. B. in der Charakterführung mit gleichen Mitteln arbeiten, so braucht sie darum noch nicht das gleiche Prinzip zu leiten; jedenfalls mufs eben diese Kernfrage erst untersucht werden, und zu diesem Zwecke heifst es mit der Weltanschauung und Menschenauffassung, dem psychologischen und ethischen Gemeinwissen der Zeit vertraut sein, auch genau untersuchen, wie weit der Dichter zwischen seinen individuellen Anschauungen und den Anforderungen des vielleicht in viel früherer Zeit geformten und auf Grund ganz anderer Psychologie zu festem Kausalgefüge geschlossenen Stoffes zu vermitteln suchte. Niemand wird leugnen, dafs Campbell hierzu bemerkenswerte Ansätze macht, aber prinzipiell durchgeführt ist die Erklärung aus dem Vollen nicht, kann sie auch bei einem Buche dieses Umfanges nicht sein. Anderseits hat die Arbeit darin ihren unleugbaren, kritischen Wert, dafs sie zwar einer vergleichenden Methode sich bedient, die seit den Tagen der Romantiker nur zu gern und zu vorschnell angewandt worden ist und der Antithesenjagd der Hegelianer neue Nahrung gegeben hat, anderseits aber die herkömmlichen Kontrastierungen, die doch noch in recht vielen Köpfen spuken, wie vom antiken Handlungs- und modernen Charakterdrama, von der Macht des Schicksals dort, des Willens hier unter die Lupe nimmt, und mit ruhiger Hand Licht und Schatten zu verteilen sucht.

Bedauerlich ist, dafs C. im zweiten Teil seines Buches, wo er die drei behandelten Dramatiker im einzelnen zu charakterisieren versucht, über die beiden antiken Dichter so eilig hinweggeht, sich meist in ziem-

lich allgemeinen Andeutungen bewegt und aus der streng historischen Auffassung herausfällt. Es ist doch gewagt, von „Antigone“ und „Ajas“ über die „Trachinierinnen“ als Durchgangsstufe zum „Philoktetes“ mit seinem „desired end“, seinem „guten Ausgang“ vorzuschreiten. „Philoktetes“ schliefst in seiner Art so tragisch, wie Ajas, mit einem Zusammenbruch des Helden. Dafs er sich dem Gotte fügt und nun, äufserlich betrachtet, mit dem Leben davonkommt, tut hier so wenig zur Sache, wie bei dem Judas Makkabäus Otto Ludwigs; der Wille ist durch die Übermacht des Gottes gebrochen, und anderes hatte Sophokles auch früher nicht angestrebt. Der höchsten Gewalt gegenüber heifst es: „Biegen oder Brechen.“ Antigone opfert sich freiwillig dem sittlichen Gesetz, Ödipus fügt sich nach heftigem Widerstreben, Ajas wird zerschmettert. — Genauer geht C. auf Shakespeare ein, dessen „Hamlet“, „Macbeth“, „Othello“ und „König Lear“ er ausführlich bespricht, während ein Schlufskapitel die „Romanzen“ zusammenfafst und das Ganze durch ein Kapitel eingeleitet wird, das „the growth of seriousness in Shakespeare“ behandelt. Man kann auch hier den literarhistorischen Ausführungen nicht viel neue Aufschlüsse entnehmen, aber an den Analysen seine Freude haben. Erfreulich ist vor allem die vielleicht zu starke Betonung des Grofsen und Heroischen in Hamlets Charakter, wobei sich C. mit Schicks trefflichem Festvortrag für die Shakespearegesellschaft berührt. Über Gebühr tritt wieder die ungünstige Einwirkung der Zeitverhältnisse hervor; die durch die Situation und das Streben nach Selbstrechtfertigung hervorgerufenen deterministischen Äufserungen seiner dramatischen Figuren werden dem Dichter immer wieder auf sein eigenes Konto gesetzt werden, bis sie endlich einmal im Zusammenhange untereinander und mit den philosophischen und religiösen Zeitanschauungen über Freiheit und Notwendigkeit behandelt werden. Es dürften sich dann ebenso durchgehende Prinzipien der Arbeitsweise Shakespeares herausstellen, wie sie sich mir (im ersten Bande meiner Goethe- und Schillerstudien) für Schiller ergeben haben.

Im übrigen mufs doch gesagt werden, dafs C. selbst jeder einseitigen Beeinflussung seiner Leser durch reichliche Rücksichtnahme auf gegnerische Anschauungen vorbeugt und ihnen eine lebendige Mitarbeit durch das Zurückgreifen auf die Quellen usw. ermöglicht, so dafs sein Buch auch in Deutschland in weiteren Kreisen Verbreitung finden sollte. Aber auch der Fachmann wird es mit Vergnügen, hier und da mit reellem Nutzen lesen; vor allem sollte der klassische Philologe, der im Unter-

richt Sophokles erklärt, den Vergleich mit Shakespeare in sich verarbeiten und umgekehrt der Neusprachler und der Germanist für seine Macbethanalyse die Abschnitte über die Antike fruchtbar machen.

Heidelberg. **Robert Petsch.**

84/85) **Der römische Limes in Österreich.** Herausgegeben von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Heft V. Mit zwei Tafeln und 70 Figuren im Text. Wien, Alfred Hölder, 1904. 140 Sp. 4. Heft VI. Mit zwei Tafeln und 109 Figuren im Text. Ebenda 1905. 168 Sp. 4.

Berichte des Vereins Carnuntum in Wien, für die Jahre 1902 und 1903. Zwei Hefte mit je zwei Tafeln und 70 Figuren im Text. Wien, im Selbstverlag des Vereins Carnuntum, 1904 u. 1905.

Die Ausgrabungen in Carnuntum und Umgegend liefern Jahr für Jahr eine so reiche Ausbeute und so viele neue Aufschlüsse, dafs die Darstellung der Ergebnisse jedes Jahr ein stattliches „Limesheft" füllt. Über die beiden vorhergehenden Hefte ist von mir in der Rundschau 1904, Nr. 12, berichtet worden. Die Anlage der Berichte ist dieselbe geblieben. Ich kann mich daher über die beiden neuen im ganzen kurz fassen. Ein Blick auf den Plan des Standlagers von Carnuntum lehrt bei Vergleichung mit dem des zweiten Heftes, wie viel inzwischen von dem grofsen Areal durchforscht worden ist, wie viel aber auch noch weiterhin zu tun übrig bleibt. Schon vor zwei Jahren ist von dem Verein Carnuntum aus Privatmitteln mit öffentlicher Unterstützung ein eigenes Museum Carnuntinum eröffnet worden, um die Funde dieses reichen Ausgrabungsgebietes an Ort und Stelle zusammenzuhalten, und der Verein gibt auch einen eigenen Bericht aus, der aber in der Hauptsache mit den Berichten der Akademie in den oben genannten Limesheften bis auf den Abschnitt über das Kastell Ulmus in Heft VI fast völlig identisch ist.

Im Lager selbst sind sowohl die Umfassung des Lagers als die Lagergassen und -strafsen, sowie das Kloakennetz und die Gebäude weiter erforscht worden und eine stattliche Anzahl weiterer Kleinfunde zutage gekommen. Ebenso ist in der Zivilstadt ein Rundbau entdeckt worden, der ein Tempel gewesen zu sein scheint, ferner einige Gräber an der Strafse von Carnuntum nach Scarabantia, eine römische Wasserleitung u. a. m. Sachen von wirklich künstlerischer Bedeutung sind verschwindend wenige

vorhanden. Von besonderem Interesse sind immer die Inschriftenfunde auf Altären, Grabsteinen, Ziegeln u. dgl.

Namentlich aber ist auch die Strafsenforschung weiter ausgedehnt worden und hat wichtige Ergebnisse zutage gefördert. Nach Süden ist man über die Leitha und das Leithagebirge weitergegangen und hat dort am Übergang über dieses das Kastell Ulmus aufgedeckt, in dem sich mehrere Ansiedelungen übereinander herausgestellt haben.

So sehen wir hier die Früchte einer überaus regsamen Tätigkeit allerdings in einer, wie es die jahrweise Berichterstattung mit sich bringt, etwas verzettelten Form vorgetragen. Abbildungen, Karten und Pläne lassen nichts zu wünschen übrig, aber ein Wunsch ist gewifs nicht unberechtigt, es möchte in einem der nächsten Hefte eine Übersichtskarte des ganzen Gebiets von Wien bis zum Neusiedler See mit Eintragung aller alten und neuen, römischen, deutschen und welschen Namen, und aller festgestellten Strafsenzüge geboten werden. Bis jetzt hat man in den Heften da ein Stück, dort eine Inschrift, des betr. Gebiets, aber keine Übersicht über den Zusammenhang des Ganzen. Es wäre sogar wünschenswert, wenn, wie dies beim Lager schon seither geschehen ist, auch vom ganzen Gebiet jedem Heft ein Übersichtskärtchen des ganzen Forschungsgebiets beigegeben würde, wobei die jährlichen Fortschritte deutlicher vor Augen träten.

C. **P. W.**

---

86) **O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte.** Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Dritte, neubearbeitete Auflage. I. Teil: Zur Geschichte und Methode der linguistisch-historischen Forschung. Jena, H. Costenoble, 1906. 235 S. 8. ℳ 8.—.

Seitdem ich im Jahrgang 1890, S. 118—121, die zweite Auflage dieses von den meisten Seiten beifällig aufgenommenen Werkes einer Besprechung unterzogen habe, hat der äufserst rührige Verfasser sowohl durch das umfangreiche Nachschlagewerk „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“ (Strafsburg 1901), worüber ich in den Jahrgängen 1901, S. 179—183 u. 1902, S. 31—34, ausführlichen Bericht erstattet und dabei insbesondere zu dem von dem Verfasser eingenommenen methodischen Standpunkt in der Behandlung unseres Gegenstandes Stellung genommen habe, als auch durch die beiden Monographien „Die Schwieger-

mutter und der Hagestolz" (Braunschweig 1904) und „Totenhochzeit" (Jena 1904) sich sehr dankenswerte Verdienste um die Wissenschaft der indogermanischen Altertumskunde erworben. Dazu kommt nun der erste Teil der dritten Auflage des in der Überschrift dieses Artikels namhaft gemachten Werkes, welcher eine Neubearbeitung der beiden ersten Kapitel der früheren Auflage „Zur Geschichte der linguistischen Paläontologie" und „Zur Methode und Kritik der linguistisch-historischen Forschung" darbietet. Das erste dieser beiden Kapitel mit seinen vier Unterabteilungen („Die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung", „Die Erschliefsung der indogerm. Kultur", „Die Annahme indog. Völkertrennungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung. Mit einem Anhang über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen", „Die Untersuchungen über die Urheimat des indog. Volkes") entfernt sich nicht allzuweit von dem betreffenden Abschnitt der früheren Auflage. Mufste doch die Aufgabe darin bestehen, unter Beseitigung einiger durch den Fortschritt unserer Kenntnisse überflüssig gewordenen, fast durchaus nur kurzen Partien das seit 1890 zugewachsene wissenschaftliche Material in seinem ganzen Umfange zu verwerten und richtig einzuordnen. Auch früher Übersehenes (vgl. z. B. S. 107 f.) ist sorgsam nachgetragen worden. Wesentliche Verbesserung hat die vierte Unterabteilung dadurch erfahren, dafs jetzt im Gegensatz zu der mehr losen, einigermafsen wohl nur durch chronologische Rücksichten veranlafsten Aneinanderreihung der früheren Darstellung eine nach den drei Grenzgebieten — Sprachwissenschaft, Anthropologie, prähistorische Archäologie — planmäfsig durchgeführte Darstellung der Geschichte der Urheimatsfrage Platz gegriffen hat, wodurch noch viel deutlicher die Richtigkeit des Grundsatzes in die Augen springt, dafs in letzter Linie doch nur von der Sprachwissenschaft eine Aufklärung über die Frage der Urheimat der Indogermanen zu erhoffen sei, ein Leitsatz, den auch Referent schon 1894 in der aus Anlafs des Anthropologenkongresses herausgegebenen Festschrift „Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol", S. 41 ff., energisch verfochten hat. Viel wesentlichere Änderungen hat der zweite Teil erfahren, wie sich schon aus einer rein äufserlichen Betrachtung ergibt. Das frühere erste Kapitel „Die indogerm. Sprach- und Völkerverwandtschaft" ist jetzt in zwei zerlegt, „Die indogermanische Spracheinheit" und „Die indogermanische Völkereinheit", die Kapitel II—VI („Der Verlust alten Sprachguts", „Geographische Verbreitung der indog. Gleichungen", „Wortform", „Wort-

bedeutung", „Lehnwort") sind auch in der neuen Auflage bestehen geblieben, nur hat Kap. III (bzw. IV) den beachtenswerten Zusatz „und Chronologie" erhalten, durch den hinlänglich deutlich darauf hingewiesen ist, daſs der Verfasser dem früher wenig oder gar nicht beobachteten Gesichtspunkte des zeitlichen Verhältnisses der indog. Gleichungen jetzt die gebührende Berücksichtigung und Würdigung hat angedeihen lassen. Das VIII. Kapitel der zweiten Auflage „Folgerungen" ist durch drei (VIII bis X) ersetzt, welche die bezeichnenden Titel führen: „Die kulturhistorische Begriffsentwickelung", „Sprach- und Sachforschung", „Die indogermanische Altertumskunde". Dem Kundigen zeigen schon die Überschriften der neu hinzugekommenen Kapitel, daſs der Verfasser mit richtigem Erfassen die Kardinalfragen herausgegriffen hat, welche in den letzten an literarischen Erzeugnissen so reichen Jahren im Vordergrunde des Interesses gestanden sind und auch künftighin noch stehen werden. Die Ausführungen Sch.s zeigen durchaus das Bestreben, durch sorgsames Abwägen der Gründe und Gegengründe die Wahrheit zu ermitteln. Für besonders gelungen halte ich das vierte Kapitel, das auch das wichtigste für die Methode der Forschung ist. Ich muſs offen gestehen, daſs ich auch heuer wieder in der Vorlesung, welche ich über „Herkunft und Ausbreitung der Indogermanen" halte, neuerdings zur festen Überzeugung von der Unfruchtbarkeit der hyperskeptischen Forschungsrichtung, die neuestens mehrfach beliebt ist, gekommen bin. Ich unterschreibe natürlich durchaus nicht alles, was Schrader ausgeführt hat, ja ich darf wohl verraten, daſs mir die Darlegungen von Hoops in dem 1905 erschienenen Buche „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum" sehr beachtenswerte Winke für die lokale Fixierung der Urheimat der Indogermanen in einer anderen als der von Schrader vertretenen Richtung zu geben scheinen. Aber die Grundprinzipien der Forschung, die in Schr.s Arbeiten vertreten sind, halte ich im ganzen und groſsen für richtig und geeignet ein auf ihnen aufgerichtetes Gebäude zu tragen, das, wenn es gestattet ist, bei dem Bilde zu bleiben, als wohnliche Behausung des indogermanischen Sprachstammes dienen kann. Im übrigen ist der Inhalt dieses ersten Teiles trotz seiner scheinbaren Geschlossenheit doch so eng mit den beiden anderen Teilen, insbesondere dem letzten „Die Urzeit" verwachsen, daſs es geraten erscheint, weitere Auseinandersetzungen bis zum Erscheinen des letzten Teiles aufzuschieben.

Hier möchte ich nur noch zwei Punkte kurz berühren, die mit dem

Hauptzweck des Buches nichts zu tun haben. Die S. 135 stehende, früher allgemein angenommene Zusammenstellung des lateinischen Futurums auf *-bō* und des altirischen auf *-b* (*vidē-bō, no charub*) mufs nach den Bemerkungen von Sommer, Lat. Laut- und Formenlehre 573 [1] und Thurneysen, Prorektoratsrede, S. 11, entfallen. S. 210 wird von dem bekannten Hiatus zwischen der paläolithischen Zeit und der neolithischen oder jüngeren Steinzeit gesprochen. Dafs hiervon heutzutage insbesondere nach den Untersuchungen von Piette in der Höhle von Mas-d'Azil nicht mehr die Rede sein kann, ersieht man aus dem ausgezeichneten Buche von Sophus Müller, Urgeschichte Europas (Strafsburg 1905), S. 15 ff.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

87) **K. Zangemeister, Theodor Mommsen als Schriftsteller.** Ein Verzeichnis seiner Schriften. Im Auftrage der Königlichen Bibliothek bearbeitet und fortgesetzt von Emil Jacobs. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. XI u. 189 S. 8. ℳ 6.—.

Mit 920 Nummern hatte Zangemeister im Jahre 1887 sein Verzeichnis der Schriften Mommsens abgeschlossen, auf 1513 Titel ist die Zahl in dem vorliegenden Werk angewachsen. An die chronologisch geordneten Titel reiht sich ein Verzeichnis der Druckwerke an, die Beiträge von Mommsen enthalten; den Schlufs bildet ein alphabetisches Register zum bequemen Aufsuchen des etwa Gewünschten. Unter den Titeln mögen etwa 100 Nummern von Neuauflagen und Übersetzungen sein, besonders der Römischen Geschichte; in einem bibliographischen Werk durften diese nicht fehlen; eher anfechtbar ist die Aufnahme einiger politischer Aufrufe, unter denen mit vielen anderen auch Mommsens Name steht, von denen man aber durchaus nicht weifs, dafs er der Verfasser ist.

Das Buch ist zum Nachschlagen, nicht zum Lesen bestimmt, bietet aber schon beim Durchblättern viel Interessantes. Wir sehen den grofsen Gelehrten Sagen, Sprichwörter und plattdeutsche Reime sammeln — auf dem Titel dieser Sammlungen nennt er sich nicht Theodor, sondern Jens Th. Mommsen —, im Verein mit seinem Bruder Tycho und Theodor Storm gibt er ein Liederbuch heraus, an der Zusammenstellung der „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten" ist er beteiligt und schreibt selbst noch bis ins Alter hinein gelegentlich Verse. Wir sehen ihn von seiner Jugend an bis ins höchste Alter politisch tätig durch Besprechungen von Schriften zum Kampf Schleswig-Holsteins gegen Dänemark, als Re-

dakteur der Schleswig-Holsteinischen Zeitung, dann in den preufsischen Verfassungskämpfen; zu der Transvaal-Angelegenheit und dem Verhältnis Deutschlands zu England und Frankreich wie zu allen inneren Streitfragen nimmt er lebhaft Stellung.

Das ist aber alles wenig im Vergleich zu der riesenhaften geschichtlichen Arbeit, die uns hier in den Titeln entgegentritt und die bei weitem den gröfsten Teil des Werkes einnimmt. Auch das Kleinste ist hier mit Sorgfalt registriert; „Enthält Bemerkungen von Th. Mommsen" ist eine Notiz, die unter zahlreichen Titeln uns entgegentritt. Nur eins hätte vielleicht mancher noch gewünscht, ein systematisches Register, vielleicht statt des Verzeichnisses der Druckwerke.

Sondershausen. **Erichsen.**

---

88) **E. Dünzelmann, Aliso und die Varusschlacht.** Bremen, Gustav Winter, 1905. 24 S. 8. *M* —.50.

Verfasser stellt eine neue Hypothese über die Örtlichkeit der Varusschlacht und zugleich über die von Aliso auf. Er geht davon aus, dafs der Lupias nicht die Lippe sei, trotz der Namensähnlichkeit, sondern die Hunte; Aliso müsse ein Strafsenknotenpunkt gewesen sein; das sei Hunteburg am Zusammenflufs von Else und Hunte = Elison und Lupias. Wenn wirklich sich die verschiedenen Strafsen, die in dieser Gegend am Rande der Moore zusammenlaufen, sich als von den Römern herrührend erweisen sollten, so würde die Vermutung des Verfassers über die Lage von Aliso viel für sich haben. Da ein kleiner Rest der Legionen des Varus sich nach Aliso rettete, so müfste die Schlacht nicht allzuweit davon sich abgespielt haben. Verfasser läfst sie ihren Anfang nehmen in der Gegend von Barnstorf an der Hunte (Amt Diepholz), wo das erste Lager geschlagen wurde, das „durch seinen grofsen Umfang einige Jahre später dem Germanicus zeigte, dafs es von drei Legionen hergerichtet sei"; am zweiten Tage warfen die Römer bei Cornau a. d. Hunte Wälle auf. Der entscheidende Moment des Kampfes ist bei Sankt Hülfe (Amt Diepholz) eingetreten. Endlich erreichten die Römer kurz vor Lemförde höher gelegenes Land, wo das letzte Lager errichtet wurde, worauf dann auf dem Marler Felde die Katastrophe sich vollzog. Hier war bis zum Jahre 1607 ein Monument aus grofsen Steinen vorhanden, das „auf alle Fälle auf dem Schlachtfelde selbst errichtet sein wird", sei es von Germanicus zum Gedächtnis der Legionen, sei es von den Germanen zur Erinnerung an ihren grofsen Sieg.

Wenngleich die Ausführungen des Verfassers nicht immer zwingende Beweisführung zeigen, so verdient doch seine Hypothese, die sich im wesentlichen auf Spuren und Reste von Befestigungs- und Wegeanlagen stützt, Beachtung; freilich kann sie erst durch Grabungen und neue Funde namentlich bei Rattinghausen und Barnstorf und — für Aliso selbst — bei Hunteburg weitere Bestätigung finden.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

89) **R. Agahd, Attisches Übungsbuch.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1905. VIII u. 154 S. 8. ℳ 2.40.

Dies ist das vierte Buch zur Homerischen Methode. Allen Respekt vor der Arbeitskraft des Verfassers! Es soll zur Einübung des attischen Dialekts und der Satzlehre dienen und zwar in O. III, U. II und O. II des „alten" Gymnasiums — wie die moderne Bezeichnung für uns lautet — und in O. II und I der Reformschulen. — Der Stoff zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische schliefst sich an die attische Grammatik an und behandelt in drei Teilen 1) die Formenlehre nebst der Lehre vom Artikel, 2) die genera verba, modi, die Satzteile, 3) die Satzarten. Zwei Verzeichnisse zu T. I, II und III geben die noch nicht bekannten Vokabeln. Das Pensum der O. III — ich spreche hier nur von dem Gebrauche auf Gymnasien — umfafst neben Repetition in der Homerlektüre die Formenlehre bis zu den Verben auf *μι* inklus. Dafs „vielleicht noch" die unregelmäfsigen Verba durchgenommen werden könnten, halte ich nach einer langjährigen Erfahrung von früher für unmöglich, wenn wenigstens eine wirklich sichere Grundlage gelegt werden soll, wie sie unbedingt erforderlich ist. Aufser diesen in U. II Teil II — auch reichlich viel —, so dafs für O. II Inf., Part. und die Satzarten blieben. — Die Auswahl des Stoffes ist aus Xenophons Hellenika genommen. Der Aufbau ist ganz vortrefflich. Der Anschlufs an die Lektüre hat den Vorteil, dafs das Übersetzen ins Griechische inhaltlich mit dem aus dem Griechischen Hand in Hand geht. So wird auch der Vokabelnschatz zweimal festgelegt. Freilich ist eine gewisse Einseitigkeit nicht zu leugnen, da der Schüler sich in drei Klassen reichlich lange in Xenophons Gesichtskreise bewegt. Sehr bedenklich aber ist die konsequente Durchführung von nur zusammenhängenden Stücken. Das Übersetzen ins Griechische hat doch, seit das sog. graecum gefallen ist, keinen anderen Zweck als dem Einpauken der grammatischen Regeln zur Hilfe zu kommen. Dazu bedarf es kleiner

Einzelsätze, in denen man die durchgenommenen Formen und syntaktischen Regeln anwenden soll. Dafs solche, besonders für II und I — das Buch ist zunächst doch für Reformschulen geschaffen — nicht sehr anregend sind, ist gewifs. Ob aber überhaupt für diese Altersstufe die Anfangsgründe einer alten Sprache eine passende Geistesnahrung bilden, könnte auch noch bezweifelt werden. Dafs mit Hilfe dieser Sätze die Formenlehre wirklich sicher festgelegt wird, halte ich für unmöglich. Wie viel unnütze Zeit ginge verloren, wenn einem Tertianer und Sekundaner zugemutet werden sollte, Sätze von vier, fünf, sechs Zeilen Länge auch nur einigermafsen zu bewältigen! Und ich behaupte — unnütze Zeit! Denn bei den Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt käme man nicht weiter und der eigentliche Zweck, grammatische Sicherheit zu lernen, würde doch nicht erreicht. Deshalb sind auch so viele Hilfen nötig, die dem Schüler keinen wirklichen Vorteil bringen. Solche gelegentlichen Bemerkungen haften doch nur bei besonders Begabten. Und wie selten gibt es Musterklassen! — Einzelne zusammenhängende Stücke würden für etwaige Hausarbeiten ganz erwünscht sein. Was die Sprache anbetrifft, so ist sie zu sehr der griechischen Konstruktion angepafst, sie ist daher oft hart und ungefällig.

Recht dankenswert ist der Anhang für Mafse, Gewichte, Münzen, Zeitmessung sowie ein Abrifs der Literaturgeschichte. Doch scheint mir der Stoff, z. B. in den Längen- und Hohlmafsen reichlich umfangreich zu sein. Auch würde dieser Anhang sich besser für eine Grammatik eignen, welche in den Händen der Schüler bis zum Maturitätsexamen bleiben soll.

Hameln. **O. Walther.**

---

90) A. Mohrbutter, Hilfsbuch für den französischen Aufsatz. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. 151 S. 8. ℳ 2.—.

Die ältere grammatische Schule hat der Pflege des Wortschatzes und des Idiomatischen im allgemeinen nicht die Bedeutung gewährt, die diese Seite der Sprachaneignung unbedingt verdient und erfordert. Sagt doch Münch mit Recht: „In der wirklichen Welt wiegt gröberes Irregehen nach der stilistischen Seite schwerer als manche grammatische Unrichtigkeit.“ Es mufs daher von früh an das phraseologische Gebiet neben dem grammatischen angebaut werden, wenn auf der Oberstufe die Forderung des fremdsprachlichen Aufsatzes nicht auf unüberwindbare

Schwierigkeiten stofsen soll. Diesem Bedürfnis will der Verfasser mit seinem Buch entgegenkommen. Es soll dem Schüler einen festen Halt für das Lernen und Sammeln bieten. Löblicherweise ist daher der erste Teil mit Schreibpapier durchschossen. Die Phrasen selbst sind das Ergebnis langjähriger Sammlung aus den bekannten Schulschriftstellern, mit besonderer Berücksichtigung der historischen Lektüre. Das ist natürlich im ganzen ein gutes Verfahren, aber es führt auch leicht zur Aufnahme von Wendungen, die an der betr. Stelle am Platz sein mögen, aber sich nicht allgemein verwenden lassen, oder zum mindesten etwas Ungewöhnliches haben. Man bekommt bei verständnisloser Anwendung solcher Redensarten leicht den Eindruck eines mit bunten Lappen besetzten Kleides. Worauf es ankommt, das ist der sichere Besitz einer Reihe wirklich geläufiger Verbindungen. Daher würde ich nicht: „enjamber un obstacle" für „ein Hindernis überwinden" gegeben haben, oder „battre un cri" für „einen Schrei ausstofsen", oder „suivre des négociations" für „Verhandlungen führen", oder „rendre foi à qn" für „jemandem Glauben schenken", oder „demander des congés" für um „Urlaub bitten". Ohne Zusatz sind auch irreführend Ausdrücke wie: acheminer les soldats = führen, à bout portant = ohne Schonung, affecter de faire qch. = sich bemühen.

Erfreulicherweise hat allerdings der Verfasser in vielen Fällen den Gebrauch von Wendungen durch beigefügte Belegstellen erläutert; zu bedauern ist, dafs dies nicht noch häufiger geschehen ist, wo es wirklich nötig war. Auch die Anordnung trägt die Spur des allmählichen Entstehens. Hier wäre es doch erforderlich gewesen, eine etwas übersichtlichere Ordnung herzustellen. Manches steht auf die Weise doppelt, wie entrer en lutte (einen Kampf beginnen und aufnehmen), oder standhalten, oder um etwas spielen u. a. Ein blofses Versehen ist es wohl, wenn „sich einer Sache schämen" unter „Sache" aufgeführt ist. Zeichen von Flüchtigkeit sind Wendungen wie: avoir d'usage („Lebensart") oder professer d'outrages („Beschimpfung"). Auch mit der Auswahl der aufgenommenen Wendungen wird man sich nicht immer einverstanden erklären. Manches könnte fehlen, wie „zusammengekauert", oder „leise durchklingen hören", während man anderes vergeblich sucht.

An die Wendungen schliefst sich eine Zusammenstellung französischer Spracheigentümlichkeiten mit reichlichen Beispielen. Auch hier wäre eine gründliche Sichtung wünschenswert. Auch im dritten Teil, der eine

Übersicht über den Gebrauch der Präpositionen nach Substantiven, Adjektiven und Verben enthält, erscheint mir manches überflüssig. Vieles stände jedenfalls richtiger im ersten Teil.

Trotz dieser Ausstellungen ist das Buch als brauchbar zu bezeichnen und kann es noch mehr werden, wenn es für die zweite Auflage gründlich durchgesehen wird.

Bremen. **W. Röhrs.**

---

91) **Dorothea Frances Canfield, Corneille and Racine in England.** A study of the English translations of the two Corneilles and Racine, with especial reference to their presentation on the English stage. New-York, The Macmillan Co., 1904. XIV u. 295 S. 8. geb.

Diese Forschung hat die englischen Übersetzungen und Bearbeitungen von Dramen Racines und der beiden Corneille zu ihrem Gegenstande, gewifs ein wichtiges und bedeutsames Unternehmen. „The life of the great French tragedy writers on the English stage is the real subject of this study“, wie die Verfasserin in ihrer Vorrede sagt. Danach müfste man erwarten, dafs sie ihre Untersuchung auf die beiden grofsen Klassiker beschränken würde, und das hätte Sinn gehabt. Es ist aber nicht einzusehen, weshalb sie — unter absichtlicher Vernachlässigung aller übrigen — gerade den jüngeren Corneille mitbehandelt; warum nicht auch z. B. den ihm literarisch verwandten Quinault, dessen Agrippa von John Dancer, einem Nicomède-Übersetzer, übersetzt worden ist? Hat des ferneren diese Schrift die prinzipielle Tendenz, the life of the great French tragedy writers on the English stage nachzuweisen, so gehören, streng genommen, die nicht aufgeführten Stücke gar nicht hierher. Doch sie werden mit ungefähr derselben Liebe behandelt, wie die anderen. John Ozell, einem Zeitgenossen Cibbers, dessen Übersetzungen weder für die Aufführung geschrieben wurden, noch jemals die Bühne gesehen haben, und der im übrigen, wie die Verfasserin verdienstvollerweise feststellt, Rutters Cidübertragung einfach plagiiert hat, ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Und wenn eingehend ausgeführt wird, dafs die Versionen der Restorationszeit in erster Linie als Lesedramen gedacht waren und demgemäfs nicht als Theaterstücke, sondern rein literarisch zu nehmen sind, so ist mit diesen für einen Teil grundlegenden Erörterungen der theatergeschichtlichen Tendenz unserer Arbeit der Boden entzogen, während anderseits die Ver-

fasserin bei passender Gelegenheit in Bühnendétails, Zahl der Aufführungen, Rollenbesetzung usw. schwelgt und die literarische Entwickelung völlig vergifst. Einmal verzeichnet sie sogar die Einnahmen der Theaterkasse (S. 139). Sie ist sich im Grunde nicht klar darüber, ob sie einen Beitrag zur vergleichenden Literatur- oder zur Theatergeschichte liefern will; dies ist der springende Punkt.

Wurden die nicht aufgeführten Übersetzungen des literargeschichtlichen Zusammenhanges wegen mit eingefügt, so hätte in eben diesem Zusammenhange auf die anregende Bedeutung der heroic plays wenigstens hingewiesen werden müssen, was nicht geschieht. Es wird darauf aufmerksam gemacht, dafs Mrs. Catharine Philips, „the matchless Orinda", ihre Version des Pompée, mit der sie die Übersetzungsperiode der Restoration einleiten sollte, auf die Bitte des Earl of Orrery fertiggestellt und zudem den Reim in die englische Dramenübersetzung aus dem Französischen eingeführt hat. Es wird aber gar nicht erwähnt, dafs dieser Earl of Orrery (Roger Boyle), ein ausgezeichneter Kenner der französischen Literatur, der besonders zu der Richtung La Calprenèdes und des Fräuleins von Scudéry Beziehungen hatte und den Polexandre des Herrn v. Gomberville nachzuahmen versuchte, als „the father of English heroic plays" durch seinen zwar erst 1667 gespielten, aber wahrscheinlich viel früher, wohl von allen seinen Dramen zuerst geschriebenen Black Prince den gereimten Vers im englischen Drama „revived" und durch dies Beispiel Dryden angeregt hat (vgl. A. W. Ward, A History of English Dramatic Literature to the Death of Queen Anne, vol. II, p. 492 sq.). Weniger in unzureichenden Kenntnissen dürfte diese unverzeihliche Unterlassungssünde der Verfasserin ihren Grund haben, als vielmehr in ihrer ganzen methodischen Unklarheit. Die sich aus dieser ergebende Unsicherheit macht sich auch in der Anordnung des Stoffes geltend. So handelt ein „Iphigénie" überschriebenes Kapitel merkwürdigerweise zur Hälfte von Thomas Brereton, einem Übersetzer der beiden geistlichen Stücke Racines, der von Rechts wegen in ein späteres, „Esther and Athalie" benanntes Kapitel gehört hätte. Ebenso ist Cibbers Caesar in Egypt, den die Verfasserin im Gegensatz zu Max Stoye „Das Verhältnis von Cibbers Tragödie Caesar in Egypt zu Fletchers The False One" (Halle, Diss. 1897) auf Corneilles Pompée zurückführt, unter den „Miscellaneous Translations" besprochen, während er in dem Kapitel „Colley Cibber" gar nicht erwähnt wird. Der chronologische Gesichtspunkt kann für diese willkürlichen Verschiebungen nicht ausschlag-

gebend gewesen sein, da er z. B. durch das Kapitel, das die zeitlich auseinanderliegenden Versionen von Corneilles Le Menteur im Zusammenhang untersucht, unberücksichtigt gelassen ist.

Die Arbeit wird also nicht den Rang eines selbständigen und in sich fertigen literaturwissenschaftlichen Werkes beanspruchen dürfen, wohl aber bedeutet sie immerhin eine dankenswerte, weil fleifsige und innerhalb ihrer Grenzen erschöpfende Materialsammlung. Im ganzen sind es über 50 Übersetzungen, die in ihren Entstehungsumständen erörtert und meist auf ihr Verhältnis zum Original hin geprüft werden. Folgende Punkte lassen sich als sachliche Hauptresultate aus diesen Untersuchungen herausheben.

Durch den Einflufs der Gemahlin Karls I., Henriette Maria, der Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, beginnen die englischen Beziehungen zum französischen Klassizismus bereits in den dreifsiger Jahren des 17. Jahrh. (Rutters Cidübersetzung). Sodann sind zwei Blütezeiten in der englischen Übersetzungsliteratur französischer Dramen zu unterscheiden. Die eine fällt etwa mit der Regierung Karls II. zusammen und hat ihre Höhepunkte in den beiden Übertragungen der matchless Orinda (Pompée und Horace) und in der Pompéeübersetzung von „Certain Persons of Honour" (Waller, Lord Buckhurst u. a.). Die andere Blütezeit umgreift ungefähr die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrh., und ihre Leistungen gruppieren sich vornehmlich um den aufserordentlichen Bühnenerfolg von Ambrose Philips' The Distrest Mother, einer Übertragung von Racines Andromaque (1712). Durch die Bewunderung Corneilles wird die erste Blüteperiode gekennzeichnet. Sie trug ein vornehmeres und mehr literarisches Gepräge und lieferte treue und verhältnismäfsig wertvolle Arbeiten, während die zweite zwar quantitativ produktiver war, aber weniger eigentliche Übersetzungen, als untergeordnete Bühnenbearbeitungen mit vulgarisierten Schlüssen und Vergröberungen gab. Denn sie wurde durch die Interessen der Theaterleute beherrscht. Durch den hauptsächlich Garrick zu verdankenden Kassenerfolg des Roman Father von Whitehead, einer Horacebearbeitung (1750), wird noch einmal eine gelinde Nachflut angeregt, die indessen bald wieder abebbt, und was sich an Übersetzungsversuchen aus den französischen Klassikern bis ins 19. Jahrhundert hinein rettet, sind im grofsen und ganzen nur aus religiösen Absichten unternommene Übertragungen von Racines Athalie.

Einen Einwand möchte ich noch machen gegen die literarhistorische

Einschätzung, welche die Verfasserin jenen beiden Blütezeiten zuteil werden läfst. Auf S. 115—118 führt sie aus, dafs die Übersetzungsliteratur der ersten Periode ganz aufserhalb des lebendigen Literaturlebens gestanden und ein zurückgezogenes und gleichsam künstliches Dasein geführt hätte, während die der zweiten Periode einen Bestandteil in diesem Tagesleben der Literatur bildete und einen Faktor in den Kämpfen der literarischen Entwickelung bedeutete. Die Verfasserin übersieht meines Erachtens hierbei, dafs diese Erscheinung nur ein Symptom der allgemeinen Wandlung in den literarischen Verhältnissen abgibt. Gegen Anfang des 18. Jahrh.s begann, bekanntlich durch die Wochenschriften usw., der Demokratisierungsprozefs des englischen Literaturlebens, wohingegen es im Zeitalter Drydens ein solches öffentliches Literaturleben im modernen Sinne einfach noch nicht gab. Bei näherem Zusehen beschränken sich ferner die um die Übersetzungen des 18. Jahrh.s geführten „Kämpfe“ auch lediglich darauf, dafs ihnen bekannte Männer, Addison etwa, einen Prolog schrieben, und dafs für The Distrest Mother von Steele und Addison im Spectator agitiert und gegen dieses selbe Stück eine Broschüre geschrieben worden ist. Die übrigen waren persönliche Zänkereien, die mit den Stücken als solchen durchaus nichts zu tun hatten. Sie zeigen blofs aufs neue den Zerfall und die Verindustrialisierung der damaligen englischen Dramatik, niemals aber können sie als Argument dafür dienen, dafs die Übersetzungen und überhaupt der französische Stil in der früheren Zeit auf weniger lebendiges Interesse gestofsen wären. Sind im Gegenteil die gewaltsamen Umarbeitungen nicht vielleicht das Anzeichen einer unbewufsten Auflehnung wider die Intensität der französischen Beeinflussung? In der Restoration spielte sich das literarische Tagesleben nur in weniger öffentlichen, mehr aristokratischen Formen ab, und es ist zum mindesten unüberlegt zu behaupten, dafs eine aristokratische Literaturgattung eines solchen aristokratischen Zeitalters ohne natürliche Lebendigkeit gewesen wäre. Das Aufsehen, das der Pompey der Oriuda gemacht hat, und das die Verfasserin mit Genugtuung schildert, ist ein Beweis für diese Lebendigkeit. Der Pompeius der persons of honour wurde, wie Ward erzählt (a. a. O. p. 474, Note), in Drydens Essay on Dramatic Poesy als a powerful „argument“ in favour of verse hervorgehoben. Und John Crowne, von der Verfasserin selbst a familiar figure of that day, known as „starched Johnnie“, genannt (S. 88), soll auch für den Horace der Mrs. Philips einen Prolog geschrieben haben. Man wird also schwerlich betonen

dürfen, dafs die Übersetzungen aus der Zeit Karls II. were afar off from the everyday literary life of their day.

Fraglich ist wohl auch die Richtigkeit folgenden Satzes über Rutters Cid: Rutter's blank verse must have been very much out of fashion at that time (S. 14), nämlich in den dreifsiger Jahren des 17. Jahrhunderts.

Charlottenburg. **Karl Hoffmann.**

---

92) **W. J. Leicht, Garth's „Dispensary“.** Kritische Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen. (= Englische Textbibliothek, herausgegeben von J. Hoops, Bd. 10.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1905. VIII u. 175 S. 8. ℳ 2.40.

Dafs das alte satirische Heldengedicht vom Streite um die Armenapotheke, der sich am Schlusse des 17. Jahrh.s zwischen den Londoner Ärzten und Apothekern entspann, ziemlich bald der Vergessenheit anheimgefallen ist, ist nicht gerade zu verwundern. Denn wenn dieser Stoff auch lächerlich und, solange die Frage brennend war, sogar so anziehend erschien, dafs das Gedicht es binnen Jahresfrist auf vier Auflagen brachte (1699 u. 1700), so ist er doch keineswegs von dauerndem Interesse, und die künstlerische Leistung an sich ist auch nicht grofs genug, um ihm zum Fortleben zu verhelfen. Immerhin aber ist das Werk nicht ganz bedeutunglos und verdient ebenso wie sein Verfasser mindestens eine gerechte Würdigung und Einordnung in die Geistesgeschichte jener Zeiten, und darum ist die auf die Herausgabe verwandte Arbeit nicht verloren.

Leicht ist übrigens nicht der erste, der in Deutschland auf den fast verschollenen Dichter Garth wieder aufmerksam gemacht hat. Schon 1900 erschien eine beachtenswerte Schrift von Schenk, die Garth's Stellung zum komischen Epos würdigte (Anglistische Forschungen herausgegeben von Hoops, Bd. 3). Eine treffliche Ergänzung dazu, natürlich in vieler Beziehung auf ihr fufsend, ist die vorliegende Ausgabe.

Die Einleitung skizziert kurz das Leben des Dichters und Arztes (1661—1719), gibt die Entstehungsgeschichte der *Dispensary,* die kulturgeschichtlich von Wert ist, und teilt einige Urteile der Zeitgenossen und Nachwelt mit, wozu übrigens (S. 13) zu bemerken ist, dafs auch Chambers (Cyclop. of Engl. Lit. II, 110) noch einige *often-quothed fragments* anführt. Für die Herausarbeitung der literargeschichtlichen Stellung des Werkes hatte schon Schenk das meiste geleistet; es ist eine unmittelbare und sehr genaue Nachahmung von Boileaus *Lutrin.* Den Schlufs der

Einleitung bilden bibliographische Angaben. Es folgt dann der Text der sechs Gesänge nach der siebenten Ausgabe von 1714 mit Verzeichnung der Abweichungen der anderen Ausgaben und darauf der *Compleat Key,* der in demselben Jahre erschien und uns über eine Menge persönlicher Fragen Aufschlufs gibt. — Der dritte Teil enthält die Anmerkungen, die sachliche, sprachliche und stilistische Fragen kurz erörtern. So sehr die dabei bewiesene Knappheit zu wünschen war, so hätte eine etwas andere Verarbeitung doch wohl besseren Eindruck gemacht; denn die grofse Zahl von Zitaten aus allgemein bekannten Nachschlagewerken wie Georges, Muret, Klöpper u. a. wirkt nicht eben schön. Manche sind auch allzu elementar gehalten. S. 146 fällt bei Erwähnung der beiden Decier die (nicht einmal bezeichnete) Rechnung nach der Gründung Roms auf; wenn ferner überhaupt eine Quellenangabe gemacht wurde, so mufste neben Livius VIII, 9 auch X, 28 erwähnt werden. S. 170 ist die Erklärung des Priapus ein bifschen naiv; wenn der Dr. Psylas-Chamberlayne, der im *Key* ausdrücklich als Geburtshelfer bezeichnet ist, ein Bild von ihm bei sich trägt, so ist er da gewifs nicht als Gott der „Baumfrüchte, Gärten und Weinberge" aufzufassen. S. 169, Z. 8 v. u. ist ein Druckfehler (l. *believed*) stehen geblieben.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

93) **Jerome K. Jerome, Tommy and Co.** Leipzig, B. Tauchnitz (= Tauchn. ed. vol. 3762). 286 S. 8. ℳ 1.60.

„Tommy and Co" ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das in den Dienst eines Journalisten tritt und allmählich durch die trefflichen Dienste, die es seinem Herrn und dem von ihm im Verein mit anderen Literaten und Nichtliteraten gegründeten Journal, „Good Humor", leistet, zu einer leitenden Stellung in der Redaktion dieses neuen Blattes gelangt. Dieses ist in aller Kürze der novellistische Hintergrund der vorliegenden, in echt jeromscher Art, d. h. in unverfänglichem, nicht verletzendem Humor geschrießenen Erzählung. Sie besteht aus sieben Kapiteln, in denen Tommys aufsteigende Laufbahn sich wie ein roter Faden hindurchzieht und den Zusammenhang vermittelt. Die Menge der Personen, die der Verfasser uns in den einzelnen Abschnitten vorführt, mag vielleicht etwas verwirrend wirken, so dafs es mitunter schwierig ist, den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden zu erkennen. Das Buch ist voll der köstlichsten Schilderungen, entbehrt dabei aber auch keineswegs

des ernsten Hintergrundes. Schon gleich das erste Kapitel (Peter Hope plans his prospectus), in dem Hope Tommy als dienstbaren Geist in sein bescheidenes Haus aufnimmt, führt uns die Heldin des Buches in einer Weise vor, die auch den verhärtetsten Griesgram in heitere Stimmung zu versetzen geeignet ist. Wie sie dann im weiteren Verlaufe dieses ersten Kapitels ihr Probestück als Reporter glänzend besteht und dafür bald in den Kreis der Journalisten aufgenommen wird, wird uns in humorvoller Weise erzählt. Unser Gesamturteil über Tommy and Co können wir dahin zusammenfassen, dafs wir das Buch den Freunden einer humoristischen Lektüre angelegentlich empfehlen können.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

---

94) **Walter Schumann, Leitfaden zum Studium der Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika.** Giefsen, Emil Roth, 1905. 139 S. 8. ℳ 2.—.

Bei den immer enger werdenden Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten wird es zur Pflicht, auch der Literatur dieses Landes in ihrer Gesamtheit näherzutreten. Unsere englischen Literaturgeschichten aber haben sie bisher entweder nicht oder nur anhangsweise in einem kurzen Überblick mitbehandelt. Es ist daher mit Freuden zu begrüfsen, dafs uns ein Vertreter des Landes selbst mit einem Leitfaden beschenkt. Walter Schumann ist Konsul der Vereinigten Staaten von Amerika in Mainz. Das Buch soll nach Angabe des Verfassers eine Übersicht der Literatur der Vereinigten Staaten in knapper Form sein und als Leitfaden zum Studium dienen, aber auch dem Laien das Wichtige mitteilen. In der Einleitung spricht Sch. über das Alter der nordamerikanischen Literatur und gibt eine kurze Charakteristik der Hauptperioden. Seltsamerweise werden bei der Vergleichung mit den älteren Literaturen von unserer deutschen nur das Nibelungenlied, die Meistersinger und Minnesänger (in dieser Folge!) und keine Namen von Dichtern genannt, während aus der englischen Literatur, Milton, Chaucer, Shakespeare (in dieser Folge!) und aus der französischen Balzac, Corneille, Descartes angegeben werden. Die Hauptperioden sind die Kolonialperiode, die Revolutionsperiode und die Nationalperiode. Mit Unterabteilungen für die einzelnen Literaturgattungen werden dann die Schriftsteller der drei grofsen Perioden aufgeführt. Über die Frage, ob der Verfasser vollständiger hätte sein sollen oder ob er zu viele Schriftsteller angibt, wird sich streiten lassen,

doch ist mir aufgefallen, dafs z. B. Scherr, Geschichte der englischen Literatur, in seinem Blick auf die anglo-amerikanische Literatur Schriftsteller erwähnt, die bei Schumann fehlen. In den Artikeln, die den einzelnen Schriftstellern gewidmet sind, vermisse ich öfters eine sorgfältige Charakteristik, sowohl der Personen als auch der Werke. Eine blofse Aufzählung kann doch wenig Vorteil bringen. Da die Lebenszeit gleich hinter den Namen angegeben wird, ist eine Bemerkung wie: Er starb 1901, ohne nähere Auskunft, meines Erachtens überflüssig.

Nicht näher eingehen will ich auf die sprachliche Form des Buches. Es ist leider sehr entstellt durch eine grofse Menge von Anglizismen. Auch die seit Wustmanns Vorgang mit Erfolg bekämpfte Inversion nach „und" findet sich sehr häufig.

Trotz dieser Ausstellungen ist das Werkchen den Fachgenossen zu empfehlen, da es eine Lücke ausfüllt, die wohl manchem schon fühlbar geworden ist.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

---

95) **The Modern Language Review.** A quarterly journal devoted to the study of medieval and modern literature and philology edited by **John G. Robertson.** Cambridge, University Press. Vol. I, Nr. 1 Okt. 1905. 84 S. 8. Nr. 2 Jan. 1906. 88 S. 8. Jährlich 8 s.

Wieder eine neue Zeitschrift! wird mancher Bibliothekar und mancher Privatgelehrte zunächst mit einer etwas schmerzlichen Überraschung ausrufen, wenn er sich genötigt sieht, einen neuen Posten in sein Ausgabenkonto einzustellen. Und doch! diese Zeitschrift mufste kommen, über kurz oder lang, und wer die Entwickelung des Studiums der neueren Sprachen in Deutschland, England, Nordamerika verfolgt hat, wird nicht nur gerecht sein und die Existenzberechtigung der *Modern Language Review* anerkennen, er wird sich auch aufrichtig ihrer freuen; denn jeden neuen ehrlichen Mitkämpfer heifsen wir gern in unseren Reihen willkommen. England war, selbst auf dem heimatlichen Gebiete des Studiums der englischen Sprache und Literatur, infolge der Eigenart seiner Universitäts- und Studienverhältnisse arg ins Hintertreffen gekommen. Mit einer allerdings manchmal über das Ziel hinausschiefsenden Energie hat die deutsche Wissenschaft das germanische und das romanische Altertum wieder aufzubauen begonnen und Jungamerika ist unseren Spuren seit

etwa zwei Jahrzehnten in steigendem Maſse und mit wachsendem Erfolge nachgekommen, wobei es den Mangel der Tradition durch die Herübernahme deutscher Methode und deutschen Fleiſses zu ersetzen suchte. England blieb zunächst zurück, wenn auch einige hervorragende englische Gelehrte grundlegend oder organisatorisch fördernd gewirkt haben.

Das kam auch in der Art und Zahl der Zeitschriften zum Ausdruck. Wenn wir vom *Athenaeum* absehen, das etwa unserem *Literarischen Zentralblatt* entspricht, gab es in England bisher nur eine (seit 1897 bestehende) Zeitschrift, die der Bedeutung und den Bedürfnissen der neueren Sprachen Rechnung trug, nämlich *Modern Language Qarterly*. Was letztere in kleinerem Maſse geleistet hat, will die *Modern Language Review* auf einer weiteren Grundlage durchführen. Auſser Aufsätzen und Beprechungen von streng wissenschaftlichem Charakter sollen auch kurze Notizen sowie bisher unveröffentlichte Texte von literarischem oder philologischem Wert Aufnahme finden; auch wird jeder (vierteljährlich erscheinenden) Nummer eine Bücherschau beigegeben werden.

Die beiden ersten Nummern enthalten bereits eine Reihe bemerkenswerter Artikel von bekannten Fachgelehrten. Wir heben daraus hervor: einen Aufsatz des durch seine Specimens of Middle Scots und seine Ausgabe der Rhetoriken des 16. Jahrhunderts vorteilhaft bekannt gewordenen G. Gregory Smith über das *comparative study of literature,* einen weiteren von P. Toynbee, *English translations of Dante in the eighteenth century,* eine Fortsetzung zu desselben Verfassers Artikel in dem früh verblichenen Journal of comparative literature Bd. I und willkommene Ergänzung zu Kuhns' Buch über Dante and the English poets from Chaucer to Tennyson, New York 1904. Der rührige Herausgeber der „Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas" W. Bang veröffentlicht wertvolle *„Memorandums of the immortal Ben"* (Ben Jonson). F. W. Moorman handelt über den *Pre-Shakespearean ghost,* der seit Abfassung dieses Aufsatzes auch Gegenstand einer umfänglichen Abhandlung geworden ist (Ankenbrand, Die Figur des Geistes im Drama der englischen Renaissance, Leipzig 1905). — Die Besprechungen sind in einem gerechten und vornehmen Tone gehalten.

Wir können dem Herausgeber und Verlag nur wünschen, daſs die folgenden Nummern den beiden ersten ebenbürtig seien.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

96) **Ernst Lindner, Die poetische Personifikation in den Jugendschauspielen Calderons.** (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Phil. XXXII. Heft.) Leipzig, A. Deicherts Nachf. G. Böhme, 1904. 150 S. 8. ℳ 4.—.

Vorliegende Münchener Dissertation betrachtet die Personifikationen, deren sich der grofse spanische Dichter in seinen Jugendwerken bedient. Bei der unglaublichen Fruchtbarkeit der spanischen Dramatiker war eine Beschränkung auf eine bestimmte Gruppe von Werken geboten. Der Verfasser hat zu dem Zweck 28 Jugendwerke untersucht, unter denen sich aber gerade eine Anzahl seiner besten Stücke (La vida es sueño, El médico de su honra, La devoción de la cruz) befinden, und es ist ihm gelungen, eine recht lesbare und interessante Darstellung des leider oft zu reichen Bilderschmuckes zu geben, den Calderon in seine comedias einstreut. Die Bilder sind in vier Gruppen geordnet: 1) Personifikationen aus dem Gebiete der Natur, die natürlich am häufigsten auftreten; 2) Personifikationen, die sich auf Teile des menschlichen Körpers und seine Äufserungen beziehen; 3) Personifikationen von abstrakten Begriffen; 4) Personifikationen von Gebäuden und Geräten.

Eine Durchsicht des Buches verschafft dem Leser eine gute Anschauung der Calderonschen Technik, zumal der Herausgeber die nötigen Belegstellen in ziemlichem Umfange in deutscher Prosaübersetzung beifügt. Seine Arbeit wird sich als ein wertvoller Baustein für die Kenntnis des poetischen Verfahrens eines grofsen Meisters bewähren.

Bremen. **W. Röhrs.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 21. April. Nr. 8, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

97) **Ginus Pierleoni, Xenophontis res publica Lacedaemoniorum rec.** (G. P.). Berolini, apud Weidmannos, MCMV. II u. 62 S. 8. ℳ 1.60

Im Weidmannschen Hause hat, gefördert durch Dielssche Mäeutik, wieder ein kleiner Xenophon das Licht der Welt erblickt. Der gesunde Junge sieht seinen älteren Brüdern, die in dieser Zeitschrift 1902, Nr. 4, 1903, Nr. 3 und Nr. 9 angezeigt worden sind, aufs Haar ähnlich: ein Renommierbaby. Freilich Pierleoni hätte sich nach all den Mühen das Kind noch schöner gewünscht. Aber er darf doch mit Befriedigung und nicht blofs mit Resignation erklären: textum constituere conatus sum, qui nunc in lucem prodit emendatior atque antea, non quantum volui at certe quantum potui.

Schwelm. **Max Wiesenthal.**

---

98) **John Pentland Mahaffy, The Progress of Hellenism in Alexander's Empire.** (Chicago, The University Press.) London, T. Fisher Unwin, 1905. 154 S. 8.

Mahaffy, ehemals Professor der alten Geschichte in Dublin, hat an der Universität Chicago sechs Vorlesungen über den Hellenismus gehalten,



dies Wort im Sinne der deutschen Forscher gefafst, also über die griechische Bildung in Mazedonien und den von Alexander dem Grofsen unterworfenen Gebieten. Diese Vorlesungen werden hier weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Sie behandeln: 1. Xenophon als Vorläufer des Hellenismus. 2. Mazedonien und Griechenland. 3. Ägypten. 4. Syrien. 5. Allgemeine Betrachtungen über den Hellenismus. 6. Einwirkung des Hellenismus auf das Christentum.

Die Vorträge sind auf ein gebildetes Publikum berechnet und gehen über das Populär-Wissenschaftliche hinaus; überall sieht man, dafs sie auf ernsten und eindringenden Studien beruhen und dafs der Verfasser die Arbeiten früherer, insbesondere auch der deutschen Forscher gebührend berücksichtigt. Wenn man auch nicht mit allen Behauptungen des Verfassers einverstanden sein mag — z. B. dafs Agesilaus die Eroberung auch nur eines Teils des persischen Reichs erreicht hätte, wenn die Erhebung in Griechenland gegen Sparta nicht ausgebrochen wäre, halte ich für ausgeschlossen —, so macht das Ganze doch einen sehr erfreulichen Eindruck. Die ersten Spuren des Hellenismus, die der Verfasser mit Recht bei Xenophon findet, die Gründe, weshalb das so gewaltig einwirkende Mazedonien doch innerlich das alte Mazedonien bleibt und zur Römerzeit vor den anderen hellenisierten Ländern ganz zurücktritt, die Einwirkung der griechischen Bildung und besonders der stoischen Philosophie auf den Geist des Christentums bei dessen erstem internationalen Vertreter, dem Apostel Paulus, — das ist, um ein paar Beispiele anzuführen, trefflich dargelegt.

Besonders denen, welche sich mit der hellenistischen Periode weniger beschäftigt haben — erst in neuerer Zeit hat sich ja die Philologie mit höchst erfreulichem Eifer auf diese für die Weltgeschichte schon wegen der Vorbereitung und der Entwickelung des Christentums so wichtige Epoche geworfen —, seien die auch in ansprechendem Stil geschriebenen Vorträge warm empfohlen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

99) **Hermann Kleinguenther, Quaestiones ad Astronomicon libros, qui sub Manilii nomine feruntur, pertinentes.** Diss. inaug. philol. Jenens.; Lipsiae 1905 (Summarium; 59 S. und Vita).

Die übersichtlich gegliederte Dissertation, die schon im Titel ihre Stellung zu den Anschauungen über den Namen des Dichters zu erkennen

gibt, knüpft an die Ausgabe des ersten Buches der Astronomica des Engländers A. E. Housman (London 1903) an, das die gesamte deutsche und auch die englische Kritik nicht günstig aufgenommen hat, zumal da die Leistungen Housmans zu seinem anmafsenden Tone in keinem Verhältnis stehen. Dem ersten Teile seiner Arbeit (pars prima druckt er zweimal statt prior, ebenso S. 7 primos tres libros statt priores) gibt der Verfasser, der die gesamte Literatur über die Astronomica, wie rühmend hervorgehoben werden soll, fleifsig benutzt und am Ende seiner Arbeit zusammengestellt hat, die Überschrift „De studiis Housmanianis“ und setzt sich zunächst über den Wert der Handschriften mit dem englischen Forscher auseinander, von dessen Anschauungen er in nicht unwesentlichen Punkten abweicht, besonders in der Beurteilung des Madrider Kodex (M). Er selbst will den goldenen Mittelweg gehen und aus den beiden Handschriftenklassen, die aus M. und aus G. (Gemblacensis, vgl. Paul Thomas lucubrationes Manilianae. Gandavi 1888) geflossen sind, mit sorgfältiger Kritik auswählen, was für den Gedanken, den der Dichter zum Ausdruck bringen will, und seine Diktion am angemessensten zu sein scheint. Alsdann bekämpft K. S. 6—11 die Ansichten Housmans über die Abfassungszeit. Es freut mich aufserordentlich, dafs auch K. (S. 6, A. 6) der Anschauung beipflichtet, dafs keine Stelle auf Ereignisse nach Augustus' Tod hinweist, sowie dafs er die Konjektur Housmans

VI 776 Qua genitus Caesar melius nunc condidit urbem

verwirft. Wenn er mich tadelt (S. 8, A. 1), dafs ich den Vers in der Fassung des Gemblacensis

Qua genitus cum fratre Remus hanc condidit urbem

in meiner Abhandlung „Ort und Zeit der Abfassung der Astronomica des Manilius“, Frankfurt a. M. 1904, S. 4, unter die Stellen aufgenommen habe, aus denen die Abfassung der Astronomica in Rom hervorgehen soll, so übersieht er, dafs ich ausdrücklich die Bedingung, „wenn die Überlieferung richtig ist“ (Z. 19 v. u.) hinzugefügt, sowie dafs ich S. 22 in einer Anmerkung (6) auf die Voigtschen Vorschläge, über deren Unannehmbarkeit der Verfasser mit mir übereinstimmt, hingewiesen habe, wie mir auch früher die Verderbtheit der Stelle (Diss. S. 23, A. 3) nicht entgangen ist.

K. entscheidet sich für die Abfassung des Werkes, das ohne Zweifel dem Augustus gewidmet ist, unter der Regierungszeit dieses Kaisers. Mit Woltjer und Housman ändert er daher die überlieferten Präsentia *regit*

(I 800) und *cernit* (I 801) in *reget* und *cernet;* ferner nimmt er die Änderung Housmans I 797 *replebit* an (statt replevit).

Nicht mit Unrecht weist er auf die Unsicherheit der Lesung bibit bei Hor. Od. III 3, 12 hin. Beachtenswert ist in diesem Abschnitte die Auslegung von V 53. Bolls (Sphära, Leipzig 1903, S. 388) Anschauung, dafs der Dichter eine Fortsetzung habe schreiben wollen, dafs diese Absicht aber nicht ausgeführt worden ist, so dafs die A. unvollendet gegeblieben sind, teilt der Verfasser. Die Frage, ob das fünfte Buch ganz oder nur zum Teil unter Augustus verfafst sei, läfst er offen und schwächt damit auffallenderweise seine S. 6, A. 6 ausgesprochene Meinung ohne Grund ab. Jedenfalls — so hätte er hinzufügen können — ist für Abfassung unter Tiberius nirgends ein Anhalt. — Wie wir es uns erklären wollen, dafs die A. unvollendet sind, darüber zu entscheiden läfst uns Kl. die Wahl: vielleicht legte Manilius nach seines Gönners Tod, als Tiberius den Thron bestieg, die Feder nieder, wenn nicht durch irgend einen Zufall oder die Schuld des Verlegers die Vollendung unterblieben ist, oder der Dichter gar zu denen gehörte, die (Tac. ann. 32) unter Tiberius die Heimat verlassen mufsten.

Im dritten Abschnitt des ersten Teiles handelt K. über die Quellen des Manilius. Wie er Housmans Konjekturen (S. 14) mit Recht verwirft, so ist der Tadel berechtigt, den er ihm wegen seiner souveränen Verachtung derer ausspricht, die nach den Quellen des Dichters geforscht haben. Er weist darauf hin, wie dieser für die Abfassung seines Werkes die Kenntnis der Ereignisse der griechischen und römischen Geschichte, ebenso wie mythologisches und geographisches Material nicht erst speziell aus Büchern zu schöpfen brauchte.

Ferner meint er, dafs in jener Zeit auch prosaische Schriften über Astrologie in Rom verbreitet waren. Der Ansicht anderer Forscher zustimmend, nimmt er Benutzung eines Globus an und verwirft die Anschauung Bolls (Sphära 384): „Der Dichter des gestirnten Himmels hat weder diesen noch einen Globus jemals ernstlich angesehen.“ Poseidonios rechnet er, wie andere vor ihm, mit Recht zu den Quellen unseres Astrologen.

Im zweiten Teile bemüht sich K. einzelne Stellen der Astronomica, die sachliche oder sprachliche Schwierigkeiten bieten, zu verbessern oder durch deutsche, zum Teil recht gelungene Übersetzung zu erklären. Unter sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Literatur werden besprochen: I 10, 396. 412 ff.; 766. 795. 807. 884 ff.; II 1 ff., 226 ff. 252 ff. 831;

III 4, 87, 603; IV 279 ff., V 206 ff. Nur ein Beispiel will ich anführen, wo K.s Vorschlag sicher unannehmbar ist:

I 10: Das animum viresque facis ad tanta canenda.

K. liest: Das animum viresque habiles ad tanta canenda.

So gut wie K. das „facis" überflüssig nennt, könnte man natürlich auch den Zusatz habiles prosaisch und überflüssig finden. Ich kann aber auch die Epitheta molestum und superfluum für das Verbum facis nicht gelten lassen und glaube, diesmal hat Housman das Richtige getroffen, wenn er meint: „certe aptissimum est facis." K. hat offenbar, als er sich mit der Absicht trug, den einzelnen Vers (10) zu emendieren, den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden nicht genügend beachtet, sonst würde er nicht auf den unglückseligen Gedanken gekommen sein, habiles auf animum und vires zu beziehen; es heifst doch in den Astronomica:

V. 7 Hunc mihi, tu, Caesar, ...

Das animum, viresque facis ad tanta canenda.

Auch möchte ich den hübschen Chiasmus das animum vires(que) facis nicht missen.

Recht dankenswert sind die beiden Exkurse am Ende der Arbeit, von denen der erste die Verwechselungen der Konsonanten b und v sowie der Vokale i und e in den Handschriften der Astronomica zusammenstellt und der zweite die wiederholt vorkommenden Versschlüsse enthält.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

100) **Carl D. Buck, Elementarbuch der oskisch-umbrischen Dialekte.** Deutsch von **E. Prokosch.** [Sammlung indogermanischer Lehrbücher herausgegeben von Dr. Hermann Hirt usw. I. Reihe: Grammatiken.] Heidelberg, C. Winter 1905. XI u. 285 S. 8. ℳ 4.80.

Dieses zur Einführung in das Studium der oskisch-umbrischen Dialekte dienende und als Grundlage für Übungen bestimmte Elementarbuch ist eine „durch Verminderung der Beispiele in der Lautlehre und durch Weglassung der Wortbildungslehre und minder wichtiger Anmerkungen" ermöglichte kürzere Fassung von desselben Gelehrten im Jahre 1904 erschienem Buche „A Grammar of Oscan and Umbrian", das ich im Jahrgang 1904, S. 491—493 besprochen habe. Auf dieses Buch, dessen hervorragende Wichtigkeit a. a. O. in das gebührende Licht gerückt worden ist, wird in unserem Elementarbuch ziemlich oft verwiesen, und es mufs

daher jenes gröfsere Werk jedenfalls in den Händen des akademischen Lehrers sein, der, wie es gewifs häufig geschehen wird, dieses treffliche Elementarbuch zur Grundlage seines Unterrichts in der italischen Dialektkunde wählen wird. Da die Einrichtung unseres Elementarbuches, abgesehen von den durch den Zweck desselben notwendig gewordenen Kürzungen sich eng an das gröfsere Buch anschliefst, dessen Einteilung und Gliederung ich a. a. O. in hinlänglicher Ausführlichkeit angegeben habe, so genügt es zur Orientierung des Lesers in dieser Hinsicht auf die erwähnte Besprechung zu verweisen. Denn was a. a. O. über den Wert und die Bedeutung der englischen Urbearbeitung gesagt ist, gilt selbstverständlich auch von der gekürzten Darstellung in unserem Elementarbuche, die zweifelsohne als wohlgelungen bezeichnet werden mufs, so dafs der Dank für die Bereicherung der deutschen sprachwissenschaftlichen Literatur durch dieses vortreffliche Unterrichtsmittel neben dem um die indogermanische Sprachwissenschaft mannigfach verdienten Verfasser des englischen Originals mit Fug und Recht auch Herrn E. Prokosch gebührt, der die Arbeit der Übersetzung und Verkürzung in so anerkennenswerter Weise durchgeführt hat.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

101) **H. C. Nutting, Studies in the Si-Clause.** I. Concessive Si-clauses in Plautus. II. Subjunctive protasis with indicative apodosis in Plautus. (= University of California Publications. Classical Philology vol. I, No. 2, p. 35—94. January 1905). Berkeley, California, The University Press. 60 S. 8. $ —.60.

Wenn ich mit den Ergebnissen dieser Abhandlung über die Si-Perioden nicht einverstanden bin, so liegt dies zunächst und vor allem an gewissen prinzipiellen Bedenken gegenüber der Methode des Verfassers. So zieht sich durch die ganze Arbeit die Anschauung, dafs die lateinische Sprache zur Zeit des Plautus noch recht unentwickelt gewesen sei; Ausdrücke wie the somewhat undeveloped state of the language at the time of Plautus und im Gegensatz dazu the developed constructions of Cicero's time finden sich sehr häufig (S. 49. 50. 52. 54. 56. 58. 60. 65). Gegen eine solche Auffassung mufs immer und immer wieder mit aller Schärfe und Bestimmtheit protestiert werden. Die Sprache des Plautus steht dem Urzustand der Sprache keinen Schritt näher als die ciceronianische. Zwischen Cicero und Plautus gähnt keine Kluft, in der die lateinische Sprache,

insbesondere die Syntax, auffallende und geheimnisvolle Sprünge gemacht hätte. Die Unterschiede, die mit so großer Betriebsamkeit festgestellt zu werden pflegen, sind in Wirklichkeit meist gar nicht vorhanden, und jede Erklärung einer syntaktischen Erscheinung, die auf dem Satze beruht, daß das Latein des Plautus auf einer tieferen Entwicklungsstufe bestehe ist zurückzuweisen. In dieser Überzeugung hat mich auch das nicht wankend gemacht, was Verfasser vorbringt. Um seine These zu begründen behauptet er nämlich zunächst, der Gebrauch des Indikativs und Konjunktivs sei zur Zeit des Plautus im allgemeinen nicht so sorgfältig differenziert gewesen wie in späterer Zeit. Denn erstens finde sich bei Plautus neben ita me di amabunt auch ita me di ament, zweitens komme in der älteren Sprache neben adeam auch adeo in deliberativer Bedeutung vor, und drittens habe in Kondizionalsätzen gelegentlich eine bemerkenswerte Variation der Modi statt (Konjunktiv im Vordersatz, Indikativ im Nachsatz). Hier vergißt nun Nutting, daß der Indikativ des Futurums auch im klassischsten Latein nicht selten da steht, wo man „eigentlich" den Konjunktiv erwarten sollte (z. B. laudabunt in konzessivem Sinn für laudent bei Hor. carm. I, 7), ferner bedenkt er nicht, daß sogar Cicero gelegentlich adeo für adeam sagt, und endlich weiß er doch ganz genau, daß das Schema si sit-est auch bei den späteren Schriftstellern so oft vorkommt, daß es schon längst die Aufmerksamkeit der Forscher erregt hat. Nutting begeht aber denselben Fehler, den so viele andere Gelehrte begehen: anstatt nach dem Grunde zu fragen, weshalb Plautus an der betreffenden Stelle gerade amabunt sagt und nicht ament, und weshalb Terenz an der einen Stelle adeo wählt, an der anderen aber adeam, stellt man einfach diese beiden völlig voneinander verschiedenen Ausdrucksweisen einander gleich und degradiert so Plautus und Terenz zu sprachlichen Stümpern, die noch in den Kinderschuhen stecken. Aber die Unfähigkeit zwischen Indikativ und Konjunktiv zu scheiden ist nicht das einzige, was Nutting dem Zeitalter des Plautus vorwirft, er geht so weit zu behaupten, damals seien die grammatischen Begriffe und Vorstellungen überhaupt weder so auf Symmetrie bedacht, noch so deutlich bestimmt gewesen, wie in späteren Tagen (in Plautus' day grammatical conceptions were neither so symmetrical nor so clearly defined as at a later time S. 51), gewisse sprachliche Erscheinungen verrieten einen Mangel an besonderer Wertschätzung des symmetrischen Satzbaues (betray a lack of keen appreciation for symmetrical sentence structure S. 52), Plautus habe überhaupt ein rohes

grammatisches Gefühl (a crude grammatical feeling S. 58), er sei noch nicht so trainiert auf grammatische Finessen wie Cicero (trained to grammatical niceties S. 67) und noch frei von der Knechtschaft strenger grammatischer Vorstellungen (the thrall of hard and fast grammatical conceptions S. 69). Man sieht, Nutting kann sich nicht genug tun, um Plautus als einen prähistorischen Höhlenmenschen aus der Wauwauperiode hinzustellen. Und was führt er zum Beweise seiner abenteuerlichen Behauptungen an? Er zitiert einige Beispiele von konjunktivischen Bedingungsperioden, deren Vordersatz ein anderes Tempus hat als der Nachsatz, z. B. Aul. 523 compellarem ego illum, ni metuam ne desinat memorare mores mulierum: nunc sic sinam. Das ist alles. Auch hier wird also die Frage, ob denn die Verschiedenheit der Form durch eine Verschiedenheit der Bedeutung hervorgerufen sein könnte, überhaupt nicht aufgeworfen. Aber selbst wenn die Antwort auf diese Frage verneinend ausfallen müfste, so dürfte man nicht einen solchen sprachgewaltigen Künstler wie ein stammelndes Wickelkind behandeln, sondern man müfste derartige stilistische Unebenheiten unter die Freiheiten rechnen, die sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern wirkliche und grofse Dichter nach dem Grundsatz Quod licet Jovi non licet bovi mit Recht herausnehmen dürfen.

Aber diese Respektlosigkeit vor Plautus und Terenz ist nicht das einzige, was sich Nutting zu schulden kommen läfst. Es kommt noch hinzu, dafs auch seine Anschauungen über das Wesen der lateinischen Modi höchst mangelhaft sind. So geht er mit keinem Wort darauf ein, dafs der lateinische Konjunktiv ein synkretistischer Modus ist und die Bedeutungen des alten Konjunktivs und des alten Optativs in sich vereinigt. Für ihn ist nach alter, aber nicht guter Sitte der lateinische Konjunktiv eine einheitliche, geschlossene Masse. Die Frage z. B. ob in exspecto si quid dicas (S. 75) der Konjunktiv anders aufzufassen ist als in quid si evocemus (S. 89), wird nicht berührt, ebensowenig das Problem, ob der lateinische Irrealis auf den alten Konjunktiv oder auf den alten Optativ zurückgeht, ja, an die Möglichkeit, dafs ein Konjunktiv Imperfekti im gegebenen Fall auch als Potentialis der Vergangenheit anzusehen ist, scheint Nutting überhaupt nicht zu denken. Der Indikativ ist für Nutting nach wie vor der Modus der Wirklichkeit, der Tatsächlichkeit, der Konjunktiv der Modus der Annahme, der Möglickeit — als ob nicht auch die allerwirklichsten Tatsachen und die allertatsächlichsten Wirklichkeiten gerade im Lateinischen unzähligemal durch den Konjunktiv aus-

gedrückt würden, und als ob nicht auch reine Annahmen und gedachte Möglichkeiten sehr häufig im Indikativ erschienen. Wann endlich werden diese abgeschmackten Definitionen und kindlichen Anschauungen aus unseren grammatischen Abhandlungen und Lehrbüchern verschwinden! Wer da sagt: „Der Indikativ ist der Modus der Wirklichkeit, der Konjunktiv der Modus der Annahme, gleicht dem, der da sagt: ‚Die Sonne geht im Osten auf.'" Beide sprechen etwas aus, was durch jahrtausendelangen Gebrauch geheiligt ist, aber auch etwas, was vor dem Forum der Wissenschaft und Vernunft nicht besteht.

Damit könnte ich eigentlich meine Besprechung schliefsen: denn auf unsicherem Fundament kann sich kein solider Bau erheben. Um jedoch dem Vorwurf zu entgehen, ich hätte zu allgemein geurteilt, will ich wenigstens auf einen bestimmten Abschnitt etwas näher eingehen. Auf S. 53 ff. behandelt Verfasser die Bedingungssätze, deren Vordersatz konjunktivisch ist, während der Nachsatz den Indikativ von posse aufweist. Er unterscheidet hier drei Typen und behandelt zunächst die Sätze der nichtbedingten Möglichkeit (unconditione ability). Zu diesen rechnet er z. B. Curc. 268: Siquidem incubare velint qui periuraverint, locus non praeberi potis est in Capitolio. Hier sei das Unvermögen des Kapitols, allen Meineidigen Raum zu gewähren, in keiner Weise abhängig von deren Wunsch (the inability of the Capitoline to provide accomodation for all perjurers is not in any way dependent on their wish to find a resting place within its limits). Deshalb habe der Sprecher, wenn er zur Apodosis komme, die Freiheit, diese Möglichkeit auch als nichtbedingt auszusprechen, anstatt also zu sagen: es k ö n n t e kein Platz gewährt werden, stehe es ihm frei zu sagen: es k a n n kein Platz gewährt werden. Hier befindet sich Verfasser in einem doppelten Irrtum. Erstens kommt es nicht darauf an, was die Meineidigen wollen, sondern was der Sprecher will. Daran aber, dafs der Sprecher den Hauptsatz tatsächlich abhängig machen will von der Erfüllung der Bedingung, ist auch nicht im geringsten zu zweifeln. Sonst würde er eben keine Bedingungsperiode gebildet haben, und es ist doch auch nicht unwesentlich, dafs im Vordersatz das Verbum incubare = „sich zum Traum h i n l e g e n" gewählt ist: ein liegender Mensch braucht bekanntlich mindestens dreimal soviel Raum wie ein stehender. Ferner aber wäre die Form locus non praeberi p o s s i t um kein Haar abhängiger oder unselbständiger als die indikativische. Ob ich sage: „den Meineidigen k a n n kein Platz auf dem Kapitol gewährt wer-

den“ oder „den Meineidigen könnte kein Platz auf dem Kapitol gewährt werden“: in beiden Fällen mufs ich, wenn überhaupt ein verständiger Sinn herauskommen soll, hinzufügen: „wenn sie sich zum Traum hinlegten“. Ich kann also nicht zugeben, dafs in diesem Beispiele eine „nichtbedingte Möglichkeit“ vorliege, oder dafs mit Hilfe dieses Ausdrucks irgendetwas gewonnen werde, um den Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv zu erkennen. Unter Nr. 2 folgen die Sätze der conditioned ability (der bedingten Möglichkeit) nach Art von Curc. 246 Potin coniecturam facere, si narrem tibi hac nocte quod ego somniavi dormiens? Hier mufs auch Nutting zugeben, dafs der Satz potin coniecturam facere erst durch den Vordersatz Sinn und Verstand bekommt, und hier erfahren wir denn die tiefgründige Weisheit, dafs an dem Indikativ der unentwickelte Zustand der plautinischen Sprache schuld sei! Ja, hätte denn Cicero anders geschrieben, wenn er denselben Gedanken hätte ausdrücken wollen? Und weiter: Wenn einmal dieser unentwickelte Zustand für die zweite Gruppe in Anspruch genommen wird, warum geschieht dies nicht auch für die erste und dritte? Zumal doch die Anzahl der Beispiele gar nicht so grofs ist, und Nutting selbst zugeben mufs, dafs man nicht immer scharf zwischen den einzelnen Gruppen scheiden könne? Er fühlt sich offenbar selbst im innersten Herzen etwas unbehaglich, wenn er eine Periodenform, die doch auch in der sog. klassischen Zeit tausendmal angewendet worden ist, mit Hilfe eines solchen abgeschmackten Mittels erklären mufs. Dies Unbehagen hindert ihn freilich nicht, noch auf derselben Seite zu behaupten, dafs in Beispielen wie Merc. 517 Sed quid ais, Pasicompsa? possin tu, si ussus venerit, subtemen tenue nere? Possum ein rein äufserlicher, nur durch die Unentwickeltheit des plautinischen Sprachgefühls zu erklärender Übergang vom Konjunktiv zum Indikativ vorliege. Wer also auf die Frage: „Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo Herr NN wohnt“ die Antwort gibt: „Natürlich kann ich das!“ der zeigt, dafs er ein wahrhaft vorsündflutliches Sprachgefühl hat!

In der dritten Gruppe fafst Nutting unter der Überschrift: Anacoluthon Beispiele nach Art von Rud. 566 zusammen Vel ego amare utramvis possum, si probe adoptus siem (S. 55). Hier werde, meint Nutting, der erste Teil des Satzes als reine Aussage einer Tatsache ausgesprochen. Dann aber wurde der Sprecher inne, dafs diese Tatsache doch gewissen Bedingungen unterliege. Diese füge er nach einer kleinen Pause

anakoluthisch hinzu, meist um im Hörer ein Lachen der Überraschung zu wecken. Hier kann ich zunächst nicht zugeben, daſs die Worte vel ego utramvis amare possum eine Tatsache enthielten, sie stellen vielmehr eine Behauptung dar, ebenso wie es eine Behauptung wäre, wenn der Sprecher den Konjunktiv possim gewählt hätte. Ferner aber wäre der Zweck der Überraschung genau so erreicht worden, wenn es possim hieſse. Endlich sieht man nicht ein, weshalb nur Beispiele wie das vorliegende als anakoluthisch bezeichnet werden. Sind denn die Gruppen 1 und 2 nicht auch anakoluthisch? Wäre es also nicht am einfachsten, man begnügte sich damit, zu behaupten, in allen Fällen des Schemas si sit-potest liege ein Anakoluth vor?

Durch die Unterscheidung von drei Gruppen wird also die Einsicht in das Wesen dieser Periodenform nicht im geringsten gefördert. Sie trennen Beispiele, die offenbar zusammengehören, sie errichten Scheidewände, die bei festem Zugreifen sofort einstürzen.

Und wie hier, so ist es auch in den übrigen Abschnitten der Abhandlung. Die Unterscheidungen und Gruppierungen des Verfassers halten sich meist an der Oberfläche, und ein tieferes Eindringen in die beim Sprechen vorliegenden psychischen Vorgänge wird vermiſst.

Grimma. **A. Dittmar.**

---

102) **Festschrift Adolf Tobler** zum siebzigsten Geburtstage dargereicht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig, Georg Westermann, 1905. 477 S. 8. ℳ 8.—.

War die in der „Rundschau" vom 14. Mai 1904 angezeigte Festschrift ein Gruſs an deutsche Philologen und Schulmänner, so ist die vorliegende ein Geschenk, ein Geburtstagsgeschenk, das Schüler und Freunde, fünfundzwanzig an der Zahl, dem „Meister der romanischen Philologie" zu seinem Ehrentage dargereicht haben. Man sieht es den Arbeiten an, daſs Liebe und Verehrung für den Gelehrten die Feder geführt haben, und wie ein jeder bemüht gewesen ist, sein Bestes zu geben. Es steckt viel Wissen in dem Bande, und man kann sich viel Belehrung daraus holen. Wir wollen nun die den verschiedensten Gebieten der Sprache und Literatur entnommenen Arbeiten an uns vorbeiziehen lassen und auf den Inhalt einiger mehr oder weniger kurz eingehen.

1. Vom echten Ringe. (Nach A. Toblers Ausgabe des Vrai aniel

1884.) Von Gustav Gröber, Strafsburg i. E. 2. Tausend portugiesische Sprichwörter. Von Carolina Michaëlis de Vasconcellos, Porto. Über den dritten Beitrag vgl. unten. 4. Dante und Adolf Pichler. Von A. Brandl, Berlin. 5. Neuere spanische Lyriker. (Núñez de Arce, Ramón de Campoamor, Gustavo Adolfo Bécquer.) Von George Carel, Charlottenburg. 6. Baudissin als Übersetzer Shaksperes. Von Hermann Conrad, Grofs-Lichterfelde. 7. Romanische Einflüsse in Gottfried Kellers Dichtung. Von Max Cornicelius, Berlin. 8. Zum Wortschatz der Pariser Lumpensammler. Von Otto Driesen, Charlottenburg.

9. Physiologus-Fabeleien über das Brüten des Vogels Straufs. Von Max Goldstaub, Berlin. Die alte Fabel, wonach die Sonnenglut die in den Sand vergrabenen, zur Zeit der höchsten Hitze gelegten Eier an Stelle des von Natur vergefslichen Vogels ausbrütet, die neuere, dafs der Straufs seine Eier blofs durch die Glut seines Blickes ausbrütet, sowie endlich die Einführung der Schlange in die Straufsfabel nehmen ihren Ursprung von einer Stelle im „Buche Hiob". Hauptsache war nun, dafs diese Stelle mit ihren Deutungen eben auch vom Physiologus aufgenommen wurde, dessen Spuren ja bis in unsere Tage hineinreichen.

10. Zur Geschichte der Faustsage in England und Frankreich. Von Georg Herzfeld, Berlin. Die Abhandlung sucht die Frage zu beantworten, wie Graf Hamilton in seiner französisch geschriebenen Faustnovelle, L'enchanteur Faustus, um 1700 entstanden, die auch Goethe im zweiten Teil von Faust als Quelle benutzt hat, dazu gekommen ist, die Gestalt des Faust nach England zu übertragen. Zur Beantwortung der Frage wird der Mathematiker und Alchimist John Dee herangezogen, der 1527 geboren wurde und von dessen Person Hamilton jedenfalls Kenntnis gehabt hat.

11. Die beiden Kreuzlieder des Trobadors Guiraut von Bornelh, nach sämtlichen Handschriften kritisch herausgegeben und übersetzt von Adolf Kolsen, Aachen. 12. Was ist slang, bezüglich argot? Von G. Krueger, Berlin.

13. Lope de Vega als Schüler Ariosts. Von Albert Ludwig, Schöneberg. Die Ergänzung einer von Tobler angeregten Dissertation: Verhältnis Lopes zu seinen italienischen Vorgängern in der Gestaltung der Karlssage.

14. **Romanisches und Französisches im Niederdeutschen.** Von E. **Mackel**, Friedenau. 15. **Ungedruckte Verse von Gresset an Friedrich den Großen.** Von **Wilhelm Mangold**, Berlin. 16. **Sesión académica ideal.** Por **P. de Mugica**, Berlin. 17. **Misszellen zur neufranzösischen Syntax.** Von **Alfred Risop**, Berlin.

18. **Der Estherstoff in der germanischen und romanischen Literatur.** Von **Felix Rosenberg**, Charlottenburg. Es wird zunächst die Frage beantwortet, woher es kommt, daſs dieser Stoff zu allen Zeiten und bei allen Völkern poetische Bearbeiter gefunden hat. Verfasser will dann keine neuen, bis jetzt unbekannten Estherdichtungen beibringen, sondern zeigen, wie die Dichter den Stoff benutzt haben; er will Bekanntes anordnen.

19. **Über Satzverbindung in der ältesten französischen Sprache.** Von **Siegbert Schayer**, Berlin. 20. **Vittoria Colonna ispira L'uomo dalle quattro anime.** **Giovanni Speranza**, Berlino. 21. **Chaucer's 'Retractatio'.** Von **Heinrich Spies**, Berlin.

22. **Über Vittorio Alfieris 'Agamennone' und 'Oreste'.** Von **Willi Splettstöſser**, Berlin. Die Erweiterung und Ergänzung eines im Seminar (vor Tobler) gehaltenen Vortrages. Die beiden Stücke werden zu den bedeutendsten Schöpfungen des Dichters gerechnet.

23. **Ein bretonischer Barde.** Von **Gustav Thurau**, Königsberg. Gemeint ist der Bretone Theodor Botrel, 1870 geboren, der in dem populären Montmartredichterkreise eine eigenartige und beachtenswerte Stellung einnimmt, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er in seinen Sammlungen, wie den „Chansons de chez nous“, „Chansons en sabats“ und den „Contes du Lit-Clos“, zum groſsen Teil alte Volksüberlieferungen poetisch bearbeitet. Die Art findet immer und überall Anklang! Eine Hauptrolle spielen bei den Bretonen wie auch bei dem Dichter Meer und Tod. Ein Gedicht erzählt die Sage von der untergegangenen Stadt Ys, ein anderes bringt eine Variante des „Fliegenden Holländers“. Sodann ist das Motiv von der menschlichen Hand benutzt, an die sich ja allerlei abergläubische Vorstellungen knüpfen; mir fällt dabei eine Sage ein, die Grässe in seinem „Sagenbuch des Preuſsischen Staates“ unter dem Titel „Die Mohrenhand“ erzählt. Ferner begegnen wir der Werwolfsage; in „Le Noël des Bêtes“ hat der Dichter den alten weitverbreiteten Volksaberglauben poetisch verwertet, daſs in der Weihnachtsnacht die Tiere reden. Ich verweise noch auf die „Légende de Noël“

in dem Bande von Alcius Ledieu, „Nouvelles et Légendes" recueillies à Démuin (bourg picard), Paris 1895, und erinnere daran, dafs auch Longfellow in „Evangeline" den Aberglauben benutzt (For he told them tales of the Loup-garou in the forest, And how on Christmas eve the oxen talked in the stable ...). Es steckt überhaupt viel Märchen- und Sagenwissen in den Liedern Botrels. Am wenigsten eigenartig ist er in den Liebesliedern. Die Arbeit regt dazu an, sich mit dem Dichter näher zu beschäftigen.

24. Reimende Ausdrücke im Neuenglischen. Von H. Willert, Berlin. Den Unterschied zwischen reinen und unreinen Reimen sollte man auch auf diese Art Ausdrücke anwenden. Es ist gewifs ein Unterschied zwischen: make — break, yearned — burned und: barely — sparely. Das Auge will auch was haben! Die reinen Ausdrücke haben für uns mehr Wert! Wir fügen der Sammlung, die der Verf. eine bescheidene nennt, einige Beispiele, welche uns beim Lesen einiger neuenglischer Bände (Tauchnitz) aufgestofsen sind, bei. Sie lassen sich leicht in die alphabetische Anordnung einreihen. Aus „Forest days", a romance of old times by G. P. R. James: That is neither *thine* nor *mine*...

There were servants hurrying *hither* and *thither* ... and, sitting down *pell-mell* with ... (aus dem Französischen; wir belegen aus Maupassant, „Suicides" ... je jette *pêle-mêle* dans le même meuble mes lettres et mes factures ...)

Aus „The stolen bacillus", etc. by H. G. Wells: ... and death ... would ... and go *hither* and *thither* seeking his vistims.

In some uncountable way, while he moved *hither* and *thither* in London, his sight moved *hither* and *thither* in a manner ...

And a man in the distance selling the special *Pall Mall*.

Aus „Cunning Murrell" by Arthur Morrison: A man went running *pell mell* up the lane.

... Murrell ... passed his hand *twice* or *thrice* over the hot cinders of the fire ...

... and she kissed the child passionately *twice* or *thrice* ...

And there was barely time to see that he wore a *smock-frock*.

But it checked the *hubbub* for a moment.

I *den't* — I *ben't* — I toad yow ... (dialektisch).

Aus „Tales of Mean Streets" by Arthur Morrison: ... as he floundered gallantly this way and that, among the shies and the *hokey-pokey* barrows.

Then he took Billy Chope by the collar, hauled him *pell-mell* along the passage..

The conductor ... was caught between the two *pell-mells* ...

He lifted the knocker ... and knocked a gentle *rat-tat* (Schallnachahmung.)

O you an' your comfort! ... *a-toilin'* an' *a-moilin'* with everything ...

If only he could ... and by *hook* or *crook* keep the outgoings paid ...

... the vile system of society whose *whole* and *sole* effect was ...

Aus „Christmas Stories" by Dickens, Collins etc.: ... we must help ourselves and take the house *wholly* and *solely* into our own hands.

... and, after *walking* on at her side for a little while and *talking* with her, looked at me. Im Anschlufs aus einem Briefe Brownings, in dem von Carlyle die Rede ist: who *walked* about the place and *talked* very wisely and beautifully.

... and possibly by some mysterious *hurry* and *flurry* at the parlour door ...

... and if you did, you *couldn't* because *I wouldn't*.

But the miserable people ... were all huddled together, men and women and children, *higgledy-piggledy*, like sheep in a pen.

Mr. Jolly reported that the mothers and sons, *larboard* and *starboard*, were as happy ... as any four people on board ship could ... wish to be.

In the midst of this childish *hububb*, I saw ...

Aus „I saw three ships" by Q.: Parson Babbage held up his hand, and screamed out over the *hubbub* —

As the little schooner came ... a huge sea caught her broad-side, and lifted as if to fling her *high* and *dry*. (unrein.)

The man on the wreck ... drenched *twice* or *thrice* ...

So when the fiddles struck up the air of *Randy* my *dandy*" ...

... else I'd have heard some mention of a *shal-lal* afore this u. ö.

— we 'm come to *marry*, not to *bury*. By the look o't 'tis neither *marry* nor *bury*, Nim nor Doll ... (unrein.)

Hearing the hoofs in his yard and the sergeant's *stram-a-ram* upon the door ... (Schallnachahmung.)

Take off those *fal-lals*, an' sit in your petticoat by the fire, here ...

Aus „Selections from American Humour" by Mark Twain: ... and he used to fetch him *down-town* sometimes ...

Stop her, sir! *Ting-a-ling-ling!* u. ö. (Lautnachahmung der Glocke).

... here come Brer Rabbit pacing' down de road — *lippity-clippity, clippity-lippity* — (Schallnachahmung).

Aus „The Blacksmith of Voe" by Paul Cushing: *Rat, tat, tat* ... (Schallnachahmung; Hammer des Auktionators).

Ergreifend wirkt die Schallnachahmung der Hammerschläge zum Sarge der Mutter in Dickens' „Copperfield": *Rat — tat-tat, Rat — tat-tat, Rat — tat-tat.* Wieder aus Cushing:

... it flew *hither* and *thither* ...

He swore, laughed, frowned, *snapped* his fingers and *slapped* his thighs ...

Do you know what you've *gone* and *done,* you born idiot!

Ah me! who were the happy people who used to *lie* down and *die* at pleasure?

But he was a *rusty, dusty,* devil-driven old scrivener.

What is it, lassie? Fretting about leaving your *crusty, rusty* old dad?

I'd as lief have a *hurdy-gurdy* as either, as far as I'm concerned.

When the gods are merry they will have their yoke, *willy-nilly.*

She is determined to get me married by *hook* or by *crook.*

Would you have me think my father harbours ... *ill-will* ...?

... and the low *hubbub* ceased ...

... judging from the *hubbub* of voices and the vehement gesticulations.

Pitiably *lame!* miserably *tame!*

... the woman will yet have scoured over every *highway* and *byway* ... (unrein.)

... known among the immortal *big-wigs* as second causes.

As it happened, it was *May-day.*

Aus „Macbeth" (I, 1) ist uns in Erinnerung: When the *hurlyburly* 's done ..., das Voſs treffend mit *holtergepolter* widergibt, während Schillers „Kriegsgetümmel" wohl den Sinn, aber nicht die Form trifft.

25. Tant soit peu. Von Georg Ebeling, Charlottenburg.

3. Französische Interjektionen. Von K. Sachs, Brandenburg. Nach Festlegung des gewiſs, auch für uns, interessanten Gebietes „Interjektion", gibt der Verfasser in alphabetischer Anordnung eine Sammlung von Interjektionen, die natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann noch will. Maupassant ist dreimal als Quelle angegeben.

Da wir uns viel mit Maupassant beschäftigt und unser Augenmerk auch besonders auf die Interjektionen gerichtet haben, die ja seinem Stile ein so charakteristisches Gepräge verleihen, so ist es vielleicht angebracht, hier als Ergänzung zu der Sachsschen Liste unsere durch andere, meist Zolasche, Interjektionen vermehrten Aufzeichnungen mitzuteilen. Wir wählen ebenfalls, der Übersichtlichkeit wegen, die alphabetische Reihenfolge, stellen jedoch hier und da Zusammengehöriges zusammen.

A

A bientôt!
Adieu!
Adieu! Adieu!
Ah!
Ah! ah!
Ah! ah! ah!
Ah! ah! ah! ah!
Ah! ... ah! ah! ah! ... ah! ah! ah!
Ah bien .. ah bien.
Ah ben non, pour sûr. (Dialektisch; aus „Aux Champs“.)
Ah bon!
Ah! bonjour.
Ah, ça!
Ah! Ça ira!
Ah! ça, oui .. par exemple.
Ah! ça, voyons.
Ah! certes.
Ah! c'est du propre! Allez.
Ah! mais non! Ah! mais non!
Ah! mais non, ah! mais non, ah! mais non! (Aus „Qui Sait?“)
Ah! non, par exemple.
Ah, mais non, par exemple.
Ah! mon Dieu! ah! mon Dieu!
Ah oui!
Ah, oui .. ah, oui, ah, oui!
Ah! oui, parlons-en, la belle!
Ah, si!
Ah! .. va!
Ah! vraiment!
Ah! vraiment .. Eh bien!
Ah! misère!
Ah! ... ah! ... canaille! ... canaille! ... canaille! ... canaille! ... (Aus „Une soirée“ der Sammlung „Le Rosier de Mme Husson“.)
Ah! sans le sou, ah! va-nu-pieds, ah! crève-la-faim. (Interjektionen in Verbindung mit Schimpfwörtern, wie öfter; aus „Le Noyé“.)
A la bonne heure.
A la bonne heure, à la bonne heure.
A la niche. (Wird zum Hunde gesagt, der sich legen soll)
A bas. (Ebenfalls.)
Allez-vous-en, allez-vous-en. Allez.
Allons, allons!
Allons, à table!
Allons, debout!
Allons donc.
Allons, en route!
Allons, tout beau .. tout beau.
Allons vite!
Allons, voyons.
Attends, attends, attends.
Attention!
Au fait.
Au galop!
Au revoir!
A la revoyure .. merci ben. (Dasselbe dialektisch; aus „Le Père Amable“.)
Au secours!
Au secours, au secours!
Au secours! au secours! au secours!
Au secours! au secours! au feu! au feu!
Hilfe! Hilfe! A l'aide, à l'aide!
Avant!

B

Bah!
Ah bah!
Bast!
Baste!
Bigre!
Bigre de bigre.

Birr! Birr! (Jägersprache; Nachahmung des Flügelschlages.)
Brr, brr, brr. (Ebenso.)
Brrrou ... pan! (Flügelschlag und Schufs.)
Pif! pan! (Schufs; hier Schreckschufs.)
Pif! paf! (Schufs; Pif und Paf kommen auch als Hundenamen vor in „Les Bécasses".)
Pan! pan! pan! (Schüsse; aus „Musotte". In „La Terre" von Zola liest man ebenfalls Pan! pan! pan! Unanständig; pets werden mit Schüssen verglichen. Bzing, bzing! Kugelgesause im Kriege: aus dem „Figaro".)
C' te blague!
Des blagues! des blagues! des blagues!
Bon.
Quel bonheur!
Quel bonheur, oh! quel bonheur!
Bougre.
(Bougre in Verbindung mit Namen und Schimpfwörtern findet sich oft in Zolas „La Terre"; u. a.:
Ce bougre de César.
Ce bougre de Jésus-Christ. (Es ist nicht der Herr gemeint, sondern es handelt sich hier um einen Beinamen.)
Bougre de bête.
Bougre de salop.
Bougre de mal élevé!
Ah! ce bougre de farceur.
Ah! la bougresse de gamine.
Bougres de brutes!
Bougres de saligots, tous les deux.)
Boum. (Türgeräusch).
Boum! boum!
Voilà, boum!
Bravo
Bravo, bravo ..!
Bref.

C

Ça, voyons.
Ça y est!
Certes.
Chouette. (Aus „Le Champ d'Oliviers".)
Chut.
Co-co-ri-co. (Nachahmung des Hahnenschreis; aus „La Maison Tellier".)
Couen! couen! couen! couen! (Entengeschrei. „La Maison Tellier".)
Comment ça.
Comment donc!
Crébleu!
Cré cochon!
Cré coquin.
Cré coquin, va!
Cré veinard.
Cristi!
Cristi de cristi. (Aus „Divorce" und „Le Trou"; der Artikel bringt den Beleg aus der Geschichte „L'Inconnue", die übrigens auch, auf derselben Seite, das einfache Cristi! aufweist.)

D

Dame.
Dare-dare-(Aus „Musotte".)
Désespoir!
Ah! diable.
Allons ... que diable!
De qui diable?
Où diable.
Pourquoi, diable. (Mille diables! in Daudets „Petit Chose".)
Que diable! (Aus „Musotte".)
Et du diable si .. (Aus „Musotte". Und: C'est bien le diable si .. in Zolas „Débâcle".)
Dieu!
Mon Dieu.
Oh! mon Dieu!
Mon Dieu! Mon Dieu!
Mon Dieu, mon Dieu, mon Dieu!
Bon Dieu.
Dieu de Dieu. (Aus dem Roman „Fort comme la Mort"; in „Débâcle" und „Le Rêve" heifst es: Ah! bon Dieu de bon Dieu!)
Seigneur!
Seigneur Dieu!
Dieu Seigneur .. Dieu Seigneur .. Dieu Seigneur!
Seigneur Dieu, c'est-il possible!
Pas possible! Seigneur Dieu! (Aus Zolas „Débâcle" belege ich: Mais ce n'est pas Dieu possible.)
Schwüre und Beteuerungen:

D'vant l' bon Dieu!
Su l'bon Dieu.
Je le jure sur le bon Dieu.
Je te jure devant Dieu ...
C'est pourtant la vérité du bon Dieu, la sainte vérité .. Là, sur mon âme et mon salut.
Sur mon salut éternel.
Sur ma parole, sur mon salut! (Aus „Musotte“.)
Sur la tête d'mon pé, d'ma mé, d'mon grand-pé, de ma grand' mé, et du bon Dieu qui m'entend, je jure ... (Dialektisch; aus „Tribunaux Rustiques“.)
Que Notre-Seigneur me juge si je ...
Din-din. (Glocke.)
Ding-don-don. (Glockengeläute; aus Daudets „Petit Chose“: Dig! dong!)
Dis donc.

E

Eh!
Eh! Eh!
Eh bien.
Eh bien, quoi!
Eh bien! .. voilà!
Eh ben. (Dialektisch.)
Eh ben! .. v' là tout.
Eh ben! vrai.
En route!
Entendez vous!

F

Feu!
Fi, fi donc
Oh! fi!
Fichtre!
Foi d'honnête homme.
Foutu.

G

Gare.
Gare à toi!
Glougous. (Geräusch der Dachrinne.)
Gniau .. gniau .. gniau .. (Durch Schmerz verursachte Töne.)
Et gnon, et gnon. (Stöße bei einer Schlägerei.)

Grâce! — grâce! — grâce! —
Grâce à Dieu.

H

Hardi! hardi! tire!
Hé.
Hé! hé!
Hé! hé! hé! là dedans, les gens! hé! ouvrez!
Hé ben.
Hein?
Hein!
Hélas!
Heu! .. heu! ..
Hip, hip, hip, hurrah!
Holà! hé! holà! là-bas!
Holà! holà! quelqu'un!
Hon! hou! hou! qué misère! hou, hou. (Wahrscheinlich ist statt hon! schon hou zu lesen, obgleich auch hon! als Interjektion vorkommt.)
Horreur!
Horreur! horreur!
Oh! l'horreur!
Hou! Hou! (Um den Hund zu verjagen.)
Hue! (Ruf für die Pferde.)
Hue cocotte!
Hue donc, Cocotte! Hue donc, Cocotte! (Rufe des Kutschers ans Pferd. Aus Zolas „Débâcle“: A hue, à dia! Aus „La Terre“: Dia hue! bougre! und: Dia hue! hep!)
Hum, hum.
Hurrah! hurrah!

J

Jésus, Jésus .. Jésus!
Oh! Jésus-Marie!
Ah! ah! ah! .. Jésus, Marie .. Ah! ah! ah!

L

Là, là, tout beau, tout beau .. tout beau.
La-i-tou! (Ausruf eines Betrunkenen, der fällt und sich wehe tut.)

M

Ma foi.
Ma foi non.

.. par exemple, ma foi tant pis ..
Mais comment donc.
Mais là.
Mais non.
Mais voilà.
Malheur!
Mâtin!
Maudit!
Merci.
Merci, merci.
Merci, par exemple!
Minute.
Misère .. misère ..
Miséricorde!
Morbleu!

N

Na.
Ni vu ni connu, je t'embrouille. (Aus „La Confession de Théodule Sabot" und „La Ficelle".)
Jurons:
Nom d'un chien ..! (Wurde auch in Zolas „Débâcle" und „La Terre" gefunden.)
Sacré nom d'un chien.
Eh bien, nom de D... (Aus Pietätsrücksichten schreibt ein Figaroartikel nur N. d. D.)
Nom de Dieu! (Wurde in „Débâcle" nicht weniger als 25 mal gefunden.)
Sacré nom de Dieu! (Aus dieser Beteuerung sind bekanntlich unsere Interjektionen „Sackerlot" und „Sapperlot" entstanden. Ich kann zufällig aus Marlitts Roman „Die Frau mit den Karfunkelsteinen" belegen: „Sackerlot, das wär' einer nach meinem Sinn!" „Sapperlot, die kann's aber!" In „Débâcle" kommt vor: Sacré bon Dieu!)
Nom de Dieu, de Dieu, de Dieu, de Dieu! („Débâcle": Nom de Dieu! nom de Dieu! In „La Terre": Nom de Dieu de nom de Dieu!)
Cré ... cré ... cré ... cré nom de Dieu de cochon. (Aus „La Petite Roque".)
Nom de Dieu wurde auch in Verbindung mit einem Schimpfwort gefunden:
Nom de Dieu de chenapan! (Aus „Le Mal d'André.")
(Viele Belege dieser Art in Zolas „La Terre":
Nom de Dieu de bête!
Nom de Dieu de bougresse!
Nom de Dieu de chieur d'encre.
Ah! nom de Dieu de salope.
Ah! ce nom de Dieu de Jésus-Christ! (J. Ch. ist, wie schon gesagt, ein Beiname.)
Nom de Dieu de Gédéon! (Name des Esels.)
Ah! le nom de Dieu de gueusard! U. s. m. Wir bringen noch zwei Belege aus Zolas „Débâcle": Nom de Dieu de cafard! und Ce nom de Dieu de cochon-là!)
Nom de nom.
Nom d'un nom.
En avant! nom d'un nom!
Cré nom d'un nom ..!
Nom d'un nom, d'un nom, d'un nom ..!
Nom d'un nom, d'un nom, d'un nom, d'un nom ..! (Aus „Le Noyé".)
Nom d'un tonnerre. (Neben Nom de Dieu! ist Tonnerre de Dieu! sehr beliebt bei Zola; es findet sich 23 mal in „Débâcle"; außerdem kommen vor: Tonnerre de bon Dieu! und die Wendungen: Du tonnerre de Dieu, si je ... und: Quand le tonnerre de Dieu y serait ... diese auch in „La Terre".)
Im Englischen: Name o' thunder! (Beleg aus „I saw three ships.")
Non; ah! mais ça, non.
Non, pour ça non.
Non, vraiment, non!
Pour ça non; oh! pour ça non .. Non! Non! .. Bien vrai.
Parole d'honneur non. (Aus „Musotte".)

O

Ô prodige.
O stupeur.
Oh!
Oh, allez!
Oh! là! là!

Oh mé.
Oh non, pour sûr, oh non!
Oh, par exemple.
Oui, pour ça.
Oh, oui!
Oh! oui, oh! oui.
Oh! oui, va.
Mais oui.
Mais oui ... Mais oui ...
Mais oui morbleu!
Mon Dieu oui.
Ohé.
Ohé! ohé!
Ohé! .. attention.
Oua, oua, oua. (Unverständliche Laute eines Alten.)
Ouf!

P

Pan. (Türöffnen.)
Pan! pan! (Schläge mit dem Sonnenschirm.)
Parbleu!
Mais parbleu!
Mais oui, parbleu!
Eh! oui parbleu.
Parbleu! parbleu!
Parbleu .. allez .. Ah!
Pardi.
Pardié! (Dialektisch.)
Pardine.
Pardon!
Pardon! Pitié! Grâce!
Ma parole!
Parole d'honneur!
Sur l' l'honneur.
Sur ma parole.
Patatras!
Patience! patience!
Peuh! (Aus „Musotte".)
Pouah. (Ekel, Widerwille.)
Pouf.
Pss't.

Q

Qui vive?
Quoi.

R

Rien ... rien de rien.

S

Sac à papier! (Aus „Musotte"; Bekräftigung.)
Sacrebleu!
Ah! te v'là, sacré puçot, sacré puçot, sacré puçot!
(Unzählige Male kommt sacré in Verbindung mit Schimpfwörtern wieder in Zolas „La Terre" vor. U. a.:
Sacré cocu.
Sacré lâche!
Sacre têtu.
Ah! cacré malin.
Ah! oui, sacré farceur.
Eh! sacré farceur.
Eh bien! sacré bougre.
Mais, sacré cul-de-jatte!
Sacrée dinde!
Ah! sacrée rosse!
Sacrés lâches, oui!
Ah! les sacrées gouines.
Noch ein krasses Beispiel:
Sacré cochon, là-haut! (Womit Gott gemeint ist.)
Sacristi!
Mais sacristi! (Aus sacristi entsteht Sapristi! das ich in Daudets „Rois en exil" und „Petit Chose" lese. Wir kennen den Fluch ebenfalls, in dem Roman heißt's wieder: „Sapristi — das wäre!")
Saperlipopette! („Boule de Suif" und „L'Ami Joseph". Saperlotte! in „La Terre" und: Mais, saprelotte ... voyons! ... voyons! in dem Lustpiele „La Piste" von Sardou.)
Si c'est pas une pitié!
Si on peut dire.
Si on peut dire! .. si on peut dire ..
Si on peut dire! (Dasselbe besagend wie die Interjektionen mit possible.)
Stop!
Pour sûr!

T

Té!
Tenez.
Tiens! .. ça, par exemple.

Tiens! comment!
Tiens, tiens .. ah! par exemple .. Oh!
Tiens, tiens, tiens, voilà, voilà.
Tic-tac. (Lautnachahmung der Uhr. In dem Roman „Fort comme la Mort" wird das Tic tac ausgelegt wie: ça va ça va, ça va.)
Tiiit, tiiit, tiiit, tiiit. (Ruf nach einem verlaufenen Hunde.)
Tonnerre.
Ton ton, ton taine ton ton. (Air de chasse.)
Ça va. Tope là!
Tope là, tope là.
Tralala.
Tra-la-la. Tra-la-la-la.

V

Va donc.
Vas-y.
Va-t'en!
Ventrebleu!
Victoire! (Ausruf der Freude über das Gelingen einer Sache.)
Bien vite, bien vite .. mais bien vite.
Vive la France!
Vive la patrie!
Vive la République! vive la République! vive la République!
Voilà!
En voilà.
Voilà .. voilà.
Voilà .. voilà .. voilà ce que c'est.
Nous voilà propres, ah bien! nous voilà propres.
V'lan, v'lan, v'lan. (Ohrfeigen.)
Voyez-vous.
Voyons.
Vrai.
Bien vrai.
Non, vrai.
Oh, vrai.
Eh bien, là, vrai.
Vrai .. Vrai .. Vrai.
Mais là, vraiment, vraiment, bien vraiment de vraiment. (Aus „Yvette".)

Z

Zut!

Diese Sammlung wurde beim Lesen der Novellen, sämtlicher, wie sie in den 17 Bänden zur Verfügung stehen, und der zwei anderen Werke angelegt, aber auch bei Zuhilfenahme der übrigen Werke dürfte sich das Maupassantsche Interjektionsbild nicht viel anders gestalten.

Wilhelmshaven. **August Andrae.**

---

103) **W. Bang** und **R. B. McKerrow, The Enterlude of Youth** nebst Fragmenten des **Playe of Lucres** und von **Nature** herausgegeben von W. B. u. Mc K. (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, begründet und herausgegeben von W. Bang, Bd. XII.) Louvain, A. Uystruyst; Leipzig, O. Harrassowitz, 1905. XXIV u. 108 S. 8 mit 16 Faksimiles.

Subskriptionspreis ℳ 8.50; Einzelpreis ℳ 11.20.

Mit anfeuerndem Eifer wirkt der verdienstvolle Herausgeber der Sammlung zugleich als Herausgeber einzelner Nummern, in diesem Fall in Gemeinschaft mit dem bekannten englischen Gelehrten McKerrow. Auch hier gibt die Einleitung nicht nur Rechenschaft über die bisherige Forschung, sondern bietet mancherlei tatsächlich Neues oder interessante

Vermutungen, die erst durch die weitere Forschung zur Gewifsheit erhoben werden müssen. Das gilt besonders für das von Bang über das Verhältnis des Enterlude of Youth zu Hyckescorner Gesagte. Allgemeines methodologisches Interesse beansprucht der § 5 der Einleitung über die beiden alten vollständigen Ausgaben und das Fragment, die sämtlich undatiert sind. Hier werden (in ähnlicher Weise übrigens wie es vorher mit grofsem Erfolge von Schick in seiner Ausgabe von Kyd's Spanish Tragedy getan ist) die zum Drucken der Holzschnitte benutzten Blöcke in ihrer Verwendung und Abnutzung als Kriterien für die Entstehungszeit der Drucke herangezogen. — Im Abdruck der alten Ausgaben folgen die drei nacheinander. Warum hat man hier nicht den zum Vergleich viel übersichtlicheren Paralleldruck gewählt? Das Fragment ist höchst dankenswerterweise vollständig faksimiliert gegeben. — Von den Anmerkungen ist die Erläuterung zu Vers 19 zu berichtigen. Hier wird die Schreibung *I wis* für *i wis* = me. *ywisse* durch frühe Anlehnung an das Präteritum *I wist(e)* erklärt. Aus der Bemerkung des Herausgebers „Allerdings ist auch *I now* (= *enough*) gut zu belegen, und Schreibungen wie *I seyen* = *yseyen* etc. sind keineswegs selten" geht schon hervor, dafs eine allgemeine Erklärung, nicht eine besondere für *I wis* gegeben werden mufs. Sie liegt einfach darin, dafs man das Präfix *i, y,* nachdem es in der Schrift von dem zugehörigen Worte getrennt werden konnte, mit dem grofsen Buchstaben *I* schrieb genau so wie in dem Personalpronomen der ersten Person, um es aus der Umgebung hervorzuheben. Zu *thys* für *thus* vergleiche man das in meinen „Studien zur Geschichte des englischen Pronomens" § 202 f. Gesagte. Den Beschlufs des Bandes machen gemäfs dem Titel noch zwei Fragmente, ersteres, bisher ganz unbekannt, nach Ms. Harl. 5919 f. 20 No. 98, letzteres, früher in Brandls Quellen S. 73 ff. veröffentlicht, nach zwei neu aufgefundenen Seiten im Besitz des Antiquars B. Quaritch.

Berlin. **Heinrich Spies.**

Entgegnung

auf die Besprechung meines Buches „Der Ursprung und das Wachstum der Sprache indogermanischer Europäer" in Nr. 2 1906.

Die besprochene Arbeit ist eine Studie über die prähistorische Entwickelung des Vokalismus. Um zu einer Klarheit über die quantitativen und qualitativen Vokalverhältnisse zu gelangen, wurden die Wörter mit dem Begriffe durchbohren, drehen, flechten auf 80 Seiten und die des Zeugens auf

40 Seiten nach ihrer begrifflichen und lautlichen Seite hin einer Untersuchung unterzogen. Die Begriffsentwickelung, die vom Kreisförmigen zum Bogen- und Hakenförmigen (Winkeligen) führte, der in den Wurzeln der Wörter des Flechtens sich spiegelnde Fortschritt vom Flechten mit Ruten (einer Einzäunung, von Körben, Matten) bis zum Weben, das lautliche Verhältnis zwischen den Wörtern des Tragens und denen des Getragenen (Netzen, Last, Gewicht, Kind, Fruchtkorn) ergaben, dafs von or, er sich ar sonderte, und von or, er und ar die (nach einzelnen Beispielen als urindogermanisch bezeichneten) Vokale ō (ū), ī, η, ā und aus diesen die Kürzen entstanden (S. 104). Daran knüpft sich die veränderte Stellungnahme zur Frage des Ablautes und der Entstehung der Zeitformen des starken Verbums (S. 155). Nebst anderem handelt es sich darum, ob der Etymologe nach diesen Ausnen noch bei dem alten System ε:ο, ευ, bei der Aufstellung von Wurzeln mit eu usw. verbleiben könne.

Dies ist der Gegenstand der Beurteilung. Von all diesen Fragen wird in der Besprechung nichts erwähnt.

Wien. **J. Steyrer.**

Erwiderung.

Wenn Herr Steyrer glaubt, durch seine Studie „zu einer Klarheit über die quantitativen und qualitativen Vokalverhältnisse“ der indogermanischen Ursprache gelangt zu sein, so ist das sein gutes Recht. Ebenso sehr ist es aber auch das Recht des Rezensenten, wenn er eine Arbeit überhaupt für vollkommen verfehlt hält, diese Ansicht in aller Kürze zum Ausdruck zu bringen. Und dies ist in der beanstandeten Besprechung geschehen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 5. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

104) C. Rehdantz und O. Carnuth, Xenophons Anabasis. 2. Bd. Buch IV—VII. 6. Aufl., besorgt von Wilhelm Nitsche. Mit einer Karte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. 248 S. 8. ℳ 2.40.

Die neue Bearbeitung der Rehdantzschen Anabasis entspricht im grofsen und ganzen den früheren Ausgaben; von den sehr zahlreichen Zitaten sind im Interesse der Schule einige fortgelassen, eine Ausgabe für die Schule allein ist sie indes nicht geworden, sondern hat den alten Charakter beibehalten. Der Text ist mit Rücksicht auf Gemolls Ausgabe an manchen Stellen geändert, doch folgt N. ihr keineswegs überall. Für die Schule sind diese Abweichungen fast sämtlich von geringerer Bedeutung; dem philologischen Kritiker fällt bei der mangelhaften Beschaffenheit der Haupthandschrift die Entscheidung oft schwer. V, 8, 6 liest N. *ὁ τὸν κάμνοντα ἀπάγων*; die Änderung scheint mir um so weniger nötig, als § 8 steht

τοῦτον ἄγειν, und das Partizip eines Präteritums besser paſst als das des Präsens. S. IV, Z. 14 fehlt vor *νέον*: 4, 27; statt 6, 29 in derselben Zeile lies 4, 29.

Der wissenschaftliche Wert des Buches ist nach wie vor anzuerkennen.

Oldesloe. **Hansen.**

---

105) **Rudolf Preiswerk, De inventione orationum Ciceronianarum.** Basel, Druck von Friedr. Reinhardt, 1905. 124 S. 8.

Die römische Beredsamkeit ging aus dem Volksleben der römischen Republik hervor. Der blinde Appius, Fabius Cunctator, der alte Cato befolgten bei ihren Reden an den Senat, das Volk, die Richter, das Heer den Grundsatz: *rem tene, verba sequentur*. Nach der Unterwerfung Griechenlands begannen dann die Römer, ihre Reden nach griechischen Kunstregeln und Mustern auszubilden; zumal Cicero studierte die griechische Sprache, Literatur und Redekunst sehr eifrig. Er suchte sich überhaupt Kenntnisse in allen Wissenschaften zu erwerben. Er ist der allseitigste Redner des Altertums und hat die griechische Theorie der Redekunst in umfassendster Weise mit der römischen Praxis verbunden. Pr. sucht in seiner fleiſsigen, aus langen Studien hervorgegangenen Schrift in bezug auf die *inventio* die griechischen und römischen Elemente in Ciceros Reden zu unterscheiden. Er behandelt in fünf Teilen a) Anfang und Schluſs, b) die Erzählungen, c) die Beweisführungen, d) die Schilderung der Personen, e) einzelne künstliche Darstellungsformen. Er hat diese weitschichtige und schwierige Materie mit löblichem Geschicke gegliedert und mit besonnenem Urteil erörtert. Doch scheint es mir, daſs Pr. den Cicero in seinen älteren Jahren, wo er freilich eifrig studierte und Schriften abfaſste, als Redner zu stark nach den Schablonen der Lehrbücher und Schulübungen arbeiten lasse. Als praktischer Mann war Cicero frühzeitig über die griechischen Lehrbücher der Rhetorik zurückgegangen auf die attischen Redner der Blütezeit, Perikles (Reden bei Thukydides), Xenophon (Rede des sterbenden Cyrus, Cyrop. 8, 7), Plato, Demosthenes, Lysias. Dies scheint mir von Pr. nicht genügend betont zu werden. Bei Plato (Crito 11, 12) reden die Gesetze zu Sokrates; so läſst Cicero oft die Respublica sprechen. Der Angeklagte zu Athen wies die Richter auf seine Freunde und Familie hin, die seine Freisprechung wünschen; in Rom schwieg er und lieſs den Anwalt sprechen. Nach Pr. S. 14 und 19 könnte man meinen, daſs die Verwendung der

Verwandten und Freunde zur Erregung des Mitleides der Richter speziell römisch sei.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

---

106) **Philippe Champault, Phéniciens et Grecs en Italie d'après l'Odyssée,** étude géographique, historique et sociale par une méthode nouvelle. Paris, E. Leroux, 1906. 602 S. 8. fr. 6. —.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, dafs das Phäakenland gefunden ist und zwar in der Insel Ischia. Die „neue Methode", deren sich der Titel rühmt, besteht im wesentlichen darin, dafs man auf jede exakte Beweisführung verzichtet, lediglich Hypothese auf Hypothese baut, Erwägungen allgemeinster Art („la sociologie") an die Stelle von wissenschaftlicher Begründung setzt und sich in breiter Ruhmredigkeit selber über die überraschenden Resultate wundert, welche sich auf diese Weise spielend leicht gewinnen lassen. Das Ganze baut sich auf der gänzlich unbewiesenen Hypothese Bérards (Les Phéniciens et l'Odyssée, Paris 1902 f.) auf, dafs die Phäaken Phönizier seien, ursprünglich in Kumä bei Neapel gesessen hätten und von dort nach Korfu zurückgewandert seien. Champault verbessert seinen Meister nur im zweiten Punkt: Warum hätten die Phäaken soweit von ihren bösen Nachbarn fliehen sollen? Sieh, das Gute lag so nah! Also sind sie blofs auf die nächste Insel, natürlich auf die gröfste und fruchtbarste, also auf Ischia geflohen. Es ist nur zu verwundern, dafs noch niemand auf diesen ingeniösen Gedanken gekommen ist; vollends da, nach Champault, „Ischia", auch etymologisch gar nichts anderes bedeutet als „Insel Scheria". „Scheria" aber heifst nach Bérard „schwarz"; Ischia aber ist „die schwarze Insel" κατ' ἐξοχήν, wie sich jedermann durch eigenen Augenschein überzeugen kann. Ischia hat ferner Berge, es ist fruchtbar; beides bezeugt Homer von Scheria; die von Homer beschriebenen Örtlichkeiten sind sogar doppelt vorhanden, zur Auswahl; es stimmt also — alles. Diese Theorie wird von der vulkanischen Natur der Insel in willkommener Weise gestützt: 1) die Bestrafung der Phäaken durch Poseidon weist auf vulkanische Vorgänge hin (das liefse sich noch hören), und 2) solche Vorgänge dauern seit homerischer Zeit ununterbrochen fort, wodurch sich alles erklärt, was — nicht stimmt.

Bérard setzt die Insel der Kalypso in die Meerenge von Gibraltar;

Champault findet dies bestätigt durch Skylax, der von Karthago nach Ceuta sieben Tage und sieben Nächte rechne; zähle man dazu die Entfernung von Messina bis Karthago, so erhalte man genau die homerische Distanz zwischen Charybde und Kalypsos Insel: neun Tage und neun Nächte. Nachdem auf diese Weise Bérards Hypothese „bewiesen" erscheint, geht Champault daran, auch den Rückweg an der Hand von Skylax aufs genaueste zu bestimmen. Dafs Homer dabei deutlich sagt, dafs diese Fahrt über das offene Meer schnurstracks nach Osten ging, den grofsen Bären immer zur Linken, kümmert Ch. wenig; nach ihm handelt es sich um eine Küstenfahrt, dem spanisch-ligurisch-italischen Ufer entlang nach Ischia — „L'Ourse est, ici et là, plus ou moins à gauche, mais partout elle est sur la gauche". Die von Skylax auf dieser Route angegebenen Strecken zusammengezählt ergeben achtzehn Tage und fünfzehn Nächte; ein Sommertag ist aber = zwei Sommernächten, also achtzehn Tage und fünfzehn Nächte = siebzehn Tage und siebzehn Nächte, wir finden also „avec une approximation aussi satisfaisante que possible" die siebzehn Tage und siebzehn Nächte, welche Homer angibt, bei Skylax wieder. So ist mit einem Schlag sowohl der Weg, den Odysseus von Kalypso zurückkehrend einschlug, als auch sein Ziel, das Phäakenland, durch diese neueste der „exakten" Methoden, „gefunden".

Die Phäaken Ischias sind nach Ch. hellenisierte Phönizier aus Theben und Euböa. Der Nostos ist auf Ischia gedichtet von dem durchreisenden, dort blindgewordenen Homer. Nächst Ischia verherrlicht er die umliegende Festlandsküste: die Kyklopen auf den Phlegräischen Feldern am Nordufer des Golfes von Neapel, Nisida die Ziegeninsel vor der Grotte des Polyphem (darin folgt Ch. den Theorien Bérards, der aber nicht die ungeheuerliche Zumutung stellt, zu glauben, dafs das Land des Alkinoos sich in unmittelbarer Nachbarschaft befinde). Den Eingang zur Unterwelt, den Bérard seltsamerweise in sein Kyklopenland in die Nähe von Kumä versetzt, verpflanzt dafür Ch. nach Sardinien, wo er mit Bérard auch die Lästrygonen sucht. Die Insel der Circe ist Pianosa bei Elba, die Inseln des Äolus sind nicht die Liparischen, sondern die Ägatischen. Im übrigen korrigiert er Bérards Aufstellungen nur unwesentlich.

Das dicke Buch kann immerhin auf den Wert Anspruch machen, einmal jedermann klar und deutlich zu zeigen, wohin man gelangt, wenn man in homerischer Geographie, wie leider auch Dörpfeld in seiner Ithaka-Leukas-Hypothese, auf jede sichere historische Grundlage von vornherein

verzichten zu können glaubt und an ihre Stelle ganz subjektive Auslegungen von Homerstellen oder weithergeholte Erwägungen zu Beweisgründen erhebt, wenn man, kurz gesagt, statt des kritischen Verstandes die dichtende Phantasie walten läfst.

Heilbronn a. N. **Gustav Lang.**

107) **Hermann Ubell, Die griechische Tragödie.** Mit 9 Vollbildern in Tonätzung. (= Die Literatur, herausgegeben von Brandes, Bd. XVII.) Berlin, Bard, Marquardt & Co., o. J. 45 S. kl. 8. kartonniert ℳ 1.25.

108) **Johannes Geffken, Das griechische Drama. Aischylos. Sophokles. Euripides.** Mit einem Plan des Theaters des Dionysos zu Athen. Leipzig, Berlin, Th. Hofmann, 1904. II u. 113 S. 8. geb. ℳ 2.20.

Das Buch des Archäologen Ubell ist in warmer, hier und da etwas gesuchter Sprache für weiteste Kreise geschrieben, die es zum Genufs und Verständnis der Wilamowitzschen Übersetzungen und vor allem der Nachdichtungen Hugos v. Hofmannsthal anleiten soll. In den Übertragungen von Arnim und Wilamowitz sieht U. freilich nicht mehr, als „den besten Kommentar, den es bis jetzt gibt“, aber angesichts des Leserkreises, für den er arbeitet, hätte er lieber sagen sollen, was er an jenen vermifst und was er anders wünschte, als blofs kritische Seitenbemerkungen zu geben Desgleichen mufste er Arnim, der mit seiner Skepsis bezüglich der dionysischen Rechtgläubigkeit des Bakchendichters doch nicht allein steht, mit Gründen gegenübertreten. Am nützlichsten dürfte sich der letzte Teil des Schriftchens, die technische Analyse der „Medea“ erweisen, wo Punkt für Punkt die Verschiedenheit der Voraussetzungen dargelegt wird, mit denen der antike und der moderne Zuschauer sich dem Theater nahen, um so deutlicher aber der bleibende Wert des alten Dramas für die Gegenwart und Zukunft hervortritt.

Sachlicher und methodischer wendet sich Geffken an engere Kreise die entweder griechische Dramen im Original gelesen haben, oder im Begriffe stehen, es zu tun; insbesondere dem Schüler will er das Auge für das Wesen des antiken Theaters öffnen, wie es ihm und unzähligen anderen eben Wilamowitz geöffnet hat. „Die Dankbarkeit, die die Kunde von der Tragödie ihm schuldet, verlangt, dafs man von ihm nicht nur das wisse, was die Zeitungen über ihn sagen, sondern auch im einzelnen die Felder

kenne, die sein Genius erleuchtet und erschlossen hat. Kundige werden finden, dafs ich mich seinen Ausführungen öfter auch im Wortlaut, bewufst oder unbewufst, angeschlossen habe und werden darin um der grofsen Sache willen, deren Vertretung es gilt, kein Unrecht erkennen.“ Damit ist der Standpunkt des Verfassers charakterisiert und wir haben nur hinzuzufügen, dafs er keinen literarhistorischen Leitfaden gibt, sondern nach geschichtlichen und technischen Vorbemerkungen einzelne Werke, die für die Nachwelt besonders wertvoll wurden, genauer analysiert. (Orestie, Antigone, Aias, Alkestis, Medea, Hippolytos, Odipus.) Das Prinzip der Inhaltsangabe, die bisweilen zur Paraphrase erweitert wird, überwiegt, doch bleibt noch Raum für problematische, technische und historische Erörterungen. Unter anderem ist es erfreulich, dafs G. Kaibels Ausführungen über „Antigone“ nicht ohne weiteres akzeptiert hat, auch nicht mehr in den Chorus der Schuldsucher einstimmt, sondern das Drama psychologisch zu fassen sucht und, mit Bezug auf die viel umstrittenen Verse der Abschiedsrede energisch daran erinnert, wie fern uns doch noch immer das seelische Leben der Griechen steht; da ist es nicht leicht, das „Ungriechische“ einer Vorstellung zu erweisen. Möchte doch das dianoëtische Element des griechischen Dramas noch genauer untersucht werden als bisher geschah; Aristoteles' trockene Aufzählung der „Teile“ der Tragödie beweist doch zum mindesten, dafs das spätere Publikum darin etwas wesentliches, um seiner selbst willen in die Tragödie gehöriges sah. Aber wie verschieden sind die Reflexionen des Chors und der Hauptfiguren und wie anders reflektieren sophokleische und euripideische Helden! Es mufs hier vor allem auf den grofsen Unterschied zwischen Reflexionen vor und nach dem Entschlufs geachtet werden. Das Gefühlsleben des Menschen entwickelt sich schneller, als die Möglichkeit, sprachlich, d. h. mit Hilfe von Vorstellungen bzw. deren Zeichen das Gefühlte deutlich zu machen. Sobald der Mensch zu reden beginnt, steigt er aus der Urtiefe seines Wesens auf das Podium, wo er einer unter vielen ist und sich ihnen mit Hilfe abgeschliffener und abgegriffener Vorstellungen verständlich machen mufs. Handelt es sich nun darum, ein starkes und individuell-unmittelbares, aber nicht eben alltägliches Gefühl gegen die platten Anklagen der Durchschnittswelt (hier des Chors) und zugleich (in welchem schwierigen Falle die scheidende Antigone ist) gegen das sich aufbäumende Lebensgefühl zu verteidigen, so bekommen die betr. Auseinandersetzungen leicht einen primitiven, auf eine niedriger organisierte Zuhörerschaft be-

rechneten, unpoetischen, ja egoistisch-berechnenden Anstrich. Man achte da auf die Sprache der Kinder, die bisweilen recht altklug, ja roh und herzlos reden, weil sie dasjenige, was sie fühlen, nicht in Worte fassen können und sich doch auch verständlich machen wollen bei denen, in deren Brust sie ein unmittelbares Mitschwingen der eigenen Leiden und Freuden, Hoffnungen und Beängstigungen nicht ohne weiteres vorauszusetzen wagen. Danach beurteile man die Abschiedsrede der Antigone, die in Wahrheit längst und fest zu ihrer Tat entschlossen ist, aber auf Grund von Gefühlen, die sie hier nicht aussprechen kann.

Heidelberg. **Robert Petsch.**

---

109) **Hans Fischl, Fernsprech- und Meldewesen im Altertum** mit besonderer Berücksichtigung der Griechen und Römer. Programm. Schweinfurt 1904. 40 S. 8.

Nach Äschylus versprach Agamemnon bei seiner Abfahrt von Argos seiner Gemahlin, er wolle ihr die Einnahme Trojas durch Feuerzeichen melden, und errichtete hierfür Zwischenstationen. Diese Einrichtung zum Melden eines erwarteten Ereignisses kam zu den Griechen von den Ägyptern oder Phöniziern. Od. X, 30 *καὶ δὴ πυρπολέοντας ἐλεύσσομεν ἐγγὺς ἐόντας* scheint zu bedeuten, dafs eine zur Landung günstige Stelle am Tage durch Rauch, in der Nacht durch Feuerschein den nahenden Seefahrern kenntlich gemacht wurde. — Als Miltiades Paros belagerte, geriet auf Mykonos ein Wald in Brand, was man bei Paros für ein Zeichen der nahenden Flotte des Datis hielt (nach Ephorus). Man darf annehmen, dafs die Parier in der Nacht Feuerzeichen erhoben hatten, um ihre Freunde zu Hilfe zu rufen, da schon Homer (Il. 18, 211) diesen Brauch kennt. 480 wurde den Griechen bei Artemision das Nahen der persischen Flotte von Skiathos aus durch Feuer signalisiert; mehr vermag ich aus Herodot 7, 182 nicht zu erkennen. Fischl meint, hier handle es sich „um Meldung eines Ereignisses, das niemand ahnen konnte". 479 tat Mardonius durch Feuerzeichen über die Inseln hin, wo also Fackelposten waren, dem Xerxes nach Sardes die Einnahme Athens kund (Her. 9, 3). Im August 479 war an einem Vormittag die Schlacht bei Platää und gleichen Tags die Schlacht bei Mykale, bei deren Beginn die Rede herumging, Mardonius sei besiegt (Her. 9, 100); Leotychides wird sie zur Ermutigung seiner Truppen ausgestreut haben. Fischl bildet sich ein, diese Kunde sei am hellen Mittag durch den Pyrotelegraphen so schnell übermittelt worden. — 427 wurde

der peloponnesischen Flotte bei Corcyra das Nahen der Flotte des Eurymedon signalisiert: Thuk. 3, 80, 2 *ὑπὸ νύκτα αὐτοῖς ἐφρυκτωρήθησαν ἑξήκοντα νῆες Ἀθηναίων προσπλέουσαι ἀπὸ Λευκάδος*. Dafs es nur athenische Schiffe sein konnten, war klar; die Zahl 60 setzte wohl blofs Thukydides hinzu; die Richtung von Leukas her ergab der Ort der Signale; „immerhin müssen wir diese Leistungen bewundern". Ich glaube nicht, dafs *ἀπὸ Λευκάδος* mit *ἐφρυκτωρήθησαν* zu verbinden sei. Die Spartaner fahren nun dem Lande nach heimwärts und transportieren die Schiffe über den Isthmus von Leukas, *ὅπως μὴ περιπλέοντες ὀφθῶσιν*. Das kann doch nur bedeuten, sie hätten gefürchtet, dafs die athenische Flotte von Korfu her sie verfolge, nicht dafs sie meinten, Eurymedon sei vielleicht noch bei Leukas; Fischl sagt nichts darüber. — Feuerzeichen, die ruhig emporgehalten wurden, bedeuteten, dafs kein besonderer Grund zur Unruhe vorliege, und hiefsen *φρυκτοὶ φίλιοι*; Hin- und Herschwenken von Fackeln deutete auf nahende Feinde (*φ. πολέμιοι*). Mifsdeutung kam oft vor, zumal wo zwei Feinde einander gegenüberstanden, wie Thuk. 3, 22, 8 bei der Belagerung von Platää. — Äneas Tacticus gab Anweisungen über die Feuertelegraphie. Antigonus richtete in seinem Reiche ein Netz von Lauffeuern und Eilboten ein. Ebenso legte Philipp V. von Mazedonien vom Berge Tisaion in Thessalien als Zentrale Feuerlinien nach Peparethus, Euböa und Phokis an. Polybius kennt Einrichtungen, um durch Kombination von Lichtsignalen Wörter und Sätzchen mitzuteilen. Auch bei den Puniern und Römern werden Feuersignale oft erwähnt. In der Kaiserzeit bestanden im Osten Feuerstationen zum Signalisieren von Buchstaben (nach Julius Africanus). Bei den Griechen werden für Seeschlachten Signale mit einer Purpurflagge erwähnt; dieses Zeichen kommt bei den Römern oft vor. Vegetius kennt auch eine Zeichengebung mit Balken, die freilich nicht genauer ausgebildet war, wie der optische Telegraph des Claude Chappe im vorigen Jahrhundert. Nach Cäsar verbreiteten die Gallier wichtige Nachrichten rasch *clamore per agros regionesque*, vielleicht durch Reiter (vgl. Pategyas in Xen. An. 1, 8, 1). Fischl stellt auch die Nachrichten über griechische Schnelläufer zusammen; auf Schallsignale, Leuchttürme und Brieftauben geht er nicht ein.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

110) **W. J. Anderson** und **R. Phené Spiers, Die Architektur von Griechenland und Rom.** Eine Skizze ihrer historischen Entwickelung. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Konrad Burger. Fünf Lieferungen mit 185 Abbildungen, darunter 43 ganzseitigen Tafeln. Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1905. jede Lieferung ℳ 3.—.

Das Werk macht äufserlich einen sehr günstigen Eindruck. Das kommt wohl in erster Linie auf das Konto des bekannten Verlages, der nicht nur für eine vornehme Ausstattung des Ganzen, sondern vor allem für eine technisch vollendete und in der Auswahl wertvolle Bildersammlung gesorgt hat. In dieser Beziehung ist uneingeschränktes Lob am Platze, namentlich was die französischen und englischen Spezialwerken entnommene, ferner auf neuen photographischen Aufnahmen oder auf Zeichnungen der beiden englischen Verfasser beruhende Vermehrung des landläufigen Illustrationsmaterials anlangt. Nicht auf derselben Höhe steht die deutsche Textbearbeitung. Stellenweise wird man doch gar zu sehr daran erinnert, dafs man eine „Übersetzung“ vor sich hat, und namentlich in den ersten Partien wäre eine Wiederholungen wie Irrtümer vermeidende und Widersprüche ausgleichende „Bearbeitung“ nicht blofs wünschenswert, sondern erforderlich gewesen. Die Schuld an diesem Fehler trifft freilich wohl schon den englischen Herausgeber Spiers, der dem offenbar nicht druckfertig hinterlassenen Konzepte Andersons eine gar zu weitgehende Pietät gezollt hat. Vom Schlufs der griechischen Architektur an hat Spiers denn auch selbständig verfahren und damit wesentlichen Nutzen gestiftet. Entstanden ist das vorliegende Buch aus Vorlesungen an der Kunstschule in Glasgow. Das darf zur Beurteilung des Ganzen nicht aufser acht gelassen werden. Und ebenso mufs der deutsche Leser bei den Kapiteln über die römische Architektur den beabsichtigten Versuch ihres Verfassers im Auge behalten: „einige der Grundregeln darzulegen, welche den römischen Baumeister bei dem Entwerfen seines Planes leiteten, und welche die Ecole des Beaux Arts in Paris zur Basis ihrer Studien gemacht hat“. Spiers selbst gesteht zu, „dafs diese in manchen Fällen in archäologischer Hinsicht nicht ganz zuverlässig sein mögen“, ebenso wie er hier und da einige Theorien aufgestellt habe, die noch nicht allgemein anerkannt sind. Hier auf eine Kontroverse im einzelnen einzugehen, würde daher weder ein Ziel noch ein Ende haben. Durcharbeiten bis an den Schlufs mufs sich der deutsche Philologe und Archäologe;

auf ein gemächliches Lesen darf er nicht rechnen. Da er aber weifs, was englischen Reisenden und Forschern allein schon durch ihre Ausgrabungen und Sammlungen die Archäologie zu verdanken hat, so ist es immerhin von grofsem Interesse, zu erfahren, wie sich im Kopfe eines Glasgower Fachmanns die antike Architektur aufbaut und was Studierenden an der dortigen Kunstschule geboten wurde.

Diesen Standpunkt zur richtigen Wertung des übrigens als Band I von „Hiersemanns Handbüchern" erschienenen Werkes nicht klar präzisiert zu haben, würde ich als eine Mifsachtung der gewaltigen Arbeit deutscher Archäologen und Architekten ansehen. Und was würde wohl ein Engländer sagen, wenn ihm in der englischen Übersetzung eines deutschen Buches ein ähnliches „Literaturverzeichnis" zugemutet würde? Von nicht aufgeführten deutschen Hauptwerken zu schweigen, macht es doch auch auf einen Deutschen, der sich von Chauvinismus frei weifs, einen seltsamen Eindruck, z. B. Schliemanns Bücher so zitiert zu finden: Schliemann, H. Ilios ville et pays des Troyens. Resultats des fouilles. Trad. par E Egger. Paris 1886. Schliemann, H. Mykenae. Leipzig 1878. Schliemann, H. The prehistoric palace at Tiryns. London 1886.

Bremen. **Ernst Neuling.**

---

111) **Otto Gradenwitz, Laterculi Vocum Latinarum.** Voces latinas et a fronte et a tergo ordinandas curavit O. G. Leipzig, S. Hirzel, 1904. 546 S. 8. ℳ 16.—.

Das Buch enthält zunächst ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis aller vorkommenden lateinischen Wörter, soweit sie bei Georges (grofse Ausgabe von 1879), in Pauckers bekannten Sammlungen (Addenda lexicis latinis u. a.) und in den verschiedenen Jahrgängen des Wölfflinschen Archivs sich finden. Was über Georges hinaus ermittelt ward, ist mit einem Stern versehen angeführt. Die Raumverhältnisse sind in den einzelnen Kolumnen so bemessen, dafs neue Funde sich leicht eintragen lassen. Wie bei Georges ist konsonantisches i als Jod geschrieben, doch hat man in gewissen Formen die andere Schreibung noch einmal aufgeführt. So steht *abicio* und dann in einer späteren Zeile *abjicio*; aber nur abjectus abjectio; ferner eicio und ejicio, aber nur ejaculo ejectamentum ejectatio ejecticius usw. Ebenso bei inicio subicio usw. Aufser *deceo* (decco Druckfehler!) *pudeo* steht noch einmal decet pudet; dagegen nur misereo poeniteo, nicht auch miseret poenitet (die klassische Schrei-

bung paenitet fällt ganz aus, während doch sonst voltur und vultur, volnero und vulnero u. a. m. in doppelten Formen gegeben sind). Umgekehrt wird nur taedet notiert, obwohl doch auch persönliches taedeo vorkommt. Wenn issa (ipsa) selbständig auftritt, mufste auch isse (ipse) verzeichnet werden; wenn issulus, dann auch ipsimus ipsima. Solche aus Georges übernommene Unebenheiten hätten wohl ausgeglichen werden können. Zu erwägen wäre ferner gewesen, ob für den beabsichtigten Zweck nicht die Anführung der Verba im Infinitiv statt in der 1. S. Praes. manche Vorteile gebracht hätte. Bei jetziger Wiedergabe steht ohne Zusatz das Adverb Manifesto über dem gleichlautenden Verbum (oder umgekehrt), ebenso leo über leo (Verb und Subst.); mando über mando (mandare und mandere); manduco über manduco (Verb und Subst.). Ein unterscheidendes Zeichen hätte keine Zeile mehr ausgemacht.

Diesem Existenzverzeichnis aller Wörter, das von S. 1—278 reicht, folgt nun die eigentliche lexikalische Neuerung, der Konträrindex („voces ordinantur a tergo"), eine Aufzeichnung der Wörter „atomistisch" nach dem Kennzeichen des letzten, vor-, dritt- viert- usw. letzten Buchstabens, wiederum nach dem alphabetischen Merkmale. Hierbei nun ergeben sich sehr interessante lehrhafte Gruppierungen, die dem Sprachforscher grofse Vorteile bequem an die Hand geben, da die Tatsachen der Formbildung, Zusammensetzungen und statistische Ergebnisse sich nunmehr sehr schnell kontrollieren lassen. Und für textkritische Verlegenheiten scheint sich mit dem neuen Index mancherlei Aushilfe gewinnen zu lassen. Das „Wie" hat der Herausgeber in seiner „Einführung in die Papyruskunde" (Leipzig bei S. Hirzel) mit der Behandlung einiger praktischer Fälle dargetan; und diese Probe läfst sich in die Pxaxis lateinischer Texte umsetzen. Dafs ein routinierter Textkritiker das neue Mittel verachten wird, etwa wie ein gewiegter Kenner der lateinischen Paläographie auf Cappellis Lexikon abbreviaturarum geringschätzig herabsieht, ist sicher. Aber eilfertigen Arbeitern auf diesem Gebiete wäre es zu raten, wenn sie mit solchem Mittel wenigstens die Nachprüfung bei ihren Funden machten; wir blieben dann von mancher sog. Emendation verschont. Ein sorgfältiger Kritiker dagegen kann an schwierigen Stellen, wenn er erst mit der Handhabung des hier gebotenen Materials vertraut ist, gewifs manche Anregung zur Ermittelung des gesuchten Resultates herausholen. In diesem Sinne seien die Laterculi der Beachtung der Fachgenossen empfohlen. Zum Schlufs möchte Referent noch den Wunsch aussprechen, dafs die, welche

Anlafs haben, das Buch häufiger zurate zu ziehen, nach einiger Zeit einmal über ihre Erfahrungen Mitteilung machten.

Der Druck des Buches ist sorgfältig überwacht, die Schriftbilder von wohltuender Gröfse, und das Papier, da ein solcher Notknecht doch viel Strapazen auszuhalten hat, von angemessener Qualität.

---

112) **Griechenland und Kleinasien.** 6. Auflage. Mit 13 Karten, 23 Plänen und Grundrissen und 3 bildlichen Darstellungen. (Meyers Reisebücher.) Verlag des bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, 1906. X u. 336 S. 8.

In Leinen gebunden ℳ 7.50.

Seitdem unsere hanseatischen Dampfergesellschaften, die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt wie die deutsche Levantelinie, die Sonderfahrten nach den Hauptorten des Mittelmeeres eingerichtet haben, hat die Zahl der nach Griechenland und den vorderasiatischen Landschaften Reisenden erheblich zugenommen, und unsere Fachgenossen machen vorzugsweise von dieser günstigen Gelegenheit Gebrauch, um die wichtigsten Stätten des klassischen Altertums kennen zu lernen. Da dürfte der Hinweis auf die neueste Auflage des vorliegenden Reisehandbuches wohl am Platze sein. Der Führer ist in allen Abschnitten vollständig durchgearbeitet, so dafs der Reisende über alle Neuerungen des Verkehrs und überhaupt über die touristische Praxis beste Auskunft erhält. Die Revision und Ergänzung des Kartenmateriales und der Pläne ist dem jetzigen Stande der topographischen Kenntnisse entsprechend durchgeführt. Da die Verfasser der einzelnen Abschnitte ihren bezüglichen Land- und Ortschaften angehören oder sich wenigstens jahrelang an Ort und Stelle mit allen Verhältnissen bekannt gemacht haben, so konnten die wirtschaftlichen Fragen mit voller Sachkunde behandelt werden. Nicht minder zuverlässig sind die Materien des wissenschaftlichen Gebietes gehalten; hier hat A. Phillipson den geographischen, Lisko den archäologischen Teil besorgt. Dafs den jüngsten Fragen und Ergebnissen Rechnung getragen ist, zeigt u. a. die Behandlung der Ithaka- und Leukastheorie Dörpfelds S. 67 f., für welche die Literatur bis zum Jahre 1905 verwertet ist. Vgl. aufserdem noch die Abschnitte Magnesia, Pergamon, Priene und Troja.

---

113) **Meyers Reisebücher. Th. Gsell Fels, Rom und die Campagna.** Sechste Auflage. Mit 6 Karten, 53 Plänen und Grundrissen, 61 Ansichten. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1906. XVI S. u. 1146 Sp. In Leinen geb. ℳ 12.50.

Der erste Herausgeber dieses bewährten Romführers hat die beiden letzten Auflagen nicht mehr erlebt. Aber an seinen Grundsätzen hat der Fortsetzer des Werkes festgehalten und damit in diesem Falle dem Hauptzweck des Reisebuches am besten gedient. Bekanntlich tut sich dieser Cicerone vor ähnlichen Hilfsmitteln durch sein massenhaftes Material aus den mannigfachsten Kunstgebieten hervor, das Gsell Fels für ein ambulantes Studium ebenso zweckmäfsig zu wählen und zu gruppieren verstand, wie er es der Bedeutung der Objekte und der durchschnittlichen Aufnahmefähigkeit der gebildeten Leser entsprechend dargestellt hat. Ist nun in der Anlage dieses Romführers, der mit Recht als ein vollständiges Handbuch der römischen Kunstschätze und ihrer Geschichte bezeichnet werden kann, bei der neuen Auflage nichts wesentliches geändert worden, so brachten die zehn Jahre, die seit der vierten Ausgabe verflossen sind, doch reichlich viel Stoff zu neuer Prüfung und Eintragung. Veränderte Aufstellungen in den Sammlungen, Zugänge zu den antiken Kunstschätzen mufsten berücksichtigt und die Ergebnisse der Kunstforschung (Helbigs, Bodes, Kraus', Wölfflins u. a.) für manche Gegenstände des alten Bestandes verwertet werden. Die neuesten Ausgrabungen auf dem Römischen Forum haben natürlich ebenfalls (nach Hülsen) gebührende Beachtung gefunden. Neue Pläne und Abbildungen sind zu den früheren Illustrationen hinzugekommen. — Der Veränderungen der Verkehrsgelegenheiten im modernen Rom sind im letzten Jahrzehnt recht viele eingetreten, und demgemäfs wurden denn auch alle Fragen des geschäftlichen Lebens und Treibens sehr eingehend behandelt, so dafs man an der Hand des neuen Führers Zeit und Geld sparen kann; und auf wirtschaftlichem Gebiet lohnt schon ein einziges Vorkommnis die Benutzung der neuesten Auflage statt einer älteren.

Zum Schlufs sei noch bemerkt, dafs diese sechste Auflage von Prof. R. Schöner in Rom besorgt ist, der als einer der besten Kenner der ewigen Stadt gilt und das Buch jedenfalls auf der Höhe seiner Zuverlässigkeit erhalten hat.

114) **Carl Voretzsch, Einführung in das Studium der Altfranzösischen Literatur** im Anschlufs an die Einführung in das Studium der Altfranzösichen Sprache. (II. Bd. der Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1905. XVII u. 573 S. 8. ℳ 9.—.

Das dem Andenken von Gaston Paris gewidmete Buch schliefst sich in Ausstattung und Inhalt würdig dem so bald in zweiter Auflage nötig gewordenen ersten Bande der Sammlung an. Wie letzterer soll es „in erster Linie dem Studenten nützlich sein, welcher nicht Gelegenheit hat, eine Vorlesung über altfranzösische Literaturgeschichte zu hören oder welcher seine Kenntnisse mit Hilfe eines gedruckten Buches weiter bilden will". Aus pädagogischen Gründen schien es dem Verfasser richtig, „die Anfänge, als Grundlage der weiteren Entwickelung, möglichst genau, die Zeit der Hauptblüte (12. Jahrhundert) mit annähernder Vollständigkeit, die Zeit der Nachblüte (13. Jahrhundert) unter Hervorhebung des Wesentlichen darzustellen". Für den Ausgang der altfranzösischen Periode (Anfang des 14. bis Mitte des 16. Jahrhunderts) ist nur eine kurze Übersicht gegeben worden, da eine geordnete Behandlung in einem anderen Bande der Sammlung durch Heuckenkamp-Greifswald vorbereitet wird.

In der Darstellung der Literaturgeschichte sind die Beziehungen zum Auslande, namentlich zur deutschen Literatur, in ausgiebigster Weise berücksichtigt worden. Auch sind „die verschiedenen Meinungen über die schwierigen Ursprungsfragen der einzelnen Gattungen in ihrer Entwickelung" dargestellt, so dafs das Buch schon aus diesen Gründen auch solchen Freunden der mittelalterlichen Literaturen warm empfohlen werden kann, die sich über diese Frage orientieren möchten, ohne gerade altfranzösische Studien treiben zu wollen. Einzelne aus den Texten gegebene Proben sollen nicht etwa die Chrestomathie ersetzen, sondern lebendige Beispiele gewisser Dichtungsarten geben, die trotz genauester Definitionen nur durch die Texte selbst verstanden werden können.

Was die Einteilung des Werkes betrifft, so gibt Verfasser in der 65 Seiten umfassenden Einleitung zunächst die wichtigsten geschichtlichen Tatsachen über die Anfänge der französischen Nation, ihre Zusammensetzung, ihre Sprache und die darin abgefafsten ältesten nicht literarischen Texte; er behandelt sodann die Form der gebundenen Rede und den Anteil, den die verschiedenen nationalen Elemente an der altfranzösischen Literatur haben, und schliefst

mit einer die wichtigsten allgemeinen Werke, Zeitschriften usw. umfassenden Bibliographie. Den Hauptinhalt des Werkes bilden sodann folgende Abschnitte: A. Die Zeit der Anfänge. B. Die alten Gattungen im 12. Jahrhundert. C. Übergänge. D. Die höfische Dichtung der Übergangszeit. E. Die Zeit der Nachblüte. F. Der Ausgang der altfranzösischen Literatur. Während die beiden letzten Abschnitte verhältnismäfsig kurz behandelt worden sind, nehmen selbstverständlich die Darstellungen des Heldenepos in seiner Blütezeit und der höfischen Dichtung den breitesten Raum ein.

Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die Anfänge der Heldendichtung bzw. das Merowingerepos und die fränkische Heldensage, Themata, mit denen der Verfasser sich schon früher besonders eingehend beschäftigt hat. Doch auch in allen anderen Teilen berührt die umfassende Sachkenntnis und das sichere Abwägen zwischen sich entgegenstehenden Meinungen vertrauenerweckend, so u. a. in der Darstellung des jetzigen Standes der Meinungen über den Anteil der keltischen Überlieferung an den Werken des Chrestien de Troyes bzw. der höfischen Dichtung, sowie über die Entwickelung der lyrischen Poesie.

Einige unbedeutende Bemerkungen über Einzelheiten seien hier angeführt: S. 110 heifst es Z. 4 v. u.: „Ob es sich dabei um gesänge in lyrischer form, d. h. um volkslieder, oder um kürzere oder längere epen handelt, läfst sich nicht entscheiden.“ Können Volkslieder nicht auch in epischer, oder episch-lyrischer Form existiert haben? Ihre Möglichkeit wird S. 136 auch vom Verf. anerkannt. — S. 122, Z. 3 v. u. mufs es Th. statt Ch. Müller heifsen. — S. 123, Z. 1959 darf wohl vor dem abhängigen Satz mit dem Subjonctif kein Komma stehen; abgesehen vom Fehlen des Kommas in entsprechenden Fällen in der modernen Sprache ist doch die Verbindung von regierendem und untergeordnetem Satze schon infolge der Nichtverwendung der Konjunktion noch enger geworden. — Dafs in Z. 1968, S. 124 das *ces* nur die Geltung des Artikels haben soll, ist nicht sehr wahrscheinlich. — Zu der Erklärung von *mal* statt *mel* (Z. 2006, S. 115) wäre wohl das von Meyer-Lübke (Einführung § 26 Schlufs) über den Einflufs des dunkeln, d. h. natürlich velaren l Gesagte zu berücksichtigen. Der Satz bei M.-L. ist allerdings durch ein Versehen des Setzers entstellt, insofern als das, was Mussafia betrifft, zwei Zeilen höher hinter sei eingeschaltet werden mufs. — Hinsichtlich der Wiederholungstiraden könnte S. 203 wohl mit mehr Nachdruck betont werden, dafs die Wiederholungen in laisse 173—175 oder 84—86 künstlerisch wirken, dafs schliefslich

aber die mechanischen Nachahmungen einen durchaus schablonenhaften, unkünstlerischen Eindruck hervorrufen. — S. 351, 6, Z. 6 lies seien statt sein.

Halensee. **R. Böttgers.**

---

115) **F. Holthausen, Cynewulfs Elene,** mit Einleitung, Glossar, Anmerkungen und der lateinischen Quelle herausgegeben (= Alt- und mittelenglische Texte, herausgegeben von Morsbach und Holthausen, Bd. 4). Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, New York, G. E. Stechert, 1905. XVI u. 99 S. 8. ℳ 2.—.

Elene gehört zu den Werken der altenglischen Literatur, an denen kein Student vorübergehen darf, ja viele werden durch ihr Studium in die ersten Geheimnisse der englischen Sprachgeschichte eingeweiht. Zupitzas treffliche Ausgabe war in ihrer Art eine geradezu klassische Arbeit, aber nach des Verfassers Tode ist sie trotz einer Neubearbeitung nicht auf der Höhe der Forschung geblieben, und so ist es denn mit Freuden zu begrüfsen, dafs Holthausens Meisterhand sich der Dichtung mit gewohntem Fleifs und Geschick angenommen hat. — Die Grundsätze der Ausgabe sind dieselben wie bei Holthausens *Beowulf* (vgl. diese Zeitschrift lfd. Jahrg., S. 116): Abteilung der Zäsur, enger Anschlufs an die Überlieferung, möglichst genaue Bezeichnung der Vokale. Gegen Zupitza sind die Satzzeichen an Zahl beschränkt, die Quellenangaben sind kritischer gestaltet. Das vollständige Wörterbuch ist abweichend von der sonst üblichen alphabetischen Anordnung etymologisch angelegt, was zwar dem Anfänger zweifellos das Einlesen erschwert, anderseits aber auch eine Reihe bedeutender Vorteile bietet; verwandte Sprachformen, namentlich poetische, sind oft hinzugefügt. — Die Einleitung ist ein kleines Meisterstück für sich, da sie auf ihren sechs Seiten eine ganz erstaunliche Fülle von Tatsachen über die Handschrift, die Ausgaben, die Quellen, die Entstehungszeit, den Verfasser, die Sprache und die Übersetzungen des Gedichts, sowie trefflich ausgewählte, sehr reichhaltige Literaturangaben enthält. Sehr dankenswert ist es auch, dafs dem Text der *Elene* im Anhang noch die Runenstellen aus *Juliana* und *Crist* und das Schlufsgedicht der Handschrift von Vercelli beigegeben sind; endlich sind auch die sachlich und sprachlich erläuternden Anmerkungen noch besonders rühmend hervorzuheben, da solch ein laufender Kommentar bisher überhaupt noch nicht vorhanden

war, obschon er für solche Studenten, die sich privatim mit der Dichtung beschäftigen wollen, von gröfster Wichtigkeit ist. -tz-.

---

116) **H. Varnhagen, Über Byrons dramatisches Bruchstück „Der umgestaltete Mifsgestaltete“.** Rede beim Antritt des Prorektorates der Kgl. B. Friedrich-Alexanders-Univ. Erlangen am 4. November 1905 gehalten. Erlangen, Universitätsbuchdruckerei von Junge & Sohn, 1905. 27 S. gr. 4. ℳ —.80.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen, namentlich über die noch immer vorherrschende Geringschätzung des Dichters in England, legt der Verfasser eine Sonderuntersuchung über das im Titel genannte Bruchstück vor. Er beginnt mit einer Inhaltsangabe der einen von Byron selbst genannten Quelle, des Romans *The Three Brothers,* der zu der Gruppe der minderwertigsten Ritter- und Räuberromane gehört. Byron hat ihn wahrscheinlich deswegen besonders beachtet, weil einer der Helden, ein hochbegabter Mann, gleich ihm unter einer körperlichen Mifsbildung zu leiden hatte. Nach einer weiteren Inhaltsangabe von Byrons Dichtung folgt dann ein ziemlich breit angelegter Vergleich zwischen Drama und Roman, und fernerhin wird der vom Dichter selbst auch schon zugegebene Einflufs von Goethes *Faust* erörtert und als recht unbedeutend erwiesen. Verfasser sucht sodann den Absichten und Gedankengängen des Dichters bei der Abfassung des Stückes nachzugehen, kommt aber begreiflicherweise nur zu einem ziemlich allgemeinen Ergebnis, das ebenso wie das im wesentlichen ablehnende ästhetische Urteil zu beweisen scheint, dafs bei einem solchen, augenscheinlich nur flüchtig hingeworfenen Bruchstück die Kritik eigentlich wohl kaum mit so schwerem Geschütz anzurücken brauchte. Psychologische Untersuchung ist allemal dankenswert und gerecht, weil sie uns in das Innenleben des Dichters Einblick gewähren kann; ästhetische Kritik aber dürfte in solchen Fällen nur ungerecht sein, weil sehr notwendige Voraussetzungen fehlen.

K. -tz-.

---

117) **John Ruskin, Steine von Venedig.** 3 Bände. Aus dem Englischen von **Hedwig Jahn.** Jena, Eugen Diederichs. I. Bd. (1903) 497 S. 8. ℳ 10.—. II. Bd. (1904) 441 S. 8. ℳ 10.—. III. Bd. (1906) 458 S. 8. ℳ 10.—.

Der erste Band des berühmten Buches enthält, wie bekannt, eine allgemeine Abhandlung über Architektur, der zweite und dritte Band be-

schreibende und historische Studien über Venedig und seine grofsen Gebäude. Die erste Ausgabe von 1851 und 1853 war mit prachtvollen Stichen geziert, die nach Zeichnungen des Verfassers von den hervorragendsten Stechern ausgeführt worden waren. In den 'Steinen' sucht Ruskin ausführlich nachzuweisen, dafs Kunst und Sittlichkeit in Wechselwirkung stehen und dafs jede menschliche Arbeit in Hinsicht auf Schönheit von dem glücklichen Leben des Arbeiters abhängt. Wäre Ruskin nicht so temperamentvoll einseitig, so hätten seine Bücher nicht solche Erfolge gehabt. Aber trotzdem seine Kunstlehren bis heute wiederholt von Künstlern und Kunstgelehrten totgeschlagen worden sind, hat man ihre Seele nicht vernichten können, ja es will uns scheinen, als ob viele Kunstfreunde gerade jetzt wieder Trost an Ruskins Zentrallehre finden könnten und Mut zum Widerstande gegen das Schlagwort, dafs Kunst und Sittlichkeit nichts miteinander zu schaffen hätten. Setzen wir ferner auf das Kredit von 'Steine' nicht blofs das mit tiefstem Verständnis und höchster Liebe und Begeisterung geschriebene sechste Kapitel des zweiten Bandes: Das Wesen der Gotik, sondern auch — ich greife aus dem überreichen Inhalte einiges heraus — die herrlichen Beschreibungen: Von Padua nach Venedig, Venedig von der Lagune gesehen, Vergleich zwischen San Marco und einer englischen Kathedrale, Das Innere von San Marco, Das Grabmal von Can Grande della Scala in Verona, Europa aus der Vogelperspektive gesehen, § 7 ff. des dritten Bandes, welche von der venezianischen Sitte handeln, dafs alle Bräute gleichzeitig am Markustage getraut wurden usw. usw. Heben wir ferner die Anregungen hervor, die Ruskin durch 'Steine' zum Studium der byzantinischen Kunst gegeben hat, deren Einflufs, wie uns in den letzten Jahren gezeigt ist, viel weiter reicht, als er selbst ahnen mochte. Und weisen wir schliefslich auf die schönen Holzschnitte, Chromolithographien und Kupferdrucke hin, die auch in den späteren englischen Ausgaben nicht fehlen, so glauben wir die Hauptgründe zusammengestellt zu haben, die eine Übersetzung des berühmten Buches dem deutschen gebildeten Publikum willkommen machen.

Diese Übersetzung liegt nun in der bekannten splendiden Ausstattung bei Eugen Diederichs vor, und ein tüchtiges Stück Arbeit hat Hedwig Jahn in drei Jahren vollbracht. Sie zeigt ohne Frage Sachkenntnis und Geschmack und hat sich bemüht, das Original, wenn ich so sagen darf, in anderer Technik getreu zu kopieren. Freilich sind die glühendsten Farben von 'Stones' bei der Wiedergabe etwas verblafst.

Inversion nach 'und' ist zwar in der Presse und am Kontor gang und gäbe, bleibt aber trotzdem geschmacklos. — II, S. 179, § 8 ist der erste Satz unverständlich. Er mufs heifsen: 'Auf den Weltkarten, welche die moderne Wissenschaft entworfen hat', und nicht: 'In den Tabellen, die die moderne Wissenschaft in aller Welt aufgestellt hat.' — II, S. 194 unten: 'Liberal and illiberal professions' sind nicht 'gezwungene oder ungezwungene', sondern 'freie und praktische', 'vornehme und niedrige Berufe'. — III, S 77, Z. 9 ff. ist undeutsch und mufs heifsen: '(Die Grabmäler) waren um so (statt: gerade soviel) prächtiger als die zu gleicher Zeit für die Fürsten von Europa errichteten, je bescheidener die Monumente der grofsen Dogen gewesen waren. (Nicht: als die Mon. der gr. Dogen bescheidener gewesen waren.)' — III, S. 81, § 53: 'It is set over the porch' heifst nicht 'gegenüber', sondern 'über' dem Portal. S. 82: Das marmorne Rofs scheint nicht seinen 'Ritt' (pace), sondern seine 'Gangart' zu beschleunigen. Der ganze Satz überhaupt ist nicht gelungen.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, verbietet mir der Raum. Nur noch ein Wort über die Tafeln. Die Heliogravüren stehen allerdings den Kupferdrucken der teueren englischen Ausgabe etwas nach, aber die Holzschnitte und Chromolithographien sind denen der Allenschen Ausgabe vollkommen gleichwertig. II, S. 90 müssen die beiden Reproduktionen umgekehrt (siehe das Original!) angeordnet werden, da sonst der Appendix nicht dazu pafst.

Bremen. **F. Wilkens.**

---

118) Thomas Benfield Harbottle, Dictionary of Battles. London, Swan Sonnenschein & Co., 1904. I u. 298 S. 8. geb. 7 s. 6.

Das Buch verzeichnet in alphabetischer Folge, in der Regel nach den üblich gewordenen Ortsnamen, alle Schlachten von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Man könnte dem Titel hinzufügen „mit besonderer Berücksichtigung der Englischen Geschichte“. Denn aus dieser wird erstaunlich viel an Namen und Daten beigebracht; jede „Drift“ und jedes „Kopje“, die in den letzten Burenkämpfen durch kriegerische Zusammenstöfse bekannt geworden sind, findet man unter den Schlachtorten angeführt. Die Einrichtung der Artikel ist die, dafs jedem Kampforte in Klammern die geläufige Benennung des Krieges folgt, wobei z. B. der Feldzug von 1866 als ‚Seven Weeks War‘ angeführt wird. Datum, die Parteien, Heeresstärken, Ausgang, charakterische Merkmale machen die Bestandteile

der meist kurzen Beschreibung aus. Bedauerlich ist, dafs nicht mit wenigen Worten die Lage und Landschaftszugehörigkeit der Kampforte näher bestimmt ist; eine solche Beifügung würde die Orientierung sehr erleichtern, da die allgemeine Benennung des Krieges oft nicht ausreicht. So kann man mit „Bergen" S. 33 nichts anfangen, da dieser Name auf dem betr. Kriegsschauplatze sich öfter findet. Adrianopel (323 p. Chr.) und Hadrianopel (378 p. Chr.) sind doch nicht verschiedene Orte, stehen aber alphabetisch gesondert. — Manche Kampftage sind wir unter anderen Stichnamen zu zitieren gewöhnt, so Bornhövd (Harbottle: Bornhoven), die Normannenschlacht bei Loewen (statt Dyle); Ariovists Kampf mit Cäsar sucht man auch zunächst nicht unter Mühlhausen. Im Bedarfsfalle vertreten bei H. bekannte Stadteroberungen entscheidende Kämpfe; vgl. Jerusalem, Magdeburg, Syrakus (213/2), Theben (335), Troja. Sonst werden mangelnde Ortsbezeichnungen durch Personen- und Völkernamen ersetzt, vgl. Boadicea, Julians defeat, Varus, Treviri (Kampf mit Cäsar 55 v. Ch.). Nicht angeführt ist die Schlacht bei Salamis auf Cypern. Dafs in der neuen Geschichte hier und da die Auffassung von der uns geläufigen Beurteilung abweicht, mag nebenbei erwähnt werden. So wird der Tag von Dennewitz dem Kronprinzen von Schweden angerechnet und der Name Bülow gar nicht erwähnt. Ungenaue Bezeichnungen oder Druckversehen fremdländischer Namen (vom Engl. Standpunkte aus) hat Referent trotz der Namenmenge nur vereinzelt gefunden, S. 31 Carius Dentatus, S. 107 Hastenbech (st. -beck), Slade (st. Stade), Seven (st. Zeven); S. 132 General Flics (st. Flies, bei Langensalza). S. 218 St. Jakob a. d. Mirs (st. Birs). In den meisten Fällen leisten unsere Konversationslexika die gleichen Dienste wie Harbottle, doch ist ein „Spezialwörterbuch" wie das Harbottles natürlich bequemer; in der Englischen Geschichte ist sein Material jedoch reichlicher, da Verfasser auch die entlegensten Daten herbeizieht. Für die englische Lektüre dürfte das Buch recht gute Dienste leisten und daher unsern Schulbibliotheken wohl zu empfehlen sein. Druck und Ausstattung des Buches sind vortrefflich.

---

119) **H. B. Cotterill, Ballads Old and New.** Selected and Edited for School Use with Glossary etc. Part. I. II. London, Macmillan & Co. Limited, 1905. X u. 122, X u. 108 S. 8. je S. 1.—.

Die beiden hübschen Bändchen sind Schulbücher aus der von J. H. Fowler herausgegebenen Sammlung *English Literature for Secondary*

Schools. Sie dürften für englische Schulen ihren Zweck sehr gut erfüllen, denn sie sind praktisch angelegt und enthalten eine treffende und geschickte Auswahl aus der ungeheuren Fülle des Stoffes von der ältesten bis zur jüngsten Zeit. Alte Volksdichtungen, wo nötig, in sprachlicher Erneuerung, sind zwar in der überwiegenden Mehrzahl, doch fehlt es auch nicht an Erzeugnissen der Kunstdichtung, z. B. sind Campbell, Hemans, Southey, Tennyson u. a. vertreten. Eine kleine Einleitung gibt in kurzen Zügen Aufschlufs über Wesen und Bedeutung der englischen Balladendichtung, am Ende unterrichten *Notes* über geschichtliche und sonstige sachliche Fragen sowie über veraltete und mundartliche Wörter, und aufserdem ist noch ein Wörterbuch hinzugefügt, das vor allem den Zweck hat, altertümliche oder nur in der poetischen Sprache fortlebende Wörter, deren Kenntnis für den gebildeten Engländer aber noch immer notwendig ist, zu erklären und ihre ursprüngliche Bedeutung nachzuweisen. — Die beiden Heftchen werden auch deutschen Lehrern, Studenten und allen Freunden der englischen Dichtung willkommen sein, da sie recht bequem und für wenig Geld eine Menge sonst bei uns nicht immer ganz leicht zu habender Dichtungen zugänglich machen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

120) **Gustav Krueger, Englisches Unterrichtswerk** für höhere Schulen. Dritter Teil: Lesebuch. Mit 8 farbigen Karten und Tafeln. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1906. 400 S. 8. ℳ 3.60.

Der Name des Verfassers bürgt für eine gute Auswahl der Lesestoffe und überhaupt für ein gutes Gelingen des Werkes. Der Hauptteil des Buches nimmt etwas mehr als die Hälfte des Ganzen ein; er umfafst Märchen, kleine Geschichten humoristischen Inhalts, eine den Schülern immer sehr willkommene Beigabe, einen Abrifs der englischen Geschichte wesentlich biographischer Art und, was mit Freuden zu begrüfsen ist, auch eine Reihe von Aufsätzen über Land und Leute von Amerika. Dann folgt eine Reihe von Stücken von teilweise mehr allgemeinem Inhalt, z. B. Volkstümliches, Naturwissenschaftliches und Technisches, sowie eine kleine Briefsammlung.

Den Schlufs bilden 45 Gedichte, zum Teil mit beigefügter phonetischer Umschrift, eine Reihe englischer Lieder mit Noten, eine Anzahl Rätsel und Scherzverschen und endlich ein ziemlich ausführliches Wörterbuch.

Die Umschrift unterscheidet sich zum Teil vorteilhaft von der sonst gebräuchlichen; nur möchte ich Bedenken erheben gegen die Wiedergabe der Schlufslaute von Wörtern wie dreary und clever. Der Laut des y läfst sich meines Erachtens nicht durch i ausdrücken, und wenn bei der Wiedergabe des Schlufslautes von clever ein r mit benutzt wird, so kann das leicht zu irrtümlicher Aussprache führen.

Eine grofse Reihe von Stücken sind unter dem Text mit Anmerkungen, zuerst deutschen, dann englischen, versehen. Der Verfasser verlangt nämlich von den Schülern nur Repetition, keine Präparation, um der Einprägung einer falschen Aussprache auf diese Weise vorzubeugen. Durch Vorsprechen und Vorlesen des Lehrers wird allerdings mancher Fehler vermieden, aber es ist doch recht fraglich, ob es wohlgetan ist, auf die häusliche Arbeit des Schülers an einem ihm zum ersten Male unter die Augen kommenden Texte zu verzichten; die Freude des einzelnen an dem selbständigen Herausbringen durch eben jene Arbeit würde dabei doch ganz in Wegfall kommen. Sicher sind aber in dieser Sache zwei oder mehrere Ansichten möglich, und mit Hilfe des beigegebenen Wörterbuchs mit Umschrift kann doch auch beim Präparieren schon mancher Irrtum in der Aussprache beseitigt werden. Dadurch, dafs der Verfasser in der auch den Schülern zugänglichen Vorrede für den Wegfall der eigentlichen Präparation plädiert, erschwert er Fachgenossen, die die Vorzüge des Buches anerkennen, seine Einführung, welche in Ländern, wo keine Ausgaben mit Noten unter dem Text gestattet sind, überhaupt nicht möglich ist.

Dessau. **Bahrs.**

---

121) **Samuel Johnson's Lives of the English Poets,** edited by **George Birkbeck Hill.** With brief memoir of Dr. Birkbeck Hill by **Harold Spencer Scott.** 3 volumes. Oxford, Clarendon Press, 1905. XXIV u. 487; 440; 588 S. 8. geb. 36 s. net.

Die vorliegende kommentierte Ausgabe von Johnson's Lives of the Poets ist Birkbeck Hills letztes Werk auf dem Gebiete der Johnsonforschung. Der hochverdiente Gelehrte, welcher bereits seit drei Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilt, hat die im Jahre 1892 begonnene Arbeit unter fortwährenden Störungen noch so weit vollendet, dafs es seinem Neffen Harold Spencer Scott möglich gewesen ist, sie mit ver-

hältnismäfsig wenigen Änderungen und Zutaten als ein abgeschlossenes Ganzes der Öffentlichkeit zu übergeben.

Der abgedruckte Text beruht auf demjenigen der vierbändigen Oktavausgabe vom Jahre 1783, der letzten, welche zu Johnsons Lebzeiten erschienen ist. Die Orthographie ist beibehalten worden, abgesehen von Fällen, wo augenfällige Druckfehler zu korrigieren waren; dagegen hat der letzte Herausgeber nach Birkbeck Hills ausdrücklicher Bestimmung die im Original nicht recht planmäfsige Interpunktion nach modernem Gebrauche geregelt.

Die sehr zahlreichen Fufsnoten und die verschiedenen den einzelnen Lives angehängten Exkurse bieten eine grofse Fülle von wertvollem Material. Sie bringen Vergleiche mit dem Wortlaut der ersten Ausgabe aus den Jahren 1779—81, ferner Parallelstellen und sonstige erläuternde Zitate aus Johnsons Schriften selbst, sowie aus vielen anderen Autoren, Urteile neuerer und neuester Dichter und Kritiker über die von Johnson behandelten Schriftsteller, literargeschichtliche, biographische und weltgeschichtliche Notizen usw., alles nach den zuverlässigsten Quellen und mit streng philologischer Genauigkeit. Es ist uns hier schlechterdings unmöglich, auf dieses Riesenmaterial näher einzugehen. Man erhält bei der Lektüre auf jeder Seite den Eindruck, dafs aus der in Betracht kommenden umfangreichen Literatur jedenfalls alles Wesentliche zusammengetragen ist. Ein grofser Vorzug der Ausgabe besteht dabei in dem Umstande, dafs alle Zitate aus weniger zugänglichen Schriften vollständig abgedruckt sind. Denn wie David Hume, hatte Birkbeck Hill es sich zur Regel gemacht, „that every book should be as complete as possible within itself, and should never refer for anything material to other books". — Sehr dankenswert ist ein dem dritten Bande beigefügter ausführlicher Index, welcher den Wert des Buches als Nachschlagewerk bedeutend erhöht. Die äufsere Ausstattung ist nach jeder Seite hin des Oxforder Verlages würdig.

Spencer Scott hat der Ausgabe der Lives in pietätvoller Weise eine längere Biographie seines Oheims vorausgeschickt, aus der wir einige Hauptdaten mitteilen wollen.

George Birkbeck Norman Hill wurde geboren am 7. Juni 1835 zu Bruce Castle-Tottenham in Middlesex als zweiter Sohn Arthur Hills, der seit 1833 im Verein mit seiner Gattin Ellen Tilt geb. Maurice die nach dem sog. Birminghamer oder Hazelwood-System eingerichtete Schule in Bruce Castle leitete. Einer von Birkbeck Hills Oheimen war der bekannte Rowland Hill, dessen History of Penny Postage der Neffe 1880

nebst einer Lebensbeschreibung herausgegeben hat. Nachdem Birkbeck Hill die Schule seines Vaters durchgemacht hatte, bezog er 1855 die Universität Oxford, wo er zunächst ganz in das Fahrwasser der Edinburgh Review kam, bis er in den von Burne-Jones und William Morris geleiteten Kreis eingeführt wurde, wo er u. a. auch Dante Gabriel Rossetti kennen lernte. 1858 kehrte er zu seinem Vater zurück, um ihn bei der Leitung der Schule zu unterstützen. Er verheiratete sich und blieb in Bruce Castle bis 1877, seit 1868 als alleiniger Direktor. 1877 nötigte ihn sein immer mangelhafter werdender Gesundheitszustand, die Direktorstelle aufzugeben. Er wohnte dann bis 1886 in Burghfield bei Reading und darauf eine Zeitlang in Oxford, wo er wieder in einem sehr anregenden Kreise verkehrte und u. a. für die Clarendon Press die seit 1869 ins Auge gefaßte Ausgabe von Boswell's Life of Johnson vollendete. 1893 siedelte er nach Hampstead über und dort blieb er, abgesehen von einer Reise nach Amerika und von wiederholtem längerem Winteraufenthalt im Süden, bis zu seinem Tode. Er starb den 27. Februar 1903.

Von seinen zahlreichen Arbeiten, zu denen auch eine große Reihe von Aufsätzen in der Saturday Review, im Cornhill Magazine, im Speaker, in der Pall Mall Gazette, in den Times, in Macmillan's Magazine und anderen Zeitschriften und Tagesblättern gehört, seien hier nur diejenigen in Erinnerung gebracht, welche sich auf Samuel Johnson beziehen; es sind die folgenden: Dr. J., his friends and his critics. London 1878. — Boswell's Correspondence with the Hon. A. Erskine and His Journal of a Tour to Corsica, edited London 1879. — Boswell's Life of Johnson, including B.s Journal of a Tour to the Hebrides and J.s Diary of a Journey into North Wales, edited Oxford 1887. — Johnson: History of Rasselas, edited Oxford 1887. — Wit and Wisdom of S. J., selected and arranged. Oxford 1888. — Footsteps of Dr. J. (Scotland). London 1890. — Lettres of S. J., collected and edited. Oxford 1892. — Johnsonian Miscellanies. Oxford 1897. — Boswell's Proof Sheets. The Boswell Centenary. Included in Johnson Club Papers by Various Hands. London 1899. **P.**



Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 19. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1906

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig.
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

122) C. G. Cobet, Lysiae orationes. Editio quarta, quam novis curis recensuit **J. J. Hartman.** Lugduni-Batavorum, E. J. Brill, 1905. LXI u. 280 S. 8. ℳ 4.—.

Den meisten holländischen Philologen sind die antiken Klassikertexte noch immer nichts weiter als Objekte zur Betätigung des Divinationsvermögens. So stark jetzt in Deutschland die ehedem auch bei uns beliebte desultorische Art der Textkritik in Verruf geraten ist, bei den Batavern steht sie in höchster Blüte, der pruritus emendandi scheint bei ihnen unausrottbar zu sein. Auch das zur Besprechung stehende Buch macht von dieser Regel keine Ausnahme. Bezeichnend für den Standpunkt von Hartman, der schon eine frühere Neuausgabe von Cobets Lysias besorgte (1890), ist das Selbstbekenntnis, er habe es mit Protagoras gehalten, der sich selber als τῆς ἀληθείας μέτρον betrachtete; nicht minder ungeeignet, ein günstiges Vorurteil für sich zu erwecken, ist es auch, wenn

er offen zugesteht, er neige einem gröfseren Radikalismus zu als Herwerden, Polak und Naber, deren Selbstherrlichkeit und Mifsachtung gegenüber der urkundlichen Überlieferung ja jedermann sattsam bekannt sind. Aus der grofsen Masse der Konjekturen sei nur einiges wenige herausgegriffen. Or. 24, 8 wird für φαινοίμην der Indikativ φαίνομαι eingesetzt. Das Präsens ist hier ganz undenkbar, mindestens müfste ἐφαινόμην stehen; indes findet der Optativ durch die überaus oft vorkommende Assimilation des Modus eine hinreichende Erklärung. — Willkürlich ist § 22 die Änderung von ἐπειδὴ ἀπεστέρησεν in ἐπεὶ ἀπεστέρηκεν. — § 25 wird Nabers unsagbar mattes ἐπανιὼν für das wirkungsvolle ἀπάντων zu verteidigen gesucht: aber H. merkt nicht, wie er damit dem Sprecher der Rede den besten Trumpf — er sei ein guter Demokrat — aus der Hand nimmt, den er sich absichtlich bis zum letzten Augenblick aufgespart hat, um desto gröfseren Eindruck auf die Richter zu machen. — Or. 32, 6 ist mit der Einschaltung von ⟨καὶ δραχμὰς⟩ gar nichts gewonnen; ja, man kann mit einiger Sicherheit behaupten, dafs in der Lücke gerade δραχμὰς nicht gestanden hat, da dieses in den Rechnungsaufstellungen bekanntlich ausgelassen zu werden pflegt. — Nicht einmal einen Schein des Rechts hat der Herausgeber für sich, wenn er § 9 den Eigennamen Διογείτων tilgt, weil er sich innerhalb 30 Zeilen zweimal findet. — § 5 ist μετὰ Θρασύλλου sicher Glossem (vgl. Wilamowitz, Hermes 35, 1900, S. 536), nichtsdestoweniger aber von H. unangetastet geblieben, gestrichen dagegen § 7, wo es schlechterdings nicht fehlen kann und auch schon zum äufseren Abschlufs der Periode erforderlich ist. — § 23 wird μισθῶσαι ἀπηλλαγμένον in μισθώσαντα ἀπηλλάχθαι geändert. Doch ist es ganz gewöhnlicher Sprachgebrauch, an dem sich kein Primaner mehr stöfst, dafs die Haupthandlung und der hervorzuhebende Begriff durch das Partizip und die Nebenbestimmung durch ein verbum finitum ausgedrückt wird. Zum Überflufs setze ich einige Parallelen hierher: Plato Gorg. p. 483 e ὃν ἡμεῖς τιθέμεθα πλάττοντες, wo wir eher erwarten τιθέμενοι πλάττομεν; besonders klar p. 486 c ἔξεστιν τύπτοντα μὴ διδόναι δίκην, vgl. auch Soph. Ai. 387, 1134. Es lohnt sich nicht, noch mehr solcher Einfälle hier zu registrieren oder die Stellen anzuführen, wo H. die ihm überflüssig erscheinenden Schöfslinge und Auswüchse des Originals kurzerhand zu- oder abschneidet, keine der mitgeteilten Konjekturen hat irgendwo auch nur einen geringen Grad der Probabilität. Affirmanti incumbit probatio: der Herausgeber überhebt sich der Mühe, seine Vorschläge sachlich zu be-

gründen, geschweige denn, dafs er den Versuch macht, die handschriftliche Lesart auf ihre Haltbarkeit hin zu prüfen, Ausdrücke wie „admodum absurdum, invenustum, barbarum“ ersetzen den Beweis. Die „Emendationen“ seiner Landsleute werden dagegen über den grünen Klee gelobt, da ist alles „ingeniosum, praestantissimum, lepidissimum, rectissimum und felicissimum“.

Die Sammlung der Fragmente ist dürftig bis zur Unzulänglichkeit. Zu fr. 36 s. Wendland, Dt. Lit.-Ztg. 1904, Sp. 2539.

Die Einrichtung des Buches ist so unpraktisch wie nur möglich. Wer sich über irgend eine Stelle genauer informieren will, ist genötigt, in vier verschiedenen Abschnitten der Prolegomena nachzusuchen. Eine adnotatio critica fehlt ganz, dafür wird auf Thalheim verwiesen, auch weicht H. von der althergebrachten Sitte ab, vermeintliche Glosseme und moderne Einschaltungen durch cancellae kenntlich zu machen. Warum? Sic legentium oculis gratior fore textus videbatur, heifst es p. XLV.

Aus dem Gesagten wird zur Genüge hervorgehen, dafs man die Ausgabe von Hartman als verfehlt zu bezeichnen allen Anlafs hat.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

123/125) **Th. Zielinski, Das Clauselgesetz in Ciceros Reden,** Grundzüge einer oratorischen Rhythmik. Leipzig, Dieterichs Verlag, 1904. VIII u. 253 S. 8. ℳ 8.40.

Friedrich Blafs, Die Rhythmen der asianischen und römischen Kunstprosa. Leipzig, Deicherts Verlag, Nachf. G. Boehme, 1905. 231 S. 8. ℳ 6.—.

J. May, Rhythmische Analyse der Rede Ciceros pro Roscio Amerino. Leipzig, G. Fock, 1905. 133 S. 8. ℳ 3.—.

Die Schriften über die Rhythmen der griechischen, besonders aber der römischen Kunstprosa sind im letzten Jahrzehnt wie Pilze aus der Erde geschossen. Deutsche, Franzosen und Engländer haben miteinander gewetteifert, auf diesem Gebiete Klarheit zu schaffen. Je unbestimmter die Angaben der rhetorischen Schriften des Altertums hierüber lauten, um so mehr Spielraum hat die subjektive Annahme; daher darf es nicht befremden, dafs die Meinungen der verschiedenen Gelehrten stark voneinander abweichen. Dies tritt auch in den vorliegenden drei Büchern deutlich hervor. Zielinskis Arbeit, die auf Anregungen Nordens hin entstanden ist,

bildet einen so schroffen Gegensatz zu der von Blafs, dafs dieser S. 113 dessen Behauptungen direkt zurückweist. Doch geschieht dies meines Erachtens mit Unrecht. Denn dafs sie „an unwahrscheinlicher Subtilität wohl das Äufserste liefere“, kann ich durchaus nicht finden. Auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung aller uns erhaltenen Ciceronianischen Reden kommt Zielinski zu dem Ergebnis, dafs von den darin enthaltenen 17902 Klauseln 4184, also etwa ein Viertel die Form – ◡ – – ⏓ (also Creticus und Trochäus) aufweisen, die übrigen aber nur insofern abweichen, als sie statt eines Trochäus 1½, 2, 2½, 3 usw. Trochäen bieten. Der Creticus ist allen gemeinsam, nur wird er ab und zu durch einen Molossus ersetzt. Je nach der Häufigkeit des Vorkommens werden die Klauseln in bevorzugte, erlaubte, gemiedene, verpönte, gesuchte eingeteilt; doch begnügt sich der Verfasser nicht mit der Theorie, d. h. mit der Aufstellung eines Systems und der Würdigung der einzelnen Typen, sondern er zieht im zweiten Teil S. 171 ff. auch seine Schlüsse auf Orthographie, Prosodie und Akzentlehre, ja er gibt sogar bedeutsame Winke für die Textkritik und für die höhere Kritik. So folgert er z. B. aus der Form der Klauseln, dafs die Endungen -rimus und -ritis im Konjunktiv des Perfekts und im Indikativ des Futurum exactum durchweg die erste Silbe lang haben, dafs der Genetiv des Singulars bei den appellativen Substantiven mit der Endung -ius und -ium auf -ī, bei den Adjektiven auf -ii und bei den Eigennamen bald auf jenes, bald auf dieses ausgeht, dafs Cicero nur vinclum, nicht vinculum gesprochen hat u. a. Kurz, das Buch ist eine abgerundete, schöne Arbeit, die wohl im einzelnen hier und da noch der Nachbesserung bedarf, aber als Ganzes Anerkennung verdient.

Ganz anders geartet ist die Schrift von Blafs. Nach kurzer Erörterung des Rhythmus der attischen Kunstprosa wird darin der asianische Rhythmus behandelt, wobei der Verfasser zu folgendem Ergebnis kommt: Während den attischen Rednern der zweigeteilte Ausdruck, d. h. die Antithese und sonstiger Parallelismus eigentümlich ist, gliedern die asianischen die Periode in Kommata und Kola; während jene von rhythmischen Satzschlüssen und Satzanfängen nichts wissen, sind in diesen solche seit Hegesias von Magnesia und Theophrast von Eresos nachweisbar. Cicero vereinigt asianische Praxis mit alter attischer Theorie. Das Wesentlichste an seiner Periode ist, wie schon E. Müller, De numero Ciceroniano, Kiel 1886, gesehen hat, die Responsion oder Korrespondenz der Satzglieder,

die sich in ihrer Ausdehnung und in ihrem rhythmischen Bau entsprechen, daher in ihrer Wirkung auf das Ohr als gleichmäfsig und geregelt empfunden werden wie in der Poesie der Reim. Diesen theoretischen Auseinandersetzungen folgen praktische Beispiele; denn es werden Belege für den asianischen Rhythmus aus neutestamentlichen Briefen (Paulus, Hebräerbrief), Pausanias, Cicero, Seneca, Curtius und Apulejus gegeben; besonders eingehend sind der Thessalonicher- und der Galaterbrief behandelt. Gegenüber früheren Schriften hat Bl.' in zweifacher Hinsicht an seinem System bedeutende Verbesserungen vorgenommen: einmal läfst er die Rhythmen nicht mehr beständig ineinander übergreifen und sodann macht er sie nicht mehr gänzlich unabhängig vom Sinne, sondern stellt jetzt den Satz auf: „weder ist die rhythmische Gliederung an die Satzgliederung gebunden, noch ist sie von dieser einfach unabhängig." Aber immerhin ist das System noch nicht ohne Mängel, vor allem hat die Subjektivität zu viel Spielraum. In vielen Fällen sagt man sich, dafs es nicht so sein mufs, sondern auch anders sein kann.

Am weitesten geht in der Annahme und Durchführung der Rhythmen die Schrift von J. May, der die ganze Rede Ciceros pro Roscio Amerino analysiert und das Prinzip der Responsion und der Symmetrie darin überall beobachtet sein läfst. Er geht von der Ansicht aus, dafs die Rhythmen an den Gedanken gebunden und dadurch, nicht durch die Form des Kolons an sich bedingt sind, und dafs nur zusammenhängende Gedanken sich rhythmisch entsprechen. Freilich kann er nur wenige Fälle vorführen, wo diese völlige Übereinstimmung zwischen Inhalt und Form zutage tritt, z. B. § 147 quanto bis afficeretur: non minora bis redderet und § 63 magna bis humanitatis: multum bis sanguinis; meist korrespondieren nur Satzteile und zwar in der Regel solche, die eines besonders markanten Ausdruckes bedürfen. Dabei kommt es häufig vor, dafs einem Creticus + Trochäus ein Trochäus + Creticus entspricht, ebenso einem Ditrochäus ein Creticus + Trochäus oder Trochäus + Creticus. Selten sind Fälle, wie § 6 suspicionem omn || emque metum tollatis = – ◡ ◡ – – || – ◡ ◡ – – ◡, wo ein Wort zerrissen wird, oder § 44 (quod consue) tudine patres faciunt || quod benivolentia fit = – ◡ ◡ ◡ – ◡ ◡ ⏑̲ || – ◡ ◡ ◡ – ◡ – ⏓, wo nur die eine Hälfte von consuetudine zur Herstellung der Responsion benutzt wird. Dafs es aber auch in dieser Schrift nicht an subjektiven Zurechtlegungen fehlt, beweist jede Seite der Schrift, z. B. gleich der Anfang der Analyse von § 1, wo es heifst: „Credo ego vos, iudices, mirari – ◡ ◡ – – ◡ – – – ⏑̲ ||

rhythmisch gedachter Anfang bestehend aus Choriambus und Dicreticus, wobei der zweite, irreguläre das Staunen besonders hervorhebt. Die Verbindung chori. mit cret. hebt auch J. Wolff de clausulis Cic. hervor, konstruiert aber aus obigen Eingangsworten, indem er nur -ces mirari berücksichtigt, die Klausel _ _ _ ⏑̲ Palimbacchius mit vorausgehender Länge, was aber nicht richtig sein kann. Liv. 21, 21, 3 ahmt die Stelle nach [ebenso 24, 38, 1: credo ego vos audisse, milites], scheint aber dabei an den Rhythmus nicht gedacht zu haben; nobilissimi sedeant, potissimum surrexerim: es entsprechen sich die beiden Superlative und antithetisch die Verba: _ ◡ _ ◡ _ ◡ ◡ ⏑̲ ‖ ◡ _ ◡ _ _ _ ◡ ⏑̲ je acht Silben. Dem Chori. der ersten Reihe steht in der zweiten ein Cret. gegenüber, wenn man nicht jenen auch kret. messen will (Auflösung der zweiten Länge). Dann gehen je zwei Trochäen voraus. Statt des zweiten Trochäus steht in der zweiten Reihe ein Spondeus, wodurch der Gegensatz der Verba besonders auffällig wird.“ Doch genug davon! Ein jeder wird schon aus dieser kleinen Probe erkennen, dafs von sicheren Ergebnissen auch bei dieser Untersuchung keine Rede sein kann.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

126) **Hermann Steuding, Griechische und römische Mythologie.** Dritte, umgearbeitete Auflage. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 146 S. 8. geb. ℳ —.80.

Das handliche Büchlein erscheint bereits in dritter Auflage. Darin darf gewifs ein Beweis dafür erblickt werden, dafs es sich von seinem ersten Erscheinen an grofsen Beifalls zu erfreuen hatte. Und ich wüfste auch keine andere Bearbeitung dieses Gegenstandes zu nennen, die bei solch bescheidenem Umfang eine gleich vollständige und klare, und ebenso verständige wie verständliche Darstellung des unerschöpflichen Gebietes darböte. Wir finden darin den Niederschlag aus den Ergebnissen der neuesten Forschungen, und der Fortschritt in der Behandlung des Gegenstandes auf Grund dieser tritt klar vor Augen, wenn wir sie mit früheren kompendiösen Darstellungen vergleichen, die nicht viel mehr boten, als einfach die alte Götter- und Heldensage ohne ein tieferes Eingehen auf ihren Sinn und ihre Bedeutung. Statt einer einfachen Wiedergabe der alten Kosmo- und Theogonie finden wir hier eine verständnisvolle Darlegung der Entstehung des Götterglaubens und Gottesdienstes und der

natürlichen Entwickelung der griechischen und römischen Religion aus den primitiven Anfängen bis zu den hohen olympischen Gottheiten. Bei der römischen Mythologie ist noch besonders zu loben die Unterscheidung der echt römischen von den aus dem Verkehr mit den Griechen eingedrungenen Gottheiten. Das gutgeschriebene Büchlein wird auch fernerhin allen, die eine rasche Einführung in die griechische und römische Mythologie erstreben, nützliche Dienste tun.

C. **P. W.**

---

127) **Ch. Daremberg, Edm. Saglio** et **Edm. Pottier, Dictionnaire des Antiquités grecques et romaines** d'après les textes et les monuments contenant l'explication des termes qui se rapportent aux mœurs, aux institutions, à la religion, aux arts, aux sciences, au costume, au mobilier, à la guerre, à la marine, aux métiers, aux monnaies, poids et mesures &c. et en general à la vie publique et privée des anciens. Ouvrages rédigé par une société d'écrivains spéciaux, d'archéologues et de professeurs sous la direction de MM. Ch. D., Edm. S. et Edm. P. et orné de plus de 7000 figures d'après l'antique dessinées par P. Sellier. 24—38. fascic. 4°. Paris, librairie Hachette et Cie [1898—1906]. Prix de chaque fasc. Frcs. 5.

Die Eigenart dieses grofsen Wörterbuches, dessen frühere Lieferungen in dieser Zeitschrift mehrere Male besprochen sind, ist in dem ausführlich angegebenen Titel zur Genüge bezeichnet. Der Schwerpunkt liegt, besonders bis zur Mitte des Werkes hin, nicht sowohl in der Erläuterung antiquarischer Einzelheiten als in den monographisch ausgeführten gröfseren Artikeln, in denen die Einzelheiten zusammenhangmäfsig mit verarbeitet sind. Der Vielseitigkeit des massenhaften Materiales kann die Berichterstattung eines Einzelnen selbstverständlich nicht gerecht werden, aber es mufs doch festgestellt werden, dafs auf allen Gebieten französische Gelehrte tätig sind, die zu den ersten ihres Faches zählen oder von namhaften Autoritäten der Mitarbeiterschaft gewürdigt sind. So treffen wir auch manche Bekannte wieder, deren Werke in dieser Zeitschrift zur Besprechung gebracht sind, wie R. Cagnat, Foustel de Coulanges, C. Gaspar, P. Gauckler, G. Lafaye, J. Martha, O. Navarre, S. und Th. Reinach. Aufser ihnen und den beiden amtierenden Leitern Saglio und

Pottier seien noch E. Babelon, Ed. Cycq, F. Durrbach, G. A. Hild, G. Humbert, Hunziker, Ch. Lécrivain, A. Legrand, F. Lenormant, A. Martin, E. Michon, P. Perdrizet, J. Toutain, H. Thédenat genannt, denen andere Referenten wieder andere Namen aus der begegnenden Fülle beigesellen würden. Der Pariser Generalstab hat die Mitarbeiter natürlich in nächster Nähe gewählt, doch bezeugt die Mitwirkung Cumonts und Gaspars, dafs man nicht engherzig weitere Kreise ausgeschlossen hat. Der Aufsatz Navis ist von dem Engländer Cecil Torr verfafst und nach dem englischen Manuskript ins Französische übertragen. Beiläufig bemerkt ist dieser Artikel dadurch bemerkenswert, dafs der Verfasser die Schriften A. Breusings über die Nautik der Alten und die Lösung der Trierenfrage gar nicht kennt, während weniger bedeutende deutsche Literatur angeführt wird.

Mit der 38. Lieferung ist das Lexikon bis zu dem Stichwort Pistor vorgerückt. Die Volumina sind etwas unheimlich angeschwollen. Geht doch die Zählung bei dem dritten Bande bis Seite 2143, ist die Zahl der vortrefflich ausgeführten Bildwerke im Verlaufe des Erscheinens von 6000 auf 7000 erhöht worden! Es war daher praktisch, noch eine äufsere Unterteilung einzuführen und die Buchstaben H I J K als eine Art Halbband von einem zweiten, L bis M, zu sondern. Dafs man von Pistor bis zum Schlufs, der programmäfsig etwa mit der 40. Lieferung (jede zählt zirka 160—180 Quartseiten) eintreten sollte, mit zwei Lieferungen ausreichen wird, ist ganz ausgeschlossen. Ein Abweichen von der einmal beliebten Darstellungsweise würde dem Werke aber viel von seinen Vorzügen nehmen. Also wird man sich mit dem Gedanken an eine Ausdehnung des Unternehmens vertraut machen, die ja eine Verlängerung der Erscheinungstermine nicht unbedingt zur Folge zu haben braucht. Freilich bringt die jetzige Benutzung der Lieferungen, die bis zur Vollendung eines Halbbandes locker herumliegen, mancherlei Umständlichkeiten mit sich, solange man sich diese und jene Materie, die in irgendeinem Hauptartikel steckt, heraussuchen mufs, und das bei einem Kolumnentitel, der immer nur drei Majuskelbuchstaben umfafst. Doch hat Edm. Pottier, der inzwischen in die volle Redaktionsstellung eingetreten ist, mit der Beilage von tables de matière partielles eine gewisse Abhilfe geschaffen, die in den oben bezeichneten Lieferungen die Buchstaben F bis J und dann wieder K bis O berücksichtigen, mithin über die festgelegten Bandgrenzen hinausgreifen. Sie weisen unter 17 gleichen Generaltiteln (I Institutions grecques bis

XVII Costume, Toilette, Bijoux) auf die im Bereich der betr. Buchstabengruppen behandelten Stichworte hin. So hat, um das kleinste Kapitel zu nehmen, die Überschrift Marine im ersten Index folgende Titel: Équipages—Fabri, Navires—Gaulus. Hennolia Hippagogi; Officiers—Gubernator; Pilotes—Gubernator; Soldats de marine—Hypérètès. Im zweiten: Chantiers—Navalia; Équipages—Metoikoi, Navis; Flotte—Navis; Navires—Lembulus, Lembus, Liburna, Linter, Materia, Mercatura, Modius, Musculus, Nauclerus, Naucraria, Nauphylax, Nauta, Nautae, Navalia, Navarchus, Navicularius, Navis; Ports—Mercatura, Navalia, Negotiator. Diese jetzt ganz zweckdienlichen provisorischen Teilindices werden später natürlich durch ein einheitliches Generalregister außer Kurs setzt. Schon des internationalen Gebrauchs halber wäre es gut, wenn alsdann die nicht in den Stichworten genannten, aber im Zusammenhange vorkommenden Personen- und Sachnamen, besonders die griechischen (mit griechischen Lettern!) und lateinischen t. t., dabei eingereiht würden, zumal die in dem Antiquitätenwörterbuche fixierten französischen Benennungen der behandelten Gegenstände von unseren Schlagwörtern mehrfach abweichen. -u-

---

128) **Der alte Orient.** 6. Jahrgang, Heft 3: **Otto Weber,** Sanherib. 29 S. — Heft 4: **Alfred Wiedemann,** Magie und Zauberei im alten Ägypten. 32 S. — 7. Jahrg., Heft 1: **Bruno Meißner,** Aus dem altbabylonischen Recht. 31 S. — Heft 2: **Hugo Winckler,** Die Euphratländer und das Mittelmeer. 32 S. — Heft 3: **Heinrich Zimmern,** Babylonische Hymnen und Gebete in Auswahl. 32 S. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1904. 1905. 8. je ℳ —.60.

Fünf neue Hefte der schon öfter in dieser „Rundschau" empfohlenen Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. Kulturgeschichtliches bieten Wiedemann und Zimmern: sie führen uns in die religiösen und superstitiösen Anschauungen der Hamiten und Semiten; die Vergleichung mit jüdisch-christlichen und modernen Anschauungen ergibt natürlich viel Verwandtes, die menschlichen Gefühle sind eben immer ähnlich gewesen. — Meißner behandelt die privatrechtlichen Verhältnisse der alten Babylonier nach den zahlreichen Geschäftsurkunden, die uns aus der ersten Blütezeit Babylons, unter Hammurabi und seiner Dynastie, erhalten sind. — Sanheribs

Geschichte und seine Persönlichkeit lernt man durch die erhaltenen Quellen mit ausreichender Sicherheit kennen; seine Pläne, Ninive eine dauernde Vorherrschaft in Vorderasien zu verschaffen, gingen über das Erreichbare hinaus, und schon zu seinen Lebzeiten begann das von ihm zerstörte Babylon sich wieder zu erheben; die herrschsüchtige hierarchische Partei hat jedenfalls die Verschwörung veranlafst, die mit der Ermordung des Königs endete.

Die schwierige Frage, in welcher Abhängigkeit oder in welchen engeren Beziehungen das östliche Mittelmeer zu den Euphratländern stand, behandelt Winckler, der mit kühnem Wagemut auch die dunkelsten Punkte zu erhellen sucht. Natürlich sind die Vermutungen nicht immer sicher. Die Erörterung der Thalassokratieliste bei Diodor wird aber den klassischen Philologen von besonderem Interesse sein, da sie sonst kaum eingehend behandelt worden ist.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

129) **D. Detlefsen, Die Entdeckung des germanischen Nordens im Altertum.** (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von **W. Sieglin.** 8 Heft.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 65 S. Lex.-8. ℳ 2.40.

Der von D. seit langen Jahren mit Vorliebe und nicht geringem Erfolg gepflegte Zweig der deutschen Altertumsforschung erheischt, soweit literarische Quellen in Frage kommen, sehr sorgfältige philologische Kleinarbeit. Denn bei dem trümmerhaften und unsicheren Zustande der Überlieferung und den in der Natur des Gegenstandes liegenden Schwierigkeiten ist eine methodische Kritik und genaue Auslegung der Schrifttexte als erste Vorbedingung fortschreitender historischer Erkenntnis zu betrachten. So hat denn auch D. nach dem Erscheinen seiner verdienstvollen Ausgabe der Naturalis historia sowie vieler Einzelschriften über die Quellen des Plinius nicht geruht und kürzlich noch (im neunten Heft der Sieglinschen Sammlung) die geographichen Bücher des Plinius (III — VI) aufs gründlichste bearbeitet und mit vollständigem kritischem Apparat herausgegeben. Auf diese Leistungen gestützt, durfte er mit Zuversicht hoffen, „manches wesentlich Neue beibringen zu können". — Die vorliegende Abhandlung gibt einen chronologischen Überblick der Entdeckungs-

fahrten an der deutschen Nordseeküste, von Pytheas (um 325 v. Chr.) bis zur römischen Kaiserzeit, beschränkt sich aber hauptsächlich auf Kritik und Interpretation der bezüglichen Schrifttexte, in erster Reihe natürlich der germanischen Nachrichten bei Plinius, die in zwei handschriftlich ganz verschieden überlieferte Gruppen zerfallen: n. h. 4, 94—104 und 37, 33—46. Weitläufige Polemiken, zu denen es an Veranlassung nicht fehlte, hat D. mit Recht vermieden; nur auf Müllenhoff nimmt er, wie begreiflich, öfter Bezug, wo dieser Bahnbrecher der deutschen Altertumskunde fehlgegriffen oder Schwierigkeiten ungelöst gelassen hat. — Unter den vielen vom Verfasser in überzeugender Weise verbesserten und erklärten Stellen des Pliniustextes hebe ich eine hervor, die als Angelpunkt für weitere Forschungen zu dienen geeignet ist: n. h. 37, 35 (von D. bereits im Hermes 32, 191 ff. behandelt). Hier hat eine geringfügige Korruptel zu den absonderlichsten Hypothesen und Deutungsversuchen geführt. Die beste Hs. B hat *guionibus*, die jüngeren aus naheliegender Vermutung *gutonibus*. Detlefsen liest ⟨*In*⟩*guionibus*, Germaniae genti, und erklärt die Verderbnis so: Die erste Silbe des Völkernamens wurde von dem Schreiber eines Archetyps für die Präposition in gehalten und abgetrennt, weshalb in B und F auch genti in gente geändert ist; schliefslich kamen die zwei „unbequemen" Buchstaben ganz in Fortfall. Den Schlüssel zum vollen Verständnis der Stelle, auch für den von Müllenhoff verdächtigten Zusatz Germaniae genti, finden wir in n. h. 4, 96 Incipit deinde ... ab gente Inguaeonum, und 4, 99 alterum genus Ingyaeones, quorum pars Cimbri sq. (wegen der abweichenden Schreibungen, die auch sonst bei Plinius vorkommen, vgl. Tac. Germ. 43 Lugiorum, ligiorum, lygios usw., ferner Sigambri, Sygambri, Sugambri; Charydes, Charudes; s. Müllenhoff, D. A. IV 603 ff.). Unter dem aestuarium Oceani ist unser „Wattenmeer" zu verstehen, die deutsche Nordseeküste von der Schelde bis nach Schleswig hin, umwohnt von dem Völkerverein der Inguionen (Ingyaeonen, Ingaevonen), zu denen auch die Teutonen gehörten. Müllenhoff wollte an unserer Stelle *Teutonibus* lesen, was schon im Hinblick auf den gleich folgenden Dativ Teutonis schlechterdings unannehmbar ist. — Sonach ist der von Plinius hier angezogene Pytheas ältester Gewährsmann für den griechisch geformten Namen der Anwohner des Wattenmeeres, die also schon mindestens 400 Jahre vor Plinius und Tacitus dieselben Sitze innehatten. — Auch den einheimischen Namen für das „aestuarium", meint D., habe der Massaliote überliefert in der (handschriftlich am besten beglaubigten)

Form *Metuonis* (idis). Die germanische Wurzel dieses nach Analogie von Thebais, Chaucis usw. gebildeten Wortes sei in Matte, fries. mêde, maade, miede, mhd. mate (Sumpf, Moor, Marsch), wiederzuerkennen. — Was Pytheas ferner über die eine Tagfahrt vom Festlande entfernte Bernsteininsel Abalus berichtet, trifft im ganzen auf Helgoland zu, das allerdings vor 2000 Jahren einen weit gröfseren Umfang gehabt hat als heute. Dafs damals dort Bernstein angeschwemmt wurde — mehr hat P. nicht behauptet —, ist an sich nicht unwahrscheinlich; in der römischen Kaiserzeit ist freilich von Bernsteingewinnung auf der Insel nicht mehr die Rede, selbst der Name Abalus war verschollen, und noch im Mittelalter hat die Insel ihren Namen wiederholt gewechselt. — Ob Abalus des Pytheas mit der von Timäus (bei Plin. 37, 36 und Diod. 5, 23, 1) *Βασίλεια* genannten Insel identisch ist? Mit den sehr gründlichen Untersuchungen über diese Frage sowie über Baunonia (= Fabaria), Balcia und andere Inselnamen, die Plinius aus griechischen Quellen entnommen hat, verbindet D. manche einleuchtende, ja überzeugende Verbesserungen und Deutungen des Textes der Naturalis historia. 37, 61 liest er: in eadem Germani*ae* Basilia insula nasci, wodurch die Stelle einen befriedigenden Sinn erhält. 4, 94 bezieht D. im Gegensatze zu Müllenhoff die Worte quae appellatur Baunonia richtig auf das folgende unam; „den mehreren unbenannten Inseln wird eine einzelne gegenübergestellt, welche Timäus Baunonia nannte". — Auch über das bei Plinius 4, 95 erhaltene Zitat aus dem *περίπλους* des Xenophon von Lampsakus urteilt D. anders als Müllenhoff. In der sehr grofsen, drei Tagereisen vom Festlande entfernt liegenden Insel Balcia sieht er nicht eine „Fabelei" und Entstellung. Das „Ufer der Skythen" sei vermutlich die deutsche Ostseeküste, Balcia das südliche Schweden, von wo aus einem griechischen Kaufmann, der weiter als Pytheas gefahren, Nachrichten durch Eingeborene zugetragen worden seien. Ähnlich steht es mit der Herkunft der durch Philemon (um 100 v. Chr.) vermittelten Überlieferung von der „Morimarusa"; dieses „Meer der Toten" (?) sei nördlich von Jütland zu suchen, unter Rubeae oder Rusbeae das Vorgebirge Lindesnäs, der südliche Ausläufer des mons Saevo (Kjölengebirge), zu verstehen. Philemon hatte schon Kunde davon, dafs an der Ostseeküste, im Samlande, Bernstein gegraben werde.

Jene Morimarusa bildete einen Teil des sinus Codanus, den Plinius und Mela nach derselben griechischen Quelle ziemlich übereinstimmend schildern (refertus insulis), nur dafs von Mela 3, 31 der Codanus augen-

scheinlich mit dem aestuarium Metuonidis zusammengeworfen wird. In die ebenfalls arg verworrene Beschreibung von Mela 3, 54 sucht D. einige Klarheit zu bringen, indem er korrigiert: septem Haemodae, contra Germaniam *multae* (st. vectae) in eo sinu, quem Codanum diximus. Die Interpunktion hinter Haemodae und die Beziehung der Worte contra Germaniam auf das Folgende begründet er so: „Im Zusammenhang dieser Inselbeschreibung wird immer (?) erst das Land angegeben, zu dem die dann aufgeführten Inseln gehören" (53: super Britanniam Juverna est; 55: quae Sarmatis adversa sunt sqq.). Dafs dieser Grund nicht stichhaltig ist, zeigt 57: Thyle Belgarum litori adposita est, und 48: Sena in Britannico mari Ossismicis adversa litoribus. Und das vorgeschlagene „multae" dürfte nach den beiden bestimmten Zahlen 30 und 7 nicht wohl angebracht sein. Die Lesart einiger geringer Handschriften „versae" ist, wenn eine Konjektur der Abschreiber, sicher keine schlechte. — Unbedingt beifallswert ist die von D. übernommene leichte Textänderung J. Müllers in Plin. n. h. 4, 96 *quare* (st. quam) alterum orbem terrarum eam appell*ant* i. e. die griechischen Gelehrten, denen Plinius hier folgte. Mit Recht wird auf 6, 81 hingewiesen: Taprobanen (ein „Gegenstück" zu Scadinavia) alterum orbem terrarum esse diu existimatum est. Vgl. auch Vell. 2, 46, 1 in Britanniam ..., alterum paene orbem. Solin. 22, 1. — Von dem gleichen Gesichtspunkt aus versucht D. die Schlufsworte bei Plinius 4, 96 befriedigend zu deuten; die Änderung „opinio *de Ogygia*" (statt opinione Aeningia) ist etwas kühn, doch nicht übel ausgedacht.

Von S. 37 ab gibt D. einen Überblick über die nach dem germanischen Norden gerichteten römischen Entdeckungsfahrten, die sich ihrem Charakter nach von den älteren Unternehmungen der Griechen ebenso sehr unterscheiden wie die auf jenen Expeditionen beruhenden griechischen von den römischen Nachrichten. Bei den griechischen Schriftstellern herrschte, obwohl sie ihre Kenntnisse teilweise kaufmännischen Unternehmungen verdankten, im allgemeinen das Bestreben, die geographische Wissenschaft zu bereichern; die Römer dagegen drangen als Krieger und Eroberer vor: Bellum aperit gentes — s. Tac. Germ. 1; Agr. 22; Liv. 28, 44; 36, 17, 14; Mela 3, 49 u. ö. — und demgemäfs waren auch ihre Berichte über neuerschlossene Länder und Meere hauptsächlich auf praktische Bedürfnisse beschränkt. Es mufs immer von neuem betont werden, dafs die römischen Geographen lange fast ganz von griechischen Quellen abhängig waren, dafs viele Namen von Nordvölkern, zumal auch

von ostelbischen Stämmen, zuerst durch Griechen in die Literatur eingeführt und in griechische Form umgeprägt worden sind. Das häufige Suffix -ones ist vielfach irrigerweise als zu dem germanischen Element des Namensstammes gehörig betrachtet worden. Wir haben zu trennen: Sui-ones, Sit-ones usw. Die Eroberungszüge des Drusus, insbesondere die im Jahre 12 v. Chr. vom Flevo aus unternommene Fahrt, kennzeichnet Plinius nach ihrer Ausdehnung und dem Hauptergebnis mit den Worten (n. h. 4, 97): XXII inde insulae Romanis armis cognitae. Die Zahl dieser Eilande, von Texel bis Neuwerk an der Elbmündung, hat sich seitdem durch säkulare Bodenveränderungen um vier verringert. — Mit einer zweiten, vielleicht auch von Drusus geleiteten Expedition bringt D. die Überlieferung von den „Säulen des Herkules" (Tac. Germ. 34) in Verbindung. Den Anlafs dazu dürften seiner Ansicht nach die beiden Klippen Helgolands gegeben haben, die in ihrer ehemaligen Gestalt dem von den friesischen Inseln, d. h. von Süden her, Ansegelnden „aus weiter Ferne wie ein paar ungefähr gleich breite und hohe Säulen nebeneinander erscheinen mufsten". Übrigens ist D. geneigt, auch die ann. 2, 23 erwähnten „insulae saxis abruptae" auf Helgoland zu deuten. — Die bei Seneca suas. 1, 15 aufbewahrten Verse des Albinovanus Pedo hat bereits Bergk lieber auf die kühne Tat des Drusus (dem der Name Germanicus im voraus beigelegt worden) beziehen wollen als auf den verunglückten Rückzug des jüngeren Germanicus (16 n. Chr.). Diese Begebenheit war allerdings, wie D. mit Recht hervorhebt, kein geeigneter Gegenstand für ein Gedicht, das den kaiserlichen Prinzen verherrlichen sollte, abgesehen davon, dafs, in dem erhaltenen Fragment wenigstens, von Stürmen keine Rede ist. Ob Tacitus bei der Beschreibung des „mare pigrum" Germ. 45 jene Dichtung des Albinovanus im Gedächtnis gehabt habe, ist höchst fraglich. Er griff dabei wohl, wie auch Agr. 10, eher auf eine aus griechischen Quellen geflossene Überlieferung zurück. Und die Vorstellung von einem „alter orbis terrarum" war, wie oben bemerkt, eine unter den Kosmographen weitverbreitete.

Über die cimbrische Halbinsel hinaus, soviel steht fest, ist damals kein Römer gefahren; das zeigt auch die ganze Darstellung des Tacitus, dem das Nordmeer als völlig unbekannt gilt. — Zur Germania bringt D.s Schrift noch eine Anzahl guter Beobachtungen und Deutungen, die ich an anderer Stelle eingehend zu würdigen gedenke.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

---

130) **Heinrich Saure, Auswahl französischer Gedichte** für Schule und Haus. 3. Auflage. Berlin, F. A. Herbig, 1905. VIII u. 143 S. 8. ℳ 1.60; geb. ℳ 2.—.

Das Buch ist eine „erweiterte Separatausgabe" der poetischen Teile der französischen Lehrbücher desselben Verfassers und bringt eine Reihe gut ausgewählter poetischer Werke von Corneille bis Nicolas Martin in chronologischer Anordnung. Kinderlieder hat der Verfasser mit Recht ausgeschlossen und sich bei seiner Auswahl auf hervorragende Dichter beschränkt. Das verdienstvolle Buch verdient beste Empfehlung und verrät überall den kundigen Schulmann. Besonders lobend ist hervorzuheben, daſs der Verfasser von den einzelnen Dichtern unter der Überschrift nur Geburts- und Todesjahr angibt, und daſs er von Anmerkungen und Wörterbuch gänzlich absieht.

Nauen. **Fries.**

---

131) **Langenscheidts Sachwörterbücher: Césaire Villatte, Land und Leute in Frankreich.** Völlig neu bearbeitet von Rich. Scherffig. Dritte Bearbeitung. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). XX u. 439 S. Anhang 93 S. u. Notizblätter. 8. geb. ℳ 3.—.

Das Buch gibt alles, was man beim Besuch des französischen Nachbarlandes von Land und Leuten wissen und verstehen muſs, um dort mit Vorteil zu verkehren, und zwar bietet es seine Auskünfte in alphabetischer Folge der besprochenen Gegenstände, gewährt also im Bedarfsfalle jedenfalls die schnellste Belehrung. Daſs diese auf zuverlässiger Beobachtung und auf besten Vorarbeiten beruht, erkennt man namentlich an den umfassenderen Artikeln. Übrigens kann man nach der S. xvi ff. voraufgeschickten sachlich geordneten Übersicht der im Werke enthaltenen Gegenstände, die unter bestimmten Titeln wie „Staat, Regierung und Gesetz — Festtage — Geistiges Leben — Sport — Volkswirtschaft" usw. zusammengestellt sind, die in zerstreuten Abschnitten gebotene Unterweisung auch systematisch durchgehen. — Die vorliegende dritte Auflage bringt die einzelnen Artikel vielfach ergänzt oder, entsprechend den groſsen Veränderungen der äuſseren Lebensformen wie den Wandlungen der öffentlichen Meinung, völlig umgestaltet. Und nicht wenige sind neu hinzugekommen. Was unsere Kollegen (Neumann, Plattner, Roſsmann-Brunne-

mann, Stier u. a.) auf ihren Studienreisen ausgearbeitet und in ihren bezüglichen Reiseberichten niedergelegt haben, ist neben anderen Quellenschriften der neuen Auflage zustatten gekommen. So kann das Wörterbuch neben den bekannten Reiseführern, die es sehr wesentlich ergänzt, mit Vorteil gebraucht werden. Übrigens leistet es den Kollegen, und auf diesen Punkt sei besonders aufmerksam gemacht, bei vielen Fragen der modernen Klassenlektüre recht gute Dienste. — Angebunden ist dem Wörterbuch noch ein umfangreicher Anhang französischer Dialoge, deren Themen dem Reisegebiet (Vorbereitungen, Abreise, Ankunft, Promenaden, Museumsbesuche usw.) angehören; diese Stücke sind den „Französischen Unterrichtsbriefen nach der Methode Touss.-Langenscheidt" entnommen und werden manchem Benutzer des Buches eine angenehme Zugabe sein.

---

132) **Georg Stier, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische.** Cöthen, Otto Schulze, 1906. IV u. 216 S. 8. ℳ 2.10.

Das „Übungsbuch schliefst sich zunächst an die Kleine Syntax der französischen Sprache" desselben Verfassers an, kann aber, wie der Verfasser richtig erwähnt, neben jeder anderen Syntax gebraucht werden. Es enthält eine aufsergewöhnlich reiche Auswahl von Einzelsätzen zu den verschiedensten Kapiteln der französischen Syntax, daneben eine ziemlich grofse Anzahl zusammenhängender Texte. Die Einzelsätze sind nach dem Vorwort dem Dictionnaire de l'Académie, den Werken guter Schriftsteller und französischen Schulbüchern entlehnt; zu den zusammenhängenden Texten werden die Quellen angegeben. Das Buch eignet sich vorzüglich zur Einübung der französischen Syntax und wird bis zur obersten Stufe mit bestem Erfolg zu verwenden sein. Die fast überreiche Fülle der Beispiele ermöglicht jedem Lehrer die ihm zusagende Auswahl; es wird jeder seine Ansprüche an ein derartiges Buch vollauf befriedigt finden. Der Schüler, der das Buch mit Verständnis durchgearbeitet hat, wird über einen grofsen Schatz sicherer französischer Kenntnisse verfügen, und dem Lehrer wird es eine Freude sein, nach einem Buch zu arbeiten, das an ihn und an seine Schüler die höchsten Anforderungen stellt. Verfasser gibt unter dem Text die ihm nötig erscheinenden Anmerkungen und zum Schlufs ein vollständiges Wörterbuch zu jedem einzelnen Abschnitt. Einzelne Texte verlangen wohl zu viele Vokabeln und werden bei der hoffent-

lich recht bald zu veröffentlichenden zweiten Auflage vielleicht ausgeschieden; das Wörterbuch enthält ziemlich viele Druckfehler.

Nauen. **Fries.**

---

133) **Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache.** II. Teil: Ergänzungen. Drittes Heft: Das Verbum in syntaktischer Hinsicht. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1906. 155 S. 8. ℳ 2.60.

Der unermüdliche Sammler gestattet uns einen weiteren Einblick in seine reich gefüllten Mappen und zwar diesmal für die §§ 223—302 seiner 1899 erschienenen Grammatik. Was damals sowie später beim Erscheinen der Ergänzungshefte gerühmt wurde, trifft auch hier zu. Ein umfassender Überblick über die mehr oder weniger berechtigten Abweichungen von den gesetzlich anerkannten Regeln, über fehlerhafte Bildungen, über veraltete und neu aufgekommene Fassungen ist wohl jedem willkommen, der die Fremdsprache bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen strebt. Wenn der Lehrer auch streng auf die Beobachtung der durch die Akademie aufgestellten Gesetze halten mufs, so dürfen doch durch den Zufall gegebene oder durch Nachdenken gewonnene Möglichkeiten nicht unbedingt verworfen werden. Darum wird zumal die Lehrerwelt auch dieses Heft mit Dank entgegennehmen.

Um schon Gesagtes nicht zu wiederholen, sei ins einzelne nur wenig bemerkt. Im Kapitel der Wortstellung durfte zu den Beispielen: „Il faut songer à commencer bien, pour bien finir. Affaiblissez seulement ces ressorts, et le désordre naîtra, et se produiront soudainement des symptômes de malaise. Au-dessus de cette limite le droit d'élire existe par cela seul qu'existe en fait la capacité de reconnaître la capacité supérieure qu'on cherche. Le pavé est sec et sonore, le gaz est flambant, rieuses sont les femmes, et provocants les froufrous de la soie", der Einflufs des Chiasmus nicht unerwähnt bleiben. Wenn das Gehör der Deutschen für diese Feinheit minder empfänglich ist, so ist es um so mehr angezeigt, immer wieder darauf hinzuweisen.

Die Lehre vom Bau der Bedingungssätze, die gerade im Französischen einen besonderen Vorzug der Mannigfaltigkeit haben, sollte der Übersichtlichkeit wegen nicht stückweise bei der Wortstellung oder beim Konjunktiv behandelt werden. Wie soll man es verstehen, wenn § 228, b 1 gesagt

wird: „Folgendes que kann unmöglich werden 1. wenn bereits ein anderes que vorausgeht: Mais tel est le degré où Milton a porté ce talent, que, n'en eût-il possédé aucun autre, sa place serait marquée parmi les maîtres“? Dem Verfasser schwebt offenbar vor, dafs man sagen könnte: Il n'en eût possédé aucun autre, que sa place serait marquée parmi les maîtres, oder auch: N'en eût-il possédé aucun autre, que usw., d. h. dafs die Folge als Folgesatz mit que der in Hauptsatzform gegebenen Bedingung angeschlossen werden kann. Nun ist aber die Folge schon als solche durch que an einen vorausgehenden Satz angeschlossen und vom Wegfallen eines que kann nicht die Rede sein. Undeutlich ist auch, § 253, A. 1, die Fassung: „Das deutsche ‚wenn‘ kann öfter durch que mit Konjunktiv ersetzt sein: Jauffre ne peut attendre la venue du tyran, mais qu'il revienne dans huit jours, il est sûr de l'y trouver.“ Die Bedingung kann eben auch in Befehlsform gegeben werden: Ecris-mois, je te répondrai, und an Stelle des Imperativs der dritten Person tritt bekanntlich der Subjonctif. Ebenso § 255: Qu'il continuât, il devenait, en effet, un morphinomane dans un temps donné.

Gegen die strengen Gesetze über die Verwendbarkeit des Konjunktivs scheint sich das Freiheitsbedürfnis der Franzosen am meisten zu wehren, und es ist zu verwundern, dafs das Unterrichtsministerium es sich nicht ebenfalls zur Aufgabe gemacht hat, die Fesseln zu lockern. Man will sich die Freiheit wahren, durch den Modus auszudrücken, ob das Hauptgewicht auf dem Abhängigkeitsverhältnisse oder auf dem Inhalt des Nebensatzes ruhe. Das eingeschobene que je sache (§ 262, Zusatz 2) erklärt sich dagegen aus quod sciam, während autant que je sais, à ce que je sais dem lateinischen quantum scio entspricht.

Ob der Infinitiv de, à oder keine Präposition vor sich hat, hängt oft von einer kleinen Nuancierung des Gedankens oder auch von landschaftlichen Bevorzugungen ab. In dem Satze (§ 267, 4): Une fois Minorque reconquise, la cour d'Espagne n'eut plus qu'une pensée, recouvrer à tout prix Gibraltar, tritt der Infinitiv als Apposition zu pensée. Ist der historische Infinitiv (§ 272): Grenouilles aussitôt de sauter dans les ondes, nicht etwa, wie auch aus dem archaischen Wegfall des Artikels geschlossen werden mag, ein Überbleibsel aus einer Zeit der Sprachentwickelung, in welcher zufolge der Völkerwanderung das Zeitwort im Munde der Eindringlinge nur im Infinitiv existierte, wie in der lingua franca?

Die Leygesschen Zugeständnisse hätten besonders in bezug auf die

Veränderlichkeit des Partizips mehr Berücksichtigung finden dürfen. Bei der Lehre vom Akkusativ mit dem Infinitiv mufste vor allem genau geschieden werden, ob dieser im Relativsatz, in welchem das Relativ Subjekt zum Infinitiv ist, in Abhängigkeit von den Verben des Denkens und Sagens sich findet oder nach faire, laisser, entendre, voir, sentir und einigen verwandten, nebst einer Angabe, in welchen Fällen der aktive und der passive Infinitiv der Form nach gleich sein können.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

134) **Fr. Metzger** und **O. Ganzmann, Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung und des Erlebnisses.** I. Stufe. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Berlin, Verlag von Reuther & Reichard, 1905. X u. 250 S. 8. geb. ℳ 2. —.

Die von Ganzmann allein verfafste erste Auflage dieses Lehrbuchs ist von mir in Nr. 4, Jahrg. 1903 dieser Zeitschrift besprochen worden. Das empfehlende Urteil, das ich dort zum Ausdruck brachte, gilt in mindestens ebenso hohem Mafse für die jetzt vorliegende zweite Auflage.

Ein Vergleich mit der ersten Ausgabe zeigt, dafs die äufsere Anordnung in ihren Grundzügen dieselbe geblieben ist, die einzelnen Teile aber eine vollständige Umarbeitung erfahren haben. Der Stoff ist gekürzt und umfafst statt der früheren 42 nur 28 Lektionen; dafür ist er aber durch die mannigfaltigsten Übungen, die von dem grofsen pädagogischen Geschick der Verfasser zeugen, methodisch weit mehr ausgeschöpft, so dafs das Buch um nahezu 100 Seiten umfangreicher geworden ist.

Der französische Text erscheint jetzt zuerst fast durchweg in Dialogform und erst später in der Form der Erzählung. Übersetzungsübungen sind in gröfserer Zahl vorhanden, beschränken sich aber mit Recht auf eine Umbildung der vorher durchgenommenen französischen Stoffe. Neu sind die beigefügten Zeichnungen, die Briefe in Schreibschrift, der Anhang mit Gedichten und Erzählungen und die systematische Zusammenstellung des vorgekommenen grammatischen Pensums. Aufgefallen ist mir, dafs die ersten Lektionen nicht mehr in phonetischer Umschrift gegeben sind. Es ist mir das um so unverständlicher, als Ganzmann seine Erfahrungen mit dieser Einrichtung ausdrücklich als sehr günstige bezeichnete. Es

wäre deshalb meines Erachtens notwendig gewesen, dem Leser über diesen Punkt im Vorwort Aufklärung zu geben. Das ist aber nicht geschehen.

Die wenigen Ausstellungen, die ich in der Besprechung der ersten Auflage zu machen hatte, sind im allgemeinen berücksichtigt worden, doch lassen die Verfasser die französische Woche noch mit *dimanche*, statt mit *lundi* beginnen. Für eine neue Ausgabe gebe ich die folgenden Verbesserungsvorschläge. S. 5 sollte nicht *oui* als Beispiel für geschlossenes *u* angeführt werden, da es sich in diesem Wort gar nicht um den vollen Vokal handelt. S. 21 tritt der Lehrer mit einem *Bonjour, messieurs* in die Klasse; das ist auch in dem höflichen Frankreich nicht Sitte. Auf derselben Seite findet sich der Ausdruck *salle d'école*, der nur von einer Volksschule gebraucht werden kann. Ganz falsch ist S. 25 die Wendung *amasser les livres* statt *ramasser*. S. 57 redet die Lehrerin ihre Schülerinnen mit *tu* an; das ist ganz und gar unfranzösisch. Statt *la cloche sonne huit heures* heifst es besser *huit heures sonnent*. S. 64: *La pomme est douce. Qu'est-ce qui est encore doux (douce)?* Die hinzugefügte Femininform ist hier unmöglich. S. 71: *Veuille examiner si c'est juste.* Die Form *veuille* kommt nicht vor; der Franzose würde sagen: *Veux-tu bien voir si* ... S. 84 ist *garde-manger* im Sinne von Speisekammer gebraucht. Dieses Wort bedeutet aber in der Regel einen gegen Fliegen Schutz gewährenden Speisebehälter (Fliegenschrank). Für Speisekammer gibt es in den verschiedenen Teilen Frankreichs verschiedene Bezeichnungen, von denen mir *la souillarde, l'office* und *la dépense* bekannt sind. Nach S. 86—87 wird in Frankreich der *chou* nach Gewicht verkauft, was dort ebensowenig wie bei uns der Fall ist. An einigen Stellen hätten mehrere Ausdrücke statt eines einzigen gegeben werden sollen. So z. B. S. 17 neben *nettoyer les chambres* auch *faire les chambres*, S. 21 neben *qui est absent?* auch das gebräuchlichere *qui manque?* S. 85 neben *combien coûte ce chou?* auch *combien vendez-vous ce chou?* und vor allem das in der Umgangssprache übliche *combien ce chou?* S. 86 sagt der Kaufmann: *Que désirez-vous encore?* Der idiomatische Ausdruck ist in diesem Falle: *Et avec cela (ceci)?* S. 96 sollte neben *laver la vaisselle* die Wendung *faire la vaisselle* nicht fehlen.

Altona. **H. Schmidt.**

135) **Margarete Roesler, Die Fassungen der Alexius-Legende** mit besonderer Berücksichtigung der mittelenglischen Versionen (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von **J. Schipper,** Bd. XXI). Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1905. X u. 197 S. 8. ℳ 6.—.

Die Lorbeeren des „stärkeren Geschlechts" lassen der verehrten Frauenwelt auch auf dem Gebiete der Anglistik keine Ruhe. Im allgemeinen zeigt das, was sie bisher in unserer Wissenschaft geleistet haben, mehr den Charakter einer (meist guten) Systematik als den Gedankenflug zu neuen Gesichtspunkten oder methodischen Grundlagen. Ob das in den geistigen Fähigkeiten des „schwächeren Geschlechts" oder den Mängeln der Vorbildung begründet ist, wird sich erst später nach Sammlung gröfserer Erfahrungen mit Bestimmtheit entscheiden lassen. Die Verfasserin der vorliegenden Untersuchung hat für ihre Arbeit aufser dem bei der studierenden weiblichen Jugend nie versagenden Fleifse gute Kenntnisse, auch des Griechischen, was in unseren Tagen besonders erfreulich wirkt, und einen scharfen kritischen Blick mitgebracht.

Die Art der Verbreitung von Sagenstoffen und die Abhängigkeit der einzelnen Fassungen voneinander ist ein sehr heikles Gebiet, auf dem früher durch geschäftige Dilettanten mit eitler Spekulation und Hypothese viel Unheil angerichtet worden ist. Die Verfasserin hat diese gefährliche Klippe glücklich vermieden. Sie packt die bisherige Forschung mit kecker Kritik an, berichtigt Amiaud, Mafsmann, Horstmann und zieht selbst mit Vorsicht und Zurückhaltung ihre Schlufsfolgerungen. Mit nicht geringer Mühe ist das ganze Material mit vereinzelten Ausnahmen, die unerreichbar waren, zusammengetragen und gleichmäfsig verarbeitet worden. Im ersten Teil werden die Quellen betrachtet, die bisherigen Ansichten besprochen und eine Gruppierung der Texte gegeben. — Im zweiten Teil wird dargestellt, welche Formen die Einzelheiten der Alexiuslegende in verschiedenen Texten angenommen haben, von den Namen des Alexius und seiner Eltern und seiner Geburt an bis zu seinem Tode und zur Beisetzung. — Im dritten Teil werden die gemeinsamen Züge der mittelenglischen Versionen, mit denen sich Schipper bereits früher eingehend beschäftigt hat, zusammengestellt, im vierten diese selbst und das Verhältnis zu den Quellen erörtert, im fünften endlich die Beziehungen zwischen den einzelnen mittelenglischen Versionen im Anschlufs an Horstmann gewürdigt. — Ein besonderer dauernder Wert ist der Arbeit dadurch verliehen, dafs im

Anhang eine Anzahl von Texten nach Handschriften aus den verschiedensten Ländern zum ersten Male abgedruckt ist.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

136) **H. Plate, Lehrgang der englischen Sprache.** Erster Teil. Unterstufe. 79. Aufl. bearbeitet von G. Tanger. Dresden, L. Ehlermann, 1903. XI u. 271 S. 8. geb. ℳ 2.40.

Mit der Neubearbeitung eines schon seit manchem Jahrzehnt in deutschen Schulen heimischen Werkes hat sich Prof. Dr. Tanger ein Verdienst erworben. Was im Laufe der Zeit an Verbesserungen im neusprachlichen Unterricht errungen wurde, ist zum grofsen Teil vom Verfasser benutzt und aufgenommen worden. Auch in der Behandlung der Aussprache ist mancherlei geändert. Ein Wechsel des ganzen Systems wäre noch erfreulicher, ist aber wohl nicht tunlich gewesen. Die diakritischen Zeichen (Punkte, Striche, Häkchen usw.) machen den Schülern die Sache nicht leicht und bieten für das richtige Auffassen und Festhalten der Laute doch nicht genügend Gewähr.

Im übrigen aber ist das Buch sehr praktisch eingerichtet und wohl geeignet, den Schülern während eines dreijährigen Unterrichts genügende grammatische Kenntnisse und bei ausreichender Unterstützung durch andere Lektüre auch einige Übung im Sprechen, wenigstens auf einfachen Gebieten, zu vermitteln.

Ob das Buch, wie der Verfasser meint, schon in 1½ bis 2 Jahren sich bewältigen läfst, scheint mir zweifelhaft.

Das Buch zerfällt in vier Hauptteile: Abhandlung über die Aussprache, eine stufenweise Einführung in die Sprache, wobei besonders das Verb in englischen und deutschen Studien an Gegenständen und Vorgängen aus dem Leben des Kindes eingeübt wird, dann eine Elementargrammatik, die über das ganz Elementare auch schon etwas hinausgeht, und ein Lesebuch, aus kleinen lehrreichen Geschichten in leichter Sprache bestehend.

Zum Schlufs wird ein Wörterverzeichnis und Wörterbuch gegeben.

Dessau. **Bahrs.**

---

137) **H. Plate, Lehrgang der englischen Sprache.** Zweiter Teil. Mittelstufe, methodisches Lese- und Übungsbuch mit Sprachlehre. 61., der Neubearbeitung 8. Aufl. Durchgesehen von K. Münster. Dresden, L. Ehlermann [o. J.]. VIII u. 368 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Das Buch soll, wie Dr. O. Kares im Vorwort zur 54. Auflage 1893 sagt, für das zweite und dritte, im Notfall auch noch für ein viertes Unterrichtsjahr ausreichen. Dafs es als Fortsetzung des zuerst besprochenen Buches dienen soll, ist kaum anzunehmen, da letzteres viel zu umfangreich ist, um in einem Jahre erledigt zu werden, und das vorliegende Werk dann vielfach blofse Wiederholung sein würde.

Die beiden Hauptabschnitte des Werkes sind eine Sprachlehre, die etwa in demselben Umfange, wie es andere Schulbücher tun, dem Schüler die Grammatik vorführt, und zwar so, dafs sie in der Hand eines erfahrenen Lehrers auch für die Oberstufe wohl noch ausreicht, und ein Lese- und Übungsbuch, das aus englischen und deutschen Stücken so zusammengesetzt ist, dafs die letzteren die ersteren meistens fortsetzen. Den Hauptinhalt dieser Stücke bildet eine kurze Geschichte des englischen Mittelalters, bisweilen unterbrochen durch abgeschlossene Darstellungen und Beschreibungen von Begebenheiten und Örtlichkeiten der Neuzeit. Die Auswahl ist dem Standpunkt der Schüler entsprechend; zu hohe Anforderungen werden, eben weil sie die neuere Geschichte weniger behandelt, und weil das deutsche Stück nach Charakter und Stil dem vorausgehenden englischen gleich oder doch ähnlich ist, nicht an ihn gestellt, so dafs der Untersekundaner auch der Übersetzung der deutschen Stücke der letzten Hälfte gewachsen sein mufs.

Zur Vervollständigung der Darstellungen aus der Geschichte hat Dr. Münster noch einen kurzen Abrifs wenigstens aus der neueren Geschichte beigefügt, aber nur in englischer Sprache.

Das Werk darf auch in seiner neuen Auflage höheren Lehranstalten, namentlich Realschulen, warm empfohlen werden.

Dessau. **Bahrs.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 2. Juni. **Nr. 11, Jahrgang 1906.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

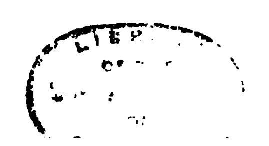
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

138/139) **A. Weidner, Lysias' ausgewählte Reden.** 2. Aufl. von **Paul Vogel.** Leipzig, G. Freytag, 1905. 164 S. 8. ℳ 1.50. Kommentar dazu von P. V. 45 S. 8. steif geh. ℳ —.50.

Hans Windel, Lysias' Reden. Auswahl für den Schulgebrauch. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905. Text XXX u. 153 S. 8. Kommentar 82 S. 8.

Gegen den geraume Zeit recht fühlbaren Mangel einer den Bedürfnissen der Schule entsprechenden Ausgabe des Lysias ist in den letzten Jahren gründlich Abhilfe geschaffen worden. Dem vortrefflichen Kommentar von Kocks-Schnee, der in manchen Punkten über das hinausgeht, was das knappe Mafs des nächsten Bedürfnisses erheischt, folgte die Ausgabe von Sewera, dieser die von Kleffner auf dem Fufse, ihnen stellen sich nunmehr die oben genannten Bearbeitungen an die Seite. Beide



Herausgeber stecken sich das Ziel, lediglich dem unmittelbaren Verständnis der Textesworte zu dienen und sich dabei auf das Wichtigste und unumgänglich Notwendige zu beschränken, einmal, um nirgend das den Unterricht belebende Moment der Mitteilung des Lehrers aus seinem Wissensschatz auszuschalten und dann, um den Schüler durch selbständige und angestrengte Tätigkeit die sich darbietenden Schwierigkeiten überwinden zu lassen und ihn so an „Denkenwollen und Denkenkönnen" zu gewöhnen.

Vogel hat die Ausgabe von Weidner im Sinne eines reinen Schülerbuches einer eingehenden Umarbeitung unterzogen, durch die ihr ein fast völlig verändertes Aussehen verliehen wird. Die praefatio ist nicht mehr lateinisch gehalten, der index rerum ac nominum memorabilium und, als für die Schule nicht in Betracht kommend, die discrepantia scripturae memorabilis sind gestrichen — als textliche Grundlage ist Thalheim maßgebend gewesen, ohne daß freilich seine kritischen Zeichen mit übernommen wären —, die allgemeine Einleitung und die das Verständnis der einzelnen Reden vorbereitenden Bemerkungen teils gekürzt, teils erweitert, ferner erscheinen die Reden in anderer Abfolge, vor allem aber ist or. I *ὑπὲρ τοῦ Ἐρατοσθένους φόνου* wegen des anstößigen Ehebruchromans nicht wieder mit aufgenommen (wirklich eine übel angebrachte Dezenz und Prüderie!) und dafür or. XIV *κατ' Ἀλκιβιάδου* adoptiert, „in der zwar Obszönes mit unterläuft, jedoch nicht im Mittelpunkt steht". Dies Verfahren hat mit der Austreibung des Teufels durch Beelzebub verzweifelte Ähnlichkeit; vollends ließ sich ein ungeeigneterer Ersatz als die Alkibiadesrede schwerlich finden, aus dem Grunde, weil sowohl ihre juristischen wie die militärischen Voraussetzungen strittig sind; vgl. darüber die von mir im „Gymnasium" 1906 Nr. 9 aufgestellte Hypothese. In der vita durfte der Hinweis darauf nicht fehlen, daß die Beziehungen unseres Redners zu Sokrates und Plato einen nicht eben gering anzuschlagenden Einfluß auf seine Anschauungen ausgeübt haben. Mißverständlich ist es, wenn gesagt wird, der eigentümliche Reiz der Reden liege in dem *ἦθος*. Lysias gibt sich aber nicht, wie z. B. Hypereides, wie er ist, schildert seine Personen auch nicht so, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern unter der Maske, die er ihnen aufsetzt, er täuscht uns einen Charakter vor, und in dieser Kunst der Ethographie ist er bekanntlich unerreicht. Zu beanstanden ist ferner die Behauptung, daß der Tod des Bruders den L. aus einem tändelnden Künstler zu einem praktischen Staats- und Gerichtsredner gemacht habe. Vielmehr ist daran festzuhalten,

dafs er stets neben der forensischen auch die epideiktische Beredsamkeit gepflegt hat, wie überhaupt für ihn der uns ganz geläufige Unterschied zwischen diesen beiden Gattungen noch gar nicht existierte. — Die Erklärungen sind so kurz und sparsam wie nur möglich gehalten, und wenn sie mir auch nicht immer das Richtige zu treffen scheinen, so dürften sie doch ihrer Aufgabe gerecht werden, die Benutzung sog. Präparationen unnötig zu machen und den Schüler von den gefährlichen Eselsbrücken fernzuhalten.

Die Sammlung von Windel umfafst die Reden 7, 10, 12, 13, 16, 19, 22—25, 30, 32. Im ersten Teile der Einleitung wird, natürlich ohne die geringste wissenschaftliche Ambition, der Entwickelungsgang der attischen Beredsamkeit kurz dargelegt und die Dekas der Redner mit ein paar Strichen charakterisiert, eine selbständige Stellungnahme zu ihrer Persönlichkeit tritt nirgend zutage. Ablehnen mufs ich das aus Dionys von Hal. entlehnte Urteil über Isaios — peremtorisch sind die Entscheidungen jenes antiken Polyhistor für uns ja keineswegs — als unzeitgemäfs mufs es gelten, in der für Sophismen, für das *ἔξω τοῦ πράγματος*-Reden und Unsachklichkeit geradezu mustergültigen Leokratea des Lykurg eine „meisterhafte“ Rede zu sehen, endlich ist meines Erachtens das Geburtsjahr des Hypereides höher hinaufzurücken als 383; mit diesem späten Ansatze wäre die Nachricht schwer vereinbar, dafs er die Stellung eines Diäteten bekleidet habe, wozu er das 60. Lebensjahr überschritten haben mufste. Die dann folgende Übersicht über das Gerichtswesen und die athenische Geschichte jener Zeit entspricht in jeder Weise dem Stande der Klassenstufe und ist der Fassungskraft des Sekundaners angepafst. Die Erläuterungen sind klar und knapp; grammatische Erörterungen sind vermieden, besonderes Gewicht wird auf genaues Konstruieren gelegt. Störend aber wirkt es, wenn der Kommentar eine andere Fassung des Textes voraussetzt, als ihn die Ausgabe selbst aufweist. So wird sich der Schüler erfolglos abquälen, or. 24, 2 nach *συκοφαντεῖ* einer Aposiopese auf die Spur zu kommen, wo W. statt der handschriftlichen Lesart *εἰ μὲν γὰρ* die schlechte Konjektur *οὐ μὲν γὰρ* aufgenommen hat. Zu *ὡς ἂν οἷόν τε* (§ 4) wird angemerkt: erg. *ᾖ* — letzteres findet sich aber schon nach dem Vorgange von Schulze eingesetzt. Übrigens hätte in der Einführung zu dieser Rede der alte, durch die Überschrift im Palatinus veranlafste Irrtum endlich beseitigt werden sollen, als hätten wir es mit einer Eisangelie zu tun: es handelt sich aber um keinen eigentlichen Prozefs, son-

dern um eine vor dem Rat, einem Verwaltungskörper, ausgetragene Sache. Ich könnte noch eine lange Reihe von Stellen namhaft machen, wo mir die Wahl des Herausgebers unter den verschiedenen Erklärungsversuchen nicht besonders glücklich oder gar unrichtig scheint, doch würde die Begründung einen über Gebühr grofsen Raum beanspruchen.

Äufserlich führen sich die beiden neuen Ausgaben durch gefällige Ausstattung und grofsen, scharfen Druck aufs vorteilhafteste ein.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

140) **W. M. Lindsay, T. Macci Plauti comoediae.** Recognovit brevique adnotatione critica instruxit (W. M. L.). T. I. Amphitruo — Mercator. T. II. Miles gloriosus — Vidularia. Fragmenta. Oxonii e typographeo Clarendoniano. Londinii et Novi Eboraci apud Henricum Frowde, ohne Jahreszahl [1904 u. 1905] und ohne Seitenzahlen. 38 Bogen 8. Je 5 Sh.

Diese Plautusausgabe bildet einen Bestandteil der 'Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis'; zu ihrer Bearbeitung konnten die Leiter der genannten Ausgabensammlung schwerlich einen geeigneteren englischen Gelehrten finden, als es Lindsay ist, der sich durch verschiedene Veröffentlichungen — ich erinnere nur an die Ausgabe der Captivi (vgl. Neue Phil. Rundschau 1901, S. 52 ff.) und an die Untersuchung über die antiken Plautusausgaben (vgl. a. a. O. 1904, S. 483 ff.) — um die Textgeschichte und die Textkritik der plautinischen Komödien sehr verdient gemacht hat. Die Recension des Plautustextes, die L. uns jetzt vorlegt, bildet den Abschlufs jener Studien, die das Ziel verfolgten, mit Hilfe der vorhandenen Handschriften deren Vorlagen und durch diese wiederum den Text der alten Archetypi zu rekonstruieren. Auf diese Dinge, die in der Vorrede in Kürze dargelegt werden, noch einmal näher einzugehen, dürfte sich wohl erübrigen. Der Apparat ist, wie auch der Titel ankündigt, entsprechend den für die Bibl. Oxon. mafsgebenden Grundsätzen vereinfacht, aber nicht nur insofern, als der Herausgeber statt der Varianten der einzelnen Handschriften die Lesarten der antiken Archetypi setzt, soweit sie sich ermitteln lassen: L. ist noch weiter gegangen und hat auch von dem methodisch reduzierten Apparat mancherlei weggelassen, u. a. auch die Vermerke über die Verteilung des Textes an die einzelnen Personen, so dafs man in dieser Hinsicht aus seiner Ausgabe auf die Überlieferung keinerlei Schlüsse ziehen kann. Anderseits hat L. im Apparat nicht nur die Konjekturen

vermerkt, die er in den Text aufgenommen hat (wobei wieder gelegentlich Angaben fehlen), sondern hat deren noch eine ganze Anzahl hinzugefügt, teils fremde, teils eigene. Wer einen durchgehends urkundlich belegten Text braucht, wird daher statt zu der Ausgabe von Lindsay zu der von Goetz-Schöll greifen müssen, die sich von jener aufserdem durch eine konservativere Gestaltung des Textes selbst unterscheidet. Für einen vollständigeren Apparat verweist L. selbst in der Vorrede auf die Ausgaben von Leo und von Goetz, Loewe und Schöll (die aber, nicht nur aus zeitlichen Gründen, doch wohl in umgekehrter Reihenfolge anzuführen waren). Um gegenüber den deutschen Ausgaben seiner eigenen, die ja von jenen in weitem Umfange abhängig ist und naturgemäfs sein mufste, eine gewisse Eigenart zu geben, hat L. den paläographischen Gesichtspunkt besonders in den Vordergrund gerückt, und so finden wir im Apparat häufig Verweisungen auf der Herausgebers Schrift 'Introduction to Latin Textual Emendation, based on the Text of Plautus', eine Schrift, die der englische Student, für den die Ausgabe in erster Linie bestimmt ist (s. u. a. die für englische Verhältnisse charakteristische Bemerkung auf S. 9 der Praefatio), bei Benutzung des letzteren vielfach wird zu Rate ziehen müssen. Beiden Bänden ist ein Schema metrorum beigegeben; im Text finden sich nur ausnahmsweise Hilfen, wo ungewöhnliche Messungen oder Hiate solche nötig machten. Verglichen mit der in derselben Sammlung erschienenen Terenzausgabe von Tyrrel (s. N. Ph. R. 1903, S. 362 f.) mufs die Plautusausgabe von Lindsay als ein ungleich wertvollerer Zuwachs der Bibl. Oxon. bezeichnet werden.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

141) **Adolf Michaelis, Die archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts.** Leipzig, E. A. Seemann, 1906. VIII u. 325 S. 8. ℳ 5.20.

Der Gegenstand dieses Buches ist ein so naheliegender, dafs man sich eigentlich wundern mufs, dafs mehrere Jahre des neuen Jahrhunderts darüber hingehen konnten, bis er einen Bearbeiter gefunden hat. Auch entbehrt derselbe keineswegs des Reizes. Denn was gibt es Anziehenderes, als nach langer Wanderung, nach mühsamem Steigen auf freier Höhe angelangt einen Rückblick auf das durchwanderte Gebiet zu werfen? Aber nicht blofs reizend ist solche Aufgabe, sondern, wie ein gewissenhafter Haushalter am Schlusse des Jahres seine Abrechnung macht, so hat auch

jede Wissenschaft die Verpflichtung nach längeren Zeiträumen ein Fazit des Erreichten zu ziehen, und welchen Berufeneren hätte die Archäologie finden können, diese Aufgabe zu unternehmen, als den Gelehrten, der seit fünfzig Jahren die Entwickelung der Archäologie als Lehrer und Forscher mit aufmerksamen Augen verfolgt hat und von ihr mit Äneas sagen kann: quorum pars magna fui, wenn er sich auch bescheiden nicht unter die Schnitter rechnet, sondern nur als Garbenbinder seines Amtes walten will?

Die Aufgabe also war verlockend, ihre Lösung am Ende auch für eine andere Kraft nicht allzu schwer, aber die Art der Lösung hatte ihre besondere Schwierigkeit. Sollte sie rein wissenschaftlich, oder mehr dilettantisch gelöst werden? Dort lag die Gefahr zu gründlichen Eingehens, hier die allzu oberflächlicher Behandlung vor. Dafs ein Meister des Fachs sich der lohnenden Aufgabe im Sinne einer mehr populären Lösung angenommen hat, ist als ein wahres Glück zu betrachten. Wir haben so ein Buch erhalten, wie sie uns in der wissenschaftlichen Literatar selten begegnen. Durch und durch streng wissenschaftlich, auf genauester Kenntnis des weitumfassenden Gebietes beruhend, bietet es zugleich die angenehmste Unterhaltungslektüre, die man sich wünschen kann; man liest und liest und kann nicht davon loskommen. Man übersieht hier in klarem Überblick und, obwohl man selbst doch auch alle diese Entdeckungen teils als Student mit Interesse vernommen, teils in späteren Jahrzehnten mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, mit Staunen die ungeheuren Erfolge, die die Archäologie im 19 Jahrhundert errungen hat; man sieht, wie diese Entdeckungstätigkeit, anfangs noch mehr dilettantisch, mehr schatzgräberisch oder einem Trieb der Neugier und der Bereicherung der Museen mit Schaustücken folgend, doch mehr und mehr in die Bahn methodischer Forschung eingelenkt hat und dadurch nicht nur der Archäologie allein, sondern auch unserer Kenntnis der ganzen Geschichte des Altertums, nicht nur der Kunstgeschichte, eine ungeahnte Erweiterung, Vertiefung und Bereicherung gebracht hat; wie die Entdeckungen des Spatens auch Entdeckungen innerhalb der Masse des schon früher Entdeckten zur Folge hatten und eine Menge falscher Vorstellungen und Datierungen berichtigt haben, wie wir namentlich dadurch ein richtigeres und vollständigeres Bild der Entwickelung der antiken Kunst vom Tigris bis zu den Säulen des Herkules erhalten haben. Das ist ein langer Satz geworden, aber er möge stehen bleiben als ein Sinnbild davon, wie den Leser das Buch nicht losläfst, wenn er einmal angefangen hat. Und dann ist es ein

weiterer Vorzug desselben, dafs es für den Laien ebenso anziehend geschrieben ist, wie für den Fachmann. Jener kann es, ohne besondere Vorkenntnisse zu besitzen, mit hinreichendem Verständnis lesen, diesem bietet es den seltenen Genufs, dafs er ohne gelehrtes Beiwerk den ganzen langen Weg durch ein Jahrhundert rasch und leicht durchmessen oder, könnte man vielleicht auch sagen, das Dessert einer überreichlichen Mahlzeit behaglich geniefsen kann. Wandelt ihn aber das Bedürfnis an, sich auf Details einzulassen, so findet er nicht nur auf den Rändern die Bildernachweise, sondern auch am Schlufs aufser einem reichhaltigen Register, eine gedrängte Quellenangabe und, was besonders wertvoll ist, eine chronologische Übersicht der Entdeckungen von 1792—1905.

Wir haben hier eine Probe streng wissenschaftlicher Arbeit in populärer Form, wie wir sie von deutschen Gelehrten selten finden, ein von Anfang bis zu Ende spannendes und lehrreiches Buch, das auch den Gegnern der Altertumswissenschaft, den Lobrednern der „exakten" Wissenschaften, das Geständnis abringen mufs, dafs auch die Archäologie ein Bildungselement der Gegenwart ist und bleiben mufs. So möchte ich es geradezu als eine Verteidigungsschrift der Altertumsstudien begrüfsen, obwohl der Verfasser sich von jeder tendenziösen Bemerkung freihält, im Gegenteil verschiedentlich betont, wie sich das Versäumnis der Beiziehung von Architekten bei Ausgrabungen oft bitter gerächt hat, aber allerdings auch nicht verschweigt, dafs die Unternehmungen ungeschulter Forscher wie Schliemann, erst dann zu lohnenden Ergebnissen geführt haben, wenn sie sich mit den Vertretern der wissenschaftlichen Forschung verbanden. Ich kann nur wünschen, dafs möglichst viele Leser der Rundschau sich mit dem Buche vertraut machen, und verspreche mir hiervon, dafs sie es auch weiteren Kreisen empfehlen und damit der Sache der Altertumsstudien, also auch der Gymnasien, einen guten Dienst tun.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

142) **Edwyn Robert Bevan, The House of Seleucus.** London, Edward Arnold, 1902. Zwei Bände. 8. XII u. 330 S.; VIII u. 333 S. Mit Plänen u. Karten. geb. 30 Sh.

Es ist merkwürdig, wie lange es dauerte, bis die historische Wissenschaft es wieder zu einer Gesamtdarstellung der Seleukidengeschichte gebracht hat; der unmittelbare Vorgänger B.s ist der Jesuit Fröhlich mit seinen „*Annales compendiarii regum et rerum Syriae*", welche im Jahre

1744 (!) erschienen. Die Tatsache erklärt sich wohl nur daraus, dafs die Forschung mit Unrecht lange Zeit hindurch die so wichtige Geschichte des Hellenismus beiseite liefs, was trotz Joh. Gust. Droysens Verdienst noch bis vor wenigen Jahren der Fall war. Ein Zeichen neben anderen für die seitdem eingetretene Wandlung ist B.s Buch. In dem eben Bemerkten ist schon das Verdienst des Werkes enthalten; wir brauchten dringend eine spezielle aus dem Gesamtgebiete des Hellenismus losgelöste und doch auf dessen Entwickelung stets Rücksicht nehmende Bearbeitung des Themas. Dafs wir sie endlich besitzen, dafür gebührt dem Verfasser aufrichtiger Dank; unzweifelhaft steckt viel an ehrlicher und gewissenhafter Arbeit in seiner Leistung. Dennoch möchte man sich noch mehr wünschen, als hier geboten wird. B.s Buch ist kein Geschichtswerk in grofsem Stil und kommt den Leistungen ähnlicher Art, wie sie gerade England aufzuweisen hat, wie sie Grote und Freeman schufen, nicht im entferntesten gleich. Es ist eine breit angelegte, etwas nüchterne Darstellung, manchmal gleicht die Behandlung ganz derjenigen eines Handbuchs; zu einer durchschlagenden Wirkung mangelt vor allem die Gabe historischer Schilderung, welche den Leser zu fesseln vermag und die gerade die früher genannten englischen Geschichtschreiber so sehr auszeichnet.

Damit hängt zusammen, dafs B. eigentlich wenig neue Gesichtspunkte eröffnet und sich mit einer Zusammenfassung des bereits Bekannten, natürlich nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft, begnügt. Damit ist auch eine zweite Eigentümlichkeit des Werkes bezeichnet: im ganzen bietet es wenig eigene Forschung, die fast nur in den auf recht knappen Raum eingeschränkten Appendices zum Ausdruck kommt. Gerade in strittigen Fragen verzichtet der Verfasser häufig auf eine neue Lösung und begnügt sich mit der Wendung, dies oder jenes könne nicht entschieden werden. Nun ist zuzugeben, dafs die unzureichende Überlieferung öfter eine solche Haltung entschuldigen mag; aber einer Reihe von wichtigen Problemen gegenüber, über welche der Leser in einem solchen Werke Aufschlufs zu finden berechtigt ist, hat B. zu grofse Zurückhaltung geübt. So sind die grundlegenden Ergebnisse, welche Mitteis („Reichsrecht und Volksrecht") für die Hellenisierung Syriens gewonnen hat, nicht genügend berücksichtigt; die Frage nach dem Herrscherkultus und die ebenso bedeutende nach dem Fürstenrechte der Seleukiden sind kaum angegriffen, sie haben seit dem Erscheinen von B.s Werk durch

das Verdienst von Beloch und Ev. Breccia bedeutende Förderung erfahren; der Organisation der Reichsverwaltung ist zum Schlufs (cap. 32) eine dürftige Skizze gewidmet — auch da haben seitdem Beloch (Griech. Gesch. III 1, Abschnitt 10) und sein Schüler Cardinali (*Il regno di Pergamo*), letzterer soweit es sein Hauptthema zuliefs, viel energischer die Dinge angepackt.

Trotzdem sind diejenigen Abschnitte, welche sich mit den Zuständen beschäftigen, mehr gelungen als die Darstellung der politischen Geschichte. Sehr gut, wenn auch etwas schematisch angelegt, ist cap. 7 „*The Problems of Asia minor*"; auch die Stellung der griechisch-kleinasiatischen Städte zu Alexander d. Gr. und seinen Nachfolgern, sowie zu den Seleukiden wird eingehend berücksichtigt. Merkwürdig ist, dafs die Geschichte der Seleukiden bis zum Tode Seleukos III. nur mit Rücksicht auf Vorderasien abgehandelt wird und dann erst in einer Reihe von Kapiteln die östlichen Länder, besonders Syrien und Iran, das Verhältnis zu den Parthern und den Indern nachgeholt werden. Das Urteil des Verfassers über Antiochos III. ist nicht günstig; meiner Ansicht nach ist er diesem Herrscher nicht ganz gerecht geworden, noch weniger der eigentümlichen und interessanten Persönlichkeit des Antiochos Epiphanes, über welchen B. überhaupt zu keiner einheitlichen Ansicht gekommen ist.

Die Ausstattung des Werkes besonders mit hübschen Münztafeln ist rühmend hervorzuheben.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

143) **Wilhelm Spemann, Kunstlexikon.** Ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1905. II u. 1054 S. 8. geb. ℳ 12.50.

Der Herausgeber nennt im Vorwort sein Kunstlexikon einen Ersatz und eine Fortsetzung der längst vergriffenen Bücher von Br. Bucher und Herm. Alex. Müller. Es erklärt unter den Stichworten von Sach- und Personennamen allgemein Theoretisches, Technisches aus dem Bereich der Künste und Gewerbe, Gegenstände der sakralen Ausstattung in Tempeln und kirchlichen Baulichkeiten, Kunstgeschichtliches (Arabische, Deutsche, Französische, Englische Kunst usw.), Orte mit irgendwie bemerkenswerten Kunstwerken, Sammlungen, Galerien; Künstler aller Zeiten und Nationen, Kunstforscher, Objekte der Darstellung aus Bibel, Legende und Mythologie; Allegorie und Symbolik; einzelne namhafte Kunstgegenstände usw.

Seinen Vorgängern gegenüber bringt das Kunstlexikon wohl das Dreifache an Materialien. Nur eine kleine Zahl von Artikeln konnte aus den erwähnten Werken unverändert übernommen werden, die Mehrzahl wurde umgearbeitet, und viele Sach- und Personennamen verlangten neue Aufnahme; waren doch seit dem Erscheinen Bucher-Müllers über zwanzig Jahre emsiger Forschung verflossen. Da die Bearbeitung einer solchen Menge des Stoffes die Kräfte eines einzelnen übersteigt, so hat sich der Herausgeber eine zahlreiche Mitarbeiterschaft namhafter Kunstforscher für sein Unternehmen gewonnen, dessen Ergebnisse nunmehr allen Anforderungen genügen, die man an eine derartige Enzyklopädie stellt. So erklärlich es wäre, wenn in den Tausenden von Artikeln gelegentlich einmal Versehen mit unterliefen, hat Referent in zahlreichen Stichproben doch alles korrekt gefunden. — Erwähnt sei noch, dafs ein sehr umfassendes Verzeichnis der Quellenschriften am Schlusse des Bandes auch weiterer Anregung dient.

Die beigegebenen Illustrationen sind einmal Holzschnitte, die am zugehörigen Platze eingelassen sind, zur Erläuterung kunsttechnischer Einzelheiten, und aufserdem eine Sammlung von Abbildungen, die nach Photographien hergestellt und nach ihrer Gattung (Baukunst, Plastik, Malerei) so gruppiert sind, dafs sie gewissermafsen einen Abrifs der Kunst geben. Diese zweite Beigabe nimmt 128 Kolumnen (auf 68 Blättern) in Anspruch; diese Blätter sind ohne Rücksicht auf den Text über das ganze Werk verteilt. Für den Hauptzweck möchte Referent doch empfehlen, bei der nächsten Auflage, die gewifs nicht lange ausbleiben wird, diese Blätter entweder alle zusammen an den Schlufs des Bandes zu verweisen oder sie als Sonderheft zu geben; Bilder und Textbuch würden dann mehr geschont bleiben und Zusammengehöriges bequemer zu geniefsen sein. Man mufs sonst dem geschmackvoll ausgeführten Einbande nachrühmen, dafs er für seine Zwecke recht dauerhaft hergestellt ist, wie denn überhaupt die Ausstattung dem Verlage alle Ehre macht. Als zuverlässiger Ratgeber in allen Kunstangelegenheiten eignet sich das Lexikon trefflich für Privatbüchereien wie für die Bibliotheken höherer Lehranstalten.

---

144) Langenscheidts Taschenwörterbücher. — **Otto Güthling, Taschenwörterbuch der griechischen und deutschen Sprache.** Teil II: Deutsch-Griechisch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagshandlung (Prof. G. Langenscheidt), 1906. 546 S. kl. 8. geb. ℳ 2.—.

Beim Durchsehen des Buches fällt zunächst eine gewisse Ungleichmäfsigkeit der angegebenen Wörter auf, sofern man sie im deutschen II. oder im griechischen I. Teil nachschlägt. So fehlt in II z. B. aburteilen, während I bietet κρίνεσθαι abgeurteilt werden, nichtsnutzig, in I aber παράσημος ... nichtsnutzig, angesehen (I ἔντιμος angesehen), angreifen, Ausdruck, auseinandersetzen, sich benehmen, bereit sein, bilden, während II προσβάλλεσθαι, ῥῆμα, διηγεῖσθαι, προσφέρεσθαι, ἐθέλειν, παιδεύειν gibt. Bei „Bezug haben auf etwas" steht in II s. sich beziehen; dies aber fehlt, während I τείνειν angibt. Fassung = Geistesgegenwart als positive Begriffe sind in II nicht angegeben. Ausdrücke wie „unefsbar, Ungewogenheit, Unmannbarkeit", auch „Erratung, Nachstrebung und Schiffshinterteil" würden wir ohne Bedauern vermissen. Unfreiheit, Ungehörigkeit fehlt. Bei dem kleinen Raum, auf den eine so grofse Wörtermenge zusammengedrängt ist, fehlen selbstverständlich sämtliche Eigennamen. — An Druckversehen habe ich folgende beobachtet: bei ἀνδριάς ist ὁ verfehlt, ebenso bei περίπλους und τέττιξ (wofür jedesmal ἡ steht), dann τὸ τῶν συνιόντων πλῆθος und τὸ τῆς γλώττης ἐλάττωμα (wo ὁ stehen geblieben ist). Akzente sind abgesprungen: S. 403 κατάγειος, S. 258: λῄζεσθαι, S. 446 τὸ διάφορον, S. 540 ἀποξύνειν, S. 266 hat ταχυτής, ῆτος falschen Akzent und ist ἡ περιβολή als ein Wort gedruckt. S. 153 steht φύρμα anstatt φύραμα, S. 359 τερμεν- anstatt τερμινθίνη, S. 219 ἀμυγδαλῆ anstatt ἀμυγδάλη, S. 194 δυσπεισθής anstatt δυσπειθής, S. 202 θρασός statt θρασύς und ἔν-τεχνος statt ἔντεχνος (S. 203 unter künstlich ist's richtig), S. 224 steht Metze = τὸ ἡμιμέδιμνον: wir würden lieber das masc. sehen: der Metzen. Ebenso wird bei uns zum Vernieten „das Niet" verwendet, S. 242 κέντρον, während aus dem Glückstopf „die Niete" herausgezogen wird. Als Kleinigkeiten erwähne ich noch καταχρυσοῦν (κ anst. χ) S. 422, προορμᾶσ-θαι anstatt ... σθαι, S. 448 ἐπ' ἐμοί ἐστι αἱρεῖσθαι S. 464, wo das ν fehlt, endlich πλέων μισθός, S. 526 ὁ ἐπιτάφιος λόγος, S. 165, wo das Substantiv vorangestellt ist. Nach der bekannten Gnome: τὸ μὴ δίκαιον ἔργον οὐ λήθει θεούς erwartet man S. 252 für Parteilichkeit ἡ μή, nicht ἡ οὐ δικαία γνώμη. Ein Irrtum ist dem Setzer unterlaufen, wo er S. 282 zu rotbärtig gesetzt hat: ἐρυθρὸς τὰς παρειάς. Die Angabe des Verbums im Infinitiv stört für die attische Prosa durch die immer wiederkehrenden Formen ἔρχεσθαι usw., die man bei stilistischen Übungen fortwährend beanstanden mufs. S. 298 ist bei „schildern" ganz schön angegeben διεξιέναι (-έρχεσθαι).

Das Ganze mufs als eine sorgfältige, gediegene Arbeit bezeichnet werden, da die oben angeführten kleinen Ausstellungen gegenüber der Fülle des Gebotenen gewifs nicht in Betracht kommen können. Für leichtere stilistische Aufgaben wird das Büchlein eine schätzbare Hilfe sein: möge es auch stets in der richtigen Weise benutzt werden!

Ansbach. **Schleufsinger.**

---

145) **Adolf Hemme, Was mufs der Gebildete vom Griechischen wissen?** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Avenarius, 1905. XXXII u. 156 S. 8. geb. ℳ 3.75.

Das vorliegende Hemmesche Werk, dessen erste Auflage schon seit Ende 1901 im Buchhandel vergriffen gewesen ist, gehört zweifellos zu den Büchern, welche einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen. Nur ein verhältnismäfsig kleiner Teil der Gebildeten lernt auf der Schule Griechisch; die griechischen Fremdwörter spielen aber eine so bedeutende Rolle in der Terminologie der meisten Wissenschaften, dafs ein näheres Verständnis derselben für weite Kreise nicht nur wünschenswert, sondern geradezu notwendig ist. Dafs selbst der griechische Schulunterricht hierzu nicht nach allen Seiten hin ausreichende Anleitung gibt, wird jeder ohne weiteres zugestehen, der weifs, wie wenig z. B. naturwissenschaftliche Ausdrücke bei den Schulklassikern vorkommen. Hemme behandelt in zwei einleitenden Kapiteln, deren Ausführungen wir im ganzen sehr beistimmen, 1. die Frage: „Was mufs der Gebildete vom Griechischen wissen?“ und 2. Die Bedeutung und den Gebrauch von Fremdwörtern. Das eigentliche Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, nämlich eine kurz orientierende Grammatik (S. XIV—XXIX) und ein teils alphabetisch, teils nach etymologischen Grundsätzen angeordnetes Verzeichnis der griechischen Wortstämme und Wörter, welche heute zum allgemeinen Sprachgut der Gebildeten oder zur speziellen Terminologie der einzelnen Fachwissenschaften gehören. Neben den Fremd- und Lehnwörtern haben in dem Wörterbuche auch die sog. Realien des griechischen Altertums, soweit sie für die allgemeine Bildung bedeutsam sind, ihre sprachliche und sachliche Erklärung gefunden. Sämtliche griechische Wörter sind in lateinischer Schrift abgedruckt; die Tonstelle wird überall durch den Akut, Vokallänge durch einen wagerechten Strich bezeichnet — letzteres aber im allgemeinen nur bei e und o und teilweise bei u — ein Prinzip, über das man vielleicht streiten kann. Eine Anleitung zum Lesen der eigentlichen griechischen

Schrift wird auf S. xɪv ff. gegeben. Die Einrichtung des Wörterbuches wird man am besten an einigen charakteristischen Beispielen kennen lernen. Wir führen die folgenden an: Akadēmeia, lat. Acadēmīa, Hain des Heros Akádēmos im NW. Athens mit Gymnasium und öffentlichen Anlagen, wo Plato lehrte; daher 1) Schule und Philosophie des Plato; jetzt Hochschule, gelehrte Gesellschaft usw., Akademie — lat. acadēm-icus 1) adj. a) die Ak. betr.; b) theoretisch, -isch; 2) s. a) Schüler des Plato; b) Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, -iker. — gamma griech. Buchstabe „γ, Γ" jetzt 1) von Guido von Arezzo zur Bezeichnung der ersten Note der Tonleiter gebraucht, fr. gamme Tonleiter, Gamme; 2) Schmetterling, dessen Flügel das Zeichen eines Γ zeigen. — Gammaverbindungen s. álpha. — dígamma Doppelgamma „Ϝ", ähnlich dem lat. Buchstaben v. — présbys alt, s. der Alte, der Greis. — presbýtēs 1) der Greis, 2) Weitsichtiger, Presbýt. — Presbytismus od. Presbyopie, s. op, Weitsichtigkeit, entg. Myop, -ie. — presbýteros, lat. -er, eig. älter, s. Ältester einer Gemeine, einer Kirche, „Priester" L, fr. prêtre, e. priest vgl. lat. Sprachm. [d. h. Hemmes Werk: Das latein. Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französ. und engl. Sprache, Leipzig 1904, siehe Neue Phil. Rdsch. 1905, S. 183 ff.] — Archipresbyter, s. árchō, Erzpriester. — presbytérion, lat. -ium, Rat der Ältesten, Amt, Amtshaus der Presbyter, später der durch Schranken vom Laienschiff getrennte, für die Geistlichen und den Altar bestimmte Raum in altchristlichen Basiliken, hoher Chor. — presbyter-ātus (latein.) Ältestenamt, -iat. — Presbyterianer, Anhänger des Presbyterianismus, d. i. Lehre der unter Kirchenältesten stehenden schottischen Protestanten. — Wie man aus diesen drei Beispielen ersieht, bietet Hemme auf engem Raume alles, was den allgemein Gebildeten und den Vertreter irgendeiner Spezialwissenschaft interessieren kann. Der Titel des Buches ist ein wenig ungenau gefaſst, da er die Terminologie der Einzelwissenschaften nicht erwähnt. Hemme hat ihn trotz Einspruchs der Kritik von der ersten Auflage her beibehalten; wir möchten eine Abänderung aber doch empfehlen. Im übrigen haben wir zu dem trefflichen und sehr praktisch angelegten Buche, das auch äuſserlich gut ausgestattet ist, nichts Wesentliches zu bemerken. Unter saurus fehlt die fossile „Donnerechse" brontosaurus, und ein Druckfehler ist schabbâh auf S. 125.

146/148) **Frédéric Loliée, Histoire des Littératures comparées** des origines au XXe siècle. Préface de O. Gréard, de l'académie française. Paris, Ch. Delagrave, s. a. XIII u. 497 S. 12°.

Fernand Baldensperger, Goethe en France. Etude de littérature comparée. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1904. II u. 392 S. gr. 8.

Artur L. Jellinek, Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. I. Band. Berlin, A. Duncker, 1903. IV u. 76 S. gr. 8. ℳ 6.—.

Die Bedeutung der vergleichenden Literaturgeschichte, deren Begriff und Wesen in den letzten zwanzig Jahren Gegenstand wichtiger kritischer Erörterungen war, deren höchste und letzte Aufgabe die Ergründung und Darlegung des internationalen Werdegangs der Weltliteratur bildet, ist so grofs, dafs sie sich nach und nach zu einer neuen wissenschaftlichen Disziplin entwickelt und in verschiedenen Ländern seit mehr oder minder langer Zeit akademisches Bürgerrecht erworben hat. „La critique comparative", bekennt offen der Lyoner Gelehrte Jos. Texte, der erste Universitätsprofessor der vergleichenden Literaturgeschichte in Frankreich, „n'est pas née en France; elle a pour patrie l'Allemagne", und in der Tat, der erste, der systematisch literaturvergleichende Ziele verfolgte und die so wichtigen Quellen der internationalen Volkspoesie aufdeckte, war unser Herder; das Wort Weltliteratur prägte ein Goethe, er, der den berühmten Ausspruch tat: eine jede Literatur ennuyiert sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Teilnahme wieder aufgefrischt ist. Und kein Volk kann sich rühmen, seine Bildung ausschliefslich eigener Kraft zu verdanken; gegenseitige geistige Annäherung und Durchdringung der einzelnen Kulturvölker hat zu allen Zeiten stattgehabt, ja mufs als die unerläfsliche Bedingung jeden Fortschrittes bezeichnet werden. Nicht isoliert entwickeln sich die einzelnen Literaturen, sondern sie bilden sich unter gegenseitiger Wechselwirkung, inmitten eines regen und fortdauernden internationalen geistigen Verkehrs. Diese Erkenntnis „soll" allmählich zur Völkervermittelung, zur Völkereintracht, zum Bewufstsein der Zusammengehörigkeit der Völker führen: in diesem Sinne ist auch F. Loliées „Histoire des littératures comparées des origines au XXe siècle" geschrieben, ein fesselndes, auch für uns Deutsche sehr lesenswertes Buch, das O. Gréard mit einer Vorrede versehen hat. „Nous marchons vers l'unité. Tout l'annonce. Les peuples se voient entraînés,

sans qu'ils puissent s'en défendre, dans un même cercle de vie. C'est le grand signe des temps. Une activité inouïe se dépense pour l'accomplissement de cette œuvre de resserrement et de concentration." Und können wir uns, fragt ein deutscher Literarhistoriker, über die Tatsache hinwegtäuschen, dafs gerade in unserer Zeit Literatur, Kunst und Musik, dafs das geistige Leben aller zivilisierten Nationen bis ins Mark hinein kosmopolitisch ist? wer wollte es leugnen, dafs die literarischen Ideale jetzt überall so ziemlich die gleichen sind, dafs allerorts ein ähnlicher Kunstgeschmack herrscht, dafs das moderne Schrifttum in seinen mächtigsten Wortführern, dem Drama und dem Romane, in den letzten Jahrzehnten mehr denn je nach einer „Weltliteratur" neigt? Unser Gesamturteil über Loliées Arbeit selbst können wir kurz dahin zusammenfassen: Der Verfasser besitzt nicht nur die schätzenswerte Gabe, das, was emsiger Gelehrtenfleifs allerorts mühsam erforscht, hier zu einem gefälligen, übersichtlichen Ganzen zusammenzustellen, vielmehr entspricht er auch den Anforderungen, die an den vergleichenden Literarhistoriker zu stellen sind, vollkommen; gerne wird man daher dem begeisterten Lobe beistimmen, das Gréard ihm gespendet.

Was den deutschen Leser bei Loliée besonders angenehm berührt, sein Verständnis und sein fein entwickelter Sinn für deutsches Denken, deutsches Fühlen und Empfinden, das müssen wir gleicherweise, ja in noch höherem Grade rühmen bei dem Verfasser des auf breiter Grundlage aufgebauten und zugleich grundlegenden Werkes „Goethe en France". Fernand Baldensperger, der Nachfolger des seiner Wissenschaft unerwartet früh durch den Tod entrissenen Professors Texte, hat durch seine auf umfassenden Studien beruhende Doktordissertation über „Gottfried Keller, sa vie et ses œuvres", die er als Extraordinarius der deutschen und englischen Sprache und Literatur in Nancy schrieb, seine Vertrautheit mit und seine Urteilsfähigkeit über deutsche Sprache und Literatur dokumentiert. Eine weit gröfsere und weit wichtigere Aufgabe stellte er sich, als er in dem vorliegenden Buche es unternahm, als Franzose den deutschesten aller deutschen Dichter in seiner Gesamteinwirkung auf Frankreich den Franzosen vorzuführen, diesen zu zeigen, wie unser Goethe das, was er einst in seinem Bildungsgange dem Nachbarland verdankt hatte, durch die herrlichsten Spenden tausendfach zurückgegeben hat. Seine Aufgabe hat Baldensperger nach jahrelangen Vorstudien und unter Verwertung der in Deutschland und Frankreich veröffentlichten einschlägigen

Vorarbeiten so glücklich gelöst, dafs das Werk ihm als Vertreter seiner Wissenschaft in Frankreich alle Ehre macht. Den Stoff selbst hat er in folgenden vier Abteilungen behandelt: I. L'auteur de Werther (1. „Têtes froides" et „âmes sensibles"; 2. Werthers aristocrates et chrétiens; 3. Les visiteurs français de Goethe; 4. Le mal du siècle). II. Le poète dramatique et lyrique (1. La réforme dramatique; 2. Le lyrisme romantique; 3. Autour de Faust; 4. L'hommage du romantisme). III. Science et fiction (1. Le lendemain du romantisme; 2. Physiciens et naturalistes; 3. La rénovation philosophique; 4. Aux alentours du Parnasse). IV. La personnalité de Goethe (1. „Impassibles" et „compréhensifs"; 2. L'œuvre expliquée par la vie; 3. La culture du Moi; 4. Traditionalistes et intellectuels). Den Schlufs des Buches bildet eine 30 Seiten umfassende „Conclusion"; beigegeben ist auch ein ausführliches Namenregister. Auf Einzelnes näher einzugehen, verbietet mir hier, wie auch bei dem Loliéeschen Buche, der mir zugemessene Raum in dieser „Rundschau". Nur daran möchte ich kurz erinnern, dafs bereits vor zwanzig Jahren der deutsche Literarhistoriker Theodor Süpfle in seinen Studien über „Goethes literarischen Einflufs auf Frankreich" feststellen konnte, welch umfassenden und tiefen, wenn auch aus Unkenntnis oder Gehässigkeit oft bestrittenen, Einflufs auf Frankreich Goethe ausgeübt hat. „Und wenn auch der französische Geist unseren Goethe nicht ganz so innerlich, als wir wünschen möchten, in sich aufgenommen hat oder aufnehmen konnte, so erfuhr er doch, wenn auch zum Teil unbewufst oder selbst widerwillig, nach wichtigen Beziehungen hin dessen Einwirkung. Das hohe und umfassende Genie Goethes, welches Meisterwerke jeder Art und in ganz neuer Art schuf, fand bald stille, bald stürmische Aufnahme jenseits der Grenze und rief nicht blofs bei Dichtern und Schriftstellern Frankreichs befruchtenden Einflufs, zahlreiche Nachbildungen hervor, sondern vermochte, wenigstens mittelbar, auch auf die Anschauungen der Gebildeten einen unverkennbaren und mehr als augenblicklichen Eindruck auszuüben."

Von einer genauen Angabe der gesamten von ihm benutzten Literatur glaubte Baldensperger offenbar um so eher Abstand nehmen zu dürfen, da er noch im Erscheinungsjahre seines „Goethe en France" die zweite, vermehrte Auflage der von Louis-P. Betz zusammengestellten Bibliographie „La littérature comparée, essai bibliographique" herausgab. Dieses Namen- und Titelverzeichnis reicht bis zum Juni 1903 ungefähr. In demselben Jahre 1903 erschien eine „Bibliographie der vergleichenden Literatur-

geschichte", herausgegeben von Artur L. Jellinek in Wien; sie schliefst sich an die in den beiden ersten Jahrgängen der (von Max Koch redigierten) „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" gegebene bibliographische Zusammenstellung an und versucht — anfänglich vierteljährlich, später jährlich erscheinend — eine regelmäfsige Übersicht über die einschlägigen Erscheinungen und Forschungen zu geben. Hinsichtlich der Vollständigkeit ist diese den Fachgenossen so erwünschte und wertvolle Publikation natürlich auf die Unterstützung der Autoren und Verleger angewiesen: eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen, wird möglich sein, wenn die oft wiederholte Bitte des Herausgebers um Zusendung oder leihweise Überlassung von Abhandlungen, besonders Dissertationen und Gelegenheitsschriften, nicht ungehört verhallt. Der mir vorliegende erste Band der neuen Bibliographie umfafst die Literatur etwa von Mitte 1902 bis Mitte 1903. Nicht dankbar genug ist anzuerkennen, dafs Jellinek hier kein blofses Titelverzeichnis gibt, sondern auch den Inhalt der Schriften berücksichtigt und Exzerpte in die Bibliographie selbst eingearbeitet hat besonders da, wo es sich um Entlegenes und unter irreführendem Titel Verborgenes handelt.

Mannheim. **Gottfried Süpfle.**

---

149) **Jerome K. Jerome, Idle Ideas in 1905.** Leipzig, B. Tauchnitz, 1905 (= Tauchn. ed. vol. 3825). 272 S. 8. ℳ 1.60.

Die im Jahre 1889 erschienenen Idle Thoughts of an Idle Fellow haben den Ruhm Jerome's begründet. Freilich hatte Jerome schon im Jahre vorher eine Schrift veröffentlicht On the Stage and off. Doch erst die obengenannten Thoughts lenkten die Aufmerksamkeit eines gröfseren Publikums auf den neuen literarischen Stern. Auch die Second Thoughts of an Idle Fellow (1898) fanden bald einen ausgedehnten Leserkreis. Die vorliegenden Idle Ideas in 1905 möchte ich den Idle und Second Thoughts anreihen. Die 21 Aufsätze dieser neuesten Veröffentlichung Jerome's, die ohne jeglichen novellistischen Hintergrund sich über die verschiedenartigsten Fragen verbreiten, sind mit einer köstlichen Naivetät und einer wohltuenden Frische geschrieben und bewegen sich ganz auf dem Gebiete, in dem Jerome grofs ist. Sie zeigen uns den Verfasser als den humorvollen Plauderer, der in scherzhafter Form den Leser zu unterhalten versteht und dabei nicht unterläfst, auf Schäden im gesellschaftlichen Leben der Gegenwart hinzuweisen. Die Überschriften einiger Kapitel mögen zeigen, wie verschiedenartig die Gegenstände sind, die der geistreiche

Causeur behandelt: Sollen Frauen schön sein? Welches ist die beste Zeit sich zu belustigen? Dürfen verheiratete Männer Golf spielen? Wie ist die Dienstbotenfrage zu lösen? usw. Dann spricht er über frühe Heiraten, den amerikanischen Ehemann, die Annehmlichkeiten der Musik, die wohlfeile Arbeit der Chinesen und noch über manches andere. Kurz ein köstliches Buch, dessen Lektüre wir angelegentlich empfehlen können.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

---

150) **Albert Eichler, John Hookham Frere,** sein Leben und seine Werke, sein Einflufs auf Lord Byron. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie XX.) Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1905. VIII u. 194 S. 8. ℳ 6.—.

Dies ist ein frisch und flott geschriebener Essay, dem man eine warme persönliche Empfindung auf Schritt und Tritt anmerkt; sie dürfte daher auch für denjenigen von Interesse sein, der sich nicht lediglich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus mit Lord Byron und seiner vielbewegten Zeit beschäftigt. — Die Studie Eichlers führt uns eine der interessantesten, Persönlichkeiten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts vor, einen Mann, der mit den bedeutendsten Geistern seiner Zeit wie Coleridge, Southey, Byron, Scott u. a. in Beziehung gestanden hat. Aus einer alten, schon 1212 in Suffolk urkundlich bezeugten, Normannenfamilie stammend betätigte sich Frere, der 1769 in London geboren wurde, schon auf der altberühmten Etoner Schule literarisch durch die Herausgabe einer Schülerzeitschrift *The Microcosm* (6. November 1786 bis 30. Juli 1787), die nicht nur den kleinen Kreis der Schule, sondern auch schon die grofse Welt der Politik und Literatur in den Kreis ihrer oft mit recht scharfer Satire gewürzten Betrachtung zogen. Frere hatte hieran einen hervorragenden Anteil. Auf die Schuljahre in Eton folgten die Studienjahre in Cambridge (Caius College) und dann die diplomatische Laufbahn, während der er auch 1796 als überzeugter Anhänger des grofsen William Pitt und Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt dem Parlament angehörte. Auch in dieser Stellung gab er wiederum ein Kampfblatt, den *Anti-Jacobin or Weekly Examiner,* ein patriotisches Toryorgan heraus, dessen Tendenz und Inhalt durch den Titel genügend angedeutet sind. 1800 kam Frere als *Envoy extraordinary and plenipotentiary* nach Portugal, 1802 als bevollmächtigter Minister nach Spanien, wo sich ihm reiche Gelegenheit bot, die Literatur des Landes eingehend zu studieren. 1807 starb Frere's Vater

und John Hookham wurde Nachfolger im Majorat auf *Roydon Hill,* spielte aber nebenbei einen der gesuchtesten Gesellschafter in auserlesenen Kreisen der Hauptstadt. Nach dem Tode seiner Mutter ging er eine späte, kinderlos gebliebene, glückliche Ehe mit *Elizabeth Jemima,* einer verwitweten *Lady Erroll,* ein. Dies war auch die Zeit, in der er vielen grofsen Männern seiner Zeit nahetrat. 1820 siedelte er nach Malta über, wo er den Rest seines Lebens, abgesehen von einem kurzen Ausflug nach London, verlebte und 1846 starb.

Eichler betrachtet nach seiner auf Quellenstudien beruhenden Biographie Frere's dessen Werke, zunächst seine Übersetzungsarbeiten, vor allem von Aristophanes, der Ilias, Lieder und Oden Catull's auch aus dem Spanischen, Italienischen und Französischen. Eingehend wird hierauf Frere's Originalwerk *Monks and Giants* (1817) gewürdigt, von dem auch eine gute deutsche Prosaübersetzung gegeben wird. Schliefslich erörtert Eichler dann die Beziehungen, persönlicher und literarischer Art, die Frere mit Lord Byron vorbanden, besonders mit Rücksicht auf *Beppo* und *Don Juan.* Auf S. 191 ist noch eine kurzgefafste kritische Bibliographie angehängt. — Man darf in der Untersuchung Eichlers eine wertvolle und nützliche Leistung erblicken.

---

151) **T. O. Hirst, A grammar of the dialect of Kendal** (Westmoreland) descriptive and historical with specimens and a glossary (Anglistische Forschungen herausgegeben von **Joh. Hoops.** Heft 16.) Heidelberg, C. Winter, 1906. V u. 170 S. 8. ℳ 4. —

Darstellungen der Eigentümlichkeiten lebender Mundarten müssen wir in unseren Zeiten, wo der nivellierende Einflufs der Schriftsprache aufserordentlich zerstörend wirkt, als doppelt verdienstlich begrüfsen. Die englische Mundartenforschung, die durch das grofse Werk von Ellis, *On Early English pronunciation* inauguriert ist und besonders seit den siebziger Jahren einen mächtigen Aufschwung genommen hat, dürfte jetzt nach Vollendung des Wright'schen *English Dialect Dictionary* ihre Blütezeit erleben. Was auf dem Gebiete letzthin geleistet worden ist, habe ich in dieser Zeitschrift bei Gelegenheit der Besprechung von Wright's English Dialect Grammar (1906, S. 138 ff.) kurz angedeutet.

Die Arbeit von Hirst, die die erweiterte und verbesserte Fassung einer Liverpooler Dissertation darstellt, befafst sich mit einem Dialekt, dessen einheimisches Sprachgut im wesentlichen nördliches Gepräge zeigt,

bei dem aber das skandinavische (und zwar ostskandinavische) Lehngut etwa ein Achtel des Ganzen ausmacht. Das Ideal für jeden Dialektforscher ist natürlich die Beschreibung der Mundart seiner engeren Heimat, mit der er aufgewachsen und verwachsen ist. Das kommt nur selten wie bei Wright, Dialect of Windhill, vor, ist bei Hirst nicht der Fall. Der Verfasser hat vielmehr seine gesamte Kenntnis von einem Roger Capstick, der 1849 in Low Park Farm, nahe Sedbergh 1849 geboren ist und während des gröfsten Teils seines Lebens als Farmer im Kendal'schen ansässig war. Hirst versichert, dafs dieser Mr. Capstick den Dialekt seiner Heimat, wie er in seiner Jugendzeit gesprochen wurde, ausgezeichnet bewahrt habe und nur zu einem sehr geringen Teil durch die Aussprache von Leuten aus anderen Landesteilen beeinflufst sei. Das läfst sich natürlich von hier aus nicht nachkontrollieren, wie auch der rein beschreibende Teil der Untersuchung ohne Nachprüfung hingenommen werden mufs. Nach der historischen Grundlage, die der Verfasser seiner Arbeit gegeben hat, wie nach der Art der Anlage zu urteilen, scheint er sorgfältig und gewissenhaft zu Werke gegangen zu sein. — Die Untersuchung erstreckt sich nicht nur auf eine Lautlehre (Vokalismus und Konsonantismus), sie bietet auch Grundzüge der Formenlehre und dankenswerterweise ein paar Betrachtungen syntaktischer Art. Daran schliefsen sich Dialektproben in phonetischer Umschrift nach Sweet und ein ebenfalls phonetisch angelegtes Glossar. — Eine solche sprachliche Arbeit mufs bei der Eigenart und Schwierigkeit des Stoffes naturgemäfs manches unerklärt lassen, doch tut das dem Nutzen einer derartigen Untersuchung keinen Abbruch.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

152) **Claus Schuldt, Die Bildung der schwachen Verba im Altenglischen.** (Kieler Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von **F. Holthausen.** Neue Folge. Heft 1.) Kiel, Robert Cordes, 1905. 95 S. 8. *M* 2.50.

Diese Kieler Doktorschrift, mit der die neue Folge der Kieler Studien zur englischen Philologie viel vorteilhafter eröffnet wird, als seinerzeit die ursprüngliche Sammlung mit der methodisch verfehlten Arbeit von Diehn über die Pronomina im Frühmittelenglischen (vgl. meine Besprechung in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1904, Nr. 14f., ist eine verdienstliche und nützliche Behandlung der altenglischen schwachen Verben, die in den Wörter-

büchern von Sweet und Bosworth-Toller sowie in der Glossensammlung von Napier belegt sind. In Anordnung und Verarbeitung des Stoffes hat sich der Verfasser an die vorbildlichen Muster von Wilmanns (Deutsche Grammatik II § 28 — 88 und Sievers (Angelsächsische Grammatik § 381 bis 397) gehalten. In der Behandlung scheidet er genau einheimisches (englisches) Sprachgut vom Lehngut (altnordischem und griechisch-lateinischem). Die gröfsere Menge der dem ersteren angehörigen Verben wird wieder genau gegliedert in einfache und mit Suffixen gegebildete schwache Verba, erstere wieder in schwache Verba neben anderen Verben (z. B. *bǣdan* zwingen: *bīdan* ertragen), schwache Verben neben Substantiven (z. B. *cræftan*: *cræft* ein Handwerk ausüben) und Adjektiven (z. B. *hierdan* zu *heard* härten), Reste der ō-Klasse und schwache Wurzelverba. — Die Arbeit verrät Fleifs, Sorgfalt und eine gute methodische Anleitung. Mit besonderer Befriedigung nimmt man auch ein detailliertes Inhaltsverzeichnis und ein nicht hoch genug einzuschätzendes alphabetisches Verzeichnis der Verben mit Angabe der Seite, auf der sie behandelt sind, entgegen. — Das Büchlein ist aufserordentlich schön und deutlich gedruckt.

Berlin. **Heinrich Spies.**

153/154) **S. Hamburger, English Lessons after S. Alge's Method** for the First Instruction in Foreign Languages. With Ed. Hölzel's Pictures. Fifth Edition. St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung, 1905. Für das Deutsche Reich: Verlag von Fr. Brandstetter in Leipzig. X u. 246 S. 8. geb. ℳ 2.40.

L. Walker, Grammatisches Übungsbuch für den englischen Unterricht. Nach der analytischen Methode. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1905. X u. 202 S. 8. geb. ℳ 2.40.

Beiden Büchern sind die Hölzelschen Bilder zugrunde gelegt. Das von Sophie Hamburger ist nach der direkten Methode, also unter Ausschlufs des Deutschen bearbeitet, wie Alges Sprachbücher, die nicht nur in der Schweiz weit verbreitet sind, sondern auch in anderen Ländern zusehends an Boden gewinnen. Es ist bereits in fünfter Auflage erschienen, nach Ausstattung und Druck tadellos (S. 30, Z. 13 v. u.: We; S. 188, Z. 1 v. o.: as I said). Ein zwar kleiner, aber guter Separatdruck der Hölzelschen Wandbilder für den Anschauungsunterricht ist in Mappe beigegeben. Den 73 Lektionen folgt eine kurze zusammenfassende Grammatik, eine Sammlung von 34 Gedichten, unter denen auch viele stehen, die

sich in den landläufigen englischen Büchern nicht finden, und ein Vocabulary mit Explanation of the more difficult words and phrases. Ein Dutzend oder mehr anderer Gedichte und Anekdoten sind in die Lektionen eingestreut. Das Buch ist typisch und besitzt die Vorzüge der Methode, nach welcher es gearbeitet ist. Wer sich mit dieser befreundet hat oder befreunden will, dem ist es nur zu empfehlen, er wird es sicher schätzen. Die genommenen Stichproben erwiesen sich als durchaus zuverlässig. Eine ausführliche Erläuterung der didaktischen Grundsätze gibt P. Langes Broschüre: Alges Lehrmethode und Lehrmittel, St. Gallen und Leipzig 1905.

Walker folgt in seinem grammatischen Übungsbuche der analytischen Methode und hofft dieser „auch in den Schulen zu einem endlichen Siege zu verhelfen, die noch zwischen ja und nein schwanken“. Ob er dieses Ziel erreichen wird, scheint mir zweifelhaft. Wenn auch nicht zu verkennen ist, dafs das Übungsbuch grofse Sachkenntnis und pädagogisches Geschick verrät, so ist es doch möglich, dafs die nicht zu vermeidende Einförmigkeit der Beispiele ein wesentliches Hindernis sein, und dafs mancher Lehrer die aus Literatur und Geschichte entnommenen von Walker aber verworfenen Übungssätze vorziehen könnte. Ich glaube, das ist eine Frage, die nur durch praktisches Erproben entschieden werden kann. Dem sehr übersichtlich und gut gedruckten Buche, das allen in dieser Hinsicht zu stellenden Forderungen vollauf gerecht wird, ist ein „Pictorial Plan of London“ beigelegt, der ohne Zweifel von Lehrer und Schüler gern und mit Vorteil im Unterricht benutzt werden wird. Die beiden Kursus bieten Stoff für drei Jahre englischen Unterrichtes, der im ersten Jahre ohne systematische Grammatik zu betreiben ist. Der erste Kursus, Lektion 1—40, schliefst sich an die Bilder der Jahreszeiten: Frühling Lektion 1—7; 35 und 40; der zweite an die übrigen: Wirtschaftshof, Wald, Grofsstadt, Hochgebirge, Wohnung, und zwar so, dafs die einzelnen Bilder in verschiedener Reihenfolge verwertet werden, z. B. der Wald in Lektion 5, 7, 12, 16, 17, 24; das Hochgebirge in Lektion 9, 11, 14, 21 usw. Als Anhang findet sich May's Journey to London, das für Konversationsübungen besonders geeignet ist. (Erratum S. 172, Z. 3 journey.)

Elberfeld. **K. Grosch.**

155) **G. Camerlynck, A Handbook of English Composition for the Use of Continental Pupils.** Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1906. VIII u. 176 S. 8. geb. ℳ 1.60.

Nicht nur für Lehrer, die nach direkter Methode unterrichten, sondern auch für „vermittelnde" bietet das kleine Aufsatzbuch reichlich Stoff zu freien Arbeiten auf dem Gebiete der englischen Realienkunde, für die man oft nach passenden Gegenständen zu suchen gezwungen ist. Die 100 Themen, dem Verständnis von Anfängern in der englischen Sprache angepafst, enthalten so verschiedenerlei über Land und Leute, dafs wir uns darauf beschränken müssen, einzelne anzuführen: The Union Jack, Bank Holiday, On Hampstead Heath, Hyde Park, Association Football, Rugby Football, Cricket, Christmas, Tommy Atkins, Jack Tar, In the Factorey, Glass usw. Warum in Nr. 15 Casabianca mit der Schlacht bei Trafalgar in Beziehung gebracht wird, verstehe ich nicht recht. Die beigefügten, meist originalen Abbildungen sind fast ausnahmslos gut und lehrreich. Der erklärenden Tätigkeit des Lehrers ist überall weiter Spielraum gelassen, da er sich nicht an die Reihenfolge zu binden braucht. Das handliche Buch, zunächst für den Gebrauch an Schulen in Frankreich, dann auf dem Kontinente überhaupt, bestimmt, ist sauber gedruckt und trefflich ausgestattet. Vielleicht liefsen sich bei einer neuen Auflage die kleinen Typen der Anmerkungen usw. durch gröfsere, dem Auge wohltätigere ersetzen. Das Buch wird manchem Fachgenossen willkommen sein und die Empfehlung, die wir ihm auf seinen Weg mitgeben können, rechtfertigen.

Elberfeld. **K. Gresch.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 16. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

156) **Henry Browne, Handbook of Homeric study.** With Twenty Two Plates. London, Longmans, Green and Co., 1905. XVI u. 333 S. 8. geb. 6 s.

Der Zweck des Buches ist durch den Titel angedeutet: es soll eine Einführung in das Studium der homerischen Dichtungen geben und auch ein Führer in diesem Studium sein und ist demgemäfs zunächst für Studenten berechnet. Der Herr Verfasser hat es mit grofsem Geschick verstanden, die gesamten hier in Betracht kommenden Fragen auf den 333 Seiten des Buches zu behandeln und zwar so, dafs dem Studierenden teils unmittelbar der Wissensstoff geboten wird, teils Mittel an die Hand gegeben werden, aus anderen Quellen zu schöpfen. Nach einem einleitenden Überblick über die homerische Poesie wird im ersten Kapitel der epische Zyklus, die Behandlung der homerischen Dichtungen bei den Griechen, der homerische Dialekt, der uns überlieferte Homertext, Grammatik, Stil und Metrum der homerischen Dichtungen abgehandelt. Das zweite Kapitel hat dann die Frage der Persönlichkeit Homers und die Entstehung

der homerischen Dichtungen zum Gegenstande; das dritte Kapitel gibt einen Überblick über die homerische Frage, das vierte bespricht die Kulturverhältnisse, die in den homerischen Epen zutage treten; Kapitel 5 behandelt die Frage, welchem Volke die Menschen der Ilias und Odyssee angehört haben und zwar mit ausführlicher Heranziehung der Ergebnisse der Ausgrabungen; Kapitel 6 bespricht dann noch die homerische Kunst. Man sieht aus diesem flüchtigen Abriſs des Inhalts, daſs in dem Buche keine in das Gebiet des homerischen Studiums gehörende Frage übergangen ist. Natürlich ist nicht alles mit gleicher Ausführlichkeit behandelt; das ist auf dem engen Raume von ein paar hundert Seiten nicht möglich und zur Erreichung des Zweckes des Buches auch nicht nötig. Überall aber sind die aufzuwerfenden Fragen dem Studierenden klargelegt und der augenblickliche Stand der Forschung bezeichnet, ebenso die Hauptrichtungen, in denen sich die verschiedenen Lösungsversuche der einzelnen Fragen bewegen. Etwas gar zu ausführlich sind wohl die kretischen Ausgrabungen wie überhaupt die mykenische Kultur behandelt; da die homerische Kultur der mykenischen doch nicht völlig entspricht, sondern eine etwas jüngere Stufe darstellt, so hätte Angabe der Quellen genügt, aus denen der Studierende sich über diesen Gegenstand unterrichten kann. Auch Ridgeways Ansicht über die keltische Herkunft der Achäer ist wohl etwas zu stark betont, weniger durch Ausführlichkeit als dadurch, daſs ihr eine zu weitgehende Geltungsgewiſsheit beigemessen wird. Indessen ist diese Betonung englischer Erfolge und englischer Ansichten bei einem englischen Gelehrten verzeihlich. Hiermit hängt noch eine Ausstellung zusammen, die Referent zu machen hat, nämlich daſs bei Angabe der Literatur englische Forschungen — auch weniger bedeutende — stark in den Vordergrund treten, während z. B. von den deutschen Schriften nur eine kleinere Zahl, im wesentlichen nur die bekanntesten, aufgeführt sind. — Im ganzen ist indes das Handbuch des Homerstudiums nach Ansicht des Referenten ein gutes Buch, welches auch einem Deutschen, der sich mit den homerischen Dichtungen und den einschlägigen Fragen eingehender beschäftigen will, Förderung und Anregung geben kann. Besonders möchte Referent noch die Besonnenheit des Urteils und die ruhige Klarheit lobend hervorheben, mit der die verschiedenen Ansichten, die über die einzelnen einschlägigen Punkte in der Literatur hervorgehoben sind, dargelegt und gewürdigt werden.

Cöthen. **H. Kluge.**

157) **Edmond Courbaud, Oeuvres de Cicéron, De oratore liber primus.** Text latin revu et publié d'après les travaux les plus récents, avec un commentaire critique et explicatif, une introduction et une notice biographique. Paris, Librairie Hachette & Cie., 1905. LXXXVIII u. 219 S. 8.

S. I–LII bieten eine vortreffliche Einleitung in dieses oratorische Meisterwerk, in welchem Cicero gegenüber der einseitigen grammatischen und rhetorischen Ausbildung der damaligen Redner vergeblich einen umfassenderen Unterricht in den Wissenschaften empfahl, wie er erst in moderner Zeit die Grundlage der wissenschaftlichen Berufsstudien geworden ist. Die folgenden 20 Seiten handeln in gründlicher Weise über die Handschriften zu dem Werke de oratore, wozu namentlich Studien von Ströbel und Friedrich benutzt wurden, über die Ausgaben, die Handhabung der Textkritik und besondere Hilfsmittel für die Erklärung. Dann spricht Courbaud über Crassus, Antonius, den Augur Scaevola, Sulpicius, Cotta, Catulus, Cäsar, Strabo, denen in den Büchern de oratore das Gespräch stückweise zugeteilt ist, und über Q. Cicero, dem das Werk gewidmet ist.

Der Text ist sehr schön gedruckt; S. 217 steht falsch *Empodocles.* Unter dem Text finden sich zunächst Angaben über die handschriftliche Überlieferung und kritische Notizen, darauf der Kommentar. Courbaud folgt in der Textesgestaltung so weit, als es irgend möglich ist, den Handschriften. Er hält sich also an den Text der Mutili (Harleianus 2736 und Erlangensis 848, zu denen in den anderen Büchern der Abrincensis kommt), in zweiter Linie an den verlorenen Kodex von Lodi, dessen Lesungen sich aus der Übereinstimmung des Ottobonianus 2057 und des Palatinus 1469 erschliefsen lassen, zuweilen an jüngere Handschriften. In der Aufnahme von Emendationen ist er doch zu ängstlich. § 125 sollte *sub-imus* stehen, nicht *su-bimus.*

Vorwort § 1—23. 5. Zu *quoniam, quae* müssen zwei Verben folgen. Dafs man *exciderunt* doppelt denken solle, ist grammatisch nicht annehmbar. Nach *digna* setze ich mit Piderit *sunt,* entsprechend *sumus.* Schütz fehlte, indem er *sint* ergänzte. 8. *ne qui ... putet, convertat animum ad* damit niemand glaube ..., so wende er seine Aufmerksamkeit auf —. Dies ist eine unlogische Satzbildung. Entweder ist mit Bake *ne* durch *si* zu ersetzen (wenn jemand glaubt ..., so achte er auf) oder mit anderen Ausgaben *qui convertat* aufzunehmen (so wird der, welcher auf ... achten will, erkennen). — Richtig scheinen: 15 *con-*

secutus, 18 *ignorat* L, 20 *nisi subest res* L, 23 *non quo*, dagegen 18 *laborent* M ist kaum passend.

Einleitung § 24—29. C. schreibt 27 mit M *in loquendo lepos* (L. *iocando*). 28 *me haec tua platanus admonuit* erklärt er *haec* wohl richtig als Akkus. Dafs man neben *tua* als Nomin. *ista* erwartet, fühle ich nicht; *haec* ist die dem Scävola, *ista* die dem Crassus näherstehende.

Gespräch über das Wesen der Beredsamkeit, § 30—95. 32 *provocare improbos* wird durch eine längere Notiz gerechtfertigt. 56 sind die Worte *de communi civium iure* mit Recht beibehalten als Gegensatz zu 58 *de iure civium ... discripto.* 58 schreibt C. nach eigener Vermutung *de legibus, de institutis* (L *de legibus instituendis*). Die Erklärung, durch welche *quae* im Anfang von 75 gehalten wird, überzeugt nicht. Gute Lesungen sind: 31 *perpaucis,* 33 *describere,* 53 *maxime,* 59 *artes,* 75 *summo illo,* 90 *intellegendi prudentiam acueret atque.* Zweifelhaft sind: 87 [*esse*] *optaret,* 88 [*nosse*] *posse.*

Übergang § 96—106. 97 *per me ipsum*] Die meisten Ausgaben bieten willkürlich *memet.* 99 liest C.: *me quidem* [*fateor*] *semper a genere hoc toto sermonis refugisse et tibi cupienti atque instanti saepissime negasse* [, *ut*] *tute paulo ante dixisti,* weil *fateor* und *ut* in ML fehlen. — 102 *inquit* [*Sulpicius*]. Dafs der Name Sulpicius interpoliert sei, ist unglaublich. Seine Weglassung erzeugt eine unerträgliche Unklarheit.

Gespräch über die Erfordernisse des Redners: a) Ansicht des Crassus § 107—205. § 117 *potuerat,* nach Wilkins, scheint unrichtig statt *potuit* (Hss. *potuerit*). — 144 *in qua praecipitur primum ut pure et Latine loquamur* ist *in qua* mit *loquamur* zu verbinden. Die Erklärung von Sorof und die Änderung *in quo* (Schütz, Courbaud) billige ich nicht. — 147. Statt *sed iis* vermute ich: *et iis.* — 179 *simili*[*in re*]. Diese Worte werden von Sorof richtig erklärt. C. fragt: „que signifie alors *quodam modo errare?*" Es sagt, dafs Buculeius nicht geirrt, sondern sich nur im Ausdruck gegen die Ränkesucht des Käufers nicht vorgesehen hatte. — 182 schreibt C. *de capite hominis, consularis praesertim,* da bei der Interpunktion *consularis, praesertim cum* ein circulus vitiosus entstehe. Ich halte dies nicht für richtig, da die Ausdrücke *ex omnibus rebus civilibus* (aus dem ganzen bürgerlichen Leben; vgl. Liv. 22, 3, 4 *civilibus bellicisque rebus*) und *in civili iure* nicht synonym sind. — 187. Die fünf Elemente der Redekunst schienen *ignota quondam omnibus,* indem man sie nur unbewufst anwandte. C. schreibt:

ignota quodam modo [omnibus], was mir nicht gefällt. — 202 Wenn auch *proclamatorem* nur hier vorkommt, so ist doch die Tilgung des *pro* (nach Ellendt) kaum zu billigen (vgl. Liv. 22, 26, 2 *proclamando pro sordidis hominibus causisque*). Gute Lesungen sind: 142 *et venustate,* 164 *mea quoque te iam causa,* 183 *Romae ... mortuusque ... in concubinae loco,* 191 *coguntur,* 193 *sive quem civilis scientia* (sc. *delectat*). Zweifelhaft sind 128 *possunt,* 146 *id egisse,* 199 *dicat.*

b) Ansicht des Antonius § 206—262. 219 liest C. mit den Hss. *de moribus hominum* und weist die Änderung *de motibus animorum* überzeugend zurück. – 239 beweist er die Richtigkeit der Überlieferung *quod Crassi filiam C. filio suo despondisset.* — 251 kehrt er zur Korrektur des Taläus zurück: *Paeanem aut Nomionem.* — 253 ist *ei qui* nach Sorof aufgenommen, während die Satzkonstruktion *eos qui* verlangt. — 259 wird *irrauserit* verworfen und nach Hss. *irraucuerit* gelesen.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

---

158) **Henri Francotte, Loi et Décret dans le droit public des Grecs.** [Separatabdruck aus dem „Musée Belge" Bd. VIII.] Louvain, Ch. Peeters, 1904. 12 S. 8.

Der Verfasser behandelt eine der wichtigsten Fragen des griechischen Staatsrechts, den Unterschied zwischen *νόμος* und *ψήφισμα*, auf welche die antike Überlieferung die Antwort schuldig bleibt und für die bis jetzt auch die moderne Wissenschaft keine Lösung bot. Denn dafs die gangbare Gleichstellung mit den Begriffen „Gesetz" und „Verordnung", die übrigens meines Wissens auf Schömann zurückgeht, nicht ausreichend sei, bemerkt Fr. mit vollem Recht. Dem gegenüber will er dem Problem nicht auf dem Wege dogmatischer Bestimmung, sondern durch historische Erwägungen beikommen und stellt für Athen folgende Ansicht auf: Seit Solon gab es ein bestimmtes Corpus von gesetzlichen Vorschriften, welches zuletzt unter dem Archontate des Eukleides einer neuen Zusammenstellung und Ordnung unterzogen wurde. Dieses Corpus hatte die Garantie besonderer Dauer und durfte nur in speziellem Verfahren, im 4. Jahrhundert durch Nomotheten, abgeändert werden. Alle anderen Angelegenheiten, welche nicht im Anschlufs an die bestehenden Gesetze geregelt werden konnten, wurden durch Beschlüsse des Volkes geordnet. Es hat also nach dem Verfasser zwischen den beiden Gattungen keinen theoretischen, sondern nur einen faktischen Unterschied gegeben. Ich halte die von Fr.

aufgestellte Ansicht dem Wesen nach für richtig und zutreffend. Er knüpft an sie Vermutungen darüber, auf welche Weise vor dem 4. Jahrhundert die Revision der Gesetze stattfand, die allerdings sehr hypothetischer Natur sind, sowohl was die Rolle des Areopags in dieser Hinsicht, als, seit der Reform des Ephialtes, diejenige der Nomophylaken anlangt; die Existenz dieses Kollegiums im 5. Jahrhundert ist mir trotz des Anonymus Argentinensis in höchstem Maſse zweifelhaft. Überhaupt ist die Frage nach dem Gesetzgebungsverfahren in diesem Jahrhundert durchaus kontroverser Natur, vgl. meine Bemerkungen in Krolls „Altertumswissenschaft" S. 256 ff.

In den übrigen griechischen Staaten sind nun, worauf ich bereits früher hinwies (Griech. Volksbeschlüsse S. 236 ff.), die Spuren für ein nomothetisches Verfahren gering. Doch wird Fr. gewiſs damit recht haben, daſs er auch da den Unterschied der Gesetze von den Volksbeschlüssen in ihrer gröſseren Stabilität sieht. Wie er nun aus den Inschriften nachweist, gab es verschiedene Modalitäten, um auch Psephismen eine ähnliche Dauer zu verschaffen. Die älteste und einfachste Form besteht darin, daſs durch die Sanktionsformel eine Strafe auf Abänderung des Beschlusses gesetzt wird; wirksamer war, wenn wie z. B. in Pergamon, ein Volksbeschluſs unter die Gesetze einregistriert wurde und daher nur in der gleichen Weise wie jene abgeändert werden konnte. Eine dritte Art sieht Fr. in der manchen Dekreten hinzugefügten Formel *ταῦτα δ' εἶναι εἰς φυλακὴν* (od. *σωτηρίαν*) *τῆς πόλεως* und meint, daſs der Bestand dieser Kategorie von Dekreten ebenfalls durch besondere Kautelen gesichert war. Doch bedarf die staatsrechtliche Bedeutung dieser und ähnlicher Formeln einer nochmaligen Untersuchung. Das gegenseitige Verhältnis der Volksbeschlüsse und der königlichen Erlässe in Pergamon, welches Fr. streift, ist seitdem von Cardinali, *Il regno di Pergamo* S. 266 ff. in ausführicher Weise untersucht worden.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

159) **Geneva Misener, The meaning of** γάρ. A dissertation submitted to the faculties of the graduate schools of arts, literature and science in candidacy for the degree of doctor of philosophy. The Lord Baltimore Press, 1904. 75 S. 8.

Das Thema der vorliegenden Doktordissertation wurde, wie die Vorrede mitteilt, von Professor P. Storey an der Universität Chicago gestellt, der auch die Dissertation selbst einer Durchsicht unterzog. Das erste

Kapitel gibt eine kritische Übersicht über die bis jetzt vorgebrachten Ansichten über die Bedeutung von γάρ. G. Misener weist mit Recht darauf hin, daſs trotz der Entstehung von γάρ aus γέ und ἄρα, an der die Sprachforschung auch jetzt noch festhält, die Partikel in der auf uns gekommenen Gräzität durchweg kausale Grundbedeutung zeigt. Diese offenbart sich der Hauptsache nach in vierfacher Beziehung, nämlich kausal im engeren Sinne, explikativ oder epexegetisch, motivierend und konfirmativ. Natürlich lassen sich diese besonderen Bedeutungen nicht überall streng voneinander scheiden, sondern gehen oft ineinander über; auch treten mannigfache Differenzierungen und Modifikationen der Bedeutung ein, je nach der Art des Satzes, in dem γάρ steht, der Stellung, die der γάρ-Satz zum übergeordneten Satz einnimmt, der Eigentümlichkeit, welche die griechische Sprache hinsichtlich der Begründung aufweist, und den Wortverbindungen, in denen sich γάρ findet. Danach unterscheidet G. Misener neun Fälle der Verwendung von γάρ, nämlich in Aussagesätzen, die in Beziehung zu einem vorhergehenden Satze stehen, in Sätzen, die sich auf einen nachfolgenden Satz beziehen, in Fragesätzen, in den Verbindungen ἀλλὰ γάρ, νῦν δὲ γάρ, καὶ γάρ, in Antworten, in Wünschen und in den Komposita τοιγάρ und τοιγαροῦν. In allen neun Fällen wird die Untersuchung, soweit es möglich ist, nach den vier Gesichtspunkten vorgenommen, die hinsichtlich der Bedeutung besonders in Betracht kommen, nämlich ob γάρ kausal, explikativ, motivierend oder konfirmativ ist.

Indes sind in der vorliegenden Dissertation nicht alle diese Fälle behandelt, sondern nur die vier ersten; die Behandlung der fünf anderen stellt G. Misener für später in Aussicht. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit γάρ in Aussagesätzen, das dritte Kapitel mit den vorangestellten γάρ-Sätzen, das vierte Kapitel mit γάρ in Fragesätzen und das fünfte Kapitel mit ἀλλὰ γάρ. Überall wird in der Weise vorgegangen, daſs vom Einfachen und Durchsichtigen zum weniger Klaren und Schwierigeren fortgeschritten wird; infolge dieser Anordnung wird das letztere durch das erstere deutlich und verständlich. Die Beispiele sind gut gewählt; jedoch hätte auf die Bequemlichkeit des Lesers bei der Anführung etwas mehr Rücksicht genommen werden können; manche davon sind nämlich so unvollständig mitgeteilt, daſs man sich nur durch Nachschlagen über den Zusammenhang orientieren kann. Mit der Erklärung und Auffassung G. Miseners kann man fast überall einverstanden sein; aber wenn man auch einmal abweichender Ansicht ist, tut dies der Darlegung im ganzen

keinen Abbruch, welche, von der Grundbedeutung von γάρ ausgehend den Gebrauch dieser Partikel nach seinen verschiedenen Seiten anschaulich entwickelt.

Ich brauche kaum besonders zu erwähnen, dafs die Arbeit G. Miseners auf den Untersuchungen und Forschungen der Vorgänger auf diesem Gebiete beruht. Die kausale Grundbedeutung von γάρ betonte schon nachdrücklich Sernatinger, und auch Broschmann kam in seiner Untersuchung über den Gebrauch dieser Partikel bei Herodot im wesentlichen zu dem gleichen Ergebnis; an der Sammlung reichen Materials für den Gebrauch von γάρ fehlte es nicht, auch auf die wesentlichen, dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte war schon hingewiesen. Aber alles dies schmälert den Wert der Untersuchung G. Miseners nicht, in der die Arbeiten der früheren Gelehrten mit gesundem und selbständigem Urteil benutzt und durch die geschickte Anordnung und Behandlung die Einsicht in die Verwendung von γάρ gefördert wird.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

160) **Stephanus Cybulski, Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur.** Lipsiae, K. F. Koehler. Tabula XI. 3. Aufl. 1905. Das römische Haus. ℳ 4.—. Text dazu ℳ 1.—. Tabula V. VI. VII. 2. Aufl. Das römische Heer. Je ℳ 4.—. **R. Loeper,** Das alte Athen. Erklärender Text zu Tab. XIVa und XIVb. 1905. 82 S. 8. ℳ 1.50. Das ganze Werk unter dem Titel: Die Kultur der Griechen und Römer, dargestellt an der Hand der Gebrauchsgegenstände und Bauten. Bilderatlas mit erläuterndem Text. Leipzig, K. F. Koehler, 1905. XII u. 39 S. 4. XX Tafeln. ℳ 4.—.

Dafs von dem in dieser Zeitschrift schon mehrfach erwähnten Anschauungswerke für die griechischen und römischen Altertümer bereits eine zweite oder gar dritte Auflage der Tafeln nötig geworden ist, kann bei der anerkannten Sorgfalt, mit der das Werk ausgeführt ist; nur als ein wohlverdienter Erfolg gelten. Vergleicht man die neu vorliegenden Tafeln V, VI und VII mit der ersten Auflage, so erkennt man, dafs Herausgeber und Verleger keine Mühe und Kosten scheuen, ihr Werk immer vollständiger zu machen. Es enthalten Tafel VI und VII jetzt je sechs Darstellungen römischer Krieger, während es sonst nur vier waren, hinzugefügt sind auf VI der miles praetorianus und sagittarius, auf VII

der tribunus militum und eques cataphractus. Tafel V zeigt neu die caligae, soleae ferreae für die Pferdehufe, die eisernen Streitkolben und die corona rostrata sive navalis. Bei der in dritter Auflage erschienenen Tafel XI ist eine vermehrte Darstellung der römischen Säulenkapitäle zu beachten, ferner die Wandmalereien in ihren vier verschiedenen Stilarten, die Mosaiken der Fufsböden und ein Grundrifs vom Hause der Vettier. Die Ausführung der farbigen Tafeln steht auf der Höhe der Leistungsfähigkeit, doch liefse es sich für spätere Auflagen wohl machen, dafs der Kopf des tribunus militum etwas mehr geistigen Ausdruck erhält und dafs die Figur des imperator, wenn sie wirklich den C. J. Cäsar darstellen soll, einen anderen Kopf bekommt, denn ein Cäsar mit vollem ergrauten Haupthaar ist nicht gut vorstellbar. Was nun den Text zu den Abbildungen betrifft, so sind die Erläuterungen zu Tafel V—VII von Prof. Dr. Martin Fickelscherer im allgemeinen ausreichend, nur möchten wir um mehr und um genauere Zitate bitten, so könnte z. B bei eques cataphractus auf Tacitus Hist. I, 79 verwiesen werden, wo vom Kampfe gegen die Rhoxolaner die Rede ist und die cataphracta ein tegimen ferreis lamminis aut praeduro corio consertum adversus ictus impenetrabile genannt wird. An einer anderen Stelle wird Vegetius wörtlich zitiert, aber Buch und Kapitel (II, 16) nicht genannt. Verfehlt möchte es sein, wenn der Centurio Hauptmann heifst und einige Zeilen weiter gesagt wird: als Abzeichen seiner Würde trägt der Unteroffizier einen Rebstock.

In dem Texte zur elften Tafel schliefst sich Cybulski eng an das treffliche Werk von August Mau, Pompei in Leben und Kunst an, ja er gibt, so weit es die Abbildungen der Tafel erfordern, einen Auszug aus dem genannten Buche, was man nur billigen kann. Ganz vortrefflich ist der Text zu Tafel XIVa und XIVb. Das alte Athen von R. Loeper. Hier werden die neuesten Forschungen und Ausgrabungen Dörpfelds berücksichtigt und auf 80 Seiten in Wort und Bild eine kurze Geschichte der Stadt Athen gegeben von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage. Eine für die Stadtgeschichte wichtige Notiz habe ich hier nicht vermifst; zu eingehend ist mir die Geschichte der Phylen und Demen (S. 14) erschienen.

Was nun die Quartausgabe des ganzen Werkes betrifft, so wäre mein Wunsch, dafs es jeder Schüler der Oberklassen unserer Gymnasien besäfse, dafs es wie die Handlexika zu dem Bücherbestande eines Primaners gehörte; denn bei dem modernen Unterrichtsbetriebe mufs auch ein solches Nachschlagebuch für die Anschauung vorhanden sein. Der Preis ist so

niedrig gesetzt, dafs er keine Schwierigkeiten machen kann. Bei der Wiedergabe der Tafeln sind die Darstellungen der griechischen und römischen Münzen am besten gelungen, am wenigsten schön die Karten vom alten Rom. Vielleicht entschliefst sich die Verlagshandlung dazu, auch diesen Bilderatlas in Buntdruck erscheinen zu lassen, wodurch er an Brauchbarkeit gewinnen würde. Der Text des Atlas ist überall kurz und verständlich gehalten. Das Werk kann nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

Wolfenbüttel. **Bruncke.**

161) **Raimund Lembert, Der Wunderglaube bei Römern und Griechen.** I. Teil: Das Wunder bei den römischen Historikern. Eine religionsgeschichtliche Studie. Augsburg, Haas & Grabherr, 1905. 63 S. 8.

„Die vorliegende Arbeit ist als ein Teil einer gröfseren gedacht, welche Umfang, Art und Entwicklung des Wunderglaubens bei den Römern und Griechen untersuchen soll.“ Diese betrachteten alles als Wunder, was ihnen als Äufserung einer göttlichen Macht erschien; Gegensatz dazu war ihnen nicht das Naturgesetz, da sie diesen Begriff kaum kannten, sondern der in seinem Handeln eingeschränkte Mensch. Der Wunderglaube der Römer entsprang der Furcht vor der Zukunft. Selten tritt bei ihnen die Gottheit direkt mit dem Menschen in Berührung. Nur in wenigen Fällen erscheint sie ihm selbst, öfter ein Wesen in übermenschlicher Gröfse; die Gespensterfurcht dringt erst in der Kaiserzeit mit dem orientalischen Aberglauben ein. Die Götter liefsen warnende Erscheinungen geschehen an ihren Statuen, Tempeln und Tempelgeräten; sie deuteten den Menschen durch Träume oder geheimnisvolle Stimmen ihren Willen an. Der ältere Afrikanus (S. 14 u. 20 heifst er der jüngere Scipio) rühmte sich göttlicher Eingebungen. Von einer Gottesverwandtschaft der menschlichen Seele, wie griechische Seher und Sokrates sie fühlten, wufsten die Römer nichts. Der Staat ordnete die Seherkunst für öffentliche Dinge mittels der sibyllinischen Bücher, so dafs sie nur im Privatleben ihr Unwesen treiben konnte. Caligula und Nero wurden nach Sueton von Visionen geängstigt, die nur ihrem krankhaften Gehirn entsprangen.

Überaus grofs ist dagegen die Fülle der Erscheinungen, die den Römern als indirekte Äufserungen der Götter galten. Jede seltsame Erscheinung war ein Götterzeichen für den, auf dessen Boden sie geschah. Den Staat betrafen namentlich die Wunder oder Prodigien an der Sonne,

dem Monde, am Himmel überhaupt, in der Atmosphäre. Wenige Zeichen geschahen mit Bäumen. Dagegen in bezug auf das Tierreich haben die Römer, wie die Griechen und Etrusker, teils durch Beobachtung des Vogelfluges, teils durch die Eingeweideschau den Willen der Götter erforscht. Die einzelnen Tatsachen für sich sind keine Wunder, z. B. dafs dem Flaminius das getroffene Opferkalb vom Altar entflieht und die Umstehenden mit Blut bespritzt, dafs sein Pferd stürzt und ihn abwirft, dafs er mit einem Teil des Heeres umkommt. Das Wunderbare kam in diese Begebenheiten hinein, indem man sie in einen Kausalzusammenhang brachte. Die Vernunft sieht einen solchen nicht ein; der Aberglaube aber betrachtete das Entfliehen des Opferkalbes und den Sturz des Pferdes als Zeichen des Zornes der Götter über Flaminius und seinen Untergang als Strafe dafür, dafs er die zürnenden Götter nicht versöhnte. An den Schlangen haftete die Vorstellung von etwas Wunderbarem; meistens bedeuteten sie Schlimmes. Von böser Bedeutung waren alle Mifsgeburten, auch unter den Menschen, und wurden erbarmungslos beseitigt. Nur zwei Römer erscheinen als Wundertäter. Der Augur Attus Navius (unter Tarquinius Priscus, nicht Romulus S. 40) durchschnitt mit einem Messer einen Wetzstein, und Vespasian liefs sich in Alexandrien bewegen, einen Blinden und eine lahme Hand zu heilen. In der Kaiserzeit war der Wunderglaube arg, so dafs man alles mögliche deutete. Z. B. Augustus unternahm an den Nonen und Nundinen nichts wichtiges, weil ihn der Anfang dieser Wörter an *non* erinnerte.

Dann untersucht Lembert die persönliche Stellung der Historiker zum Wunderglauben. Andere hervorragende Männer, wie Cicero, werden übergangen. Wenn auch bereits 249 P. Claudius Pulcher die heiligen Hühner und 217 Flaminius die ihm zuteil gewordenen Zeichen verachtete, so scheint es doch, „dafs der zweite punische Krieg den Höhepunkt des Wunderglaubens darstellt“. Hier wäre es passend gewesen, den Fabius Cunctator zu erwähnen. Dies war ein von Aberglauben erfüllter Mann; er war 62 Jahre Augur, 12 Jahre Pontifex, und er verfocht das Alte gegen die beginnende Aufklärung. Sodann pflanzten die Dichter den Wunderglauben fort, weil er ihrer Phantasie einen erwünschten Spielraum bot. Diese Punkte werden also in der Fortsetzung dieser Arbeit besprochen werden.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

162) **M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian.** III. Teil: Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Constantin 324 2. Aufl. München, C. H. Becksche Buchhandlung, Oskar Beck, 1905. XVI u. 512 S. 8. ℳ 9.—; geb. ℳ 10.80.

Die zweite Auflage dieses Bandes unterscheidet sich von der ersten schon durch ihren gröfseren Umfang; denn sie ist von 408 auf 512 Seiten angewachsen. Dies erklärt sich daraus, dafs teils vorhandene Abschnitte erweitert, teils neue aufgenommen worden sind. So weist die Auseinandersetzung über die verlorenen Reden Frontos eine geringe und die über Tertullian eine bedeutende Vermehrung auf, so hat der Verfasser bei Cyprian auf Grund der Hertelschen Sammlung eine Reihe pseudocyprianischer Schriften aufgenommen wie de singularitate clericorum, die exhortatio de paenitentia, die sog. caena Cypriani und bei Novation Pseudonovatiana. Mehrfach sind auch Charakteristiken der schriftstellerischen Tätigkeit einzelner Autoren hinzugefügt worden, die bisher fehlten, z. B. bei Sueton und bei den Briefen Cyprians. Verbesserungen anderer Art finden sich auf jeder Seite. Ab und zu sind in Fufsnoten Erläuterungen (z. B. auf S. 1) oder Hinweise auf neu erschienene Schriften über den betreffenden Gegenstand (z. B. auf S. 4) gegeben worden; hier und da wird eine Wortform oder ein Ausdruck verbessert, so S. 7 unterschoben in untergeschoben und S. 8 geben durch aufweisen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Hinzufügung eines alphabetischen Registers, weil dadurch die Benutzung erleichtert und die Brauchbarkeit erhöht wird.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

163) **M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian.** IV. Teil: Die römische Literatur von Constantin bis zum Gesetzgebungswerk Justinians. 1. Hälfte: Die Literatur des 4. Jahrhunderts. München, Becksche Buchhandlung, 1905. XV u. 469 S. 8. ℳ 8.50; geb. ℳ 10.20.

Der reiche Inhalt dieses Bandes der Schanzschen Literaturgeschichte ist vom Verfasser mit Recht in die beiden Hauptabschnitte nationalrömische und christliche Literatur zerlegt worden. In beiden überwiegt die Prosa bei weitem über die Poesie sowohl nach der Zahl der Werke als nach ihrer Bedeutung. Mit gewohnter Meisterschaft spricht sich Sch.

über die Stellung der in Betracht kommenden Kaiser Constantin und Constantius, Julian, Valentinian und Gratian, Theodosius des Grofsen und Eugenius zum Schrifttum ihrer Zeit aus; darauf würdigt er die einzelnen Schriftsteller, führt uns ihre Lebensgeschichte vor, charakterisiert ihre Werke, nennt die wichtigsten Ausgaben usw. Überall tritt uns sein klares, mafsvolles Urteil, seine gründliche Literaturkenntnis und Belesenheit, sein Geschick in der Auswahl und Gruppierung, sein Geschmack in der Darstellung (auch die Vorliebe für Fremdwörter ist ganz wesentlich geringer geworden) entgegen, so dafs das Buch nicht blofs als Nachschlagewerk, sondern auch als Lesebuch geeignet erscheint. Namentlich wohl gelungen sind die Abschnitte über Ausonius, dessen Mosella nach dem Urteil des Verfassers keinen Vergleich aushält mit dem Reisegedicht des Rutilius Namatianus, über Prudentius und Paulinus, die er mit Recht als die gröfsten Dichter des christlichen Altertums überhaupt bezeichnet, über den Historiker Ammianus Marcellinus und die Kirchenväter Ambrosius und Hieronymus. Im Gegensatz zu früheren Bänden ist hier schon bei der ersten Auflage ein sorgfältiges alphabetisches Register beigegeben worden.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

164) **Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen.** Heft IV. Mit 20 Tafeln und vielen Abbildungen im Texte. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1905. VI und 163 S. gr. 8. ℳ 10.—.

Seit dem im III. Hefte der „Mitteilungen" gegebenen Berichte (von uns besprochen N. Ph. R. 1904 S. 428—431) sind die Arbeiten der Altertums-Kommission f. Westf. mit gleicher Schärfe, Umsicht, Geduld und auch oft Entsagung fortgesetzt, und die Ergebnisse, zum Teil früheres mit zusammenfassend, sind in dem vorliegenden Hefte niedergelegt worden. Der im III. Hefte in Aussicht gestellte ausführliche Ausgrabungsbericht Dahms über weitere Untersuchungen des grofsen Lagers ist einstweilen zurückgestellt, da die darin gezogenen Schlüsse sich mit anderen sicheren Beobachtungen nicht immer vereinigen liefsen. Dafür bringt der erste Aufsatz einen zusammenfassenden Bericht über „das grofse Lager 1901—1904" von H. Dragendorff, F. Koepp, E. Krüger und C. Schuchardt. Es ist natürlich, dafs bei dem Fortschreiten der Grabungsarbeiten auf so ausgedehntem Gebiete früher aufgestellte Annahmen mitunter ihren Halt verlieren und nun einer richtigeren Erkenntnis Platz machen müssen. So

haben hier die neueren Nachforschungen ergeben, dafs die früher angenommenen Befestigungsanlagen nicht durchgehend vorhanden waren oder andere Erklärung nötig machen. Türme sind danach in der Wallkonstruktion des grofsen Lagers nicht vorhanden, insbesondere hat „der achteckige Turm" der vorgeschobenen Front niemals bestanden. Zur Veranschaulichung dient namentlich die Tafel II. Der zweite Aufsatz, der den gröfsten Raum einnimmt (S. 33—79) behandelt „das Uferkastell 1903 und 1904"; den Bericht liefern H. Dragendorff, F. Koepp, E. Krüger (einen Beitrag H. Breme). Hier ist besonders auf die vier verschiedenen Perioden Gewicht gelegt, die auf Tafel IV in vortrefflicher Weise durch Buntdruck zur Anschauung kommen. Auch die gefundenen Innenbauten erwecken Interesse. Einige Canabae haben sich gelegentlich aufserhalb des Uferkastelles gefunden. Im Innern sind zahlreiche Wohnräume ganz freigelegt und die dazu gehörigen Vorrats- und Kochgruben ausgeleert, während im grofsen Lager bis dahin vorwiegend die Verschanzungsanlagen untersucht sind. Die elf Tafeln photographischer Aufnahmen beziehen sich alle auf das Uferkastell. Der dritte Aufsatz (S. 83—128) enthält Bericht und Erklärung der „Fundstücke aus dem grofsen Lager und dem Uferkastell 1903 und 1904"; er rührt her von E. Krüger und registriert die römischen, prähistorischen, karolingischen und noch später mittelalterlichen Fundstücke. Den qualitativen Unterschied zwischen den Funden aus dem Uferkastell und denen aus dem grofsen Lager (vgl. unseren Bericht N. Ph. R. 1904 S. 430) hat die nunmehr sehr weit geführte Untersuchung des Uferkastells lediglich bestätigt, wenngleich Terra Sigillata hier nicht mehr so selten gefunden wurde wie früher.

Einen lehrreichen Beitrag liefert zu diesem Aufsatze ein militärischer Fachmann, E. Schramm, der eine neue Untersuchung der „Geschützpfeile von Aliso" vorgenommen hat und dabei gegenüber der früheren zu dem Wahrscheinlichkeitsergebnis kommt, dafs die Pfeile, in der Form, wie sie bei Haltern gefunden wurden, nur als Pfeil- bzw. Lanzenspitzen zu betrachten sind. Schramm möchte auch die Halternpfeile nicht als Normaltyp bezeichnen. „Im Gegenteil, es dürfte sich hier vielleicht lediglich um einen Versuch handeln. Wie es manchmal das Los einer militärischen Erfindung gewesen ist, die, am grünen Tische gemacht, bei der Truppe nicht die erwartete Gegenliebe fand, so ist es vielleicht auch hier gerade diesem Umstande zu danken, dafs so grofse Mengen von Pfeilspitzen, anscheinend ungebraucht, gefunden wurden." — Man sieht, die

letzten Grabungen und letzten Untersuchungen haben manches neue Ergebnis gezeitigt, haben manche Ergänzungen, manche Berichtigungen des früher Erarbeiteten, auch neue Probleme gebracht. Und so dürfen wir bei Haltern noch vieles Neue erwarten, wenn, wofür die Gewähr vorliegt, mit gleicher Umsicht und Unverdrossenheit weiter gearbeitet wird.

Der vierte und letzte Aufsatz dieses IV. Heftes, von A. Hartmann (und Dragendorff), berichtet über die „Ausgrabungen im ‚Römerlager‘ bei Kneblinghausen 1903 und 1904“. Die Bezeichnung „Römerlager“ ist immer noch mit Vorbehalt anzuwenden. Wohl sind an mehreren Stellen vollständigere Messungen der Umwallung vorgenommen, wohl haben die erneuerten Grabungen und Messungen ergeben, dafs das Lager eine geradezu vorschriftsmäfsige römische Anlage zeigt; wohl haben sich wieder zahlreiche Scherben gefunden. Allein unter diesen ist bis jetzt keine einzige römische, auch keine, von der man mit Bestimmtheit sagen könnte, dafs sie eine der von den Römern in augusteischer Zeit benutzten Gattungen unrömischer Technik zeigten. Nach Analogien zu schliefsen scheinen sie der Spät-Latèneperiode (etwa um die Zeit der Geburt Christi) anzugehören. Die Lage der Fundstücke legt die Vermutung nahe, dafs die Scherben älter sind als die Befestigungsanlagen, in deren Kreise sich übrigens auch eine gröfsere Zahl von Modellen finden. Somit ist mit einem „Römerlager“ Kneblinghausen noch nicht als mit einer gesicherten Gröfse zu rechnen; es ist bis dahin ebensowenig bewiesen, dafs es römisch sein mufs, wie dafs es nicht römisch sein kann. Auch hier also mufs noch vieles weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben.

In den „Erläuterungen zu den Tafeln“ finden sich (zu Tafel XVII) aus der Feder H. Bremes einige kurze aber lehrreiche Bemerkungen über die Veränderungen, die das Lippetal bei Haltern durchgemacht hat.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

165) **Th. Zielinski, Die Antike und wir.** Autorisierte Übersetzung von **E. Schoeler.** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1905. II u. 126 S. 8. ℳ 2.40; geb. ℳ 3.—.

Die acht Vorlesungen, welche Zielinski im Frühling 1903 auf die Aufforderung des Kuratoriums des St. Petersburger Lehrbezirks vor einem freiwilligen Publikum von dortigen Gymnasial- und Realschulabiturienten gehalten hat, haben in Rufsland solchen Beifall gefunden, dafs der ersten Auflage schon im Anfange vorigen Jahres eine zweite gefolgt ist; nach

dieser hat unter Mitwirkung des Verfassers Schoeler die Vorträge ins Deutsche übertragen. Die vier ersten behandeln nach einer allgemeinen Einleitung den Bildungswert, die folgenden erst den Kulturwert der Antike, dann die Wissenschaft von der Antike. Die dem Original beigegebenen gröfseren Exkurse sind, weil sie sich nur auf russische Verhältnisse beziehen, weggelassen; es bleibt dem Buche trotzdem der eigenartige Reiz, die grofsen Fragen unserer geistigen Kultur vor der Jugend des Landes erörtert zu sehen, aus dem sonst jetzt zu uns fast nichts als Berichte von rohen und blutigen Parteikämpfen dringen, von Gewalttaten, die jeder Gesittung Hohn zu sprechen scheinen. Dafs auch hier, was selbst ein unglücklicher Krieg nicht in Frage stellen konnte, nicht nur auf dem Gebiete moderner Technik Grofses geleistet wird, sondern edeldenkende Männer den Kampf um die idealen Güter der Menschheit mit allem Ernste durchfechten, dafür legen diese weitblickenden, feinsinnigen und warmherzigen Vorträge das schönste Zeugnis ab. Indem sie durch die Kraft des Logos zu überzeugen suchen, nur die eigene Sache gegenüber mannigfachen Mifsverständnissen wie absichtlichen Mifsdeutungen ins rechte Licht setzen, meiden sie jegliche irgend verletzende Polemik, ohne doch der eigenen Überzeugung irgend etwas zu vergeben. Auch dadurch erweist sich der Verfasser als ganz besonders berufen, auf eine Verständigung über diese so verwickelten Fragen hinzuarbeiten, dafs er, mit der Wissenschaft wie mit der Schule gleich vertraut, den Ansprüchen beider durchaus gerecht wird und zugleich von der Höhe philosophischer Betrachtung aus auch die Anschauungen der modernen Naturwissenschaft in geistreichster Weise zu verwerten versteht. Die scharfe Gliederung des Ganzen wie der einzelnen Teile, die durch Frage und Antwort auf das glücklichste belebte Entwickelung der Gedanken, eine Fülle anschaulicher Bilder und fein durchgeführter Vergleiche fesseln den Leser immer aufs neue, so dafs auch, wo er einmal einem Gedanken sich nicht ganz anzuschliefsen vermag, nirgends das Interesse abgelenkt oder gestört wird. Die Forderung, dafs uns die Antike nicht mehr eine starre Norm, sondern ein segensreich befruchtender Same sein soll, wird gerade in dieser Formulierung überall Anklang finden. Dem eigenen, vielgeprüften Vaterlande des Verfassers möchten wir vor allem wünschen, dafs der Gedanke des rastlos ringenden Fortschrittes, mit dem in einem wundervollen Mythos seine Vorträge ausklingen, nicht immer wieder Hemmnisse und Rückschläge erfahre.

Sondershausen. **Funck.**

---

166) **Otto Kern, Goethe, Böcklin, Mommsen.** Vier Vorträge über die Antike. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. 101 S. 8. ℳ 1.80.

Der Verfasser hat die Buchausgabe der Vorträge, welche er in den Hochschulkursen des vorigen Jahres zu Rostock gehalten hat, einem Freunde des klassischen Altertums, Dr. Bramow in Rostock, gewidmet; seinen Wunsch, dafs sein Buch solche Leser, wie dieser es sei, finde, erweitern wir dahin, dafs es nicht nur den Herzen derer, die der Altertumswissenschaft liebevolles Verständnis entgegenbringen, wohltun, sondern namentlich die Lauen erwärmen und die Kaltherzigen oder Feindseligen gewinnen möge. Dies wird ihm um so eher gelingen, als es sich frei von Angriffen auf Andersdenkende hält und nur darauf ausgeht, wieder einmal darzutun, wie unauflöslich die Antike mit dem Geistesleben der gröfsten Denker und Künstler unseres Volkes verknüpft ist. Bei Mommsen bedurfte dies ja nicht erst des Beweises; so trägt der ihm gewidmete Vortrag mehr den Charakter der Huldigung für den Mann, „in dem die Altertumswissenschaft unserer Zeit ihren Heros verehrt“; aber wir hören uns gerne daran erinnert, dafs, wie schon längst die Römische Geschichte als ein Werk unserer deutschen Nationalliteratur gilt, nunmehr auch die „Reden und Aufsätze“ bestimmt sind, den grofsen Altertumsforscher zugleich als vaterländischen Schriftsteller unserer Nation nahezubringen. Eine Fülle feinsinniger und neuer Bemerkungen bringt der Vortrag über Böcklin; freilich setzt er eine Vertrautheit mit den Werken des Künstlers voraus, wie sie erst von der weiteren Verbreitung seiner Bilder auch durch populäre Reproduktionen zu erhoffen ist; dafs der so ganz eigenartige Künstler selber je „populär“ werden könnte, bezweifeln auch wir, aber das Verständnis für seine Gröfse mufs und wird weiter dringen und, wie es sich nur dem erschliefst, der sich mit der Sagenwelt der Griechen vertraut macht, so wird es rückwirkend auch für die Antike neue Liebe erwecken. Dieser Vortrag steht in enger Beziehung zu dem über Goethe, insofern in beiden ins hellste Licht gerückt wird, dafs der Dichter wie der Maler fest in der vielseitigsten Anschauung hellenischer Poesie wurzeln und eben von da aus zu so ganz persönlich eigenartigen Schöpfungen gelangen. So spiegeln diese drei Vorträge die allgemeinen Gedanken wieder, welche der einführende entwickelt hatte. Hier setzt sich der Redner vor allem mit jener Auffassung des „klassischen“ Altertums auseinander, welche seit den Tagen Lessings und Winckelmanns die herr-

schende war und in Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" den reinsten Ausdruck fand. Dafs sie unter dem Einflusse der historischen Betrachtungsweise so, wie sie für Rom namentlich Mommsen gelehrt hat, jetzt wesentlich anders geworden ist, dafs wir richtiger erkennen, was an der antiken Kunst historisch bedingt, was von bleibendem Werte ist, mufs man zugeben; aber wir vernehmen ungerne, wenn in die berechtigte Kritik der Denkweise jener Männer auch nur ein Ton des Tadels hineinklingt. Auch wird keine noch so geläuterte historische Anschauung die zündende Macht der Begeisterung ersetzen können, mit der vor allen Schiller unsere Seelen erfüllte; und ist es nicht schwungvolle Begeisterung, so ist es doch eine ihr nahe verwandte Wärme der Überzeugung, welche auch diesen Vorträgen gerade ihren Reiz und ihre werbende Kraft verleiht.

Sondershausen. **Funck.**

---

167) **Eugen Herzog, Streitfragen der Romanischen Philologie.** Erstes Bändchen: Die Lautgesetzfrage. Zur französischen Lautgeschichte. Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. 122 S. 8. ℳ 3.60.

Die wertvollen Untersuchungen, die Verfasser den Romanisten in diesem Bändchen vorlegt, beziehen sich 1) auf die Frage: Gibt es Lautgesetze? (§ 1—55); 2) auf die Entwickelung von lat. intervok. *-ti̯-* im Französischen (und Provenzalischen), wobei auch das Suffix *-ise* ausführlicher betrachtet wird (§ 56—69); 3) auf die Entwickelung von *oleum* und *hordeum* (§ 70—73); 4) auf die Geschichte des gedeckten Zwischentonvokals im Französischen (§ 74—76), woran sich die Betrachtung der Verbalendung der ersten, zweiten (und wo diese Endung betont war, auch der dritten) Person Pluralis des Konj. Imperf. der ersten Konjugation: amissions usw. (§ 77) und der Wörter, bei denen drei Silben dem betonten Vokal vorhergehen, anschliefst (§ 78—79). Die Untersuchungen 2—4 beruhen auf den Ergebnissen des ersten Teils.

Der erste Teil behandelt eine in den letzten Jahren vielfach aufgeworfene, teils bejahte, teils verneinte Frage. Herzog gehört zu denjenigen, die Lautgesetze und ihre Ausnahmlosigkeit anerkennen. Seine Auseinandersetzungen sind einleuchtend; er zieht alle Einwände vorsichtig in Betracht und formuliert schliefslich den Begriff „Lautgesetz" derartig, dafs kaum etwas gegen seine Ansichten gesagt werden kann. Hauptsächlich wendet er sich gegen Wechfsler, der dieselbe Frage in den Forschungen

zur Romanischen Philologie (Festgabe für Suchier), S. 340 ff., behandelt hatte. In dem Rahmen dieser kurzen Besprechung ist es unmöglich, auf irgendeinen der diskutierten Punkte einzugehen. Es mufs genügen, zu sagen, dafs keiner, der die Fragen über Gesetzmäfsigkeit und Begründung des Lautwandels eingehender studieren will, Herzogs Schrift unberücksichtigt lassen kann. Den Hauptpunkt derselben bildet die Auseinandersetzung, dafs der Grund für den Wandel der Laute in der Alternation der Geschlechter, der jungen und alten sprechenden Individuen zu finden sei. Verfasser schlägt für dieses Prinzip den Namen alteruistisches oder Ablösungsprinzip vor. Es unterliegt nun wohl keinem Zweifel, dafs diese Ansicht viel Richtiges enthält, dafs das Kind die Sprache von Erwachsenen lernt, seinerseits nun aber selbst heranwächst, wobei sich seine Sprachorgane entwickeln und verändern und mit ihnen natürlich auch die durch sie hervorgebrachten Laute; diese Veränderungen sind naturgemäfs minimal und unmerkbar, können aber im Laufe mehrerer Generationen grofs genug werden, um ins Bewufstsein zu treten. Verfasser ist sich aber zugleich ganz klar darüber, dafs seine Ansicht vorläufig nur den Wert einer Hypothese hat und vielfach angefochten werden wird. Indes läfst sich immerhin zugeben, dafs sie eine der physiologischen Ursachen für den Lautwandel angibt, dafs es aber noch manche andere Ursachen geben wird, die mehr auf psychischem Gebiete zu suchen sind. Eine der letzteren, und zwar eine äufserst weitreichende, scheint nun nach den ausführlichen, mit kritischen Randbemerkungen begleiteten Angaben Morfs in der Studie von L. Gauchat nachgewiesen zu sein, die betitelt ist „L'unité phonétique dans le patois d'une commune [Charmey, Gruyère]“ und die in dem Sammelbande Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift, Heinrich Morf zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Lehrtätigkeit von seinen Schülern dargebracht. Halle 1905, veröffentlicht ist. Diese Ursache bzw. Quelle des Lautwandels ist in der steten Veränderung des Wortschatzes, für welche das Leben sorgt, zu suchen (vgl. Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr., Neue Folge XV. Bd., S. 444). Morf behandelt allerdings zum Schlufs seiner Besprechung die Frage: Gibt es Lautgesetze? als vorläufig ziemlich belanglos, da bisher, wenn sie auch vorhanden wären, noch keine gefunden seien, sondern nur Lautregeln. Es wird interessant sein zu hören, wie Herzog auf dem bevorstehenden Neuphilologentag zu München sich zu dieser Ansicht äufsern wird.

Die im zweiten Teil von Herzogs Schrift behandelten Fragen stehen in der Art der Betrachtung in engem Zusammenhange mit den vorher entwickelten Ansichten und werden als Belege für dieselbe benutzt.

Halensee. **B. Röttgers.**

168) **Ernest Lavisse, Histoire de France** depuis les origines jusqu' à la révolution, publiée avec la collaboration de MM. Bayet etc. Tome septième, première partie: Louis XIV. La Fronde. Le Roi. Colbert (1643—1685) par **E. Lavisse.** Paris, Hachette et Cie., 1906. 407 S. 8. 6 frs.

In diesem Bande schildert der rühmlich bekannte Geschichtsforscher den Tod Ludwigs XIII. und die folgende Periode, in der die Politik Frankreichs vom Kardinal Mazarin geleitet wurde (1643—1661), die Anfänge Ludwigs XIV., die Wirtschaftspolitik Colberts (Finanzgebahrung, Ackerbau und Gewerbe, Handel und Kolonien), die Entwicklung des Absolutismus und dessen Rückwirkung auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung. Ein zweiter Band wird die Ereignisse bis 1685 herabführen. Die Darstellung liest sich gut, zumal auch die Quellen reichlich fliefsen, und in den Abschnitten, die deutsche Verhältnisse betreffen, so den Westfälischen Frieden und die Abtretung des Elsafs an Frankreich, ist die neueste Spezialliteratur, wie in dem ganzen Werke, fleifsig herangezogen. Indem wir mit Interesse der Fortsetzung entgegensehen, die uns in baldige Aussicht gestellt ist, empfehlen wir das Werk von Lavisse neuerdings der Aufmerksamkeit auch unserer Lehrerkreise.

Prag. **J. Jung.**

169) **Albert Mennung, Jean-François Sarasins Leben und Werke,** seine Zeit und Gesellschaft. Kritischer Beitrag zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Unter Benutzung ungedruckter Quellen. II Band. Halle a. S., M. Niemeyer, 1904. XIX u. 606 S. gr. 8. ℳ 14.—.

Über den ersten Band von Mennungs grundlegendem Werke über Sarasin habe ich in dieser Rundschau (Jahrg. 1903, Nr. 7, S. 160—164) ausführlich berichtet. Das Lob, das man dem ersten Bande spenden mufste, gebührt in demselben, wenn nicht in noch erhöhtem Grade auch dem vorliegenden zweiten, mit welchem das Werk selbst seinen Abschlufs findet. Der Verfasser, der das gesamte Quellenmaterial durchgearbeitet

hat und beherrscht wie kein zweiter, hat hier ein biographisches Kunstwerk von bleibendem Werte geschaffen; wohl war diese Arbeit mit unsäglicher Mühe verbunden, ist aber auch unschätzbar für die Fachgenossen, die sich der reichen Gabe von Herzen freuen dürfen: Mennung leistet das überhaupt Erreichbare, und sein Buch wird über keine Sarasins Leben, Werke, Zeit und Gesellschaft betreffende Frage den Suchenden im Stiche lassen; dafs man dem Urteile des gelehrten Verfassers in allen Punkten unbedingt beipflichten müsse, soll jedoch damit nicht gesagt sein.

Aus dem Inhalte des zweiten Bandes, der uns das äufsere und innere Leben Sarasins im Dienste Contis (1648—1654) vor Augen führt, möchte ich hier besonders hervorheben Mennungs Ausführungen über die Histoire du siège de Dunkerque, die Conspiration de Valstein, den Dialog S'il faut qu'un jeune homme soit amoureux, das heroisch-komische Epos Dulot vaincu, die letzte Dichtung Sarasins, ferner hinweisen auf den umfang- und inhaltreichen Exkurs über die Liebestheorien und den Frauenkultus der Romanen — das Vollständigste, was über diesen Gegenstand bisher überhaupt geschrieben wurde —, endlich auch erwähnen die wichtige Untersuchung über eine der interessantesten Fragen, die das an dunklen Punkten so reiche Leben Sarasins bietet, nämlich über seinen vermeintlichen Aufenthalt in Deutschland. Eine treffende Charakteristik Sarasins sowie eine Zusammenstellung der Urteile der Mit- und Nachwelt über ihn bilden den Schlufs des Werkes. Im Anhange erhalten wir eine Bibliographie, die an Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lassen dürfte: zugleich auch eine Musterleistung Mennungscher Gründlichkeit.

Sarasin war eine Berühmtheit seines Jahrhunderts, nicht etwa durch seine politische Rolle, die man nach Abschlufs des Friedens bald vergessen hatte, sondern lediglich durch seine literarischen Erzeugnisse. Diesen Ruhm hat er verdient, denn Frankreich besafs, wie Mennung darlegt, im 17. Jahrhundert kein zweites so eigenartiges und vielgestaltiges Genie wie ihn. Die Mannigfaltigkeit seiner an sich nicht umfangreichen Werke ist geradezu überraschend. Er schrieb in Prosa historische, philosophisch-kritische, politische, satirische Schriften, seine dichterische Kunst zeigte er in epischen und burlesk-satirischen Gedichten, in Balladen, Stanzen, Sonetten, Chansons, Rondeaux, Elegien u. a. m. In einer Mischung von Prosa und Versen verfafste er jene unnachahmliche Pompe funèbre de Voiture, die majestätische Ode de Calliope sur la bataille de

Lens, die episch-plastische Lettre escrite de Chantilly à Mme de Montausier und die — erst durch Mennung bekannt gewordene — Lettre à Mlle de Verpilière; diese eigenartige Mischform wird durch ihn eine beliebte Kunstform: er ward zum Schöpfer der heiteren, pikanten, oft satirisch gefärbten *Lettre* jener Zeit, deren auch Voltaire sich bediente und beispielsweise seinen Temple du Goût in ihr abfafste.

„Sarasin hat seinem Jahrhundert aus der Seele gesprochen": erschienen doch innerhalb vier Dezennien nicht weniger als zwölf Auflagen seiner Werke. Gehört er auch nicht zu jenen Dichtersternen erster Gröfse, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte unvermindert bewahren, so ist er doch einem jener seltenen Kometen vergleichbar, die eine Zeitlang hell strahlen und dann langsam verschwinden, einen leuchtenden Lichtschimmer hinter sich lassend. Perrault schrieb in seinen „Hommes illustres" über ihn: „Sa*rr*asin a esté un des plus beaux genies pour les belles lettres, des plus faciles et des plus universels qu'on ayt veus il y a longtemps", und nicht minder treffend ist das Urteil La Bruyères: „Voiture et Sa*rr*asin étaient nés pour leur siècle, et ils ont paru dans un temps où il semble qu'ils étaient attendus."

Mannheim. **Gottfried Süpfle.**

---

170) **S. Alge** et **W. Rippmann, Leçons de Français.** 9. Aufl. 2 Teile. St. Gallen, Fehr, 1905. 8.

Vom allgemein theoretischen Standpunkte aus haben wir hier sicherlich eine ausgezeichnete pädagogische Leistung vor uns. Es ist von dem rühmlichst bekannten Schweizer Schulmann S. Alge, im ersten Teile in Verbindung mit W. Rippmann, der Versuch gemacht und konsequent durchgeführt, mit vollständiger Ausschaltung der Muttersprache für Ausländer eine Einführung in die französische Sprache und Grammatik zu liefern. Der Sprachstoff lehnt sich im ersten Teil an die Hölzelschen Bilder und im zweiten Teil an eine Anzahl Anekdoten an, wozu sich zum Schlufs eine längere, niedliche Kindergeschichte La Tâche du petit Pierre von Jeanne Mairet (Mme Charles Bigot) gesellt.

Dafs die Sache möglich ist, ist natürlich nicht zu bezweifeln, und von den Versuchen, die ich kenne, diese Aufgabe zu lösen, ist ohne Zweifel die vorliegende Lösung die vollkommenste. Hinzukommen mufs allerdings noch ein sehr geschickter und sprachkundiger Lehrer und eine kleine Anzahl normal begabter Schüler, Bedingungen, die nun freilich in Wirk-

lichkeit nicht immer erfüllt sind. Und hieran wird eben die Brauchbarkeit des vortrefflichen Buches leicht scheitern, ganz abgesehen davon, dafs die zur Verfügung stehende Zeit und anders geartete Lehrziele die Anwendung der Methode nicht immer zulassen. Denn in starken oder gar überfüllten Klassen und mit mäfsig begabten Schülern erreicht man, das ist doch meine Meinung, mit dieser Methode weniger als mit einer grammatischen Übersetzungsmethode. Dabei soll natürlich nicht verkannt werden, dafs unter günstigen Bedingungen mit Alges Buch sehr erfreuliche Resultate zu erzielen sind und dafs sich zugleich der Unterricht auf die Weise aufserordentlich reizvoll und anregend gestalten läfst. Aber die Macht der gegebenen Verhältnisse wird in den meisten Fällen die Anwendung der Methode ausschliefsen.

Bremen. **W. Röhrs.**



Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 30. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

171) **Wilhelm Motschmann, Die Charaktere bei Lysias.** München, Seitz, 1905. 58 S. 8.

Der Scholiast Hermogenes sagt, der Redner, der Reichtum und ähnliche Dinge darstellen wolle, müsse von besonderen Fällen absehen und typisch zu Werke gehen, und fährt dann fort: *εἰσὶ γὰρ οἱ τοιοῦτοι τόποι γεγυμνασμένοι τῷ Λυσίᾳ ἐν ταῖς παρασκευαῖς. λέγει γὰρ οἵους ἀπεργάζεται ἡ πενία καὶ οἵους τὸ πλουτεῖν· καὶ ἡ νεότης καὶ τὸ γῆρας.* Aus dieser Notiz, die der vorliegenden Abhandlung zum Ausgangspunkt dient, schlieſst der Verfasser, daſs Lysias in einer selbständigen, *παρασκευαὶ* d. h. „Vorübungen" betitelten Schrift Charakterstudien allgemeiner Art über gewisse gröſsere Menschenklassen niedergelegt habe, die rhetorischen Zwecken dienten und vornehmlich als Hilfsmittel für die rhetorische Beweisführung gedacht waren. Gewiſs ist, daſs unser Redner schon frühzeitig schriftstellerisch tätig gewesen ist. Bei seinem Debut gegen Eratosthenes weiſs er mit Geschick sämtliche Mittel der Sprache die *ἰσχνότης* gleichermaſsen wie die gorgianische *λέξις* zu handhaben, was ohne Vorstudien natürlich nicht möglich gewesen wäre. Aber daſs *παρασκευαὶ* der Titel eines besonderen Buches gewesen ist, will mir nicht recht ein-



leuchten. Ich bin eher geneigt anzunehmen, dafs Hermogenes die *θέσεις* — das ist übrigens der landläufige Titel solcher Übungen — im Auge gehabt hat, die einzelne typische Fälle zum Gegenstande hatten und uns zum Teil noch bekannt sind [1]. Der Verfasser legt sich nun die Frage vor, ob die erhaltenen Reden eine Bestätigung jener Scholiastennotiz bilden und eine typische Charakteristik aufzuweisen haben. Der Stoff ist in der Weise disponiert, dafs zunächst die Art der Behandlung der Gegner teils in Anklage- teils in Verteidigungsreden eingehend beleuchtet wird; der zweite Teil legt die Darstellung des Sprechers einmal in der Verteidigung und dann in der Anklage dar. Das Resultat, zu dem M. gelangt, ist kurz dieses: wo der Sprecher als Ankläger auftritt, beschränkt sich Lysias auf diejenigen Fakta aus dem Leben des Angeklagten, die einen Schlufs auf die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Anklage gestatten, und dies auch nur insoweit, als sie als Belege einzelner typischer Charakterzüge gelten können. Wo sich der Redner verteidigt, vermeidet er ein näheres Eingehen auf die Persönlichkeit des Gegners, der ihm nur Repräsentant einer gröfseren Menschenklasse ist, und schliefst damit jede individuelle Charakteristik aus. Verteidigt sich der Sprecher, so zieht er manche Züge aus seinem sonstigen Leben heran, die streng genommen extra causam liegen, mit einem typischen Bilde aber gut harmonieren. Der als Ankläger fungierende Sprecher läfst seine Person naturgemäfs aus dem Spiele, er erwähnt sie nach M. nur da, wo es den Forderungen der Ethopoeie nachzukommen gilt. Diese Ansicht gründet sich in erster Linie auf diejenigen Stellen, wo das Bestreben des Redners zutage tritt, die Gunst der Richter für sich zu gewinnen und als bonhomme zu erscheinen, der die Anklage nicht aus freien Stücken, sondern von der Gegenpartei gezwungen erhebt. Allein man darf nicht vergessen, dafs alle die kleinen Kunstgriffe und Mittelchen, die auf moralischen Effekt abzielen, nicht spezifisch lysianisch sind, sondern so alt wie die forensische Kunst überhaupt, wie sie denn auch ja in den antiken rhetorischen Handbüchern ein stehendes Kapitel ausmachen. Sie anzuwenden ist, wie schon Dionys von Hal. bemerkt, das Proömium der gegebene Ort, was natürlich nicht ausschliefst, dafs sich der Sprecher ihrer auch anderswo im Verlauf der Rede erinnert, zumal wenn er mit Gründen sachlicher Natur zu operieren

1) So nennt Theon Progymn. c. II *περὶ ἀνακαλυπτηρίων* und *περὶ ἀμβλώσεως*; vgl. Walz, Rhet. gr. I 165; V 3; VII 16.

aufserstande ist. Als Ethopoeie darf man dies aber unter keinen Umständen ansprechen, es ist vielmehr das ἦθος selber, freilich ein konventionelles, wenn ich mich so ausdrücken darf, denn echtes Ethos ist der Moral des Lysias durchaus fremd.

Aus dem soeben gegebenen Resumé wird man den Eindruck gewonnen haben, dafs M. von der seit dem Altertum bis auf den heutigen Tag vielgepriesenen lysianischen Meisterschaft in der ἠθοποιΐα recht wenig übrig läfst. Man wird indes seiner Ansicht kaum beipflichten können. Das πρῶτον ψεῦδος seiner Argumentation liegt in der Formulierung der Frage, die er S. 9 gibt: „Wenn irgend jemand, so fand sich ein Logograph vor die Entscheidung gestellt, die ihn zwang, zwischen individueller und typischer Charakteristik zu wählen" — als ob ein Kompromifs beider Arten zu den Unmöglichkeiten gehörte! Sind denn die Reden des Lysias wirklich nur vage Schemata, ohne Leben und individuelle Zeichnung? Sicher nein! Natürlich hat er, wie die alten rhetorischen Gemeinplätze, so auch eine Reihe tralatizischer Figuren verwendet, aber das Typische ist ihm nur die Basis, er bleibt dabei nicht stehen, sondern läfst sich an Individualitäten aus und modelliert ihren intimen Charakter. So weifs Lysias sich mit grofser Kunst dem Stand und Bildungsgrade seines Klienten anzupassen, sich in seine Denk- und Anschauungsweise zu versetzen, und „den Ton der gekränkten Unschuld, des harmlosen Biedermannes ebensogut zu treffen, wie den des Ehrabschneiders und des Wirtes einer eleganten Spielhölle". (Wilamowitz, Griech. Lit. d. Alt. S. 62). Die Ethopoie und die διατύπωσις wären aber keine vollständigen, hätte Lysias nicht auch die Diktion dazu verwertet, verschiedene Leute verschieden darzustellen. Der Verfasser stellt dies allerdings in Abrede, weil dies Bemühen doch ganz zwecklos gewesen wäre. Es genüge hier der Hinweis darauf, eine wie ganz anders geartete Stilisierung ein und derselbe Gedanke durch den aus vornehmer Familie stammenden Mantitheos erfährt und durch den aus der faex plebis hervorgegangenen ἀδύνατος; näheres in meiner Abhandlung über die XXIV. Rede, S. 6—10.

Wer rigoristisch urteilen wollte, könnte nicht ohne Grund den Verfasser einer Inkonsequenz zeihen. Denn wer behauptet, Lysias habe nur typische Charakteristik angewendet und der individuellen keinerlei Konzessionen gemacht, darf nicht fast in demselben Atemzuge dem Redner das Recht vindizieren wollen, in gewissen „absonderlichen" Fällen den Sprecher anders reden und darstellen zu lassen: die gegen die aufge-

stellte Regel verstofsenden Reden müfsten dann füglich athetiert werden. Diese Konsequenz zog Bruns. Bei seinem eminent künstlerischen Empfinden und der ihm eigenen, seltenen Feinfühligkeit merkte er bald heraus, dafs die Charakterisierung in gewissen Reden in einem derart auffallend höheren Grade als sonst verwendet ist, dafs kein anderer Ausweg blieb, als sie dem Lysias abzusprechen. Ich persönlich habe mit Bruns sehr eingehend über diese Frage verhandelt, und wie ich mitzuteilen in der Lage bin, war er selber zuletzt geneigt, seine Ansicht, als bedinge eine scheinbar allzu scharf akzentuierte Selbstcharakteristik zugleich ein grundsätzliches Abweichen von den im übrigen von Lysias beobachteten Gepflogenheiten, zu modifizieren und das im Lit. Portr. gefundene und formulierte Gesetz als etwas zu eng von ihm gefafst anzuerkennen.

Der Verfasser vertritt seine Sache nicht ohne Umsicht und Geschick und trägt auch an seinem Teile durch eine Reihe scharfsinniger Beobachtungen zum besseren Verständnis der lysianischen Beredsamkeit bei: sein Gesamtergebnis aber mufs ich ablehnen.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

---

172) **H. Bögli, Ciceros Rede für A. Cäcina.** Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Burgdorf (Schweiz), in Kommission bei C. Langlois, 1906. 58 S. 8. ℳ 1.25.

Sex. Äbutius entrifs dem A. Cäcina 69 v. Chr. eine ihm durch ein Testament zufallende Besitzung mit Waffengewalt und wurde daher durch ein prätorisches Interdikt aufgefordert, diesen unrechtmäfsigerweise erlangten Besitz ohne Widerrede aufzugeben und seinen Anspruch auf gesetzliche Weise geltend zu machen. Da er sich dessen weigerte, wurde er zu einer Wette (*spónsio*) um die *legitima pars*, wohl den dritten Teil des durch die Zensoren festgesetzten Wertes des streitigen Gutes, gezwungen und vor ein Gericht von Sachverständigen (*recuperatores*) gestellt. Bei der dritten Verhandlung in diesem verwickelten Streite hielt Cicero seine durch neue Interpretationen juristischer Ausdrücke, lichtvolle Rechtsbelehrungen und scharfe Logik ausgezeichnete Rede für den Kläger Cäcina. In der Narratio fafste er die Vorgeschichte des Handels so nachlässig und kurz zusammen, dafs wir über manche bedeutsame Dinge im unklaren bleiben. Ebenso sind in § 94 die Beweise für den Besitz Cäcinas an diesem Gute nur kurz zusammengefafst, und in § 95 ist ein wichtiger

Abschnitt der Rede, in welchem das Eigentum Cäcinas an dem Streitobjekt dargetan wurde, ausgefallen, wie aus § 104 *me id ipsum docuisse, fundum esse Caecinae* ersichtlich ist.

So gibt denn diese Rede Anlafs zu vielen Rechtsfragen, über Rechtsgeschäfte zwischen Ehegatten, über Erbeinsetzung und Legate an Frauen nach der Lex Voconia, über Erbteilung durch einen Schiedsrichter, über die Ausstofsung eines Ansprechers aus einem Grundstück mit erlaubten und unerlaubten Mitteln (*deiectio vi moribus* und *deiectio vi coactis hominibus*), über die in solchen Fällen üblichen Interdikte und Klageformen, über den Abschlufs der Wette und den Wettprozefs mit Gefährdung der bürgerlichen Unbescholtenheit (iudicium turpe).

Bögli erzählt zunächst die Vorgeschichte des Prozesses. Er erklärt, wie es möglich war und welchen Zweck es hatte, dafs M. Fulcinius seiner Frau Cäsennia ein Landgut verkaufte. Dazu erwarb sie nach dem Tode des Gatten und Sohnes bei der Erbsteigerung durch den Sex. Äbutius den Fundus Fulcinianus. Ihr Testament bestimmte ihren zweiten Gatten Cäcina, den Freigelassenen M. Fulcinius und den Sex. Äbutius als Erben, letzteren für eine *sextula*, $^1/_6$ Unze, d. h. $^1/_{72}$. *Cum ipse sextulam suam nimium exaggeraret, nomine heredis arbitrum familiae herciscundae postulavit.*

Über die actio familiae herciscundae handelt Bögli S. 10—23. In einer sorgfältigen Erörterung der Worte Ciceros und mit Benutzung vieler juristischer Hilfsmittel stellt er fest, dafs nicht der die Erbschaft besitzende Cäcina dieses Begehren der Teilung durch einen Schiedsrichter stellte, wie man bisher annahm, sondern der erst Mitbesitz fordernde Äbutius.

Da Cäcina sich nicht widersetzte, behauptete Äbutius nun, er habe den Fundus Fulcinianus auf jener Steigerung als Eigentum erworben, Cäsennia habe nur durch das Testament des ersten Mannes den lebenslänglichen Niefsbrauch gehabt. Man einigte sich, beide sollten an einem bestimmten Tage mit Zeugen auf jenes Grundstück gehen und Äbutius solle Cäcina mit scheinbarer Gewalt austreiben. Mit dieser rechtmäfsigen vis ac deductio oder deiectio vi befafst sich Bögli S. 29—42. Da wir keinen Fall kennen, in dem sie durchgeführt wurde, so ist ihr Wesen und Zweck unklar. Sicher erscheint, dafs keinem der beiden Gegner durch diesen Akt ein Vorsprung im Eigentumsanspruch erwuchs.

Hätte Äbutius die Deductio in üblicher Weise vollzogen, so wäre ihm vom Prätor das Interdiktum de vi zugestellt worden: *Unde tu, Sex. Aebuti,*

aut familia aut procurator tuus A. Caecinam aut familiam aut procuratorem A. Caecinae in hoc anno vi deiecisti, cum ille possideret, quod nec vi nec clam nec precario a te possideret, eo A. Caecinam restituas. Er hätte nach Cic. pro Tull. 45 vier Einreden erheben können: *non possedisse A. Caecinam vel vi ab se possedisse vel clam vel precario.* Da Äbutius keine dieser Einreden begründen konnte, so verfiel er auf eine Spitzfindigkeit. Er wollte dem Interdikt entgegentreten mit der Einrede: *non deieci, sed reieci,* 'ich habe Cäcina nicht aus dem Gut herausgestofsen, sondern ihn gehindert, es zu betreten'.

Als Cäcina an dem verabredeten Tag mit Freunden und Rechtsbeiständen an das streitige Grundstück herankam, wurde er von Äbutius und einer bewaffneten Bande unter Lebensgefahr verjagt. Darauf erliefs der Prätor P. Dolabella das Interdikt de vi armata: *Unde tu, Sex. Aebuti, aut familia aut procurator tuus A. Caecinam aut familiam aut procuratorem A. Caecinae in hoc anno vi hominibus coactis armatisve deiecisti, eo A. Caecinam restituas.* Indem er dem Äbutius jede Einrede abschnitt, forderte er ihn auf, den mit Waffen erlangten Besitz aufzugeben. Statt zu gehorchen und den Rechtsweg zu betreten, erhob Äbutius die Einrede: *non deieci, sed reieci; non possidebat.* Über dieses Interdikt spricht Bögli S. 42 f. Er gibt zu, dafs dieses Interdikt für den Ruf des Beklagten gefährlich erscheine. Dagegen meint er mit Savigny u. a. im Gegensatz zu Cicero: „Dafs zur Dejektion im Sinne des Interdikts Besitz erforderlich ist, wird eben im Interdikt als selbstverständlich vorausgesetzt“, und billigt die Einrede des Äbutius. Damit ist aber der Unterschied der beiden Interdikte aufgehoben.

Sulla befiehlt durch ein Gesetz *Volaterranos eodem iure esse, quo fuerint Ariminenses; quos quis ignorat duodecim coloniarum fuisse?* Äbutius warf dem Cäcina vor, er könne nicht Erbe der Cäsennia sein, weil er Volaterraner sei. Nach den Rechtsgelehrten forderte nun Cäcina den arbiter familiae herciscundae, um den Äbutius zu verleiten, ihn als Erben anzuerkennen. Bögli zeigt, dafs umgekehrt Äbutius den Schiedsrichter verlangte. Wenn er nun aber aus den Rechtssatzungen den Schlufs zieht: „Sodann hatte der arbiter zunächst Cäcinas Erbrecht zu untersuchen und darüber zu entscheiden“, so glaube ich, dafs dieser für andere Fälle richtige Satz hier eine Ausnahme erleidet. Hätte der arbiter dem Cäcina das Erbrecht abgesprochen, weil er Volaterraner sei, so hätte er das Recht vieler Bürger verletzt, da diese bisher nach Cicero § 102 *a civibus Romanis hereditates*

capere konnten. Die Volkstribunen hätten dem Cäcina beigestanden und hätten die Sache dem Senate oder Volke vorgelegt. Darum erschrak Cäcina nicht ob der Rede des Äbutius. Hätte Cäcina das Erbe verloren, so wäre es nach den Rechtsgelehrten an M. Fulcinius und Äbutius gefallen; Bögli S. 19 wendet nichts ein. Da für diese beiden nur $^1/_{24}$ bestimmt war, so hätten die Cognati der Cäsennia das Übrige beansprucht.

„Piso hat vor dem Richterstuhl der Wissenschaft den Prozeſs gewonnen“ (S. 57). Er sagte: a) *reiecit, non deiecit*, b) Cäcina ist nicht miſshandelt worden, c) da Cäcina den Fundus nicht betrat, so ist er nicht dorthin zu restituieren. Mit diesen negativen Behauptungen konnte er dem Äbutius den Besitz des Landgutes nicht verschaffen. Um den Prozeſs zu gewinnen, muſste er extra causam positive Beweise für das Eigentums- und Besitzrecht des Äbutius vorbringen. Die Widerlegung derselben fehlt; sie stand in der Lücke § 95.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

---

173) **Robert Pöhlmann, Zur Geschichte der antiken Publizistik.** (Sep.-A.) München, G. Franzscher Verlag (J. Roth), 1904. S. 3—79. 8.

Die bedeutsame Schrift beschäftigt sich mit den beiden bekannten, an Cäsar gerichteten pseudo-sallustianischen Pamphleten und sucht, wenn auch nicht geradezu ihre Echtheit, so doch ihren politischen und historischen Wert durch eine eingehende Untersuchung zu erweisen. Es liegt auf der Hand, von welcher Bedeutung es für die Geschichte der antiken Publizistik wäre, wenn der Nachweis gelänge, daſs diese beiden Schriften, die gewöhnlich in eine sehr späte Zeit, etwa gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. gesetzt werden, in die Zeit Sallusts gehören. In dem ersten Teil seiner Schrift beschäftigt sich Pöhlmann mit den Argumenten, welche die Sprach- und Stilkritik gegen die Echtheit der Pamphlete vorgebracht hat. Die wuchtigen Angriffe, die er gegen die Methode dieser Kritik überhaupt richtet, werden auch den, dem sie zu scharf erscheinen, zum Nachdenken darüber veranlassen, ob man nicht wirklich in der Sprachstatistik vielfach mechanisch und schablonenhaft verfahre, in der „Parallelenjagd“ zu weit gehe. Es gelingt P. in einzelnen Fällen nachzuweisen, daſs die angebliche Anlehnung an sallustische Stellen nur eine sehr scheinbare ist. Es bleiben aber doch auch so starke Übereinstimmungen übrig, wie im zweiten Pamphlet 8, 4 malitia praemiis exercetur; ubi ea demp-

seris, nemo omnium gratuito *malus* est; und Historien, Rede des Philippus § 9: nam ubi malos praemia secuntur, haud facile quisquam gratuito bonus est. Am frappantesten jedoch ist die Übereinstimmung einer Stelle der Pseudosallustianischen Invektive, in Ciceronem (III, 5) mercennarius patronus, cuius nulla pars corporis a turpitudine vacat, lingua vana, manus rapacissimae, gula immensa, pedes fugaces: quae honeste nominari non possunt, inhonestissima mit einer Charakteristik des L. Domitius im zweiten Pamphlet (9, 2) quoius nullum membrum a flagitio, aut facinore vacat: lingua vana, manus cruentae, pedes fugaces: quae honeste nominari nequeunt, inhonestissima, dafs hier einer den anderen benutzt hat, ist klar, und wenn meine Annahme (De invectivis quae Sallustii et Ciceronis nominibus feruntur. Programm des Kgl. Berger-Gymnasiums und der Oberrealschule Posen 1903, S. 10) richtig ist, dafs sich in der Invektive keine Tatsache findet, die sich nach dem Jahre 53 vor Christus ereignet hat, so ist es das weitaus Wahrscheinlichere, dafs der Pamphletist hier die Invektive benutzt hat. — Der zweite Teil gibt eine genaue historisch-politische Analyse der beiden Pamphlete und zwar zunächst des zweiten. Als den eigentlichen Anlafs zu seiner Abfassung erweist Pöhlmann den Staatsstreich des Konsuls C. Claudius Marcellus, der sich anfangs Dezember des Jahres 53 auf eigene Faust mit Pompejus dahin in Verbindung setzte, dafs dieser den Oberbefehl über die Truppen in Italien übernahm, während man bisher als wirkliche oder fingierte Abfassungszeit das Jahr 51 oder das Ende des Jahres 46 annahm. Schritt für Schritt folgt Pöhlmann dem Pamphletisten, um darzutun, dafs die Situation, aus der heraus er schreibt oder zu schreiben vorgibt, historisch richtig gezeichnet ist. „Der Autor hat“, um Pöhlmanns Worte zu gebrauchen, „aus einer verworrenen Zeit, in welcher Verhandlungen und Entscheidungen sich förmlich drängten, ein Augenblicksbild gegeben, welches die wichtigsten Momente so scharf und klar hervorhebt, wie es nur auf Grund einer klaren Anschauung der Zeitverhältnisse möglich war.“ Pöhlmann weist nach, dafs der Charakterisierung Cäsars und seiner aristokratischen Gegner ein hoher selbständiger Wert zukommt. Und dafs das, was er über die Vergangenheit der Republik sagt, eine lebendige Anschauung der politischen und sozialen Verhältnisse erkennen läfst. Demnach verdienen auch die Reformvorschläge des Pamphletisten, die auf eine Emanzipierung der Regierung, Justiz und Verwaltung von der Herrschaft des Kapitals hinauslaufen, gröfsere Beachtung, als man ihnen bisher geschenkt hat. Freilich ist ja gerade in den

Erwartungen, die er an die Erfüllungen seiner Vorschläge knüpft, viel hohle Rhetorik enthalten, aber man wird Pöhlmann zugeben dürfen, dafs hier jedenfalls eine Leistung vorliegt, die ein nicht geringes politisches Wissen verrät und den Ideengehalt der sallustianischen Zeit geschickt reproduziert. — Weniger überzeugend wirkt der Versuch Pöhlmanns, die Möglichkeit zu begründen, dafs auch das andere Schriftstück, das uns in die Zeit nach Cäsars Sieg, in die Ära der Reform selbst hineinversetzt, von demselben Verfasser herrühre. So geschickt P. auch hier die wenigen Weizenkörner von der Spreu zu sondern versteht, so mufs doch auch er zugeben, dafs hier die rhetorische Phrase überwuchert und dafs es an historischem Wissen und politischem Verständnis weit hinter dem anderen zurückbleibt.

Pöhlmanns Schrift gebührt nicht nur das Verdienst, die Frage nach dem Werte der beiden pseudosallustianischen Pamphlete noch einmal aufgerollt und sehr Bedeutsames zu ihrer Lösung beigebracht zu haben: die geistvollen Bemerkungen, mit denen er seine Ansichten begründet, sind zugleich ein wertvoller Beitrag für die Geschichte des Konfliktes zwischen Cäsar und Pompejus überhaupt.

Posen. **G. Poiser.**

---

174) **Karl Vofsler, Sprache als Schöpfung und Entwicklung** eine theoretische Untersuchung mit praktischen Beispielen. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1905. VIII und 154 S. 8. ℳ 4.—

Das menschliche Sprechen ist nach Vofsler in allen Fällen unmittelbare Verlautbarung einer inneren Anschauung und somit immer S p r a c h s c h ö p f u n g. Die innere Anschauung aber ist immer individuell, also unendlich vielfältig durch Faktoren der Stimmung, Auffassung, Vorstellung, des Grades der Klarheit und der Geistesstärke bestimmt. Somit ist die innere Anschauung bei verschiedenen Individuen, ja selbst bei demselben Individuum niemals die gleiche, und ebensowenig ihre Verlautbarung, wenn auch anscheinend die gleichen Worte gebraucht werden. Alles Sprechen ist als Sprachschöpfung raumlos und zeitlos, ein Sprung aus dem metaphysischen Sein des reinen Geistes, der wir sind, in die Welt des Räumlichen und Zeitlichen. Sprechen ist also eine Offenbarung des reinen Geistes. Demnach ist auch der erste wortähnliche Laut, der sich dem ersten noch halbtierischen Menschenwesen entrang, nicht in höherem Mafse

Sprachschöpfung als alles Sprechen aller heutigen Menschen. Es liegt auf der Hand, dafs hiernach alles Sprechen einen schöpferischen Lautwandel darstellt. Aber auch das Hungergebrüll des Löwen und das Schnurren der Katze am Ofen, also jede Lautgebung jedes Tieres, soweit sie Ausflufs einer inneren Stimmung ist, stellt einen schöpferischen Lautwandel dar. Also ist auch das Schnurren der Katze ein Sprung aus ihrem metaphysichen Sein in die Welt des Räumlichen und Zeitlichen, eine Offenbarung des reinen Katzengeistes; wenn auch V. diese letzte Konsequenz nicht ausgesprochen hat.

Aller schöpferische Lautwandel hat nach V., weil er durchaus individuell ist, den Charakter des Monologischen. So viele geistige Inhalte es gibt, ebenso viele Lautvariationen gibt es. Mehrdeutigkeit von Worten ist Täuschung, sie existiert nicht. Genau mit der Variante des Inhalts variiert der Laut. Diese unendliche und immer individuelle Lautvariation ist wissenschaftlich nicht fafsbar, schon deswegen gibt es keine Lautgesetze. Die Sprache als ununterbrochen fortdauernde Schöpfung des reinen Geistes entzieht sich aller Gesetzlichkeit. Der reine Geist ist ja seinem Wesen nach frei. Allerdings heifst es an anderer Stelle, jede bestimmte Gemütsverfassung müsse immer „haarscharf" denselben Laut erzeugen. Und wenn V. dabei noch die Platonische Auffassung ausspricht, der Geist sei bei allen Menschen der gleiche — quantitative Unterschiede gibt er jedoch zu —, so müfste man doch zu dem Schlufs kommen, dieser reine Geist arbeite wenigstens in der Richtung auf seine Verlautbarung rein mechanisch, und es sei so die schönste Grundlage für die Erweisung der allerstrengsten Gesetzlichkeit auch des allerindividuellsten Lautwandels gegeben; und es wäre seltsam, wenn dieser strenge Mechanismus sich nicht unter allgemeinere Gesichtspunkte bringen liefse. Man müfste hiernach sogar eine doppelte „Grammatik" aufstellen können, eine, die die inneren Anschauungen aus den Lauten erschliefsen lehrte, und eine, die dazu anleitete, aus der inneren Anschauung die Laute zu konstruieren. Und diese letztere Grammatik müfste eigentlich die mafsgebenden Gesichtspunkte für die Laute aller Sprachen aufstellen, wäre also eine Universalgrammatik aller Sprachen und Dialekte der Welt. Aber freilich ist bei diesen Ausführungen über den immer individuellen schöpferischen Lautwandel das überlieferte Material der Sprache nicht mit in Betracht gezogen, das die verschiedenen Sprachen und Dialekte konstituiert, so dafs alles, was über Sprache als Schöpfung gesagt ist, eigentlich nur für den Gefühlsakzent

der Sprache in seinem weitesten Umfang Geltung haben kann. Aber ob auch nur auf diesem Gebiet die erwähnte haarscharfe Entsprechung von Gemütslage und Verlautbarung statthat, ist zum mindesten nicht zu erweisen. V. selbst scheint gelegentlich wieder die postulierte haarscharfe Responsion aufzugeben, wenn er z. B. von süditalienischen Dialekten sagt (S. 63), dafs dieselbe innere Lage, die zur Diphthongierung geführt habe, auch zur Monophthongierung führen könne.

Der schöpferische Lautwandel nun, den jedes Sprechen individuell vollzieht, stellt Myriaden von sprachlichen Keimen dar, die in das, was V. Sprachentwicklung nennt, eingehen könnten, die aber doch mit verschwindenden Ausnahmen für diese Entwicklung verloren gehen. Sofern nämlich die Sprache auch ein soziales Phänomen ist, hat sie eine Entwicklung. Einzelne Lautvariationen finden allgemeine Aufnahme und Fixierung durch Analogie und Tendenz des Gesamtwillens oder des Gesamtinstinkts. Es ist nämlich nach V. ein Irrtum, den Lautwandel für generell anzusehen statt für individuell, für gesetzmäfsig, statt für frei. Der Irrtum konnte dadurch entstehen, dafs mehrere Individuen unabhängig voneinander zu ähnlichem Lautwandel geführt werden, weil Ausgangspunkt und Milieu für viele Individuen so gut wie gleich sind. Indem man nun das Ähnliche als gleich hinnahm und das entwicklungsgeschichtlich Ausgeglichene als a priori bestimmt auffafste, entstand der irrige Glaube an generelle Lautgesetze. Der individuelle Faktor der Sprachschöpfung, den V. auch als die theoretische Seite der Sprache bezeichnet, differiert ins Unendliche; der praktische willkürlicher Analogie vereinigt zur Sprachgemeinschaft. Die auf dem rein sozialen Entwicklungsgebiet der Sprache zur Erscheinung kommende Gesetzmäfsigkeit des Sprachlichen entzieht sich jeder ästhetischen Erklärung. Sie erklärt sich vielmehr ohne weiteres aus der sprachlichen Faulheit. Da nun dem Verfasser schon die Erklärung der Lautvariabilität aus Unvollkommenheiten der richtigen Aussprache als Ausflufs der „allerverruchtesten Weltanschauung“ erscheint, so müfste doch die Erklärung des Gesetzmäfsigen in der Sprache aus sprachlicher Faulheit der Ausflufs einer womöglich noch verruchteren Weltanschauung sein, wenn denn doch einmal die möglichen Weltanschauungen nach Graden der Verruchtheit eingeteilt werden sollen.

Wie sich nun freilich aus dem schöpferischen Lautwandel durch sprachliche Faulheit die verschiedenen Sprachen mit ihrem Wortschatz und ihrer analogischen Formenfülle herausbilden, das hat V. nicht näher

ausgeführt. Auf dem Gebiete der Sprachentwicklung läfst sich nach V. ein wesentlicher Unterschied zwischen Lautwandel und analogischen Sprachbildungen nicht konstruieren. Beide sind psychischen Ursprungs. Beide treten sprunghaft in die Erscheinung nach einer Reihe von Mittelstufen, die sich der Beobachtung entziehen. Die Analogie selbst ist psychische Machtfrage: die häufiger gebrauchten Formen attrahieren die seltener gebrauchten. Aber die Wurzel dieser Erscheinung ist nicht in der sozialen Wechselwirkung zu suchen, sondern in der „theoretischen" Welt der geistigen Verwandtschaft, d. h. in der Qualität des Anschauungsvermögens, die bewirkt, dafs ähnlichen Anschauungen ähnliche Laute entsprechen. Das Individuelle ist hiernach mit und ohne Wechselverkehr Sprache als Schöpfung und das Gemeinsame und Regelmäfsige mit und ohne Wechselverkehr Sprache als Entwicklung. Wie die hier ausgesprochenen positiven Faktoren der Entstehung des Regelmäfsigen in den Sprachen (psychische Machtfrage, Attraktion, Analogie) sich zu jenem negativen Erklärungsprinzip der sprachlichen Faulheit verhalten, wird nicht weiter ausgeführt.

Obwohl nun V. zur Erklärung des Regelmäfsigen, sog. Gesetzlichen in der Sprache immer wieder auf Gesamtwillen und Gesamtinstinkt, auf Generalität der Anschauung u. dgl. zurückkommt, so verwirft er doch alle Völkerpsychologie und somit die ganze Basis des Wundtschen Werkes über die Sprache. Und obwohl er von der Ansicht ausgeht, dafs einer bestimmten inneren Anschauung und Gemütslage ein ganz bestimmter Laut entsprechen müsse, und zwar bei Mensch und Tier, so lehnt er doch die Auffassung der Sprache als eines Naturproduktes ab. Und obgleich er für alle sprachlichen Erscheinungen mit vollem Recht psychologische Erklärung versucht und gelegentlich mangelhafte psychologische Erklärungen anderer rügt, so weist er doch im schärfsten Gegensatz zu Max Müller jeden Versuch der Psychologen von Fach, das Sprachliche aus dem Psychischen zu erklären, mit Entrüstung zurück. Die Psychologen „mit ihrem naturphilosophischen Mischmasch sind uns allen ein Greuel und eine Gefahr geworden". Wundts Psychologie beschäftige sich nur mit Phänomenen der Psyche, Ästhetik dagegen (und somit die ästhetische Sprachforschung V.s) und Logik untersuchten den Geist, sofern er Schöpfer und unbedingte Ursache sei. Wer also Psychologie zur Grundlage von Ästhetik und Logik macht, „der zäumt seinen Gaul am Schwanze auf". Also müsse Psychologie aus Ästhetik und Logik erklärt werden, das Bedingte



und Relative aus dem Unbedingten und Absoluten, nicht aber umgekehrt. Alle diese Behauptungen würden nach unserer Meinung hinfällig sein, wenn Wundt seine wissenschaftliche Besonnenheit aufgeben und frischweg wie V. selbst vom „reinen Geist“ und der „unbedingten Ursache“ als einer bekannten Gröfse reden wollte. Aber der „vorsichtige Empiriker“ weifs, dafs wir wissenschaftlich nur berechtigt sind, von Phänomenen des Psychischen zu wissen, zu denen eben auch alles Sprachliche als ein Teil dieser Phänomene gehört. So scheint es uns die selbstverständliche Aufgabe jeder wissenschaftlichen Psychologie zu sein, die sprachlichen Erscheinungen alle in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. V. steht mit seinen Anschauungen auf diesem Gebiet ganz auf dem Boden der Auffassungen von Benedetto Croce.

Und wenn V. sich so scharf gegen Lautgesetze wendet, weil damit wohl dem reinen Geist, der doch frei ist, Zwang angetan wäre, aber doch allenthalben Tendenzen und Richtungen des Gesamtinstinktes oder Gesamtwillens einer Sprachgemeinschaft annimmt, so scheint es sich uns fast nur um Verschiedenheiten des Ausdruckes zu handeln. Wir glauben nicht, dafs ein besonnener Sprachforscher unter Lautgesetz jemals etwas anderes verstanden hat als die Tatsache einer generellen Richtung oder Tendenz der Aussprache, die in ihrem Ergebnis zur annähernden Regelmäfsigkeit oder Gleichartigkeit einer Reihe von lautlichen Erscheinungen geführt hat. Schwerlich wird man jemals das Wort im Sinne eines Gesetzes verstanden haben, das von irgend aufsen her auf die Funktionen der Sprechorgane einwirkt und sie zu analoger Betätigung zwingt. Es kann doch wohl nichts anderes bedeuten als Feststellung des auf Grund einer Gesamttendenz tatsächlich Gewordenen.

Interessant und schön sind V.s Ausführungen in den praktischen Teilen. So wenig wir den Darlegungen seiner philosophischen Einleitung mit ihrer scharfen Sonderung von Intellekt und Willen zu folgen vermögen, so zutreffend und fein finden wir seine ästhetischen Bemerkungen und Ausführungen zu italienischen und französischen poetischen Texten und seine psychologischen Deutungen von Erscheinungen des Lautwandels im Französischen älterer und neuerer Zeit. Auf diesen Gebieten werden die Vertreter der neueren Sprachen vieles Neue und Schöne, vieles Anregende und für den fremdsprachlichen Unterricht Instruktive finden.

Lörrach. **J. Keller.**

175) **Friedrich Holzweifsig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen.** Kursus der Obersekunda und Prima. Hannover, Nordd. Verlagsanstalt O. Goedel, 1905. XII u. 342 S. gr. 8. ℳ 3.—.

Das Buch enthält in den ersten 111 Stücken oder Paragraphen S. 1—93 Einzelsätze zur Einübung der stilistisch-grammatischen Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache, zu denen auf S. 292—317 in ebenso vielen Paragraphen lateinische Beispiele aus der Grammatik gegeben werden. Es folgen dann bis S. 228, namentlich für IIa bestimmt, zusammenhängende Übungsstücke, deren Inhalt aus der römischen Geschichte besonders des ersten und zweiten Punischen Krieges genommen ist. Der dritte Abschnitt von S. 229—236 behandelt die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft bei den Römern, der vierte von S. 236—291 umfafst die Entwicklung der römischen Literatur bis zu ihrem Verfalle. Am Schlusse ist nach der Folge der Paragraphen ein Wörterverzeichnis hinzugefügt, welches diejenigen Vokabeln enthält, die nach des Verfassers Erfahrung nicht fest im Gedächtnisse der Schüler hafteten. Das Buch ist gut und praktisch angelegt; ob freilich der Teil über die Entwicklung der römischen Literatur, in welchem den Schülern eine ganze Reihe von Schriftstellern vorgeführt wird, die sie nie lesen und kennen lernen werden, in allen Stücken gerade angemessen ist, darüber läfst sich streiten. Ebenso mag man über einzelne lateinische Ausdrücke und Vokabeln anderer Ansicht sein. Aber im ganzen ist das Buch jedenfalls sehr empfehlenswert und wird beim Unterrichte von grofsem Nutzen sein. S. 182 connubium und S. 238 vs. Saturninus sind wohl Druckfehler.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

176) **Georges Pellissier, Etudes de littérature et de morale contemporaines.** Paris, Ed. Cornély, 1905. 324 S. 8. 3 fr. 50.

Diese Studien des ausgezeichneten Verfassers des Mouvement littéraire au XIXe Siècle und des Précis de l'histoire de la littérature française geben wieder vorzügliche Proben seines besonnenen, eindringenden und umfassenden Urteils ab. Andere mögen ihn an Eigenartigkeit oder Kraft der Auffassung überragen, wir wüfsten aber kaum einen anderen neueren französischen Kritiker, Lanson ausgenommen, der gerade ausländischen Bedürfnissen durch seine Art der Darstellung besser entsprechen würde. Pellissier gibt in der Regel nur in sich abgeschlossene

Darstellungen und kommt auf diese Weise dem Wunsche der Nichtfranzosen mehr entgegen. Zunächst begegnen wir einer kleinen Abhandlung über „französische Literatur am Anfang des 20. Jahrhunderts“, eine willkommene Übersicht der jetzigen literarischen Strömungen. Zu bemerken wäre hier namentlich die entschiedene Stellungnahme gegen das „Künstliche“ und „Oberflächliche“ des Brunetièreschen Evolutionismus und was Pellissier zugunsten der freien metrischen Gestaltung der französischen Poesie durch die Symbolisten äufsert. — Gute und zutreffende Bemerkungen finden sich in dem Genfer Vortrage über le style noble et la tragédie classique. Nur ist es nicht richtig zu sagen, dafs Brifaut die Namen der Personen in einer Tragödie „que le public avait mal reçue“ änderte und so aus einer spanischen im Handumdrehen eine assyrische machte. Diese ergötzliche Umwandlung geschah auf Veranlassung der sehr kitzlichen napoleonischen Zensur vor der Aufführung und weil der Krieg mit Spanien eben ausgebrochen war. (Vgl. das eigene Zeugnis Brifauts im Théâtre en France von Petit de Julleville, S. 356.) — Es ist interessant, in Sainte-Beuve et Taine et la critique littéraire einen starken Rückschlag gegen Taine zu konstatieren: „Du système de Taine rien ne restera que ce qui provenait de Sainte-Beuve.“ Dieselbe Strömung hat sich auch auf rein geschichtlichem Gebiet auffallend bemerklich gemacht. — In Voltaire philosophe sieht P. im Gegensatz zu Brunetière und Faguet eine Art Positivist, der sich sehr gut der Grenzen des menschlichen Verstandes bewufst war und deswegen auch jede Metaphysik verachtete: „affirmer“, sagt er, „n'est permis qu'en géométrie.“ — Ferdinand Fabre bringt bemerkenswerte Aufzeichnungen über diesen grofsen noch immer verkannten Schriftsteller. Zu erwähnen wäre noch l'affaire Dreyfus et la littérature française. — M. de Vogüé romancier. — Les Amitiés françaises de M. Maurice Barrès. — Le pysan dans notre littérature moderne. — La langue littéraire moderne. — M. Henri de Régnier und La conversion de M. Ferdinand Brunetière, wo P. einen entschieden freisinnigen und republikanischen Standpunkt vertritt. **S.**

---

177) **Louis Lagarde, La lutte pour la vie.** (Violets Sprachlehrnovellen.) Stuttgart, Wilh. Violet, 1906. VIII u. 144 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Wie der Titel besagt, ist das kleine Buch ausdrücklich zu dem Zweck geschrieben, die französische Sprache zu lehren und gleichzeitig die Be-

kanntschaft mit den Erscheinungen des praktischen Lebens in Frankreich zu vermitteln. Als erste Lektüre eignet es sich auch für unsere höheren Schulen, wenngleich der Inhalt manchmal recht naiv ist und man oft die verstimmende Absicht merkt, möglichst viel zu bringen. Der Held der Erzählung ist leider auch zu viel „Held" im Stil der veralteten Romane und ein wahres Muster von Edelmut und Tüchtigkeit; er hat alle Mühe und Not des Lebens gekostet und wird schliefslich der Schwiegersohn seines reichen Prinzipals. Dafs S. 141 einzelne Stellen vorkommen, die sich schon auf S. 102 und 103 fast wörtlich fanden, hätte der Verfasser vermeiden sollen. — In einem besonderen Anhang von 29 Seiten werden Anmerkungen zu dem Text gegeben, teilweise in französischer Sprache; das Deutsche ist darin nicht ganz einwandfrei, die Bezeichnung der Aussprache seltsam.

Nauen. **Fries.**

---

178) **George C. Williamson, Milton.** London, G. Bell & Sons, 1905. 113 S. kl. 8. S. 1.

Ein hübsches, kleines Büchlein aus *Bell's Miniature Series of Great Writers,* vorzüglich geeignet, die erste Bekanntschaft mit dem Dichter zu vermitteln, sachlich zuverlässig, gut geschrieben und schön ausgestattet, namentlich mit fünf wohlgelungenen Bildern und zwei Handschriftennachbildungen. S. 9—57 enthält einen geschickten Lebensabrifs, wobei merkwürdigerweise die Tatsache übergangen ist, dafs im 18. Jahrhundert des Dichters Gebeine nach der Westminsterabtei überführt wurden. Es folgt dann eine Charakteristik der Prosawerke (S. 58—66), die zwar fast völlig, auch in England, vergessen sind, aber für den Forscher und für die Kenntnis von Miltons Leben und Charakter bedeutenden Wert haben, ferner eine allgemeine Würdigung der poetischen Werke (S. 67—86), bei der freilich manches, z. B. *L'Allegro* und *Il Penseroso,* etwas kurz wegkommt — aber vielleicht nur, weil diese Gedichte in England noch zum Gemeingut der Gebildeten gehören und in sehr weiten Kreisen bekannt sind — und endlich, wohl der beste Abschnitt des Buches, eine sehr gute Inhaltsangabe und Beurteilung des *Samson Agonistes.* Den Schlufs bilden einige Bemerkungen über Miltonliteratur und Bildnisse des Dichters.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

179) **Eduard Engel, Geschichte der englischen Literatur** von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einem Anhang: Die nordamerikanische Literatur. 6. Aufl. (In neuer Bearbeitung.) Leipzig, Julius Baedeker, 1906. VIII u. 538 S. gr. 8. ℳ 6.—.

Der Verfasser des nunmehr in sechster Auflage erschienenen Werkes will ein Handbuch der gesamten Literatur englischer Sprache liefern. Daher ist auch die Gegenwart und die nordamerikanische Literatur mit eingeschlossen. Das ist jedenfalls sehr anerkennenswert. Dienen soll das Buch den Freunden schöner Literatur, Lehrern, reifenden Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten. Eine gewisse Vollständigkeit auch des weniger Wertvollen soll ihm die Eigenschaft eines Nachschlagewerks verleihen. Da aber das Werk hauptsächlich zum Genuſs der englischen Literatur hinleiten soll, so hat der Verfasser in der Hauptsache nur literarische Erzeugnisse von geschichtlicher Bedeutung und künstlerischem Wert aufgenommen. Der Verfasser will absehen von eingehenden schülerhaften Inhaltsangaben, besonders von Romanen, da er auf die selbständige Beschäftigung mit der englischen Literatur hinwirken und keine Brücke zur Halb- oder Viertelbildung bieten will. Dagegen möchte ich aber doch einwenden, daſs die Inhaltsangaben nicht schülerhaft zu sein brauchen und daſs Inhaltsangaben auch als Gedächtnisstützen für früher Gelesenes sehr gut gebraucht werden können. Engel hat nicht aus elf Literaturgeschichten eine zwölfte schreiben wollen, man soll daher von ihm nur Mitteilungen und Urteile über Selbstgelesenes erwarten. Er will mit aller Absicht subjektiv verfahren. Seine Forschungen will er in einem sprachlichen Gewande bieten, das nichts von der Gelehrtenmundart an sich hat, in der bisher wissenschaftliche Bücher geschrieben worden seien. Damit wird meines Erachtens ein Hieb gegen etwas geführt, das gar nicht mehr besteht. Die gefällige Darstellung wird heutzutage nicht mehr für unwissenschaftlich gehalten (vgl. S. 437). Sei dem wie ihm wolle, der Verfasser zeigt jedenfalls eine sehr lebendige Darstellung. Das Buch liest sich fast in allen Teilen sehr gut. Die selbstbewuſste Art, in der er seine Urteile abgibt, wirkt erfrischend. Ob diese alle ohne weiteres als richtig hingenommen zu werden verdienen, ist freilich eine andere Frage. Jedenfalls ist zuzugeben, daſs ein frisches Bekennen des Selbsterfahrenen, auch wenn dieses falsch ist, mehr Eindruck macht, als das sorgfältige Aufzählen verschiedener Meinungen mit Anschluſs eines sog. objektiven Urteils.

Das Buch beginnt mit einer flott geschriebenen Einleitung über den Charakter der englischen Literatur. Dann wird die englische Literatur in neun Büchern, jedes mit einer gröfseren oder kleineren Anzahl von Kapiteln durchgesprochen. An der Spitze des ersten Buches steht ein Kapitel über die englische Sprache. Besonders gut lesen sich die Kapitel über Chaucer, Shakespeare, Burns, Byron, Scott, Carlyle und Ruskin.

Inhaltlich habe ich aber an dem Buche manches auszusetzen. S. 15 wird der Bemerkung, dafs die Normannen in kurzer Zeit gute Engländer wurden, der Satz hinzugefügt: Deutsches Blut hat sich von jeher schnell an fremden Boden gewöhnt. Es mufs doch heifsen germanisches Blut. Dafs die englische Sprache sich durch Wohllaut auszeichne (S. 22), wird wohl nicht allgemein geglaubt. Im französischen Rolandslied (S. 26 erwähnt) findet sich nach Engel kaum ein Vergleichsbild. Tatsächlich ist nur ein Vergleich wirklich ausgeführt. S. 27 scheint Engel Des Sängers Weitfahrt mit der Dichtung Der Wanderer zu verwechseln. Ob der Hymnus, den wir bei Engel abgedruckt finden, Cädmon zu belassen ist, ist nach Körting, Grundrifs, S. 40, doch fraglich. Unrichtig ist sicher, dafs der Heliand althochdeutsch sei. Die Metra des Boethius in alliterierender Langzeile stammen nicht von Älfred, sondern von einem Unbekannten im 10. Jahrhundert (Wülker, Englische Literaturgeschichte, S. 55). Nach S. 33 könnte es scheinen, als ob die Geschichtsbücher des Orosius nicht lateinisch geschrieben wären. Das Ormulum hat nicht 10000, sondern gegen 20000 Verse, Eule und Nachtigall nicht 1700 sondern 1792. S. 55 heifst es: John Gower hat den Stoff der Erzählung des Weibes von Bath von Chaucer entlehnt und ihm den schuldigen Zoll der Ehrfurcht in seinem Werke Confessio Amantis dargebracht. Ten Brink II 162 spricht aber bei dieser Erzählung, die bei Gower die vom Ritter Florent ist, von einer unmittelbaren Vorlage, die uns unbekannt ist. Ob die Confessio amantis ein Zoll der Ehrfurcht ist, mag auch dahingestellt bleiben. Gower und Chaucer beeinflufsten sich gegenseitig (Wülker, S. 132. 133). Dafs Gower ein literarischer Widersacher Chaucers wurde, ist vielleicht zu viel gesagt. Der Dichter Lydgate läfst seine Story of Thebes nicht von Chaucers Canterbury-Pilgern erzählen, sondern er erzählt sie selbst als fünfzigjähriger Mönch von Bury, als welcher er sich den heimkehrenden Pilgern in Canterbury anschliefst, ein drolliger Anachronismus, da die Pilgerfahrt ins Jahr 1387 fällt (nach Chaucers astronomischen Angaben), der Mönch aber erst 1420 mit den

Pilgern zusammentrifft. Gower, der auf S. 59 eingehender behandelt wird, hat nicht drei sondern vier Bücher geschrieben; es fehlt die Chronica tripartita. Engel sagt von John Lydgate: Aus den Falls of Princes ist eine lange literaturgeschichtliche Abhandlung in gereimten Versen über Chaucers Dichtungen zu vermerken. Das ganze Gedicht aber ist in Chaucerstrophen abgefafst. Die Stelle über Chaucer findet sich im Prolog. Siehe ten Brink II 237. The Harrowing of Hell nennt Engel ein Mirakelspiel, Koch, Shakespeare S. 208, ein Mysterium. Er spricht von der Mirakelbühne, von Mirakelzyklen, von einem Mirakelspiele, in dem Pilatus auftritt. Er scheint also den Unterschied, den er selbst angibt, nicht festzuhalten. Von Ben Jonson hat Engel eine sehr geringe Meinung, er spricht ihm den Humor ab, während Wülker (S. 301/2) glaubt, dafs die beiden Lustspiele „Volpone" und „Epicoene" auf die Lachmuskeln der Hörer wirken mufsten. S. 174 ist als Dramatiker John Day genannt, es wird ein Urteil über ihn gefällt, aber ohne dafs auch nur ein Werk von ihm angeführt wird. Von Cyril Tourneur (auch Turner) werden zwei Stücke angegeben, es wird ihm äufserliche Shakespeare-Nachahmung vorgeworfen, und damit verharre. Wülker und Körting führen die beiden gar nicht mit an, wohl mit Recht. Bei Spenser (S. 180) fehlt die Angabe des Todesjahrs (1599). Bei Raleigh hätte der Lebensgang genauer angegeben werden sollen. Man erfährt nicht, wann und warum er eine zwölfjährige Gefangenschaft erduldete und weshalb er aufs Schafott (nicht Schaffot, wie Engel schreibt) steigen mufste. Francis Bacon ist meines Wissens am bekanntesten unter dem Namen Baco(n) von Verulam, nicht als Baron von Verulam, wie Engel meint. William Tyndale (S. 199) wurde nach Engel in Vilvorde verbrannt. Nach Wülker und ten Brink wurde er nach langer Kerkerhaft im Gefängnis erdrosselt und dann verbrannt. Auffällig ist, dafs Engel Dryden als Dramatiker aufführt, aber nicht ein einziges Stück mit Namen nennt. Dasselbe unterläfst er bei George Farquhar und John Vanbrugh. Engel sieht in Robertsons Geschichte von Schottland eine wertvolle, gewissenhafte Arbeit, Körting hält sie für unkritisch und unmethodisch, Engel findet ihren Stil farblos und schablonenhaft, Körting rühmt ihre anziehende Darstellung. Gibbon ist nach Körting veraltet, Engel sagt, dafs sein Werk noch heute der wissenschaftlichen Kritik gewachsen sei. Wem soll man glauben? Fieldings letzter Roman ist nicht Amelia, sondern The Life of Jonathan Wild the Great. Richard Cumberland (S. 298) ist Engel ein Bühnendichter grofsen

Stils, Wülker nennt seine Trauerspiele und rührseligen Komödien Schundstücke, günstiger urteilt über ihn Körting. Auf Southey werden von Engel Platens Spottverse auf Kotzebue angewandt („Er schmierte usw.“), aber so, dafs der Leser auf den Gedanken kommen könnte, sie stammten von Byron. Das harte Urteil, das Engel über Southey fällt, scheint aber ungerecht zu sein. S. Körting S. 348 (Abhandlung Hennigs in Anglia III 426) und Wülker S. 481. Lewis Wallace (S. 386) gehört nicht hierher, sondern in das Kapitel von der nordamerikanischen Literatur. Bei John Hay (S. 470) hätte doch gesagt werden können, dafs dieser Mann von Haus aus Jurist und seit 1898 Staatssekretär der Vereinigten Staaten ist. Engel kennt ihn nur als Obersten, eine Stellung, die er doch nur im Bürgerkriege hatte. Von seinen dichterischen Werken nennt Schumann (Leitfaden): Castilian Days, Pike County Ballads und Poems. Ich halte es für verkehrt, über ein Werk viel zu reden, ohne dafs auch nur im geringsten auf den Inhalt eingegangen wird. Das findet sich bei der Besprechung des Gedichtes The Raven von E. Poe. Mark Twain gibt in seinen Selections from American Humour (Tauchnitz) S. 7 selbst an, dafs er in Hannibal, Mo, geboren sei. Engel sagt, er sei in Florida, Missouri, geboren. Charles Dudley Warners Tod (S. 504) im Jahre 1900 nicht angegeben.

Der Raumersparnis wegen will ich es unterlassen, die vielen falschen Jahreszahlen aufzuführen, die sich in Engels Buch finden. Ich habe mir 29 Fälle angemerkt, in denen der Verfasser von den Zahlen bei Wülker und Körting abweicht. In vielen Fällen macht er zweifellos falsche Angaben.

Die Zitate, die Engel zur Veranschaulichung der Schreib- und Dichtweise gibt, sind teils englisch, teils in deutscher Übersetzung gegeben. Die aus dem angelsächsischen (Engel: altenglischen) Widsith ist ohne den Urtext unverständlich. Sonderbar wirkt als Probe aus Percys Reliques die Ballade Edward S. 67. Es sind nämlich die wesentlichen Strophen weggelassen. Edward verläfst Hof und Haus, weil er seinen Geier totgeschlagen hat!

Die Mitteilungen über das Leben der Schriftsteller sind oft ziemlich dürftig ausgefallen, so dafs wir über ihre Entwicklung meistens nichts erfahren. Gewöhnlich wird im Eingange der denselben gewidmeten Abschnitte eine Liste der Hauptwerke gegeben und dann über einzelne Werke einiges gesagt. Das Biographische ist entschieden in vielen Fällen zu kurz gekommen.

In formeller Hinsicht ist über Engels Buch folgendes zu bemerken: Es hätte von den Werken immer auch der englische Titel angegeben werden sollen, da die deutsche Übersetzung nicht immer auf das richtige englische Wort weist.

Das Buch enthält eine nicht geringe Zahl von Druckfehlern der verschiedensten Art.

Auch ist dem Verfasser sein Vorhaben, in einem einwandfreien Deutsch zu reden, nicht durchaus gelungen. Einige Beispiele mögen dies beweisen. S. 17 zuwidere Formen; S. 60 Seine Gedichte sind heute vor Langeweile unlesbar; S. 84 wogegen ein Dritteljahrhundert auferstandenen Deutschen Reiches noch so gut wie nichts für kommende Jahrhunderte hervorgebracht hat; S. 84 die schwellende Ernte; S. 253 Sein Beispiel, eines so hochstehenden Mannes, wirkte weithin leuchtend; S. 300 Burns ... ein gröfster Dichter; S. 334 Eindruck üben. S. 411 und an anderen Stellen: mehre st. mehrere. S. 430 Seine zwei bekanntesten Stücke ... sind nicht talentlos.

Diese Mängel tun dem Buche wirklich Eintrag. Ich glaube daher aussprechen zu müssen, dafs es philologischen Studien nicht zugrunde gelegt werden kann. Vielleicht hat aber der Verfasser das auch gar nicht gewollt. Denn „die echtphilologischen (!) Kritiker, die ihr Lebelang sich handwerksmäfsig mit Literatur und Literaten beschäftigen" (S. 265 im Abschnitt über Sam. Johnson), sind ihm ein Greuel, und in der Einleitung ist auch von der Verwendung seines Buches durch Studierende nicht die Rede.

Trotz aller Ausstellungen mufs ich aber sagen, dafs Engels Literaturgeschichte wegen ihrer frischen Darstellung und namentlich wegen ihrer Berücksichtigung der modernsten Literatur, besonders des Romans, nicht unbeachtet bleiben darf.

Hildburghausen. **Karl Pusch.**

---

180) **Steinmüller, Herrmann Breymanns Neusprachliche Reform-Literatur.** (Drittes Heft.) Eine bibliographisch-kritische Übersicht. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1905. 152 S. 8. ℳ 4.—.

Das vorliegende dritte Heft von H. Breymanns neusprachlicher Reform-Literatur ist von Breymanns ehemaligem Schüler, Prof. Dr. Steinmüller verfafst, der das bibliographische Material seines Lehrers gesichtet,

selbständig verarbeitet und ergänzt hat. Die äufsere Anlage und die so praktische und übersichtliche Einteilung der beiden ersten Hefte ist vollständig beibehalten worden, und die mühevolle Arbeit selbst ist mit demselben aufserordentlichen Fleifs und derselben Umsicht ausgeführt.

Die Schrift zerfällt in zwei Teile. Der erste enthält die neuen Auflagen und Zusätze zu den früheren Schriften, der zweite Teil bringt ein vollständiges Verzeichnis der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der neusprachlichen Reform-Literatur (leider mit Ausschlufs des für jeden gediegenen Phonetiker unumgänglich notwendigen Englischen).

Auf den ausführlichen Titel eines jeden Werkes folgt, wenn notwendig, eine knappe, die wichtigsten Punkte der Arbeit enthaltende Inhaltsangabe. — Hieran reiht sich jedesmal eine in möglichst kurze, bezeichnende Sätze gefafste Zusammenstellung fachmännischer Urteile über die Vorzüge und Mängel der betreffenden Schrift. — Auf die Urteile der fachmännischen Kritik folgen ergänzende und berichtigende, in den meisten Fällen überzeugende Anmerkungen des Verfassers. — Den Beschlufs bildet das chronologisch geordnete Verzeichnis der Belegstellen, das uns instand setzt, die nur angedeuteten Urteile der Kritik in extenso kennen zu lernen oder zweifelhaft erscheinende Angaben zu kontrollieren. — Innerhalb des betreffenden Gebietes sind alle Schriften und Artikel in chronologischer Reihenfolge und zudem in alphabetischer Ordnung aufgeführt worden.

Dem Verzeichnisse schliefst sich ein sehr ausführlicher, ein Drittel des ganzen Buches umfassender, lehrreicher und in jeder Hinsicht interessanter Rückblick an, in welchem der Verfasser die wichtigsten Fragen der neusprachlichen Reform vorbringt, ihre von verschiedenen Seiten gebotenen Lösungen einer eingehenden Prüfung unterzieht, um sie sodann vom eigenen Standpunkte aus zu erörtern und zu beantworten: so die Frage über den Wert und Unwert der Reform, das Ziel der Sprechfertigkeit, die Ausschaltung der Muttersprache, das Übersetzen aus der Muttersprache, das Diktat, den Anschauungsunterricht, die Frage über die Ferienkurse und Studienreisen, über den Gesang beim Unterricht usw. Seine Ausführungen sind auf langer Erfahrung gegründet und so umsichtig, seine Beobachtungen so fein, seine Worte so überzeugend, dafs, falls man noch nicht Anhänger der vermittelnden Reformmethode ist, man sich recht gern mit dem Verfasser und dem Gros der neuphilologischen Lehrerschaft Deutschlands und Österreichs auf den durch den langjährigen Methodenkampf herausgebildeten gemäfsigten und vermittelnden Standpunkt stellt.

Diese mühevolle, gewissenhafte, gründliche Arbeit ist eine reiche Fundgrube für alle, die sich über die Leistungen der Reformbewegung unterrichten wollen. Den Lernenden ein trefflicher Wegweiser durch die weitverzweigte Literatur der neusprachlichen Reform, ist sie den Fachmännern an Schule und Universität nicht nur willkommen, sondern sogar unentbehrlich. — **Vollständigkeit, Genauigkeit, Objektivität** sind die Eigenschaften, welche dieses Buch Steinmüllers, wie jene Breymanns, auszeichnen.

Möge die von Herrn Professor Dr. Steinmüller aufgewendete grofse Mühe die ihm gebührende Anerkennung der Fachgenossen und aller Freunde unserer Wissenschaft finden!

Prag. **Gustav Rolin.**

Berichtigung.

In Nr. 12, S. 279, Z. 17 von unten ist statt Modellen zu lesen: **Mardellen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 14. Juli. Nr. 14, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

181) **N. Wecklein, Studien zur Ilias.** Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1905. IV u. 61 S. 8. ℳ 1.60.

Der gelehrte Verfasser der vorliegenden Schrift meint, da sich in der homerischen Frage nach mehr als hundert Jahren immer noch die Parteien gegenüberstehen, müsse man bei dem ernsten Forschungstriebe der Männer, welche die widersprechenden Ansichten vertreten, in der Fortdauer der Fehde das zuverlässige Wahrzeichen dafür erblicken, dafs gewichtige Gründe die eine wie die andere Ansicht unterstützen und dafs die Gegengründe von keiner Partei als durchschlagend bisher anerkannt worden sind. Wenn also, so fährt er fort, beide Parteien glauben können im Besitze der Wahrheit zu sein, so dränge sich von selbst der Gedanke auf, dafs die endgültige Lösung der Frage in einer Vermittlung der abweichenden Ansichten gesucht werden müsse und dafs die Wahrheit zwar nicht in der Mitte, wohl aber in der Tiefe liege. Die vorliegende kleine Schrift will einen Beitrag zur Lösung der homerischen Frage liefern. Wenn man ein *μέγα βιβλίον* als *μέγα κακόν* bezeichne, so könne zwar dieses *μικρὸν βιβλίον* nicht den Anspruch erheben als *μέγα ἀγαθόν* zu erscheinen, aber der Geduld der Leser werde doch weniger zugemutet.

Nachdem der Verfasser in treffender Weise über die Onomatopöie bei Homer gesprochen und ausdrücklich auf eines der schönsten Beispiele, welches bisher unerwähnt geblieben sei, auf *P* 63: *τῆς δ' ἐξ αὐχέν' ἔαξε λαβὼν κρατεροῖσιν ὀδοῦσιν,* womit das Knacken der Knochen, die der hungrige Löwe zerbreche, zu Gehör gebracht werde, hingewiesen hat, spricht er über die Epanalepsis bei demselben Dichter und über die Metonymie. Unbeachtet, sagt er, bleibt gewöhnlich die schöne und wirkungsvolle Wendung, bei welcher nicht Worte, sondern Gedanken, Sätze sich wie Ursache und Wirkung verhalten. Hier bricht er eine Lanze für die Lesart in Horaz' Ep. 1, 2, 10 quid Paris? ut salvus regnet vivatque beatus cogi posse negat. Für „Paris sagt, man könne ihn nicht zwingen die Helena zurückzugeben" heifse es: „Paris sagt, man könne ihn nicht zwingen glücklich zu leben". Das Mifsverständnis dieser Figur habe zu der Lesart quod Paris, ut usw. geführt. Der Herausgeber sucht dann nachzuweisen, dafs die richtigen und vollgültigen Beispiele dieser Figur sich in *Α, Ι, Π* bis *Τ, Φ, Χ,* also in den Gesängen der Achilleis finden. Da in den übrigen Gesängen der Ilias entweder kein Beispiel sich finde oder die Verwendung dieser Figur sich auf volkstümliche Redensarten beschränke, so dürfte, meint er, es nicht zu gewagt sein in diesem Sprachgebrauch eine Eigentümlichkeit des Verfassers der Achilleis und zugleich einen Beweis dafür zu sehen, dafs die ganze Achilleis von einzelnen Interpolationen und den zwei letzten Gesängen der Ilias abgesehen dem gleichen Dichter angehöre. Die Entstehung der Ilias denkt sich der Verfasser dieser Schrift als eine gleichartige Fortentwicklung. Vor allem, sagt er, ist festzuhalten, dafs die Gesänge nicht unabhängig von einander entstanden, sondern dafs jeder neue Dichter das von seinem Vorgänger Geschaffene kannte und seine eigene Dichtung als Fortsetzung oder Erweiterung mit dem Früheren in Zusammenhang brachte oder doch darauf bezog. Den Anfang bildeten nach seiner Ansicht die historischen Gesänge der Ilias, und die ersten Sänger, die man als eigentliche Volkssänger betrachten kann, dichteten von den Leiden und Bedrängnissen der Stadt Ilios. Mag auch die Sage vom Raub der Helena und ihre Wiedergewinnung ursprünglich rein mythisch sein, jedenfalls hat sich ein historischer Kern von der Belagerung und Eroberung einer Stadt an den Mythus angesetzt. Die Gesänge, in denen des Achill nicht gedacht ist, drehen sich um das Schicksal von Ilios, bilden also eine eigentliche Ilias. In der Urilias ist der Hauptheld der Achäer Ajas. An zweiter Stelle kam der grofse Meister,

welcher einen neuen Plan und einen neuen Geist zu den alten Dichtungen hinzubrachte. Der Verfasser kann sich nicht genug tun, um die Bedeutung dieses Dichters hervorzuheben. Das Schönste und Erhabenste, sagt er, was die Ilias bietet, überhaupt das Herrlichste in ethischer und ästhetischer Beziehung gehört der Achilleis an; wenn man Homer als Muster der epischen Poesie betrachtet, so kann die Achilleis als ein Homer im Homer bezeichnet werden. Solche gottbegnadeten Sänger, wie es der Verfasser der Achilleis war, bringt eine Epoche, zumal eine so frühe, nicht viele hervor. Und an einer anderen Stelle sagt er: Wer den grofsen Unterschied zwischen der Achilleis und den übrigen Gesängen der Ilias und den geistigen und künstlerischen Fortschritt, für welchen der Reichtum an sinnigen und wohlberechneten Reden in der Achilleis charakteristisch ist, gebührend beachtet, wird nicht für beide Teile eine gleichartige Entstehung und Entwicklung annehmen können; am allerwenigsten wird er an die Einheit des Dichters glauben können. Da in dem Zorn des Achilleus die Einheit unserer Ilias ruht, so werden wir in dem genialen Verfasser der Achilleis den grofsen Dichter erkennen, welcher epische Gesänge zur grofsen Epopöe erhoben hat. Die historischen Gesänge, fährt er fort, konnten unabhängig von der Achilleis existieren, nicht aber die Achilleis unabhängig von jenen, welche ihre Voraussetzung bilden. Die Leidenschaft gegen Agamemnon wird unterdrückt durch eine gröfsere Leidenschaft, durch das heftige Verlangen den Freund zu rächen. An dritter Stelle erscheinen nach Ansicht des Verfassers Diaskeuasten, welche das neue Werk durch Zusätze ergänzten und die alte Ilias zur Achilleis in engere Beziehung brachten, aber auch neue Rhapsodien von verschiedener Güte hinzufügten, z. B. die *Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία*, die Sarpedonszenen, die *Ὁπλοποιία*, die *Αἰνείου ἀριστεία*, die *Θεομαχία*, den 23. und 24. Gesang. Den Gesang *K*, welchen J. Schultz (Das Lied vom Zorn Achills, Berl. 1901) als ein Stück altechter Poesie ansieht, hält Wecklein für jünger als die Odyssee; „der Verfasser hat die ganze Doloneia aus den Fingern gesogen“. Gesang *Ψ* und *Ω* fallen den übrigen Gesängen der Achilleis gegenüber so ab, dafs sie oft den Eindruck des Kindlichen machen und nicht dem grofsen Dichter der Achilleis angehören können. Daneben her gingen als Interpolatoren die Rhapsoden, welche in die Gesänge, die sie vortrugen, das einfügten, was ihnen für das Verständnis ihrer Zuhörer förderlich, deren Wünschen entgegenkommend oder aus irgendeinem Grunde geeignet zu sein schien.

Dies ist die Ansicht Weckleins. Wenn wir auch nicht in allen Stücken seinen Anschauungen zustimmen können, so müssen wir doch zugestehen, dafs der von ihm eingeschlagene Weg zu einer zuverlässigen Lösung der homerischen Frage beitragen mufs. Aufserdem bietet die vorliegende Abhandlung eine Menge treffender Beobachtungen; der Verfasser besitzt ein aufserordentlich feines Gefühl für dichterische Schönheit. Als die epischste Stelle der Ilias bezeichnet er das Gebet Achills an den dodonäischen Zeus (*Π* 220 ff.) und sucht dies zu begründen. Auf der höchsten Stufe der Sittlichkeit scheint ihm Achills Rede *Σ* 87 ff. zu stehen. In vorzüglicher Weise entwickelt er den Inhalt des ersten und neunten Gesangs, um darzutun, ein wie feiner Beobachter des Seelenlebens, ein wie guter Kenner der Leidenschaften, welche vom leisen Wehen zum höchsten Sturm allmählich fortschritten, der Dichter seiner Achilleis gewesen sei; auch eine Reihe anderer Stellen bespricht er in diesem Sinne. Um so manchen Widerspruch mit anderen Stellen zu beseitigen, weist er darauf hin, dafs man an die Ilias niemals den Mafsstab eines Romans anlegen dürfe, welchen man gedruckt mit gespannter Aufmerksamkeit lese; man müsse sich immer vergegenwärtigen, dafs nur einzelne Gesänge vorgetragen worden seien und dafs man bei einer Dichtung, die für mündlichen Vortrag einzelner Partien bestimmt sei, kleine Unebenheiten, welche dem Hörer entgehen, nicht auf die Goldwage legen dürfe. Dann müsse man beachten, dafs der Mensch in verschiedenen Stimmungen ganz verschieden spreche. Wenn man aus der Wiederholung ähnlicher Stellen auf Unechtheit dieser oder jener zu schliefsen pflegte, so zeigt er, dafs der Dichter der Achilleis sich nicht zu scheuen brauchte durch die Freude an schönen Partien früherer Gesänge sich zu ähnlichen Liedern anregen zu lassen. Geradezu meisterhaft ist die Besprechung der vier Monologe der Ilias, in welchen ein innerer Konflikt, ein Schwanken zwischen Ehre und Nutzen zum Austrag kommt. Durch eine grofse Anzahl von Beweisstellen bemüht sich dann der Verfasser darzutun, dafs, wenn Achill in den Gesängen, welche nicht der Achilleis angehören (*B*-*E*, *H*, *Θ*, *Λ*-*O*), erwähnt wird, dies ein späterer Zusatz ist. Solche eingeschaltete Flickstücke sind dazu bestimmt teils auf die Achilleis zurückzuweisen, teils deren Fortsetzung vorzubereiten.

Der Herausgeber schliefst seine Schrift mit dem Satz, dem wir unsere Zustimmung nicht versagen können: „Eine Theorie, welche uns die Entstehung der homerischen Epopöe erklären will, hat uns begreiflich zu

machen, wie es kommt, dafs der von verschiedenen Sängern herrührenden Dichtung der Stempel des gröfsten Dichtergenius der Griechen und wohl der Menschheit aufgedrückt ist. Nur wer dies, ohne den Ergebnissen der wissenschaftlichen Kritik Abbruch zu tun, begreiflich macht, kann auf Zustimmung rechnen."

Von den Stellen, welche Wecklein als unecht verwirft, will ich nur wenige hervorheben. *Δ* 175 und *P* 63 sind gleichlautend; Köchly wollte *P* 63 f. ausscheiden; Wecklein sieht *Δ* 175 als interpoliert an, ebenso *N* 131—133, welche er als aus *Π* 215—217 stammend erachtet. *Π* 841 erscheint ihm als Original, *B* 416 mit den zwei folgenden Versen als überflüssig und ungehörig. *Φ* 151, meint er, sei aus dieser Stelle in *Z* 127 gekommen, wo der Vers nicht am Platze sei. *E* 157 vermutet er, dafs die Worte *ἐπεί* bis *ἐδέξατο* erst nachträglich eingesetzt seien. Als Interpolation ausscheiden will er auch *Ψ* 176, ferner *I* 526, weil dieser Vers dem Zusammenhange widerspreche, *N* 324 f., Verse, welche nicht schon von anderen angezweifelt worden seien, deren Unechtheit aber in die Augen springe. Während Köchly *H* 117—119 tilgen wollte, verwirft der Verfasser dieser Schrift nur die beiden letzten Verse, den ersten aber will er so gelesen wissen: *ὅς πέρ τ' ἀδειὴς καὶ ἀεὶ μόθου ἔστ' ἀκόρητος.* Den überlieferten Text *Z* 396 *Ἠετίωνος, Ἠετίων, ὃς ἔναιεν* hält er für unmöglich und vermutet, dafs er ursprünglich *Ἠετίωνος* (also wiederholt), *ἔναιε δ'* oder mit Bentley *Ἠετίωνος, ὃ ναῖεν* gelautet habe. *E* 412 nimmt er Antofs an den Worten *μὴ δὴν Αἰγιάλεια*, da der Sinn für *δήν* verlange *θαμά*; einige Handschriften haben die Lesart *μή πως*, Düntzer schrieb *μὴ δή*; *Ξ* 364 zieht er die Lesart *μεθίετε*, wenn sie auch weniger gut beglaubigt ist als *μεθίεμεν*, dieser vor. *Π* 167 nimmt er an der überlieferten Lesart *ὀτρύνων* Anstofs; er vermutet, ursprünglich habe *εὖ κρίνων* an dieser Stelle gestanden.

In den Zahlen sind mir folgende Fehler aufgefallen: S. 2 *E* 162 (für 161), S. 10 *Σ* 208 (für 268), S. 22 *X* 121 (für 122) und S. 23 *X* 123 (für 122). Der Druck ist sehr korrekt; Akzent und Spiritus sind abgesprungen S. 7 (*ευχος*), S. 12 (*η*), ebenda steht *'γοστῷ* (für *ἀγοστῷ*); der Akzent ist unrichtig S. 7 *ἀδειής* (für *ἀδειὴς*), S. 21 *ἀτάρ οἱ* (für *ἀτὰρ οἱ*), S. 10 *εὖ νυ τις* (für *νύ*), S. 25 *γάρ τι πού ἐστιν* (für *τί*). S. 17 u. 21 steht *Πρέσβεια*, S. 19 hingegen *Πρεσβεία*.

Die Lektüre dieses interessanten und anregenden Buches sei hiermit empfohlen.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

182) **Joannes Moeller, Studia Maniliana.** Diss. inaug. Marburgi Catt. VII u. 51. 8.

Die eigentliche Arbeit, der ein kurzer Plan und eine Übersicht über die bei den Literaturangaben verwendeten Abkürzungen vorausgeschickt, sowie ein ausführliches Sach- und Namenverzeichnis angefügt ist, zerfällt in vier Teile. Im ersten wird die Frage nach den Quellen des Manilius, insbesondere sein Verhältnis zu der alexandrinischen Katasterismendichtung, zu lösen gesucht. Im grofsen ganzen wird man Möllers Resultat als richtig bezeichnen müssen, zumal seine Darlegungen sich überall durch Gründlichkeit und sorgfältige Benutzung der einschlägigen Literatur auszeichnen. Im zweiten Abschnitt wird dargetan, wie gering verhältnismäfsig die astronomischen Kenntnisse des Dichters gewesen sind. In der Annahme der Benutzung eines Globus unterscheidet sich M. von Boll (vgl. B. ph. W. 1899). Benutzung eines Aratkommentars wird in diesem wie im vorigen Abschnitt vorausgesetzt (S. 25 u. 36). Der dritte Abschnitt macht wahrscheinlich, dafs Germanicus die Astronomica des Manilius gekannt und benutzt hat. Für die Abfassungszeit gewinnt M. als terminus ante quem das Jahr 16 n. Chr. Geb (S. 41). Im letzten Teil der Arbeit verwirft M. in Übeinstimmung mit Maafs u. a. die Benutzung der sog. Empedokleischen Sphära; hierin wird er auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen. Mit zwei Exkursen (de ampliore Catasterismorum sylloga; de Cosmae sylloga) schliefst die Dissertation, die, wenn man auch nicht in allen Einzelheiten mit M. übereinstimmen wird, als eine wertvolle Bereicherung der Maniliusliteratur bezeichnet werden darf.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

183) **J. P. Mahaffy, The Silver Age of the Greek World.** Chicago, The University of Chicago Press. London, T. Fisher Unwin, 1906. 485 S. 8. geb. 3.17 Dollar.

Der auf dem Gebiete der griechischen Altertumswissenschaft wohlbekannte Verfasser, ehemals Professor an der Universität Dublin, bietet in diesem Buche gewissermafsen eine neue, verbesserte Auflage seines jetzt vergriffenen Werkes „The Greek World under Roman Sway“. Andererseits ist die Arbeit eine Fortsetzung seines bei Macmillan & Co. erschienenen Buches „Greek Life and Thought from Alexander to the Roman Conquest“. Die Einleitung (S. 1—19) schildert in grofsen Zügen den verhängnisvollen Einflufs der römischen Eroberung auf das Hellenentum. In

den drei nächsten Kapiteln wird die Entwicklung der griechischen Kultur im inneren Asien, besonders in Indien, ferner in Oberägypten, in Syrien und in Unterägypten des näheren beleuchtet. Darauf folgt ein Abschnitt über die Einbürgerung der griechischen Philosophie in der römischen Gesellschaft. Die beiden nächsten etwas längeren Kapitel behandeln die allgemeine Einwirkung des Griechentums auf Rom und speziell die hellenistischen Richtungen des Ciceronianischen Freundeskreises. Die Überschriften der nächsten Kapitel lauten: Die Periode der römischen Bürgerkriege von Cicero bis Augustus. Die asketische Religion im ersten Jahrhundert. Das westliche Hellenentum unter den ersten römischen Kaisern. Kolonisation. Grofsgriechenland. Das östliche Griechentum unter den ersten römischen Kaisern. Die Lage Griechenlands von Augustus bis Vespasian. Der Hellenismus der ersten römischen Kaiser. Plutarch und seine Zeit. Das östliche Hellenentum unter dem Flavischen Hause. — Den Schlufs bildet eine Übersicht über die Literatur des ersten Jahrhunderts nach Christus, mit Ausschlufs der Evangelien, welche der Verfasser an anderer Stelle zu behandeln gedenkt.

Mahaffys Werk vereinigt mit strenger Wissenschaftlichkeit die Vorzüge eleganter und anregender Darstellung. Es gibt ein äufserst anschauliches, durch zahlreiche Einzelschilderungen belebtes Bild der behandelten Kulturperiode. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über das Hellenentum im inneren Asien, über den Hellenismus des Ciceronianischen Freundeskreises und über Plutarch und seine Zeit. In dem zuletzt genannten Abschnitt wendet der Verfasser sich, und zwar wohl mit Recht, gegen die übertriebenen Schilderungen von dem sittlichen und allgemein kulturellen Verfall Nordgriechenlands im ersten christlichen Jahrhundert, welche Friedländer, Hertzberg und andere nach den „Metamorphosen" des Apulejus und nach Lukians „Esel" gegeben haben (S. 342 ff.) Recht treffend scheint uns der Vergleich mit der modernen naturalistischen Literatur Frankreichs, von der in ähnlicher Weise die Worte des Verfassers gelten dürften: „The society *for which such books are written* must have shown that they are to its taste; the society *which such books portray* may be wholly different and grossly libelled by being made to reflect the vices of the author and his readers." Mahaffy hält es nicht für wahrscheinlich, dafs Apulejus Lukian als Quelle benutzt habe, neigt vielmehr zu der Ansicht, dafs beide unabhängig voneinander nach derselben Vorlage gearbeitet haben, nämlich nach den von Photius erwähnten, jetzt ver-

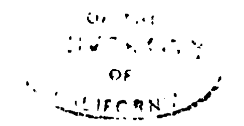
lorenen „Metamorphosen" des Lucius von Paträ, welche zur Zeit Neros entstanden sein müfsten.

Vielleicht ist es nicht unangebracht, bei dieser Gelegenheit wieder einmal auf Mahaffys äufserst praktisches Büchlein „Greek Antiquities" hinzuweisen, welches seit 1876 bei Macmillan in den Greenschen „History Primers" erscheint (Preis 1 Shilling). Die kleine Übersicht gibt in knapper, aber durchaus nicht trockener Form wohl alles, was für den Unterricht in den oberen Gymnasialklassen zu verwenden ist und kann vom Lehrer auch neben Wohlrabs „Realien" mit Nutzen gebraucht werden. -a-.

---

184) **Siegmund Schlofsmann, Persona und Πρόσωπον im Recht und im christlichen Degma.** Einladungsschrift der Universität Kiel zu der Feier des 27. Januar 1906. Kiel, Lipsius & Tischer, 1906. IV u. 128 S. gr. 8.

Die Schrift, die, vorwiegend für Juristen bestimmt, sich die Aufgabe stellt, das System des Privatrechts von einem „Schädling" zu befreien, ist gleich den früheren von uns besprochenen Schriften desselben Verfassers auch für Philologen von Interesse und bringt für die lexikographische Feststellung der in Frage stehenden Begriffe wertvolle, auf gründlicher Untersuchung fufsende Beiträge. Verfasser geht bei der Bestimmung der Bedeutung von *persona* davon aus, dafs in den Begriffen „Person", „Persönlichkeit", „physische, juristische Person", „Rechtsfähigkeit" nur unnützer Ballast mit fortgeschleppt wird, mit dem die oberflächliche Systematik des 18. Jahrhunderts die wissenschaftliche Darstellung des Privatrechtes beladen hat. Allerdings gebrauchen die römischen Juristen mit einer gewissen Vorliebe das Wort *persona,* so dafs man eine vermeintliche technisch-juristische Bedeutung annahm. Verfasser prüft nun die Quellenzeugnisse, auf die man sich stützt, und geht der Geschichte des Wortes nach. Hier bringt er eine ebenso gründliche wie erschöpfende sprachgeschichtliche Untersuchung mit interessanten Einzelheiten auch der Verbindungen, in denen das Wort erscheint, die zu dem Ergebnis führt, dafs der Bedeutungsfortschritt „Maske — Rolle — Person" sich zeigt; aber selbst die Proben aus juristischen Quellen weisen eine spezifisch-juristische Bedeutung von *persona* nicht auf, stehen vielmehr mit dieser oft genug geradezu im Widerspruch. Kurz, das Wort *persona* entbehrt von vornherein jeder Beziehung auf das Recht. — In gleicher Weise geht Verfasser dem Mifsbrauch des Wortes



πρόσωπον zu Leibe, für das man die nämliche technisch-juristische Bedeutung „rechtsfähiges Subjekt“ eingesetzt hat. Auch dieses Wortes Bedeutungsentwicklung („Gesicht — Maske — Person“) wird eingehend untersucht. Die Ausdrücke *πρόσωπον* und *persona* decken sich im kirchlichen Sprachgebrauch durchaus; *πρόσωπον* ist aber schon seit dem 4. Jahrhundert allgemein = *ὑπόστασις*, wie auch *ἀπρόσωπος* und *ἀνυπόστατος* gleichgeseszt werden. Da *persona* und *πρόσωπον* bei den Dogmenstreitigkeiten und in den trinitarischen und christologischen Erörterungen der Kirchenschriftsteller einen breiten Raum einnahmen und beide Ausdrücke durchgängig gleichgestellt wurden, so ging diese Gleichstellung aus dem Gebrauche der Kirchenschriftsteller in den allgemeinen Sprachgebrauch der Gebildeten über. Auch hier kommt Verfasser zu dem Schlusse: so wenig *persona* bei den Römern eine sonderlich juristische Bedeutung hat, so birgt auch *πρόσωπον* bei den Griechen irgendeinen juristisch wertvollen Gehalt nicht in sich. Damit glaubt Verfasser der dem juristischen Begriff von „Person“ zugrunde liegenden und auf ihm fußenden Dogmatik ein wesentliches Stück ihres Fundamentes entzogen zu haben.

Die Lektüre des lehrreichen und in der Beweisführung anziehenden Buches wird etwas erschwert durch die oft sehr umfangreichen Anmerkungen, die als Fußnoten eingesetzt sind und auf manchen Seiten nur für drei Zeilen Text übrig lassen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

185) **Mélanges Nicole.** Recueil de mémoires de philologie classique et d'archéologie offerts à **Jules Nicole**, professeur à l'université de Genève, à l'occasion du XXXe anniversaire de son professorat. Avec un portrait, 19 vignettes et 20 planches. Genève, Imprimerie W. Kündig et fils, 1905. 2 Bl. u. 671 S. 8. Frcs. 30.

Zu Ehren des Gelehrten, dessen sprechendes Bildnis die erste Seite der ihm gewidmeten Festschrift schmückt, haben sich 60 Fachgenossen vereinigt und jeder aus seinem Forschungsgebiete eine wissenschaftliche Erörterung beigesteuert, die teils an die eigenen Interessen des Gefeierten unmittelbar anknüpft, teils doch als ein Zeichen persönlicher Verehrung seiner Sympathie gewiß sein darf. An die weit überwiegende Zahl von Deutschen schließt sich eine stattliche Reihe französischer und englischer Forscher an; zwei der letzteren, Tyrrell und Mahaffy, haben die griechi-

schen Huldigungsepigramme verfaſst; aber auch Griechenland, Holland, Belgien, Italien, Ruſsland und Amerika sind mit angesehenen Namen vertreten. Neben der deutschen und der englischen Sprache erscheint als internationale Gelehrtensprache eigentlich das Französische; es bedienen sich seiner nicht nur die Belgier Francotte und Waltzing, sondern auch die Griechen Cavvadias und Zenghelis, der Italiener Comparetti, der Russe Latyschew und selbst der Deutsche Erman (Münster), gar nicht zu gedenken der Kollegen des Jubilars aus der französischen Schweiz; das Lateinische haben nur Blaſs, Herwerden und Wessely zu Worte kommen lassen, das Griechische aber Lambros und Tsountas. So bietet schon äuſserlich die umfangreiche Festschrift ein abwechslungsreiches Bild sowohl der ausgedehnten Verehrung, deren sich der gefeierte Gelehrte erfreut, wie des wissenschaftlichen Strebens und Schaffens in den verschiedensten Teilen der gebildeten Welt.

Noch bemerkenswerter ist der überaus mannigfaltige Inhalt des Werkes. Nur verhältnismäſsig selten sind ältere Probleme wieder behandelt. So hat Blaſs die Verteilung der Personen in Äschylos' Choephoren, insbesondere in den Versen 479 bis 509, sowie 306 ff. einer auch im einzelnen vielfach einschneidenden Kritik unterzogen, Körte zu beweisen unternommen, daſs Äschylos' Hiketiden schon vor 480 entstanden seien, Girard für Thukydides I 11 die Schreibung ἐκρατήθησαν durch Bezugnahme auf die Ilias und die Kyprien zu verteidigen gesucht; Ludwich bringt neue Emendationen zu Xenophanes im Anschluſs an die von Nicole herausgegebenen Genfer Iliasscholien, Robert erörtert die Komposition der Hesiodeischen Theogonie und gelangt zu dem Ergebnis, daſs sie als ein in sich geschlossenes poetisches Ganze in Form eines Hymnus auf Zeus und die Musen das religiöse Bekenntnis Hesiods bringe; Hitzig legt dar, daſs dem Pausaniaskodex 1399 der Bibliothèque Nationale zu Paris ein höherer Wert zukomme, als man bisher angenommen habe; Rzach teilt die glänzenden Konjekturen Gutschmids zu den sibyllinischen Büchern mit und ergänzt sie durch eigene Vermutungen; Lambros bringt nicht edierte Stücke des Diogenes von Laerte aus einer Handschrift vom Athos. Die lateinische Literatur ist nur wenig berücksichtigt; wir erhalten von Blümner eine ansehnliche Zahl feiner Konjekturen zu Apulejus Metamorphosen, von Oltramare eine eingehende Besprechung des Gedankenganges der Epistel des Horaz an Augustus (II 1); Weil verficht die Ansicht, daſs bei Horaz carm. I 1 v. 1 und 2, sowie 35 und 36 für sich

zu nehmen, dann die dazwischenliegenden zu Vierzeilen zusammenzufassen seien, in carm. IV 4 vermutet er, dafs v. 18—22 nachträglich vielleicht als Antwort auf eine Anfrage des gern mit gelehrten Dingen beschäftigten Tiberius (Suet. Tib. 70) eingefügt seien. Mit der christlichen Zeit und ihrer Literatur beschäftigt sich der Aufsatz von Bauer über den Diamerismos aus der Chronik des Hippolytus vom Jahre 234, der von Conybeare über eine in der Laurentiana erhaltene pseudo-hieronymianische Schrift De christianitate und der von Duchesne über das christliche Armenien in der Kirchengeschichte des Eusebius.

Ein altes sprachliches Rätsel sucht auf neuem Wege Bréal zu lösen, indem er *αἰσυμνήτης* mit *μνάω* zusammenbringt und die ersten Silben auf *ἀεὶ* und *σύν* zurückführt, die Beziehung auf *αἶσα* aber ganz abweist; völlig befriedigend ist auch diese Lösung nicht. Von weittragenderer Bedeutung ist Saussures Aufsatz über *ὠμήλυσις*; er verwirft die volksetymologische Zerlegung in *ὠμὴ λύσις*, knüpft dafür an den Verbalstamm von *ἀλέω* an und gewinnt so das Material für eine ganze Reihe anderer Bildungen, so von *ὀλοοίτροχος* = Mühlstein und von *Τριπτ-όλεμος*. Minder überzeugend ist trotz der geistreichen Behandlung des Stoffes Murets Versuch, den homerischen Helden Glaukos als Stammvater des portug. louco, kastilian. loco Dummkopf zu erweisen. — Der griechischen Sprachwissenschaft führt neues Material zu Herwerden mit den „Nova Addenda ad lexicon meum Graecum supplet. et dial. eiusque appendicem“, der lateinischen Waltzing durch ein Glossar aus einer Brüsseler Handschrift des 12. Jahrhunderts. — Die lateinische Grammatik und Stilistik wird in wertvoller Weise bereichert durch Havets feinsinnige, auch kritisch erfolgreiche Behandlung des Themas, wie die Römer ein Wort hervorzuheben wufsten, indem sie es von seinem nächstzugehörigen Bezugsworte trennten; in die spätere lateinische Sprachgeschichte führt Le Coultres Aufsatz über die Aussprache des Lateinischen unter Karl dem Grofsen ein, auf die er aus Alcuins Schrift De orthographia Rückschlüsse zu ziehen versucht.

Dem historisch-epigraphischen Gebiete gehört, aufser Tsountas' Besprechung des Schatzhauses und der zwei Opferstöcke der Demeter und Kore in Eleusis sowie dem neuen, bei der verstümmelten Überlieferung naturgemäfs höchst unsicheren Ergänzungsversuche Wilhelms zu der athenischen Urkunde I. G. I Suppl., p. 14, 46 a, sodann Homolles eingehende Erörterung einer 1896 gefundenen delphischen Inschrift an, an der auch

die Entwickelung des Begriffes πέλανος erläutert wird; ebenso kommt die von Francotte behandelte Frage der Versorgung griechischer Städte mit billigem und unentgeltlichem Brote zu wichtigeren allgemeinen Ergebnissen. In anderer Weise werden die Inschriften fruchtbar gemacht für unsere Kenntnis antiker Anschauungsweise, indem Latyschew neu gefundene metrische Grabinschriften aus Pantikapäum veröffentlicht. Ein wichtiges historisches Ergebnis gewinnt Holleaux dadurch, dafs er gegen Beloch beweist, dafs, wie auch Niese annahm, der erste Zug Antiochus' des Grofsen nach Cölesyrien schon gegen Ptolemäus Philopator gerichtet war und demnach die Schlacht bei Sellasia in das Jahr 222 zu setzen ist. — Das seltener bearbeitete Gebiet antiker Mathematik behandelt Smyly, der die Verwendung des griechischen Alphabets in der Rechenkunst gegen häufig geäufserte Geringschätzung zu schützen sucht. — Wir schliefsen an diese Aufsätze, die ja zum Teil schon der Archäologie angehören, zunächst die wichtige Auseinandersetzung Dörpfelds über Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland an; er beweist den Satz, dafs alle Toten zuerst dem Feuer ausgesetzt und dann beerdigt sind. Auch der Darlegung Helbigs, dafs während der Entwickelungsperiode des Epos zahlreiche Krieger über Streitwagen verfügten, ohne doch gerade als getrennte Truppe besondere Verwendung zu finden, wird man gerne zustimmen, wenn auch die Bilder auf der Dipylonvase zu typisch wiederholt erscheinen, um einen bestimmten Schlufs auf die Zahl zuzulassen. — Die Besprechung eines neu gefundenen römischen Hauses zu Thibilis gibt Cagnat Anlafs, die Prosopographie durch genauere Kenntnis mehrerer Glieder des Hauses der Antistii zu bereichern. — Von den Untersuchungen, welche sich mit der antiken Kunst und Kunstfertigkeit beschäftigen, greift auf die älteste Zeit die Studie von Zenghelis zurück; sie lehrt verschiedene Arten prähistorischer Bronze in Griechenland kennen und sodann eine einfache Weise, um chemisch den Zinnzusatz festzustellen. Cavvadias verficht die Annahme, dafs Pausias die Tholos von Epidauros mit Fresken geschmückt habe; Georges Nicole bespricht eine unvollendete Apollostatue vom Pentelikon, die für die Erkenntnis der Entwicklung antiker Marmorarbeit wichtig ist, sowie eine rotfigurige Hydria aus Athen, deren schöne Malereien des Meidias nicht unwert erscheinen. Für einen Ganymed (Sammlung Sartiges) aus Alabaster vermutet Salomon Reinach, er sei eine vielleicht in Ägypten gefertigte kleine Kopie nach einem Vorbilde aus der Praxitelischen Schule. Pottier weist nach, dafs eine Bronze

aus Neapel, die man gewöhnlich als „Alexander zu Pferde“ bezeichne, vielmehr einen der Reiter des Königs darstelle. Von Furtwängler erhalten wir eine sehr ansprechende Behandlung einer messapischen Vase, die ein hübsches Bild aus dem Hofe eines sogen. Ausspannwirtshauses zeigt. Löwy sucht für verschiedene Darstellungen des Parisurteils die Vorlagen zu ermitteln und zieht zum Vergleiche die Einwirkung des Raffaelischen Bildes auf spätere heran. Von ganz hervorragendem Interesse ist endlich das, was Milliet über den verstörten Blick auf Bildwerken der alexandrinischen Zeit in geistreichem Vergleich mit der Kunst des 19. Jahrhunderts entwickelt.

Ein besonderer Ehrenplatz gebührt gerade in dieser Festschrift den zahlreichen Beiträgen, welche an den Namen Ägyptens und seiner Papyrusfunde anknüpfen. Den allgemeinsten Charakter trägt hier Wiedemanns Studie über die Anfänge dramatischer Poesie im alten Ägypten; wir lernen, dafs unabhängig von griechischem Einflusse sich im Nillande eine Art Mysterienstücke mit pantomimischen Darstellungen, aber auch Ansätzen zu einem Chor entwickelt hat. Naville erläutert die Reste eines Tempels der elften Dynastie in Theben. Grenfell und Hunt teilen aus Hermopolis vier Papyrusfragmente mit, je eines aus Aristophanes' Equites 37—46 und 86—95 und Lysistrata 433—447 und 469—484, eines aus einer unbekannten Komödie und eines aus Ilias XVIII 574—579 und 615 — 619. Aus einem Heidelberger Papyrus, dessen griechischen Text Gerhard herstellt, charakterisiert Crusius mythologische Epigramme, in denen homerische Stoffe zu Schulübungen verwendet scheinen. Die eigentlich klassische Philologie erhält also hier nur kargen Gewinn. Desto reicher ist der sonstige Ertrag. Ein überaus lehrreicher Aufsatz von Erman legt die gröfsere oder geringere Leichtigkeit von Fälschungen in griechisch-römischen Akten dar. Wilcken bringt eine neue Textkonstruktion vom Traume des Königs Nektonabos, mit dem sich inhaltlich Masperos Besprechung des Anfanges der zweiten Erzählung von Satni-Khâmoîs berührt: in beiden Fällen handelt es sich um Traumorakel. Mahaffy weist im Anschlufs an das aus Papyri späterer Zeit Ermittelte aus aramäischen Urkunden nach, dafs die Juden schon zu Xerxes' Zeit in Ägypten als internationale Bankiers ansässig waren; Theodor Reinach zeigt aus einem Papyrus des Jahres 217 v. Chr., dafs sie sogar in einem so kleinen Ort wie Alexandronesus eine Synagoge hatten. Gleichfalls aus der Ptolemäerzeit (26. Februar 221) stammt die von Jouguet und

Lefebvre bearbeitete ἔντευξις einer Frau, die, im Bade von einer anderen geschlagen, das Recht, um das sie ein elender κωμάρχης betrügt, bei dem Könige selber sucht. Aus der römischen Zeit erweckt besonderes geschichtliches Interesse das Briefjournal eines römischen Kommandanten über Requisition von Kamelen für einen Zug, den Comparette zu dem Maurenaufstande des Jahres 172/73 n. Chr. in Beziehung bringt. Über διαγραφαί (Bankurkunden) im allgemeinen spricht anschliefsend an eine hier im Vereine mit Schubart und Vitelli veröffentlichte Urkunde des Jahres 204 n. Chr. aus Hermopolis eingehend Gradenwitz. Wessely weist durch einen Papyrus vom Jahre 245 n. Chr. nach, dafs auch nach 201/2 noch alle 14 Jahre in Ägypten ein Zensus gehalten sei. Mitteis legt nach einem Leipziger Papyrus eine Liste von Statthalternamen der Teilprovinz Thebais aus dem 4. Jahrhundert nach Christus vor. Auf ältere ägyptische Funde endlich greift Goodspeed zurück und teilt aus Abbotts Sammlung in Newyork Urkunden mit, die auch sprachlich durch die Mischung lateinischer und griechischer Elemente manches Merkwürdige bieten.

Dies im wesentlichen der Inhalt der überaus reichen Festschrift. Gerade die Mannigfaltigkeit des Gebotenen verbunden mit dem hohen Preise wird es verwehren, dafs sie in den Besitz vieler einzelnen gelangt. Um deswillen schien es zweckmäfsig, an öffentlicher Stelle etwas genauer über das, was hier zu finden ist, zu berichten.

Sondershausen. **Funck.**

---

186) **Rudyard Kipling, „They“.** With illustrations by F. H. Townsend. London, Macmillan & Co., 1905. 80 S. 8. geb. 8 S.

Die bereits in dem Sammelbande Traffics and Discoveries veröffentlichte Erzählung „They“ erscheint hier in einer eleganten Einzelausgabe, einseitig gedruckt, hübsch gebunden und mit fünfzehn geschmackvollen, farbigen Illustrationen versehen. „They“ sind Kinder, die in dem Hause einer blinden, auf einem vornehmen Landsitze wohnenden Dame Aufnahme gefunden haben. Die seelischen Leiden dieser letzteren bilden — in ziemlich mysteriöser Weise dargestellt — den Hauptgegenstand der Erzählung. Ein hübsches, besonders für Geschenkzwecke geeignetes Buch.

Apenrade. **Ad. Herting.**

---

187) **Oliver Farrar Emerson, A Middle English Reader,** edited, with grammatical introduction, notes and glossary. New York, The Macmillan Company; London, Macmillan & Co., 1905. CXX u. 475 S. 8. S. 8 net.

Das vorliegende mittelenglische Lesebuch ist wieder einmal ein Werk von echt amerikanischer Brauchbarkeit und praktischer Zweckmäfsigkeit und dabei inhaltlich und sachlich so gediegen, dafs es eine wahre Freude sein mufs, unter seiner Führung zum ersten Male in die Geheimnisse der mittelenglischen Sprache und Literatur einzudringen. Es umfafst den ganzen mittelenglischen Zeitraum, d. h. das 12. bis 14. Jahrhundert und ist sehr richtig auf dem wichtigsten der mittelenglischen Dialekte, dem Mittelländischen, aufgebaut. Voran geht eine sehr klare, übersichtliche und zuverlässige grammatische Einleitung (S. XIII–CXX), die mir zu dem Besten zu gehören scheint, was auf diesem Gebiete überhaupt vorhanden ist, da Morsbachs grofsangelegte Grammatik leider noch immer nicht vollendet vorliegt. Auch hier bildet das Mittelländische den Ausgangspunkt, die Erscheinungen der wichtigsten anderen Mundarten sind als Abweichungen von dieser Grundlage gekennzeichnet. Selbstverständlich ist die geschichtliche Betrachtungsweise eingeschlagen und der Zusammenhang mit dem Altenglischen wie mit anderen germanischen Sprachzweigen ständig gewahrt. Die Texte umfassen 246 Seiten, wovon die ersten 125 (13 Stück) auf das Mittelländische kommen, während der nördliche (6 Stücke), der südländische (8 Stücke) und der Londoner Dialekt (4 Stücke) den Rest einnehmen. Die Proben sind ausgezeichnet gewählt, sowohl was ihren allgemeinen, wie ihren besonderen literarhistorischen und sprachlichen Wert anlangt; sie sind mit grofser Sorgfalt meist den neuesten und besten Ausgaben entnommen, oft ist aber auch unmittelbar auf die Handschriften zurückgegangen. Unter dem Texte stehen Fufsnoten textkritischen Inhalts, die über Abkürzungen und ihre Auflösung Auskunft geben oder besonders wichtige abweichende Lesarten verzeichnen. Den Texten folgen die Anmerkungen (S. 247—318), die auch mit grofsem Geschick gearbeitet sind. Sie enthalten zunächst die notwendigen literargeschichtlichen und bibliographischen Angaben und erläutern dann in aller Kürze sprachliche und sachliche Fragen in ausreichender Weise. Der vierte Hauptteil wird von dem Wörterbuch gebildet, das ja in derartigen Büchern eine ungemein wichtige Rolle für den Studierenden spielt. Es ist alphabetisch angeordnet und wie das ganze Werk auf dem Mittel-

ländischen begründet, doch sind natürlich auch die Vokabeln der anderen Dialekte an passender Stelle untergebracht. Etymologische Angaben finden sich in erfreulicher Fülle. Den Schlufs bildet ein Verzeichnis der in den Texten vorkommenden unregelmäfsigen Verben mit ihren Stammformen, gleichfalls eine praktische und namentlich für den Anfänger ungemein nützliche Beigabe.

Wir beurteilen das Werk als eine prächtige Leistung, ein ausgezeichnetes Lehr- und Lernbuch, trefflich geeignet zum Privatstudium und zum akademischen Gebrauch und zwar in gleicher Weise wie für Engländer so auch für Deutsche.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

188) **Bell's Miniature Series of Great Writers. Sir Frank T. Marzials C. B.: Browning.** London, George Bell & Sons, 1905. 100 S. kl. 8. geb. 1 s.

Wer sich rasch über Robert Brownings Leben und Werke orientieren will, dem sei Sir Frank T. Marzials' Büchlein empfohlen, das in knappem Rahmen den grofsen Dichter und edlen Menschen warmherzig und gerecht zu würdigen versucht. Einige Illustrationen, die uns den Dichter und seine Frau, seine Wohnungen in London, den Palazzo Rezzonico in Venedig, in dem er 1889 gestorben ist, und Elisabeths Vaterhaus in Wimpole Street vor Augen führen, dienen dem schmucken Bändchen zur willkommenen Zierde. Ein Anhang enthält eine chronologisch geordnete Zusammenstellung sämtlicher Dichtungen Brownings und weist auf die vier bisher erschienenen Biographien sowie auf einige andere, eine tiefere Kenntnis des Dichters vermittelnde Werke hin.

Bremen. **Edmund Ruete.**

---

189) **M. Trautmann, Bonner Beiträge zur Anglistik.** Heft XVII—XXI. Bonn, P. Hanstein, 1905.

XVII. Sammelheft. 191 S. 8. ℳ 6.—.

O. Grüters eröffnet das Heft mit einer Abhandlung „Über einige Beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer Dichtung" (S. 1 bis 50). Er wandelt darin ganz in den Bahnen, die Trautmann mit seinen Vermutungen über den altenglischen Ursprung des Hildebrandsliedes und des Heliand gewiesen hat, und geht darauf aus zu zeigen, dafs „ein Teil der altsächsischen Genesis und eine Stelle des Heliand von der alteng-

lischen Dichtung abhangen". Zu diesem Zwecke stellt er eine ganze Anzahl von Stellen einander gegenüber, um erstens Berührungspunkte oder nach seiner Anschauung ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen der altsächsischen *Genesis* und dem dritten Teile des altenglischen *Crist*, und zweitens zwischen *Heliand* und *Crist III* nachzuweisen, wozu noch einige andere altenglische Denkmäler (Christi Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt sowie Phönix) kommen. Die erste Hälfte der Untersuchung leidet aber an einem schweren methodischen Fehler. Grüters spricht immerfort von der altsächsischen Genesis, verwendet aber nicht eine einzige Stelle aus der wirklichen, von Zangemeister 1894 aufgefundenen und von ihm und Braune herausgegebenen altsächsischen Genesis, sondern beschränkt sich durchaus auf die altenglische Genesis, die zwar tatsächlich aus dem Altsächsischen übersetzt wurde, aber doch immer eine altenglische, nicht altsächsische Dichtung ist. Ein zweites Bedenken ist gegen die Wahl jener angeblich zusammengehörigen Stellen geltend zu machen und zwar ebenso im ersten wie im zweiten Teile der Arbeit. Wo sich an zwei Stellen dasselbe Wort oder auch nur eine gewisse Ähnlichkeit in Form oder Gedanken findet, werden sie einander gegenübergestellt, und das soll dann wohl den Beweis für die Abhängigkeit liefern. Am stärksten tritt das S. 35 hervor, wo Grüters von einer Anlehnung zweier Heliandstellen aneinander spricht (V. 3591 ff. u. 1033 ff.). Zum Beweise dient ihm da die Gegenüberstellung von *mancunni* und *irminthioda*, von *Adam endi Evan* und *Adaman endi Euan* usw., kurz es handelt sich hier wie fast überall um ganz unauffällige, gewöhnliche Wörter und Wendungen oder synonymische Ausdrücke, die naturgemäfs häufig vorkommen und öfter wiederkehren müssen. — In der zweiten Arbeit handelt **K. D. Bülbring** sehr sorgfältig über „Die Schreibung *eo* im Ormulum" (S. 51—82) in Fortsetzung seiner Ausführungen im 15. Hefte der Bonner Beiträge. (Vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 549). — An dritter Stelle steht **W. Heuser**, der sich namentlich durch seine treffliche Arbeit über die Kildaregedichte (Bonner Beitr. 14; vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 548) vorteilhaft bekannt gemacht hat. Er gibt „Das frühmittelenglische Josephlied" (Ms. Bodl. 652) heraus (S. 83—121), das bisher merkwürdigerweise den Anglisten völlig entgangen ist, obwohl es mit zu den besten und erfreulichsten Denkmälern seiner Zeit gehört; aus den beigefügten sprachlichen und literargeschichtlichen Erläuterungen ergibt sich, dafs das Gedicht in den sächsischen Süden und in den Anfang des 14. Jahrhunderts gehört. Die kleine Arbeit ist wieder

eine ausgezeichnete Leistung. — Der Rest des Bandes gehört Trautmann. Der erste, auf dem Titelblatt genannte Aufsatz „Nachträgliches zu Finn und Hildebrand" ist aber im Buche selbst gar nicht vorhanden. Dann folgt der Abdruck des bereits im Mai 1904 auf dem Neuphilologentage zu Köln gehaltenen Vortrages „Der Heliand eine Übersetzung aus dem Altenglischen" (S. 123 — 141), worin er glaubt, den Nachweis führen zu können, dafs diese Tatsache ebenso richtig sei wie seine gleichartige Vermutung in bezug auf das Hildebrandslied (vgl. diese Zeitschrift 1903, S. 619 f.). Dafs Berührungen zwischen Heliand und altenglischer Dichtung vorhanden sind, dafs in den Handschriften manches auf englischen Einflufs deutet, ist nicht zu leugnen, aber es gibt noch andere und wahrscheinlichere Wege, um das zu erklären, als die Trautmanns. Vor allem hat sich dieser nicht mit der sehr einleuchtenden Hypothese vom Werdener Ursprung der Handschrift C und mit den Angaben der Praefatio abgefunden, die doch nicht ohne weiteres stillschweigend übergangen werden dürfen. — S. 142 steht „die Auflösung des 11. (9.) Rätsels" (= der Anker) mit kurzer Begründung. — Es folgt dann S. 144 — 174 als „ein Grufs an Herren Eduard Sievers" unter der Überschrift „Auch zum Beowulf" die Antwort auf Sievers' Aufsatz „Zum Beowulf", der in den „Beitr. z. Gesch. d. dtsch. Spr. u. Lit. XXIX, S. 305 ff. erschienen ist und schon Trautmanns Nachwort zum Vorwort seiner Beowulfausgabe (Bonn. Beitr. XVI; vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 549) hervorgerufen hatte. Sie ist in scharf-ironischem Tone geschrieben, beschäftigt sich aber so mit textkritischen und metrischen Einzelfragen, dafs es an dieser Stelle nicht angängig ist, näher darauf einzugehen. — Der letzte Beitrag endlich, „Die neueste Beowulfausgabe und die altenglische Verslehre" (S. 175 — 191), enthält eine Besprechung von Holthausens Beowulf (vgl. diese Zeitschrift 1906, S. 116), die naturgemäfs die Begründung des Textes auf die metrischen Anschauungen von Sievers für einen Hauptfehler erklärt. Im übrigen ist dieser Aufsatz deswegen recht wichtig, weil Trautmann die Gelegenheit benutzt, um seine eigene Verslehre, die er später einmal ausführlich darzustellen hofft, in den Haupt- und Grundzügen vorzulegen (S. 181 ff.). Sievers' Theorie wird dabei als „Silbenhaufenlehre" bezeichnet und verworfen.

XVIII. Heft. **E. Kruisinga, A Grammar of the Dialect of West Somerset, Descriptive and Historical.** 182 S. ℳ 6.—.

Das stattliche, sorgfältig und gewissenhaft gearbeitete Buch bietet einen trefflichen Beitrag zur näheren Kenntnis und Erforschung der eng-

lischen Dialekte, für die erst wenige wissenschaftlich brauchbare Arbeiten vorliegen. Es enthält zunächst eine genaue Beschreibung der gegenwärtigen Mundart, dann eine ebenso gediegene und wertvolle geschichtliche Untersuchung derselben. Die beiden Schlufskapitel behandeln einige besondere Fragen der historischen englischen Grammatik, namentlich hinsichtlich der Mundarten, und eine Untersuchung des Verhältnisses des West Somersetdialekts zu seinen Nachbarmundarten. Sehr geschickt und praktisch ist das Glossar am Schlusse des Bandes angelegt, das auch die Verwendung des Buches für Nachschlagezwecke ermöglicht.

XIX. Sammelheft. 218 S. ℳ 7.—.

I. Abhandlung: **H. Ostermann**, Lautlehre des germanischen Wortschatzes in der von Morton herausgegebenen Handschrift der Ancren Riwle (S. 1—91). Eine sorgsame und erschöpfende Behandlung des Themas. Der grofse Umfang der Arbeit erklärt sich einmal daraus, dafs auch bei den einfachsten, ganz regelmäfsigen Lautvorgängen alle Belege angeführt werden, und zweitens durch die Tatsache, dafs sich in der Handschrift eine Reihe auffälliger und von der gewöhnlichen Entwicklung abweichender Eigentümlichkeiten findet, die mit besonderer Aufmerksamkeit gesammelt und besprochen sind. — II. Abhandlung: **Irene Williams**, A Grammatical Investigation of the Old Kentish Glosses (S. 92—166). Die Verfasserin behandelt ihr eng umgrenztes Gebiet mit Fleifs und Sorgfalt und stellt alle Erscheinungen der Laut- und Formenlehre sowie die Ungenauigkeiten in der Übersetzung fest. — III. Abhandlung: **M. Trautmann**, Alte und neue Antworten auf altenglische Rätsel (S. 167—215). Dieses Gebiet scheint Trautmann ganz besonders gut zu liegen, und es ist sehr dankenswert, dafs er die an schwierigen Fragen reiche Arbeit an den Rätseln, die er schon 1894 im Beiblatt zur Anglia V begonnen hatte, hier wieder aufnimmt. Die altenglischen Rätsel sind recht verwickelt und schwer zu deuten. So viele Gelehrte sich schon den Kopf darüber zerbrochen haben, so viele Lösungen sind auch herausgekommen. Trautmann behandelt die ganze Angelegenheit mit der ihm eigenen Gründlichkeit, und da hier textkritische Fragen nicht in erster Linie in Betracht kommen, so hat er das Problem ganz entschieden weiter gefördert und in vielen Fällen gewifs das Richtige gefunden. — IV. Abhandlung: **Trautmann**, Hasu (S. 216—218). Eine kurze Untersuchung über die unklare und sehr ververschieden angegebene Bedeutung dieses altenglischen Adjektivs. Traut-

mann entscheidet sich nach Betrachtung aller Stellen, an denen es vorkommt, für die allgemeine Bedeutung *glänzend,* die auch richtiger zu sein scheint als goldgelb, grau, graubraun, dunkelfarbig, wie man früher vermutete.

XX. Heft. **W. Vershofen,** Charakterisierung durch Mithandelnde in Shakespeare's Dramen. 157 S. ℳ 5.—.

Das Thema gehört in das Gebiet der Ästhetik und der Technik des Dramas. Zur Führung der Untersuchung greift der Verfasser drei Dramen aus den drei Hauptperioden von Shakespeares Tätigkeit heraus, *Titus Andronicus, Richard III.* und *Hamlet.* Ist diese Beschränkung auch mit Rücksicht auf den Umfang verständlich, so erscheint sie doch in Anbetracht der zahlreichen und so verschiedenartigen Werke des Dichters als etwas zu klein und namentlich auch deswegen bedenklich, weil kein einziges Lustspiel mit herangezogen ist. Wie bei Shakespeare nicht anders zu erwarten, ergibt sich aus der Arbeit zunächst, dafs bei ihm die direkte Charakteristik stets die Hauptsache und das Wichtigste ist und dafs die indirekte, oder wie V. sagt, die Reflexcharakteristik immer erst in zweiter Reihe kommt und naturgemäfs stets zu der ersten stimmt. Die Methode der Arbeit ist die, dafs in der ersten Hälfte jeder Betrachtung die Stellen, wo jemand über den Helden etwas sagt, gesammelt werden, während die zweite Hälfte eine Zusammenfassung der daraus sich ergebenden Folgerungen bietet. Ein Mangel ist darin zu sehen, dafs die Stellen in gröfster Fülle, wie es scheint, überhaupt vollständig aufgezählt sind, auch solche, bei denen es sich um ganz gleichgültige Bemerkungen handelt, die mit Charakteristik gar nichts zu tun haben, oder auch solche, die in höchster Erregung gesprochen sind und daher nicht als objektive Zeugnisse für Charakterisierung zu verwenden waren. Die Darstellung hätte übrigens glatter und vor allem sprachreiner sein können. Wörter wie *Agierende, rekapitulieren, moquieren, numerisch* u. a., Formen wie *Charakteristika* statt *Charakteristiken,* grammatische Fehler wie *in Verlauf derer, Erinnerung an ihrer beiden Liebe,* unmögliche Genetive wie *Charakteristik Clarence', die Einwendung Rosencrants'* hätten vermieden werden können, die stets englische Schreibung *Elisabeth, Henry* usw. ist auch nicht schön. Ob die Wiedergabe des englischen Textes immer genau ist, ist nicht durchweg nachgeprüft worden, doch finden sich S. 20 u. 21 in den beiden Anführungen aus *Tit. Andr.* II, IV, 16 ff. gegenüber dem Text der Globe Edition, die doch zugrunde gelegt ist, sechs Interpunktionsfehler und ein ausgelassenes Wort, und die Stelle I, I, 62 aus *Richard III.*

(S. 67) heifst nicht *Why. this is it, when* ..., sondern *Why, this it is, when* ...

XXI. Heft. J. Wilkes, Lautlehre zu Aelfrics Heptateuch und Buch Hiob. 176 S. ℳ 5.60.

Die Arbeit ist aus der Schule Bülbrings hervorgegangen und hat bereits mehrere Gegenstücke in den Bonner Beiträgen, wie besonders auch in den Schriften von Stofsberg und Trilsbach, denen sie leider auch darin gleicht, dafs der Verfasser ebenfalls den guten Rat seines Lehrers nicht beachtete. Denn Vollständigkeit der Belege für jede lautliche Erscheinung anzustreben, war hier ebensowenig wie in jenen Arbeiten nötig. Die Arbeit ist übrigens, wie der Verfasser selbst zweimal wohlgefällig betont, „mit gröfster Sorgfalt" angefertigt, wenigstens was die Sammlung der Belegstellen anlangt, die allerdings begreiflicherweise nicht nachgeprüft wurde. Die Schrift ist an sich insofern von Wert, als sie erschöpfend über den Lautstand der behandelten Werke unterrichtet, aber mit gröfserer Kürze hätte sich dasselbe Ziel erreichen lassen. Etwas weniger Belegstellen und dafür Hinweise auf die Mundart, zusammenfassende Betrachtungen und eine Inhaltsübersicht, die fehlen, wäre besser gewesen. Sehr wichtig ist es dagegen, dafs Wilkes Greins Ausgabe von Aelfrics Werken in der „Bibliothek der angelsächsischen Prosa" mit der Handschrift genau verglichen hat und die Ergebnisse dieser Nachprüfung auf den ersten 30 Seiten seines Buches mitteilt.

K. -tz-.

---

190) **G. Krueger, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen.** Unter Mitwirkung von **W. Wright.** II. Teil: Grammatik. Leipzig, G. Freytag, 1906. 374 S. 8. geb. ℳ 4.—.

Der durch eine Kette verschiedener Veröffentlichungen auf dem Gebiete der englischen Sprachlehre bereits rühmlich bekannte Verfasser hat diesen in Gestalt obigen Werkes ein weiteres bemerkenswerteres Glied folgen lassen, durch welches er sich ein neues Verdienst erworben hat. — Dafs der Verfasser der „Schwierigkeiten des Englischen" auch eine gute Schulgrammatik zu schreiben imstande sein würde, war vorauszusehen, und dafs er für sein Unterrichtswerk, dessen erster Teil vor kurzem in dieser Zeitschrift besprochen wurde, die sehr schätzbare Hilfe eines englischen Fachgenossen nicht verschmäht hat, ist dem Buche sicher sehr zu statten gekommen.

Zweckmäfsige Anordnung des ganzen Stoffes, wobei hervorzuheben ist, dafs Verfasser erfreulicherweise die Syntax des Verbs als das Schwierigere wieder in den zweiten Teil verlegt hat, wo sie sich vor 1892 in fast allen Lehrbüchern befand, Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks in der Fassung der Regeln, scharfes Auseinanderhalten des deutschen und des englischen Standpunkts bei der Beobachtung der grammatischen Erscheinungen, kurze gehaltvolle und darum dem Gedächtnis leicht einprägbare Beispiele: das sind unleugbare Vorzüge des Buches. Überall sieht man, dafs hier Kenner am Werke gewesen sind, die keine Mühe im Sammeln des Materials gescheut haben und der Sprache in alle Winkel nachgegangen sind, um alle ihre mannichfaltigen feinen Unterschiede zu erkennen und zu erklären. Manchmal freilich könnte man im Zweifel sein, ob solche Ausführlichkeit für die Schule erforderlich ist. Diesem Einwurf ist aber dadurch vorgebeugt worden, dafs die Grammatik eigentlich aus drei Teilen besteht. Nur das Nichteingeklammerte ist für die erste systematische Durchnahme, also wohl bis zur II[b] inkl. bestimmt; das mit einfachen Umklammerungslinien Versehene ist den oberen Klassen vorbehalten, während das doppelt Eingeklammerte für die bestimmt ist, die Grund haben, sich noch eingehender mit der Sache zu beschäftigen. So reicht also die Grammatik wohl ein wenig über die Schule hinaus, aber daraus wird bei dieser deutlichen Markierung des Wichtigen und weniger Wichtigen gewifs niemand und namentlich nicht diejenigen, die das Werk zum Privatstudium benutzen, den Bearbeitern einen Vorwurf machen. Überdies ist es ja jedem Lehrer überlassen, wieviel er seinen Schülern bieten will, und, wie ich höre, ist für die Schulen mit sechsjährigem Kursus bereits eine kurzgefafste Ausgabe geplant.

Gerade die schwierigeren Kapitel erfahren eine besonders sorgfältige und teilweise neue Behandlung, so die von den Modalverben, vom Konjunktiv, vom Bedingungssatz, vom Akkusativ mit dem Infinitv und vom Gerundium. Ob in einzelnen Fällen die Änderung grammatischer Bezeichnungen wirklich notwendig oder zweckmäfsig ist, darüber läfst sich ja vielleicht streiten; übrigens gebraucht Verfasser gelegentlich auch selbst wieder die alten Namen.

Stellen, bei denen etwa wesentliche Änderungen erforderlich wären, sind mir bis jetzt nicht aufgefallen. § 103 würde, wenn nicht ein Druckfehler vorliegt, einer deutlicheren Fassung bedürfen.

Von Druckfehlern notiere ich folgende: S. 28, Z. 2, wo von drei Akzentangaben eines Wortes eine doppelt steht; S. 33, Z. 21 fehlt zu

der Zahl 1) die Anmerkung; S. 37 mufs es statt pliers 7) heifsen shears 7); S. 57, Z. 13 steht Vesusius statt Vesuvius; S. 130, Z. 9 des statt das; S. 230 unten ist to him umzustellen; S. 237, Z. 16 ist statt I und II zu setzen A und B.

Was die gewählte Umschrift betrifft, so ist sie genau und leicht verständlich; bedenklich erscheint mir nur, dafs der r-Laut in allen Fällen nur ein Zeichen hat, die beiden r in brother also durch dasselbe Zeichen dargestellt werden.

Zum Schlufs kann ich nur noch dem Wunsche Ausdruck geben, dafs möglichst alle Neusprachler — selbst die unglücklichen und schwer gekränkten Grammatiker, mit denen die Vorrede stellenweise nicht eben sänftiglich umgeht — diese Grammatik und womöglich auch die „Schwierigkeiten des Englischen“ ihrer Privatbibliothek einverleiben, denn die Anzahl derer, denen diese Werke gar nichts Neues bieten, wird nicht grofs sein.

Dessau. **Bahrs.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 28. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

191) **H. Kluge, Homers Odyssee.** Für den Schulgebrauch erklärt. 3. Heft, Gesang 7—9. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1906. Ausgabe A. 79 S. 8. (Ausgabe B: Text und Kommentar getrennt.) ℳ 1.—.

An Stelle der Erklärung von F. Weck, von der wenigstens Notiz zu nehmen jedem, der Homer unterrichtet, gut wäre, ist jetzt in dem Verlag von Perthes für die Bücher 7—9 der Odyssee die Ausgabe von Kluge getreten, endlich eine richtige Schülerausgabe, die in Sach- und Worterklärung nicht zu wenig und nicht zu viel gibt und sich überall einer schlichten und bestimmten Ausdrucksweise befleifsigt, so dafs der Schüler sowohl angeregt wird wie imstande ist, das Vorgetragene zu begreifen und sich zu eigen zu machen.

Charakteristisch ist dem Büchlein, das die Fragen der sog. höheren Homerkritik, wenigstens für das Bewufstsein der Schüler, nicht berührt, die Wahrheitsliebe und die Offenheit, mit der bisher übliche Erklärungen als ungenügend dargetan werden, selbst mit dem Eingeständnis, dafs die richtige Erklärung noch nicht gefunden sei, so zu 7, 245, weshalb Kalypso das Beiwort *δολόεσσα* gegeben werde; zu 8, 124, was das *οὖρον* der Maultiere

bedeute; zu 8, 416 über die Beschaffenheit des Schwertes des Euryalus; zu 9, 84 über die Beschaffenheit des Lotos. Ja, hin und wieder wird sogar unverhohlen ausgesprochen, daſs der Dichter vergessen habe, was er gesagt, so zu 7, 45, daſs die weltferne Insel der Phäaken keine groſsartigen Befestigungswerke brauche; zu 8, 556, daſs die Phäaken als ruderliebend und schiffskundig bezeichnet worden sind, während doch nachher von ihren Schiffen gesagt wird, daſs sie von selber wissen, wohin die Insassen fahren wollen, und alle Länder und Städte kennen, nach denen sie selbsttätig steuern; zu 9, 359, daſs die Kyklopen so geschildert sind, daſs es unwahrscheinlich sei, daſs sie auch selbst Wein kelterten; zu 9, 491, daſs das Schiff des Odysseus schon das erste Mal, als er den Kyklopen von diesem aus anrief, auf Hörweite entfernt gewesen sei. Auf alle Fälle kommt der Herausgeber damit dem Bedürfnis der Jugend nach Klarheit und Wahrheit entgegen, und nichts ist gräſslicher, als wenn ein Erklärer alles weiſs, während dem Hörer noch Zweifel zurückbleiben. Aber eine andere Frage ist, ob die Urteilskraft, die ein Junge in den Jahren aufbringt, ausreichend ist für die Erkenntnis der Wahrheit. Wer das erste Mal jemanden auf Hörweite anruft, der kann diesen nicht mehr in verständlicher Weise aus einer doppelt so groſsen Entfernung anrufen: urteilt ein Junge. Ist es nun aber wahr, daſs Homer seine Angabe über die erstmalige Entfernung des Odysseus von Polyphem bei der Erzählung des zweiten Anrufs schon wieder vergessen hat? Sagt man damit den Jungen die Wahrheit, und erkennen diese damit die Wahrheit? Ist nicht vielmehr die Wahrheit, daſs Homer seine Dichtung webte aus Sonnenklarheit und aus Wunderbarem, mit vollem Bewuſstsein, wie ein echter Märchenerzähler?

Während der Herausgeber in den angezogenen Stellen zu vorsichtig war, etwas Ungewisses oder Unbegreifliches den Schülern als gewiſs oder begreiflich hinzustellen, hat er zuweilen an Stellen von ungewisser Erklärung eine einzelne, ganz bestimmte gegeben. So sind ihm 7, 6 die *λίϑοι ξεστοί*, insofern sie durch langjährige Benutzung blank und glatt geworden waren; 7, 252 heiſst ihm *ἀγκὰς ἑλών* (wegen 5, 130) ganz sicher „mit den Beinen umklammernd“; 8, 188 wird auch nicht die Möglichkeit einer plusquamperfektischen Bedeutung des *ἐδίσκευον* angenommen; 8, 547 nicht Cauers Übersetzung „begreift“ für *ἐπιψαύῃ* mit ausgelassenem Objekt als möglich erwähnt; 9, 261 *ἄλλην ὁδόν*, *ἄλλα*

κέλευθα nur „bald den einen, bald den anderen Weg" erklärt. Es ist doch einmal so, dafs wir an vielen Stellen den Schülern nicht ein sicheres Wissen geben können.

Zwei Bemerkungen in diesem Sinne seien dem Referenten gestattet. 8, 232 (vgl. 451 u. 453) ist κομιδή vielleicht nicht sehr verschieden von unserem heutigen „Training". 9, 483 ist es doch wohl am einfachsten, mit Axt an das Steuerruder an der Spitze des Schiffs zu denken; wer kann sagen, dafs dieses nicht auch mit οἰήιον bezeichnet werden konnte?

Für einen Neudruck wäre zum Teil notwendig, zum Teil vielleicht erwünscht Veränderungen vorzunehmen 7, 197 unten ὅσσα, 264 das Tempus der Verba, 245 Anführungsstriche vor und hinter also, 8, 21 -εσσι, 388 Odysseus ist ein Zuhörer, ebenso die Phäaken; also etwa im Deutschen wiederzugeben: „(Odysseus) und auch die anderen Zuhörer, die Phäaken", 474 die Bemerkung „der Vers ist interessant" versteht der Schüler nicht neben dem, was als besonders interessant herausgehoben wird, 501 sind wohl die Griechen als Subjekt in den Hauptsatz zu bringen; 9, 189 der Dichter greift zu dem vor, was Odysseus, 198 das Tempus der Verba, 273 ihn statt Polyphem, 424 im Text ἤδε, die Anmerkung zu 496 scheint erledigt durch die zu 455.

Eine Fortführung der Klugeschen Erklärung wäre höchst wünschenswert. Denn so genau stellt sich keiner der dem Referenten bekannten Erklärer auf den Standpunkt der Schüler; es mufs ihnen wohl und warm werden bei der verständigen, bescheidenen Offenherzigkeit, die auch sie zum Urteilen aufruft.

Landsberg a. W. **H. Nauck.**

---

192) **Johannes Zwicker, De vocabulis et rebus Gallicis sive Transpadanis apud Vergilium.** Leipzig, Emil Graefe, 1905. 93 S. 8. ℳ 1.20.

Die Vorrede der gehaltvollen Leipziger Inauguraldissertation erörtert die Bedeutung der keltischen Provinzen für das römische Geistesleben im letzten vorchristlichen Jahrhundert. Dafs auch Virgil keltischen Ursprunges sei, glaubt Kapitel I mit Sicherheit nachgewiesen zu haben. Denn der Name seines Geburtsortes Andes sei ein keltischer Gauname und derselbe, welchen Cäsar von einem Stamme an der Loire gebraucht. Auch die Namen seiner nächsten Angehörigen sind keltisch, so begegnet z. B. der Stamm *mag-*, von welchem der Name seiner Mutter Magia abgeleitet ist, in zisalpinischen Inschriften 89 mal; der Name seines Bruders Silo ist

in Vol. V des C.I.L. 10 mal vertreten, in sieben anderen Bänden nur 13 mal; dafs auch der Name Vergilius keltisch sei, steht für den Verfasser aufser allem Zweifel; wenn der Name sich auch in etruskischen Inschriften finde, so beweise das nichts, denn er komme überall vor, in Latium z. B. (C.I.L. XIV) 10 mal. Wie den Namen Vergilius gegen etruskische, so verteidigt er Maro gegen umbrische Ansprüche; Maro avanciert nicht mit Wilamowitz zum umbrischen Dorfschulzen, sondern bleibt keltischer Bergführer. Zum Schlufs des Kapitels glaubt der Verfasser seine Beweisführung noch unterstützen zu sollen durch die Legende von der Geburt Virgils und der an Ort und Stelle gepflanzten Pappel.

Kapitel II „De vocibus Gallicis apud V." behandelt die Pflanzennamen amellus, saliunca, viburnum, carex, corulus, hibiscus, labrusca, ruscum, siler, die Tiernamen urus, damma, die Sachnamen cateia, lancea, pilentum, pedum; darauf kürzer die schon vor Virgil den Römern geläufigen Wörter Alpes, essedum, caterva, baca, caetra, parma, peculium, gaesum, volaemum, minium, virgatus, vates, laena, sagulum, turma; schliefslich den Semiten baccar, die Umbrer tofus und bufo; dazu anhangsweise einige Fälle, wo der Dichter lateinische Wörter nach gallischem Sprachgebrauch verwendet hat.

Im dritten Kapitel: „De rebus Gallicis" folgt der Verfasser, welcher im vorigen Abschnitte eingesehen hat, wie schwer die Kunst des Disponierens ist, der Führung des Dichters, nämlich der Anordnung der Georgica und behandelt als zirkumpadanische Besonderheiten

1) die Aschendüngung, die Bohnensaat, das Garbenbündel, den Räderpflug, das viermalige Pflügen,

2) tilia, taxus, alnus, centaureum, cytisus, salix, ulmus usw., ferner aesculus und salix als Rebenbäume, die späte Entwicklung der Reben, Zeit und Ort sie zu pflanzen, endlich die rhätische Traube,

3) die einheimische Rindviehrasse, das Weiden in der Morgenfrühe, die Zucht weifswolliger Schafe. Hier scheint dem Verfasser auch der beste Ort, über den Schwan, das Wildschwein und die Eichelmast der Schweine zu handeln.

4) Virgils Bienen endlich weisen sich als Zirkumpadaner nur durch ihre Goldfarbe aus. Dafür spricht der Verfasser jetzt über den Erzreichtum, die Hirtenhäuser, endlich über die Einbäume der Transpadaner, um zu allerletzt einiges über die Befruchtung der spanischen Stuten durch den Wind und über die Mistel beizubringen.

Die Abhandlung, welche so manche Gebiete der Sprachwissenschaft berührt, ist in ganz achtbarem Latein abgefaſst; Magiae ipsius bene parientis causa auf S. 26 ist aber verbesserungsbedürftig. Der Druck ist sehr deutlich, über die nicht seltenen Versehen liest man gern hinweg.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

193) **Victor Mortet, Recherches critiques sur Vitruve et son œuvre.** Revue archéologique, Paris 1902, Bd. XLI, S. 39 bis 81 und 1904, Bd. III, S. 222 bis 233.

Im Vorwort (S. 39—43) gibt Mortet eine gute Übersicht über die verschiedenen Ansichten von der Lebenszeit des römischen Kriegsbaumeisters Vitruvius Pollio und der Abfassung der uns erhaltenen zehn Bücher „De architectura“. Alsdann folgt ein Abschnitt, der die Überschrift trägt „Examen de la dédicace du *de architectura* et caractère de cette œuvre“. Die Widmung an den Kaiser wird eingehend behandelt und die wichtige Stelle per sororis commendationem, die auf Augustus' Schwester Oktavia bezogen wird, in per favoris commendationem geändert. Dies ist ein methodischer Fehler, da damit ein bedeutsames Argument für Abfassung unter dem ersten römischen Kaiser beseitigt wird, lediglich um Mortets vorgefaſste Meinung, daſs Vitruv nicht unter Augustus geschrieben habe, zu stützen. Weder der negative Beweis, daſs das Werk nicht dem Augustus, noch der positive, daſs es dem Titus gewidmet sei — dies ist M.s Ansicht —, kann als gelungen betrachtet werden.

Vom zweiten Teil (Vitruve et les Vitruvius d'après les sources) ist bis jetzt die erste Hälfte (les sources littéraires) erschienen, während die zweite (les sources épigraphiques) noch aussteht. Es wird die gens Vitruvia eingehend behandelt, indem die Stellen zusammengestellt werden, an denen sich der Name Vitruv findet. Betreffs der Erwähnung eines Vitruv unter den Quellen des Plinius könne nicht entschieden werden, ob es sich um einen Schriftsteller handle, der im eigentlichen Sinne über Baukunst geschrieben habe (S. 223). Den von Frontin erwähnten Vitruvius architectus mit dem Verfasser der zehn Bücher de architectura zu identifizieren, seien wir durch nichts berechtigt (S. 223). Die Stelle bei Servius (zu Verg. Aen. VI 43, t. II, p. 12 ed. Thilo) bezieht M. auf einen andern Vitruv als den uns vorliegenden (S. 229). Nach meiner Meinung kann darüber kein Zweifel sein, daſs Degering (Rh. Mus. N. F., Bd. 57 [1902], S. 11) betreffs der Serviusstelle das Richtige getroffen hat.

Bei Servius hören wir von der Schrift eines Vitruv, qui de architectonica scripsit, also einem Werke von dem gleichen Inhalt wie das uns vorliegende. Die Stelle: Vitruvius, cum aliquo arcemur ingressu id ostium dicit ab ostando, cum ingredimur aditum ab adeundo, die von Ussing, Krohn u. a. falsch erklärt worden ist, bedeutet: das, wodurch wir vom Eintreten abgehalten werden, nennt V. ostium von ostare, die Öffnung dagegen, durch die wir eintreten, nennt er aditus von adire. Da diese Beobachtung — wie eine Prüfung der in unserem Texte vorkommenden Stellen von ostium und aditus zeigt — absolut richtig ist, so ist sicher, dafs Servius unseren Vitruvtext vor Augen hatte, wenn er nicht die Notiz aus einem älteren Grammatiker blofs übernommen hat.

Warum M. diese überzeugende Beweisführung Degerings nicht anerkennen will, kann ich nicht verstehen. Auf alle Fälle ist das Zeugnis des Servius nur für, nicht aber gegen die Authentizität des unter dem Namen Vitruvs überlieferten Werkes zu verwenden, und man müfste, um seine Beweiskraft abzuschwächen — darin wird man Degering unbedingt beipflichten müssen —, schon behaupten, dafs der Fälscher bei dem Gebrauch der Worte aditus und ostium immer Rücksicht auf die Serviusstelle genommen habe, da dieser Gebrauch durchaus nicht allgemein ist, vielmehr andere Schriftsteller diese Worte promiscue verwenden.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

194) (Bücher der Weisheit und Schönheit.) **M. Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen** in Auswahl. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, o. J. 177 S. 8. geb. ℳ 2.50.

In der recht buntscheckigen Sammlung von Schriften, welche J. E. v. Grotthufs unter dem Titel „Bücher der Weisheit und Schönheit" herausgibt, veröffentlicht Manitius eine Auswahl aus lateinischen Schriftwerken des Apulejus, Petronius, Prudentius, Notker, Amarcius, Nigellius Wirecker, Gervasius von Tilbury, Eberhardus Teutonicus und Cäsarius von Heisterbach. Man sieht, es sind Bruchstücke aus zwölf Jahrhunderten, aus Schriftstellern und Werken höchst verschiedener Art, welche hier vereinigt erscheinen. In der sehr gut geschriebenen Einleitung sagt der Herausgeber, sie verschmölzen dadurch zu einer gewissen Einheit, dafs sie alle mehr oder weniger zur volkstümlichen Dichtung gehörten, und er versucht dann im einzelnen mit Geschick, sie in dieser Richtung näher zu charakterisieren. Er verhehlt sich dabei wohl selber kaum, dafs auf diese

Weise weder ein geschlossenes Bild einer Kulturepoche, noch auch, was so eher angestrebt werden könnte, die Entwickelung einer einzelnen Schriftgattung, sei es nun Märchen oder Satire, im Zusammenhang vorgeführt wird. Es sind mehr Proben des geistigen Lebens verschiedener Jahrhunderte, Beweisstücke dafür, wie die geistigen und sittlichen Anschauungen teils des Volkes teils der Gebildeten in der Literatur ihren Ausdruck fanden; besonderen Anspruch auf „Weisheit“ mögen am ehesten die apologetischen Stücke aus Prudentius erheben; das Lob der „Schönheit“ ist Apulejus' Amor und Psyche unbestritten; die übrigen Fragmente werden wesentlich kulturhistorisches Interesse erwecken. Der äufsere Einband ist entschieden geschmackvoll, die blau-gelb-schwarz-weifsen Innenblätter beleidigen geradezu das Auge.

Sondershausen. **Funck.**

---

195) **Iwan Müller, Karl Friedrich v. Nägelsbachs Lateinische Stilistik.** Neunte, vermehrte und verbesserte Auflage (besorgt von I. M.). Nürnberg, Konrad Geiger, 1905 XXXII u. 942 S. gr. 8. ℳ 12.—; geb. ℳ 14.—.

Am 28. März 1906 beging die philosophische Fakultät der Universität Erlangen durch einen Akt der Pietät am Grabe K. F. v. Nägelsbachs den 100. Geburtstag des Mannes, der mit L. Döderlein als der Begründer einer bayerischen Philologenschule zu betrachten ist, und brachte damit das Andenken an den grofsen Philologen wieder in Erinnerung. Wenige Monate vorher war in dem vorliegenden Werke das ehrwürdige Denkmal, das Nägelsbach sich selbst — aere perennius — im Jahre 1846 errichtet hatte, in erneuter Gestalt der Gelehrtenwelt vor Augen gestellt: die „Lateinische Stilistik“, das Werk, durch das seit seinem ersten Erscheinen bis auf den heutigen Tag zahllose Jünger der Wissenschaft in das Wesen und in ein tieferes Verständnis der lateinischen Sprache eingeführt und auch manche Meister zu neuen Studien angeregt sind. Denn noch heute gilt uneingeschränkt, was der jetzige Bearbeiter des Werkes, Iwan v. Müller, als er zum ersten Male eine neue Auflage zu besorgen hatte — die sechste, im Jahre 1876 —, aussprach: „Die Nägelsbachsche Stilistik hat seit ihrem Bestehen nicht nur auf die Praxis des Lateinunterrichtes, auf die Interpretation der Klassiker ebensosehr wie auf die stilistischen Übungen einen unverkennbar heilsamen Einflufs ausgeübt, sondern auch zu manchen wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete des Sermo Latinus An-

stofs gegeben." Deshalb wird auch die vorliegende neue Auflage, aus der Hand des vielleicht berufensten Fachmannes hervorgegangen, allseitig mit Freude und Dank entgegenommen werden. So vieles nun im Laufe der Zeit seit Nägelsbachs erster Arbeit die Forschung auf dem Gebiete der Stilistik hat hinzufügen können, so wird doch bis jetzt der Weg, den er einst als der Begründer der wissenschaftlichen Vergleichung des lateinischen Ausdrucks mit dem deutschen, als der Begründer der komparativen Stilistik einschlug, als der richtige anerkannt; keiner der späteren Bearbeiter ist von den Grundsätzen abgewichen, welche der Verfasser der Stilistik bereits in der Vorrede zur ersten Auflage ausgesprochen hat; denn diese haben sich bis heute bewährt oder doch als gleichberechtigt gezeigt neben den späteren Richtungen der historischen Stiltheorie.

Nägelsbach hat ursprünglich bei seinem Werke im Auge gehabt, dafs es zur Unterstützung des Sprachunterrichtes — diesen Begriff aber nicht zu eng gefafst — dienen sollte, er wollte denen, die berufen sind Lateinisch zu lehren, eine gute Handhabe für ihre Methode zu unterrichten geben. „Wer Latein gut lehren will", sagt er, „der mufs es vor allen Dingen gelernt haben und, weil ein Abschlufs hierin nicht möglich ist, mit unablässiger Bemühung immer besser lernen." Nicht ohne Absicht hat I. Müller auch in dieser neunten Auflage Nägelsbachs Vorrede zur ersten in vollem Umfange wieder mit abdrucken lassen; er bekennt sich damit zu den gleichen Grundsätzen. Beide gehen davon aus, dafs dem Stilisten Darstellungsmittel aus der Sprache, mit der er sich befafst, verschafft werden müssen. Und hier handelt sich's um die Frage: wie reichen die dem Lateiner karg zugemessenen Darstellungsmittel zur Deckung der Anforderungen des Deutschen aus? Die Lehre von der Korrektheit gehört in die Grammatik, die Lehre von der Schönheit des Stils in die Rhetorik; die Stilistik steht in der Mitte zwischen beiden und untersucht das Verhältnis der Darstellungsmittel im Lateinischen zu denen im Deutschen. Daher ist ihr erster Teil bei Nägelsbach-Müller, nach einer Einleitung über Aufgabe und Einteilung der Stilistik, die Topik (§ 1—139), d. h. die Nachweisung, wo der dem deutschen entsprechende lateinische Ausdruck zu suchen ist, der zweite Teil die Architektonik (§ 140—203), d. h. Vergleichung beider Sprachen hinsichtlich ihres Redebaues, des Satzes und der Periode. Da überall von der deutschen Sprache oder von ihrem Verhältnis zur lateinischen ausgegangen wird, so stand

früher auf dem Titelblatt: Lateinische Stilistik für Deutsche. Wenn bei der vorliegenden Auflage dieser Zusatz fortgelassen ist, so ist deshalb doch in keiner Weise von der früheren Methode abgewichen; und auch an der Gliederung des Ganzen in Abschnitte, Kapitel und Paragraphen ist nichts geändert worden. Aus dem Geiste der Sprache heraus wird überall die Erläuterung gegeben, vielfach in noch reicherem Mafse als in den früheren Auflagen. In einer grofsen Summe von Beispielen werden, nach Aufstellung der Theorie, jedesmal Proben gebracht; z. B. wenn § 67 die Wiedergabe einiger Abstrakta von sehr allgemeiner Bedeutung, wie Verhältnis, Verhältnisse, Geist, Rücksicht, Beziehung, an einer Menge von Beispielen aus den lateinischen Schriftstellern gezeigt wird. Einen in ähnlicher Weise in die Augen springenden Beleg für die Methodik gibt namentlich die Erörterung über die Metaphern (§ 126 ff.). Die Kenntnis der Metaphern im Lateinischen ist deshalb von ungemeiner Wichtigkeit, weil wohl jeden Augenblich Metaphern schöpferisch erfunden werden können, aber in einer abgeschlossenen Sprache ihre Zahl fixiert ist und eine willkürliche Vermehrung derselben nur nach den sichersten Analogien gestattet ist. Nach diesem Gesichtspunkte werden unterschieden: 1) gleiche Metaphern, d. h. solche, die im Lateinischen und Deutschen ungefähr auf gleicher Anschauung beruhen; 2) ungleiche Metaphern, jedoch von gleich starker Kraft sinnlicher Veranschaulichung; 3) stärkere Metaphern für schwächere deutsche; 4) Metaphern für deutsche Ausdrücke, welche kein Bild geben. Man sieht, wie bei Nägelsbach-Müller das Gewicht gelegt wird auf das Verhältnis der lateinischen Metapher zur deutschen, nicht stellt er sich zur Aufgabe, die im Latein überhaupt vorkommenden Metaphern zu verzeichnen.

Diese Beispiele mögen genügen zur Kennzeichnung der angewendeten Methode. Es kann nicht unsere Absicht sein, dem ganzen Reichtum des Nägelsbachschen Werkes nachzugehen; wozu γλαῦκ᾽ Ἀθήναζε! — Was aber die erneuerte Gestalt betrifft, so mag man in den verschiedensten Abschnitten Vergleiche einzelner Partien mit der achten Auflage anstellen, und überall wird man der nacharbeitenden, ergänzenden, bessernden Hand begegnen. Manches ist gekürzt, vieles erweitert, die Stellen sind wesentlich vermehrt; einzelne Regeln sind deutlicher und bestimmter gefafst, z. B. wenn man S. 156 u. mit S. 148 u. der achten Auflage zusammenhält, und solcher Vergleiche lassen sich viele anstellen mit ähnlichem Ergebnis. Die deutsche Ausdrucksweise, um nicht zu sagen Übersetzung ist häufiger hinzugefügt

als früher; und der interpretierende Lateinlehrer findet einen gar reichen Schatz von geeigneten und schlagenden Übersetzungen, die dem Geiste der Sprache, auch der modernen, gerecht werden. So ist der Text des Werkes von 751 Seiten der achten Auflage auf 906 der neunten angewachsen, wovon nur sehr wenig auf den einige Male etwas erweiterten Druck kommt. Auch die den einzelnen Abschnitten beigefügten Literaturnachweise lassen erkennen, daſs der Umsicht des Bearbeiters nichts Erreichbares von irgendwelcher Bedeutung entgangen ist, wie denn eine groſse Menge von Schriften, die nach dem Jahre 1888 (8. Aufl.) erschienen sind, hinzugekommen sind; ebenso haben neuere Kommentatoren Berücksichtigung gefunden. Ein überaus reichhaltiges Wortregister (S. 807—855) und ein ebensolches Sachregister (S. 856—876) lassen das Werk auch bei einem einzelnen gelegentlichen Bedürfnis bequem benutzen. Die aus den lateinischen Autoren angeführten Stellen sind in einem besonderen Stellenregister (S. 877—939), dem auch die aus den Script. Graeci zur Betrachtung herangezogenen angefügt sind, vereinigt; auch hier sind viele neue hinzugekommen, einige durch passendere oder wohl auch kritisch mehr gesicherte ersetzt. Auch hierdurch ist das Nachschlagen bequem gemacht. Aber das Werk ist keineswegs zum Nachschlagen bestimmt, es will — und nicht bloſs in den theoretischen Abschnitten — im Zusammenhange gelesen, nein, jede Partie will studiert sein; nur dann wird man Nägelsbach-Müllers grundlegendes Werk mit demjenigen Nutzen gebrauchen, den es stiften will und den es zu stiften vermag bei dem angehenden wie bei dem gereiften Philologen; dann wird man auch in dem Werke das erkennen, was es in Wahrheit ist, ein rühmliches Denkmal deutscher Forschung, deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Gründlichkeit.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, der Druck korrekt; nur selten begegnet ein Druckversehen (hier und da einmal am Kopf eine falsche Paragraphenzahl); im Stellenregister muſs es zu Plin. min. VII 20 4 statt S. 191 heiſsen 291; S. 408, Z. 3 v. u. steht (wie in der achten Auflage) imperitanto für imperitante.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

196) **Wilh. Wundt, Völkerpsychologie.** Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. II. Band:

Mythus und Religion. I. Teil. Mit 53 Abbildungen im Text. Leipzig, Engelmann, 1905. XI u. 617 S. gr. 8.
M 14.—; geb. M 17.—.

Nachdem der erste „Band“ von Wundts grofs angelegter Völkerpsychologie in zwei Teilen bereits in zweiter Auflage erschienen ist, erscheint jetzt die erste Hälfte des zweiten Bandes. Das Thema des ersten Bandes war bekanntlich die Sprache, der zweite Band beschäftigt sich mit Mythus und Religion. Der erste ging aus von der Ausdrucksbewegung, einer psychophysischen Betätigung des menschlichen Wesens, und führte so zum entwickeltsten und folgenreichsten Teil menschlicher Ausdrucksbewegung, zur Sprache; der zweite Band geht aus von der Phantasie als allgemeiner seelischer Funktion und führt so zu Mythus und Kunst im weitesten Umfange des Wortes und zu Religion und Sitte. Dafs etwa drei Viertel des vorliegenden ersten Teils des zweiten Bandes sich mit Entstehung und Entwicklung der verschiedenen Künste bis zu ihren höchsten Formen beschäftigt, kann man dem Titel des Buches allerdings nicht entnehmen.

Die individuelle Phantasietätigkeit ist nach W. die letzte Quelle aller Mythenbildung, aller religiösen Vorstellungen und Gefühle. Die Gebilde der Phantasie sind äufserst komplexer Art, und sie auf ihre einfachsten Faktoren zurückzuführen ist Aufgabe der experimentellen Psychologie. Die Phantasiebildungen in unseren Sinneswahrnehmungen bieten sich als geeignetstes Objekt experimenteller Analyse. Indem nun W. die Tätigkeit unserer Phantasie auf dem Gebiet räumlicher und zeitlicher Sinneswahrnehmung an pseudoskopischen Erscheinungen in Formen- und Gröfsenauffassungen und an assimilativen Wirkungen des Sprachrhythmus auf Taktauffassungen untersucht, ergeben sich ihm schon bei den Sinneswahrnehmungen drei Faktoren: neben dem objektiven Eindruck und mit ihm sich verbindend reproduktive Elemente und ein Gefühlsfaktor. Das eigenartige Wesen der Phantasie läfst sich ihm dann auf zwei Prinzipien seelischen Geschehens zurückführen, auf die allbelebende Apperzeption, die heutzutage in der wissenschaftlichen Ästhetik als „Einfühlung“ eine bedeutsame Rolle spielt, und die in allen Lebensaltern auf allen Gebieten der Kunst und des Lebens unsere Auffassungen beherrscht, und auf das Prinzip der gefühlssteigernden Macht der Illusion. Auch dieses Prinzip beherrscht unser Seelenleben auf allen Stufen und in allen Formen und macht die ungeheuren Wirkungen der belebenden Apperzeption in den Phantasieschöpfungen erst erklärlich.

Die Betrachtung der Phantasie des Kindes, die sich nur als reproduktiv erweist, noch nicht als kombinierend, und der jedes noch so unvollkommene Phantom (Puppe) als Reiz genügt, um die dem wirklichen Gegenstand anhaftenden Gefühle auszulösen, bildet den Übergang zur Untersuchung der primitivsten Kunst und ihrer Entwicklung. Der Wilde zeichnet wie das Kind ursprünglich nur Augenblicksbilder und diese nur aus der Erinnerung. Es sind mehr nur ideographische Zeichen für Gegenstände, was der Wilde zeichnet; daher der leichte Übergang zu einer Bilderschrift. Unter dem Eindruck bedeutender Erlebnisse kann diese Augenblickskunst zum Mittel der Erinnerung werden, womit dann zugleich der Antrieb gegeben ist, in Nachahmung des Gesehenen der Nachwelt ein möglichst getreues Bild dessen zu geben, was des Andenkens würdig erschien. Damit ist die primitive Stufe überschritten und eine weite Bahn eröffnet, die bis zu den höchsten Leistungen auf dem Gebiete der Porträtkunst nicht nur, sondern der Idealkunst überhaupt emporführt.

Gleichzeitig entwickelt sich die Zierkunst aus den einfachsten Anlässen, ungesucht aus Faktoren der Herstellungstechnik, wie z. B. in der Keramik das primitive Geflechtsornament ungewollt von der geflochtenen Form, in der ein Tongefäfs geformt wird, sich auf das Gefäfs überträgt, um dann übliches und später vereinfachtes und stilisiertes Ziermotiv zu werden. Anderweitige geometrische Ornamente sind immer erst Endresultate einer langen Entwicklung. Dies wird am Schlangenmotiv und seiner Entwicklung bis zum Mäander, am Alligatormotiv und seiner mehr und mehr stilisierten Vereinfachung bis zu dem Punkte aufgewiesen, wo das inzwischen entwickelte Interesse für die Pflanze die leblos gewordenen Motive im Sinne des Pflanzenornaments allmählich reicher und immer reicher ausgestaltet und neu belebt. Schon die höheren Tiere blieben vor allzu grofser Stilisierung und vor Umwandlung in geometrische Figuren bewahrt, nicht nur auf Waffenstücken, wo sie ja zugleich Schrecken einflöfsen sollten, sondern auch auf dem Gebiet der Keramik; und mit der Einführung der Menschengestalt in die Ornamentik des Tongefäfses war ein Motiv eingetreten, das nicht nur der geometrischen Vereinfachung gänzlich widerstrebte, sondern das umgekehrt den Antrieb zu freierer und immer freierer Behandlung mit sich brachte in immer individualisierterer Nachbildung der Wirklichkeit, bis schliefslich das geometrische Ornament zur Rolle des Rahmens herabsank, innerhalb dessen der Mensch und sein Erleben in immer vollendeterer Darstellung Gegenstand der künstlerischen Wiedergabe wurde.

Jene Zierkunst wandert späterhin auf gröfsere Gegenstände menschlicher Kunst über und wird so zu einer Hauptquelle für höhere Kunstformen, z. B. für die Entwicklung der Architektur. Die Baukunst ist zwar gebundene Kunst, weil sie in erster Reihe ganz bestimmt individualisierten Bedürfnissen menschlichen Gemeinschaftslebens zu dienen hat. Trotzdem ist sie wie kaum eine andere zum Ausdruck der geistigen Eigenschaften und Richtungen der Völker und Zeiten geworden, in der Hauptsache durch religiöse Ideen bestimmt. Von der Erdhöhle und dem Zelt ausgehend führt sie zur Kegelhütte und Giebelhütte, von da zur Mastaba und Pyramide einerseits und anderseits zum Tempelbau mit Opferstein, Obelisk oder Altar, zur Pfeiler- und Säulenbildung in stetigem Wandel der Stilformen, entsprechend den herrschenden Ideen der Zeiten. Wir können hier auf die zahlreichen feinen Bemerkungen W.s über die psychischen Motive des Stilwandels im allgemeinen und über alle Einzelheiten der Konstruktion der Bauten und der Form ihrer typischen Grundbestandteile begreiflicherweise nicht eingehen. Das Motiv der Ermüdung bei Entstehung neuer Stilarten wird ebenso abgelehnt wie das der Erfindung des neuen Stils. Eher könne man von einem Finder als von einem Erfinder des Neuen reden. Das Vorhandene wird in verhältnismäfsig engen Grenzen oft nur unter dem Zwang praktischer Bedürfnisse umgestaltet, bis unter dem Einflufs des allgemeinen Wandels der Weltanschauungen dasjenige erreicht ist, was den herrschenden Ideen der Zeit entspricht, als ihr Ausdruck angesehen werden kann, und was nun umgekehrt die herrschende Weltanschauung trägt und fördert. Daher werden auch zu keiner Zeit „Erfinder" neuer Stilarten genannt.

Auch die Darstellung der Entwicklung von Skulptur und Malerei ist aufserordentlich instruktiv und klar, im einzelnen reich an feinen Beobachtungen und psychologischen Begründungen. Die Persönlichkeit der schaffenden Künstler tritt hier viel mehr hervor in ihrer individuellen Bedeutung, ohne dafs diese Künste deshalb an der Eigenschaft aller Kunst, Ausdruck der Ideen einer bestimmten Zeit zu sein, Einbufse erlitten. Die Skulptur ist ursprünglich immer polychrom und arbeitet sich erst allmählich zur Beseitigung aller Naturfarbe hindurch bis zum Ziel rein plastischer Wirkung; indes die Malerei die Naturfarbe bis zum letzten Schritt, der Beobachtung und Darstellung der Luftperspektive, treu wiederzugeben sucht. Das malerische Porträt wird deshalb und wegen der Einheit des Augenpunktes vom Beschauer momentan erfafst und genossen,

das plastische langsam und allmählich erst gewürdigt. Das griechische Profil ist, wie Adolf Hildebrand zuerst gesehen hat, aus Motiven der plastischen Perspektive entstanden, nicht aus Nachahmung der griechischen Menschen. Wenn aber die griechische Skulptur den schönen Menschen entdeckt hat, so hat die moderne Malerei die schöne Natur entdeckt. Diese Tatsache, die in unserer Landschaftsmalerei zum Ausdruck kommt, ist nach W. eine der gröfsten künstlerischen Entdeckungen aller Zeiten. Die Wahrnehmung, dafs die Landschaft für uns der Ausdruck einer Stimmung sein kann, und die künstlerische Darstellung dieser Stimmung im Landschaftsbild hat nun der modernen Welt das Auge für die Natur und ihre Schönheit erst recht erschlossen. Selbstverständlich steht auch diese künstlerische Entdeckung im Zusammenhang mit der allgemeinen Richtung der Zeit, deren Interesse auf allen Gebieten in erster Reihe der Natur zugewandt ist. So erklärt es sich anderseits auch wieder, dafs Kunstrichter, die aufserhalb dieser Zeitrichtung stehen, von Lessing an bis herab zu Gervinus u. a., keinen rechten Standpunkt zur Beurteilung der Landschaftsmalerei finden.

Die musischen Künste entwickeln sich aus einer Selbstdarstellung des Menschen in Tanz und Gesang. Rhythmische Bewegung und das Wort in rhythmisch gesungenem Vortrag bilden ursprünglich wohl überall eine untrennbare Einheit, so dafs die Frage, ob das Lied oder der Tanz das Ursprünglichere sei, falsch gestellt ist. Natur und Liebe, die uns die Hauptthemata des Liedes zu sein scheinen, fehlen im ältesten Lied völlig. Die ursprünglichen Gattungen sind das Kultlied und das Arbeitslied. Das Kultlied ist in seiner primitivsten Form Zauberlied. Als solches entwickelt es eine gewisse Neigung zum Unverständlichen, die in den dem Volk unverständlichen Kirchensprachen unserer Religionen bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist. Zugleich neigt es zu Wiederholungen, die im Laufe der Entwicklung des Liedes sich zu den festen Formen des Refrains, der Klangwiederholungen, des Parallelismus membrorum ausgebildet haben. Das Kultlied schreitet fort bis zu den höchsten Formen des Hymnus, das Arbeitslied bleibt aus naheliegenden Gründen stabil.

Die primitivste Form erzählender Poesie ist das Märchen. Es ist nicht, wie Grimm gemeint hat, ein letzter Rest der alten grofsartigen Naturmythen und Heldensagen, sondern es bildet die älteste Bodenschicht, aus der unter gegebenen Umständen mit Notwendigkeit Naturmythus höheren Stils und Heldensage herauswachsen. Dornröschen ist

nicht der letzte dürftige Rest der ehemaligen Walküre in der Waberlohe, sondern die Walküre hat sich aus dem Dornröschen entwickelt in den Heldenzeiten des altgermanischen Adels. Die Märchen der Völker stammen aber auch nicht, wie Benfey meinte, alle aus Indien, sondern die Bedingungen der Entstehung primitivster Märchenpoesie sind bei allen Völkern in ähnlicher Weise vorhanden, so dafs trotz aller Möglichkeiten leichter Übertragung und Wanderung der Märchen doch allenthalben genuine Märchenstoffe gefunden werden. Das ursprüngliche Märchen ist viel älter als die Sage, es ist nie erlebt, zeitlos, ohne Moral; seine Kausalität ist das Wunder und der Zauber. Ein ganz ursprüngliches Märchen existiert nirgends mehr, nur Assoziationen ursprünglich getrennter Märchenstoffe. Die Motive der ältesten Märchenstoffe sind wohl mythologischer Art, beziehen sich auf Kosmogonie, Theogonie, auf Sonne, Stammesursprung, Seelenfortleben. Das nicht mehr verstandene mythologische Märchen wird zum Zaubermärchen. Gleich alt und gleich verbreitet ist das Tiermärchen, das sich zur Tierfabel weiter entwickelt hat. Der Märchenheld ist entweder der harmlose Starke, der seine Kraft noch nicht kennt, oder der Kluge, der sich immer zu helfen weifs, also Helden wie Siegfried, Achilles, Odysseus sind in ihrem Grundwesen echte Märchenhelden. In späteren Zeiten entwickeln sich noch neue Arten von Märchen, z. B. „biologische“, die u. a. verschiedene Arten des Lebens einander gegenüberstellen, wie Kain und Abel, Esau und Jakob. Die Religion, die den Hintergrund der ältesten Märchendichtung bildet, ist natürlich eine primitive, eine Religion der niederen Dämonen, noch nicht die der grofsen Götter.

Aus den im Märchen gegebenen Faktoren unter Hinzutritt eventuell des Ahnenkultus entwickelt sich in Heldenzeitaltern nach grofsen historischen Erlebnissen das Heldenlied und das Epos. Die Alternative Useners, wonach alle Helden Götter gewesen seien, wenn sie nicht als historische Persönlichkeiten nachzuweisen seien, lehnt W. ab. Achill und Odysseus haben längst unter diesen oder anderen Namen als Märchenhelden existiert, ehe sie in das Epos eingingen. Der Stoff des Epos ist eine Assimilation zwischen dem ursprünglichen Märchenstoff und der geschichtlich fundierten Heldensage. Die Entwicklung des Epos unter Mitwirkung einer berufsmäfsigen Sängerschule wird nach Stoff und Form auf den verschiedenen Stufen gezeigt an den Heldenliedern der Karakirgisen, Grofsrussen und Serben, an dem finnischen Kalewala, dem deutschen und griechischen Epos. Durch die Form des Romanzenzyklus wird die Entwick-

lung zum Epos gehemmt. Die Assimilation zwischen Märchen und Heldensage vollzieht sich in Zeiten erhöhter nationaler Stimmung. Fällt diese Assimilation zusammen mit der Entfaltung eines Herrenstandes, einer tapferen und in Kämpfen bewährten Aristokratie, so überträgt sich die Weltanschauung dieser Aristokratie, dieses Herrentums auf die religiösen Vorstellungen, und aus der niederen Sphäre einer Dämonenreligion wachsen die Herrengötter heraus, die in Leben und Bedeutung ein Idealbild des Herrenstandes auf Erden darstellen. In diesem Sinne hat das alte Wort, Homer habe den Griechen ihre Götter geschaffen, seine volle Geltung. Neben dieser Götteraristokratie sind in den homerischen Gedichten noch Reste der alten Märchen mit ihrem Dämonenglauben in grofser Zahl erhalten geblieben.

Der Tanz in seinen verschiedenen Formen, besonders der Kulttanz und der mimische Tanz überhaupt, leitet über zu den verschiedenen Formen des Mimus und des Dramas. Er wird unterstützt durch Trommel, Rassel und Pauke, frühzeitig auch durch Blasinstrumente, die gleichfalls nur als Lärminstrumente verwendet werden. Aus diesem Streben nach Lärm erwuchs unsere ganze Instrumentalmusik, ursprünglich unselbständig nur als Begleiterin von Sang und Tanz, spät erst selbständig; wie die Landschaft spät erst aus dem begleitenden Hintergrund des Menschenbildes sich zur Selbständigkeit herausarbeitete. W. verfolgt die Entstehung und Entwicklung der Musik vom Monochord an, zu dem die Bogensehne Anlafs geboten haben mochte, bis zur homophonen Gesangsmelodie und zur Entstehung von Tonskalen unter Einflufs der heiligen Zahlen, an deren magische Kraft der Mensch ursprünglich immer glaubt, und bis in die Entwicklung der griechischen und modernen Musik.

Ein besonders ausführliches Kapitel widmet W. der Entwicklung des Mimus und des Dramas. Der Mimus des Altertums umfafst alle mimisch-dramatischen Gattungen aufserhalb des Gebietes der klassischen Tragödie und Komödie. Dazu kommt noch der praktische Unterschied, dafs der Mimus von fahrendem Volk aufgeführt wird, das Drama von Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft unter Ausschlufs der Frau. Der Mimus, ursprünglich eine Darstellung des Lebens und Treibens der Dämonen, entwickelt sich zur heiteren Nachahmung des wirklichen Lebens, er ist wanderfähig, weil er Typen entwickelt, die allenthalben wiederkehren. Er entwickelt sich nach der einen Seite zur Burleske und Posse, nach der anderen zum religiösen Mimus, wie im griechischen

Altertum, so im deutschen Mittelalter. Aus den biblischen Stoffen erwächst die Posse wie das Passionsspiel, genau wie der religiöse Mimus neben den mythologischen und denen der weltlichen Burleske im Altertum. Sobald der Mimus abgeschlossene Zusammenhänge mythologischer Vorgänge schildert, ist er zum Drama geworden. So wurzeln Tragödie und Komödie im religiösen Mimus. Und nach der anderen Seite ist unser Puppenspiel mit der lustigen Person und ihrer stereotypen Tracht ein Überlebnis des burlesken Mimus.

Als ganz einzigartige Erscheinung steht die Entwicklung des griechischen Dramas da. Einzigartig im rapiden Ablauf der Entwicklung zur höchsten Idealkunst, einzigartig in der scharfen Sonderung und Erschöpfung der möglichen Gattungen, einzigartig in der Großartigkeit seiner Helden, die Götter sind oder Göttern und Titanen gleichen. Das ursprüngliche Gefühl der religiösen Hingabe geht im Laufe dieser Entwicklung allmählich in die moralischen Regungen von Furcht und Mitleid über. Ob freilich dieser Satz W.s sich ganz in Einklang bringen läßt mit dem, was Aristoteles unter Furcht und Mitleid versteht, möchten wir bezweifeln. Das Aristotelische *ἔλεος περὶ τὸν ἀνάξιον, φόβος περὶ τὸν ὅμοιον* scheint uns durchaus auch mit der religiösen Hingabe bestehen zu können. In der Katharsisfrage wird die Auffassung, die J. Bernays begründet hat, abgelehnt. W. neigt sich mehr der Anschauung Lessings zu, die sich eher im Einklang befinde mit der Aristotelischen Auffassung der Tugend als derjenigen Art zu handeln, die die Extreme vermeidet. Übrigens geht diese Partie des Buches zu wenig auf den Wortlaut des alten Philosophen ein, ist auch außerdem noch zu wenig gründlich und eingehend, als daß sie der Lessingschen Auffassung viele Anhänger zuführen könnte. Auch scheinen uns Sätze wie folgende: „Darum weckt das Schicksal des tragischen Helden weder Schrecken noch erregt es ausschließlich oder auch nur vorwiegend Mitleid. Der Schrecken bildet gar keine, das Mitleid eine unzulängliche Lösung des tragischen Konflikts“ die Aristotelische Auffassung von Furcht (nicht Schrecken!) und Mitleid doch einigermaßen zu verfehlen. Wenn W. dann fortfährt: „Vielmehr ist die Erhebung über das Leben selbst und die in dieser Erhebung liegende Entlastung des Gemüts das Motiv, dem die Tragödie ... zustrebt“, so dürfte Aristoteles mit seiner *κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων* gerade diese „Entlastung“ und die davon kaum trennbare „Erhebung über das Leben“ gemeint haben. In der Erhebung des eigenen Willens sieht W. den innersten Kern der

modernen Tragödie und im Konflikt des menschlichen Wollens und Könnens das eigentliche und unvergängliche Thema aller Tragödie. Die Genealogie der verschiedensten Formen dramatischer Poesie wird schliefslich graphisch zur Anschauung gebracht.

Nachdem so im zweiten Kapitel auf etwa 440 Seiten die Phantasie in der Kunst eine allseitige Betrachtung und Darstellung gefunden hat, wird im dritten Kapitel auf 90 Seiten die mythenbildende Phantasie behandelt. An einer fortlaufenden Kritik der bisherigen Versuche, die Entstehung der Mythen zu erklären, zeigt W. die Notwendigkeit einer rein psychologischen Interpretation des Mythus. Denn die Mythenbildung gehört nach seiner Auffassung durchaus nur der Gefühls- und Vorstellungswelt des Menschen an. Dafs damit alle Annahmen einer womöglich geoffenbarten Urreligion fallen, ist selbstverständlich. Es fallen aber auch alle einseitig animistischen und manistischen Theorien; ebenso die symbolistische und rationalistische Mythendeutung, die der mythenbildenden Phantasie der ältesten Völker unmögliche Auffassungen und Interessen zuschreiben. Der ursprüngliche Naturmythus ist nicht symbolisch, sondern Wirklichkeit für die Gesellschaft, in der er entstand, und theoretische Interessen irgendwelcher Art liegen derselben Gesellschaft völlig fern. Auch die Wanderhypothesen von J. Braun, E. Röth und O. Gruppe, die auf eine lokalisierte Erfindung des Mythus zurückgehen, werden ebenso wie in dem analogen Fall des Märchens abgelehnt. Ebenso die Illusionstheorie Steinthals, die sich auf Irrtümer der Herbartschen Psychologie gründet.

So bleibt als Quelle aller Mythenbildung nur jene „gesteigerte Einfühlung" in die Natur übrig, die wir in der alles belebenden und personifizierenden Apperzeption kennen. Alle Gefühle und Affekte, die das Objekt in uns erregt, werden zu Eigenschaften des Objekts selbst. Das ist die bei allen Völkern gleiche Grundfunktion der mythenbildenden Phantasie. Alle ursprünglichen mythologischen Vorstellungen haben für den Menschen das Attribut absoluter Wirklichkeit, somit vollen Wahrnehmungscharakter. Das Bild des Verstorbenen im Traume des Überlebenden ist seine Seele. Mit dem letzten Atemzug haucht der Sterbende wirklich seine Seele aus, die nun mit naheliegenden Assoziationen als Wölkchen oder Vogel in die Lüfte fährt. Mit dem Bild des Vogels assoziiert sich dann das des Schiffs oder der auf- und absteigenden Sonne. So entstehen die Mythen vom Totenvogel, Seelenschiff und die zahlreichen Verbindungen zwischen Seelenglauben und Sonnenmythen.

Schon sehr früh bemächtigt sich die Dichtung des mythischen Stoffes. Das heifst, die individuelle Phantasie greift ein und ändert an den überlieferten Mythen. Mythen, die noch ganz frei sind von diesem Eingreifen des umdichtenden oder zudichtenden Individuums, haben wir nicht mehr. Es bleibt eine Aufgabe der analysierenden Psychologie, in den überlieferten Mythen das Individuelle vom Allgemeinen zu sondern. Wird der Mythus an das Individuelle in Raum und Zeit und an bestimmte göttliche oder menschliche Personen gebunden, so ist der Weg zur Entwicklung des Hymnus und Epos gefunden. In alten, auch den ältesten und dürftigsten Formen des Mythus sind kosmogonische Motive in märchenhaften Erzählungen enthalten. Die ältesten Kosmogonien sind notwendig zugleich Theogonien. Erst auf einer höheren Stufe der religiösen Entwicklung, wo die Götter bereits losgelöst von der Natur als Weltordner gedacht werden, wie bei den alten Hebräern, erscheinen Welt und Mensch als Werk dieser Götter. Die philologische Betrachtung der Mythen ist in erster Reihe auf die Dichtung am Mythus gerichtet, die ethnologische sucht das Nationale an den Mythen und ihre Wanderungen festzustellen, die Völkerpsychologie sucht die Ursachen der Entstehung des Mythus zu ergründen und das ursprünglich und allgemein Mythische von den dichterischen Zutaten nach bestimmten Merkmalen zu scheiden, eine Aufgabe allerdings, die nicht in allen Fällen gelöst werden kann.

Wenn wir hier den Versuch gemacht haben, auf engem Raum ein ungefähres Bild von der reichen und auf jeder Seite interessanten Inhaltsfülle des vorliegenden umfänglichen Buches zu geben, so sind wir uns wohl bewufst, eine eigentlich unlösbare Aufgabe unternommen und eine Auswahl aus dem weiten Stoffgebiet getroffen zu haben, der unter allen Umständen der Vorwurf der Willkürlichkeit gemacht werden kann. Aber Vollständigkeit der Inhaltsangabe wird man nicht erwarten können. Es genügte hier zu zeigen, wie viel auch für den Unterricht an Aufklärung wichtiger Fragen und jedenfalls an Anregung nach so vielen Seiten hin aus dem Buch zu gewinnen ist. Man hat bei der Lektüre des Buches das gleiche Gefühl, das Goethe hatte, wenn er Kant las, als ob man in ein hell erleuchtetes Zimmer träte, wo alle Gegenstände in ihrer wahren Gestalt scharf umrissen und in voller Belichtung uns entgegentreten.

Lörrach. **J. Keller.**

197) **O. Schultz-Gora, Altprovenzalisches Elementarbuch.** (Sammlung romanischer Elementarbücher, herausgegeben von W. Meyer-Lübke, 1. Reihe: Grammatiken.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1906. X u. 186 S. 8. ℳ 3.60.

Nachdem vor einigen Jahren der erste Band der neben einer germanischen und einer indogermanischen bei Winter in Heidelberg erscheinenden Sammlung romanischer Elementarbücher, die „Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft“, von dem Gesamtherausgeber dieser Sammlung, dem Wiener Romanisten Meyer-Lübke selbst, erschienen war, liegt jetzt ein „Altprovenzalisches Elementarbuch“ von dem Königsberger Gelehrten, Prof. O. Schultz-Gora, vor.

Um es gleich zu sagen, scheint mir in diesem Werke das Ziel dieser sprachlichen Handbücher, die Vereinigung von wissenschaftlicher Gründlichkeit und praktischer Einfachheit, Klarheit und Kürze auch für das Verständnis des Anfängers, vortrefflich erreicht zu sein. Wie wird doch durch solche Hilfsmittel heutzutage dem jungen Studierenden die Arbeit erleichtert, und ein wie grofser Dienst wird damit der Wissenschaft selbst geleistet! — Schultz-Goras Elementarbuch gibt nächst einem Kapitel mit Literaturangaben und Bemerkungen über die Abgrenzung des Provenzalischen und die Dialekte eine 50 Seiten umfassende Lautlehre, welche viele eigene, wertvolle Forschung enthält. Hierauf werden die Formen, und zwar ebenso wie die Laute, vom etymologischen Gesichtspunkte entwickelt, wobei eine möglichst gleichförmige Orthographie angewendet wird, die sich im wesentlichen mit der von Levy in seinem provenzalischen Supplementlexikon zu Raynouard deckt. Hiernach wird natürlich der Lernende einen leichteren und sichereren Einblick in die Sprache gewinnen, als es nach den kurzen und dazu graphisch vielformigen Paradigmen der Lesebücher von Bartsch und Appel möglich ist. Den Schlufs der Formenlehre bilden interessante Bemerkungen über die Wortbildung.

Der dritte Hauptteil der Grammatik „Syntaktisches“ (S. 113—139), in den drei Kapiteln „Die flexiblen Redeteile“, „Der Satz“, „Die Wortstellung“, mufs wiederum als eine wertvolle, neue Gabe des Verfassers begrüfst werden, da die Syntax in den bisherigen provenzalischen Kompendien noch nicht behandelt worden ist. Bei den in diesem Abschnitte enthaltenen provenzalischen Beispielen sähen wir gerne die deutsche Übertragung häufiger hinzugefügt, als es geschehen ist, zumal da nicht alle

Wörter im Verzeichnis zu den Texten enthalten sind, und ein billiges provenzalisches Glossar noch nicht vorhanden ist.

Es folgen nun 24 Seiten, jedenfalls für Seminarübungen bestimmte Texte, die entweder kritischen Ausgaben (u. a. Appel, Bartsch, P. Meyer, Stimming), oder auch Handschriften entnommen sind; einige Fufsnoten sollen das Verständnis erleichtern helfen.

Den Schlufs des Buches bilden zwei Wörterverzeichnisse, und zwar eines zu den Texten mit der deutschen Bedeutung, aber „nur etwas weniger bekannte, namentlich solche, die nicht schon in der Grammatik begegnen“, enthaltend; sodann ein zweites, das nur die in der Grammatik vorkommenden Formen (ohne Bedeutung) mit der Seitenzahl angibt. Mir möchte es scheinen, als ob beide Wörterverzeichnisse, ohne den Umfang des Elementarbuches wesentlich zu erweitern, zu einem einzigen verschmolzen werden könnten, das alle im Buche vorkommenden Vokabeln mit ihrer Bedeutung, bei den im grammatischen Teile vorkommenden mit Beibehaltung der Seitenzahl, enthielte. Das würde den Gebrauch des trefflichen, aufs wärmste zu empfehlenden Buches noch erleichtern.

Mögen auch die in Aussicht gestellten, das Provenzalische betreffenden Elementarbücher (ein katalanisches von Hadwiger, ein Grundrifs der altprovenzalischen Literaturgeschichte von Crescini, ein provenzalisches Wörterbuch von Levy) bald folgen.

Bremen. **O. Hennicke.**

198/199) **F. Stofsberg, Die Sprache des altenglischen Martyrologiums.**

G. Trilsbach, Die Lautlehre der spätwestsächsischen Evangelien. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1905. 168 u. 174 Seiten. 8. je ℳ 4.—.

Beide Arbeiten sind so genau nach demselben Schema gefertigt, dafs manche Teile sogar wörtlich übereinstimmen, beide behandeln eine rein sprachliche Frage bei nah verwandten Denkmälern, beide weisen gemeinschaftliche Fehler auf. Der wesentlichste liegt darin, dafs sie viel zu breitspurig sind. Die Sprache des altenglischen Martyrologiums (herausgegeben von Herzfeld, E. E. T., S. 116 [1900]) ist ein Gemisch von Sächsisch, das überwiegt, und Anglisch, die der Evangelien (herausgegeben von Skeat, 1871—1889) ein ganz ausgezeichnetes Spätwestsächsisch. Um diese Tatsachen zu beweisen, die jedem Kundigen, wenn er auch nur ein paar

Seiten der Texte liest, unmittelbar ins Auge fallen, wenden die Herren je einen stattlichen Band von über zehn Druckbogen auf. Immerhin könnte man sich eine Zusammenstellung der Lautverhältnisse noch gefallen lassen, aber für jeden noch so natürlichen und regelmäfsigen Lautvorgang sämtliche Wörter, die ihn aufweisen, in alphabetischer Folge mit genauer Stellenangabe zu verzeichnen, ist ebenso überflüssig wie langweilig. Nur ein Beispiel: Zum Beweise, dafs in den Evangelien westgermanisch *u* ausnahmslos *u* geblieben ist (also in *budon, forbudon, bugon* usw.), zählt Trilsbach 4½ Seiten zu je 34 Zeilen Belege auf, und so ist es überall in beiden Schriften! Drei Zeilen hätten da auch genügt. Beide Verfasser haben sich einen schlimmen Streich gespielt, dafs sie den wohlgemeinten und verständigen Rat Bülbrings, der ihnen die Untersuchungen anriet, in den Wind geschlagen haben. Es war selbstverständlich das einzig Richtige, nur die Formen zusammenzustellen, die im Spätaltenglischen schwanken, oder sonst irgendwie auffällig oder von Wert sind. Statt dessen glaubten beide lieber eine „vollständige Lautlehre“ schreiben zu sollen, wobei sie leider nur vergafsen, dafs eine Lautlehre auch vollständig sein kann, wenn nicht alle Belegstellen aufgezählt werden; denn auf die Erscheinungen selbst, nicht auf die Summe der Einzelfälle kommt es an. Sachlich scheinen sonst die Listen im wesentlichen zu stimmen, doch finden sich auch wunderliche Mifsgriffe und Fehler. Stofsberg kennt z. B. einen „Grundrifs der germanischen Philologie“ von Paul und Braune (S. 5) und hat S. 52 eine grammatisch falsche Kapitelüberschrift; Trilsbach leistet sich Formen wie *Cirkonflex* und *Kompositis* und verzeichnet in seinem „Inhalt“ nicht einmal die Hauptsache seiner Untersuchung, die „Ergebnisse“, die S. 171 beginnen. — Die unerfreulichen Kennzeichen von Anfängerarbeiten machen sich leider allzu deutlich bemerkbar.

K. -tz-.

---

200) **Ernst Löwe, Beiträge zur Metrik Rudyard Kiplings.** (= Marburger Studien zur englischen Philologie. Heft 10.) Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1906. VIII u. 103 S. 8. ℳ 2.50.

Eine Arbeit, die von gründlicher Kenntnis aller in Betracht kommenden Fragen ebenso deutliches Zeugnis ablegt, wie von intensivem Fleifse. Alle Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen, war dem Referenten bei der übergrofsen Fülle des Stoffes unmöglich. Stichproben erwiesen die

Zuverlässigkeit des Gebotenen. Das Ergebnis scheint mir zu der aufgewandten Mühe nicht im richtigen Verhältnis zu stehen; es bestätigt in der Hauptsache nur bekannte Tatsachen und ist kaum geeignet, dem Bilde des Dichters K. wesentliche neue Züge hinzuzufügen. Bedauerlich ist, dafs der Verfasser fast ganz von der Wiedergabe umfangreicherer Beispiele — besonders beim Strophenbau — absieht. So entbehrt die Darstellung sehr der Anschaulichkeit, und das Bild, das der Leser sich von der dichterischen Technik K.s bilden kann, bleibt ziemlich verschwommen.

Apenrade. **Ad. Herting.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 11. August. **Nr. 16, Jahrgang 1906.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

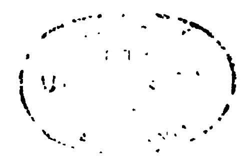
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Das Schlachtfeld von Issus.

Von Dr. **Albert Gruhn.**

Von den berühmten Schlachtfeldern des Altertums sind trotz angestrengtester Forschung mehrere noch nicht genau bestimmt. Am eifrigsten hat sich in letzter Zeit Professor Kromayer bemüht, diese Lücke in der Geschichtswissenschaft auszufüllen. Um für sein Buch „Antike Schlachtfelder in Griechenland" möglichst sichere Ergebnisse zu gewinnen, unternahm er im Frühjahr 1900 mit dem Obersten z. D. A. Janke eine Reise nach Griechenland, die von Sellasia hinauf bis Philippi führte. Von dieser Unternehmung fühlte sich Janke so befriedigt, daſs er beschloſs, auf eigene Faust für die Vervollständigung dieses Teils der Kriegsgeschichte Untersuchungen anzustellen. Der Chef des Generalstabes der Armee, Graf von Schlieffen, hieſs seine Absicht gut und gab ihm zwei Offiziere als Topographen mit, nämlich die Oberleutnants v. Bismarck und v. Marées, zu denen dann noch, von anderer Seite angeregt, der Oberleutnant v. Plessen kam. Auch die Gesellschaft für Erdkunde förderte den Plan, indem sie einen Reisezuschuſs bewilligte. Janke war danach aufs beste ausgerüstet, um sein Vorhaben erfolgreich durchzuführen. Daſs er keinen Historiker oder Archäologen zur Beteiligung gewinnen konnte, dürfte nicht allzuschwer ins Gewicht fallen, da er selbst und seine drei Mitarbeiter gerade



auf dem Gebiete der Geschichte ganz gut Bescheid wissen. Die Forschungsreise fand im Frühjahr 1902 statt und hatte als Hauptziel, die Schlachtfelder am Granikus und bei Issus endgültig festzulegen.

Die Reise ist zur vollen Zufriedenheit der beteiligten Herren verlaufen. Besonders glücklich war man, weil man glaubte, den Jahrhunderte alten Streit um die Lage des Schlachtfeldes von Issus ein für allemal entschieden zu haben. Dieses Siegesbewufstsein trat besonders lebhaft in den Vorträgen zutage, die in verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften Berlins im Winter 1903/4 gehalten wurden. Ein sonderliches Wunder wäre es nun nicht gewesen, wenn die vier trefflich geschulten preufsischen Offiziere das Problem wirklich gelöst hätten, allein ihre Beweisführung fand sofort nicht jedermanns Zustimmung; unter anderen machte auch ich in der Gesellschaft für Erdkunde meine Bedenken Oberst Janke gegenüber geltend. Da man jedoch den vollständigen Stoff nicht zur Hand hatte, so mufste man sich gedulden, bis die Ergebnisse der Forschungsreise in Buchform vorlagen. Das Werk erschien und führt den Titel „Auf Alexanders des Grofsen Pfaden. Eine Reise durch Kleinasien von A. Janke, Oberst z. D.“ (1904), ist mit grofsem Fleifs, namentlich im Hinblick auf die Quellen, bearbeitet und bietet aufser zwanzig guten Abbildungen sechs vorzügliche Pläne zu den Schlachtfeldern von Issus und am Granikus. Erst an der Hand dieser Karten liefsen sich Jankes Schlufsfolgerungen eingehend nachprüfen und zuverlässige Unterlagen für die eigene Ansicht gewinnen. Mich persönlich fesselte zunächst nur die Issusfrage, und ich war nicht wenig überrascht, als ich bei der Vertiefung in Jankes Werk erkannte, dafs ich ihm gegenüber recht behielte. Trotz der besten Hilfsmittel hat er das Schlachtfeld an eine falsche Stelle verlegt. Mit Rücksicht auf die Geschichtswissenschaft habe ich nicht gezögert, meine abweichende Ansicht und ihre Begründung öffentlich bekanntzugeben. Die kleine Schrift heifst „Das Schlachtfeld von Issus. Eine Widerlegung der Ansicht Jankes“ (Jena 1905). Da durch die oben erwähnten Vorträge die irrige Ansicht von der Lage des issischen Schlachtfeldes auch in weitere Kreise getragen worden ist, so dürfte es nur billig sein, wenn die Zeitschriften nunmehr auch für die Richtigstellung des Sachverhalts sorgten. Aus dieser Erwägung will ich hier kurz meine Ansicht darlegen.

Der Hauptstreit dreht sich um die Frage, ob der von den alten Schriftstellern genannte Flufs Pinaros der heutige Pajas oder der Deli Tschaï sei. Am Pinaros hat die Schlacht stattgefunden, das ist allgemein

zugegebene Tatsache. Zwischen Pajas und Deli Tschaï, die beide von Osten nach Westen, vom Amanusgebirge nach dem Mittelmeer, strömen, liegen 10 km. Der Pajas ist etwa 4 km lang und hat sehr steile Ufer bis kurz vor seiner Mündung, der Deli Tschaï dagegen ist doppelt so lang, 8 km, und hat fast durchweg ziemlich niedrige, lehmige Ufer. Mit Janke stimme ich darin überein, dafs Alexander die Schlacht mit verkehrter Front schlug, dafs er den Aufmarsch von Süden her vollzog, also den rechten Flügel am Amanus und den linken am Meere hatte. Ich weiche aber darin von Janke ab, dafs dieser die Schlacht am Deli Tschaï, ich dagegen am Pajas stattfinden, jener den Darius von Norden, ich dagegen von Süden, nämlich Alexander voraus, anmarschieren lasse.

Den Ausgangspunkt meiner Untersuchung bildet der Ort von Alexanders Nachtlager vor der Schlacht, ein Ort, hinsichtlich dessen ich mit Janke durchaus übereinstimme, nämlich das heutige Derbent, die Enge am Jonaspfeiler, südlich vom Sari Saki Su, eine Stelle, die Janke als Pafs des Arrian bezeichnet. Von hier bricht Alexander am Morgen des Schlachttages auf. Darius rückt ihm nicht entgegen, sondern behält die Stellung, die er während der Nacht hatte, auch am Tage bei, nämlich die Stellung am rechten Ufer des Pinaros. Infolgedessen kann man schon aus den Meldungen von Alexanders Vorposten während der Nacht die Entfernung des Pinaros vom Jonaspfeiler berechnen. Die Vorposten melden nun, dafs Darius 30 Stadien oder 5½ km entfernt stehe. Die Frage ist, wo diese Vorposten zu suchen sind. Aus militärischen Gründen darf man sie nirgends anders als am Nordrande des Rückens von Eski Ras Pajas, d. h. etwa 7 km nördlich von Derbent, annehmen. Rechnet man beide Entfernungen zusammen, so erhält man 12½ km, und das ist die tatsächliche Entfernung zwischen Derbent und dem Pajas.

An dieselbe Stelle gelangt man, wenn man die Zeitdauer von Alexanders Anmarsch berechnet. Da die Schlacht Ende Oktober oder Anfang November stattgefunden hat, so kommt nur ein Tag von 10 Stunden in Betracht. Dieser Tag wird von drei Handlungen ausgefüllt, nämlich von dem Anmarsch, von der eigentlichen Schlacht und von der Verfolgung. Für die Schlacht darf man sicherlich nicht weniger als drei Stunden und für die Verfolgung, die bis zum Einbruch der Dunkelheit sich erstreckte, auch nicht unter zwei Stunden ansetzen, so bleiben für den Anmarsch nur 5 Stunden übrig. In 5 Stunden konnte man allenfalls 22 km marschieren. Diese Marschleistung wird aber durch mehrere Umstände erheblich ver-

mindert. Zunächst hat Alexander von Derbent bis Eski Ras Pajas ein sehr schwieriges Gelände zu überwinden, sodann läſst er seine Truppen mehrmals Rast machen, weil er sie bei der damaligen Kampfesweise nicht ermüdet an den Feind bringen durfte, drittens hat er einen Aufmarsch von 4 km auszuführen, viertens wird er von des Darius Vorhut zu behutsamem Vorgehen genötigt, fünftens muſste er den Feind aus seiner rechten Flanke vertreiben, sechstens hielt er an alle Offiziere und Unteroffiziere, die Front entlang reitend, eine kurze Ansprache und endlich nahm er noch unmittelbar vor Beginn der Schlacht Reitereiverschiebungen vom rechten nach dem linken Flügel vor. Alle diese Umstände und andere muſsten den Vormarsch derartig verzögern, daſs er in den 5—6 Stunden nicht mehr als 12—13 km bewältigen konnte. Also muſs die Schlacht am Pajas geschlagen worden sein.

Die Beschaffenheit des Pajas stimmt nun durchaus zu der Beschreibung, welche die Geschichtsquellen von dem Pinaros geben. Auch Janke kann das nicht leugnen, er nimmt aber an zwei Punkten Anstoſs: einmal sind ihm die Ufer des Pajas gar zu hoch, sodann ist er ihm zu kurz. Dabei übersieht Janke, daſs alle Quellen den Pinaros als sehr steilufrigen Fluſs bezeichnen. Wenn sein Bett heute noch erheblich tiefer gelegen als damals ist, so ist das bei kurzen Gebirgsflüssen ganz natürlich; das Geröll hat seinen Ober- und Mittellauf ausgehöhlt; bei nur $^1/_2$ cm jährlicher Vertiefung in 2200 Jahren allein schon um 11 m. Nach einer der Hauptquellen soll der Pinaros nur 2,5 km lang sein, der Pajas ist aber tatsächlich 4 km lang. Es zeigt sich jedoch, daſs die Schätzung von 2,5 km richtig ist, wenn man nur die allgemeinen Fluchtlinien von Gebirge und Meer ins Auge faſst. Nimmt man die 4 km zur Grundlage und berechnet danach die Gröſse von Alexanders Heer, dessen Aufstellung genau bekannt ist, so ist das Ergebnis von überraschender Übereinstimmung. Endlich ist auch die Gebirgsbildung südlich vom Pajas von einer derartigen Beschaffenheit, daſs eine dort aufgestellte Abteilung Alexander in den Rücken kommen muſste, wie die Quellen zu berichten wissen. Kurz, man mag diese Quellen deuten und wenden, wie man will, bei richtiger Schluſsfolgerung führen alle Angaben auf den Pajas als auf den Pinaros der alten Geschichtschreiber.

Mit dieser positiven Beweisführung aber habe ich mich nicht begnügt, sondern habe sie noch durch eine negative ergänzt, indem ich probeweise mit Janke annahm, daſs der Deli Tschaï der alte Pinaros sei.

An acht Punkten zeige ich nun, dafs sich diese Behauptung zu den Angaben der Quellen in Widerspruch setzt. 1. Die Entfernung ist zu grofs; der Deli Tschaï liegt 22,5 km nördlich vom Jonaspfeiler. Damit ist die Meldung von Alexanders Vorposten in keiner Weise zu vereinbaren. 2. Die Dauer des Marsches würde selbst bei gutem Gelände fast den ganzen Tag beanspruchen. Der jüngere Cyrus wie Alexander sind durchschnittlich täglich 25 km marschiert. Hätten bei dem Marsche von 22,5 km noch alle die Handlungen stattgefunden, von denen die Quellen berichten, dann hätte der ganze Tag nicht hingereicht. Dieser zehnstündige Tag will aber neben dem Marsch noch Raum für eine gewaltige Schlacht und Raum für eine scharfe Verfolgung haben. 3. Die Angaben über den Aufmarsch passen nur für das Gelände von Eski Ras Pajas bis zum Flufs Pajas, nicht aber für die Gegend nördlich von diesem Flusse, wohin Janke den Übergang vom Reihenmarsch in die Phalanxstellung verlegt. 4. Wenn der Deli Tschaï der Schlachtflufs sein soll, dann mufs Alexanders Heer vorher drei ansehnliche Gebirgsflüsse überschreiten, nämlich den Pajas, den Kurudere und den Rabat Tschaï. Von solchen Flufsübergängen steht aber in den Quellen kein Wort, auch ist Jankes Annahme, dafs diese Flüsse wahrscheinlich um diese Zeit sehr seicht gewesen seien, hinfällig, da es tags vorher aufserordentlich stark geregnet hat. Überdies mufsten die Flufsübergänge das Vorrücken sehr verzögern, so dafs Alexander für die 22,5 km erst recht einen vollen Tag gebraucht haben würde und damit keine Zeit zu einer Schlacht übrig behalten hätte. 5. Die Beschaffenheit des Deli Tschaï stimmt so wenig zu der Beschreibung, die sich in den Quellen vom Pinaros findet — er ist viel zu lang, 8,8 km, und hat keine Steilufer, sondern niedrige Lehmufer —, dafs selbst Janke nicht umhin kann einzuräumen, dafs der Pajas den Quellenberichten besser entspreche. „Der Deli Tschaï“, schreibe ich, „hat mit dem Pinaros eine allgemeine Ähnlichkeit, etwa wie die Oder mit dem Rhein.“ 6. Janke sieht sich am Deli Tschaï gezwungen, Alexander eine längere Schlachtlinie zu geben, als die Quellen zulassen, während der Pajas ganz vortrefflich dazu pafst. 7. Die Schlucht am oberen Deli Tschaï und der dahinter liegende Bergvorsprung werden in den Quellen nicht erwähnt, obwohl in diesen sonst jeder Einzelheit gedacht wird. Sie passen auch nicht zu der Schilderung von dem Angriff der Agrianer auf die Perser, bevor Alexander den Pinaros erreichte. Er ist an den Abhang entlang marschiert, vor dem Beginn der Schlacht. 8. Der Weg, den die Verfolgung nimmt, läfst sich

bequem nördlich vom Pinaros nachweisen, wobei namentlich jene Schlucht, an der die Verfolgung vorbeigeht, eine wichtige Rolle spielt. Janke dagegen kommt wieder in Verlegenheit, wenn er auf dem Gelände nördlich vom Deli Tschaï für die Angaben der Quellen einige Anhaltspunkte namhaft machen soll.

Dieser achtfache Gegenbeweis wirkt so erdrückend, dafs Jankes Ansicht von der Lage des Schlachtfeldes als endgültig abgetan betrachtet werden darf. Janke hat in seiner Untersuchung sich einen Fehler zuschulden kommen lassen, der unseren Militärschriftstellern nur gar zu nahe liegt. Er hat heutige Manövererfahrungen auf die Zeit des grofsen Makedonenkönigs, also auf eine Vergangenheit, die mehr als 2200 Jahre zurückliegt, angewandt. Bedenklich ist es für alle Fälle, theoretische Erwägungen allgemeiner Art gegen den Verlauf einer Schlacht anzuführen, die unter dem Zwange der Verhältnisse in einer Enge und an einer Stelle geschlagen worden ist, wie man sie sich für Manöverübungen ganz gewifs nicht aussucht. Das Exerzierreglement hat seine Vorteile, schliefst aber auch eine grofse Gefahr in sich. Man vergifst, dafs eine aufsergewöhnliche Lage auch aufsergewöhnliche Mafsnahmen und Leistungen nötig macht. Indem Janke nun seine heutigen Ansichten über eine solche Schlacht in den Vordergrund stellt, sieht er sich auf Schritt und Tritt genötigt, die Angaben der Quellen als irrig zu bezeichnen. Ich habe gerade den umgekehrten Weg gewählt, bin überall den Quellen gefolgt und habe diejenigen Schlufsfolgerungen gezogen, die sie miteinander in Einklang bringen.

Diese sachgemäfse Behandlung der alten Historiker hat mir noch die Genugtuung gewährt, den Anmarsch des Darius und die Lage von Issus unzweideutig zu bestimmen. Dieser Aufgabe ist der letzte Teil meiner Schrift gewidmet. Darius ist von Süden her, über den Beilanpafs in Kilikien, das am Jonaspfeiler oder in der Gegend des heutigen Alexandrette beginnt, eingerückt. Alexander, der ihm entgegengezogen war, ist ihm, durch Parmenios Vorposten von dem persischen Anmarsch unterrichtet, ausgebogen und über Issus, das in der Nähe des heutigen Alexandrette oder Iskenderum gesucht werden mufs, nach Myriandros vorgerückt. Erst nachdem Darius in seinem Rücken steht, macht Alexander kehrt und nötigt seinen Gegner, der mit seinem grofsen Heer in die Enge zwischen Amanus und Mittelmeer wie in eine Falle gegangen war, an einer Stelle zur Schlacht, wo seine gewaltigen Truppenmassen mehr hinderlich als vorteilhaft waren. Das ist der springende Punkt, den Janke völlig aus den

Augen verloren hat. Die Schlacht ist auf einem sehr eingeengten Gelände geschlagen worden und nicht an einer Stelle, wo, wie ich in meinem Buche sage, nicht blofs Darius einen hinreichend grofsen Exerzierplatz erhält, sondern vor allem auch Alexander, der noch einen gehörigen Raumvorrat abzugeben in der Lage ist. In allen Quellen über die Schlacht von Issus wird der grofse Raummangel betont, nur Janke will davon nichts wissen und verlegt seine Schlacht auf ein Gelände, das keinem von beiden Heeren Schwierigkeiten macht. Trotz des Irrtums behält aber Jankes Buch wegen der tatsächlichen Angaben seinen hohen Wert.

Gegen meine Darstellung ist zuerst Prof. Edmund Lammert in Leipzig aufgetreten (B. ph. W. 1905, Nr. 50). Er stützt sich vor allem auf die Erklärung v. Marées', „dafs sie alle mit Janke einstimmig an Ort und Stelle zu der Überzeugung gelangt seien, dafs die Ufer des Pajas im oberen und mittleren Laufe für eine Gefechtshandlung aller Truppengattungen niemals in Frage kommen können, da sie völlig unpassierbar sind“. v. Marées schreibt zu der von mir vermuteten Erhöhung der Flufsufer: „Gerade das Gegenteil ist der Fall! Das starke Gefälle, das der Pajas dereinst gehabt haben mufs, damit er sein bis 10 m tiefes Bett aushöhlen konnte, ist schon seit langer Zeit nicht mehr vorhanden. Es hat sich die Küste, wie dies auch an zahlreichen anderen Stellen des Mittelmeeres nachgewiesen worden ist, in den letzten zwei Jahrtausenden um etwa 3 m gehoben und das Gefälle des Pajas entsprechend verringert... Es dürfte daher zur Zeit der Schlacht von Issus der Pajas noch etwas höhere Ufer als heute gehabt haben.“ Infolge dieser Erklärung schliefst Lammert: „Aus sachlichen Gründen mufs der Pajas also für abgetan erklärt werden.“ Was L. des weiteren ausführt, ist fast ergötzlich. Polybius soll „die Beschreibung des Kallisthenes unrichtig aufgefafst haben“, Pol. XII, 17, 3 soll „Kallisthenes nicht von der Länge des Flufslaufes, sondern von der Breite der Ebene reden“, es soll „hier eine irrtümliche Übertragung der Geländebreite von der makedonischen Aufstellung am Pajas auf die persische am Pinarus stattgefunden haben“ — man beachte die völlige Willkür in allen diesen Annahmen —, Flufsufer von 2—4 m Höhe sollen „vom Flufsbette aus natürlich als Hügel (*λόφοι*)“ erscheinen, wonach so ziemlich alle Flüsse von Hügeln flankiert sind; denn ein wenig höher sind ja überall die Ufer als der Wasserspiegel; mit der Froschperspektive arbeiten wir aber noch nicht. Er kann es nicht begreifen, dafs Darius an Alexander vorbeigezogen sein könne, weil

er sich Alexander am Beilanpafs denkt und ganz vergifst, dafs er in Myriandros steht, das man gut 15 km südlich von der Ebene von Skanderun suchen darf und tatsächlich sucht. Er weifs nichts davon, obwohl es auch in meiner Schrift steht, dafs Parmenio im Kriegsrat den Plan verficht, man solle Darius in die Enge zwischen Meer und Amanus hereinlassen, und dafs die Quellen berichten, dafs Alexander zur Erkundung von Darius' Stellung einen Schnellruderer abgeschickt hat; er stellt es auf Spalte 1603 so dar, als wären das willkürliche Annahmen von mir. Mir ist selten eine so unzureichende Kritik begegnet wie die, die L. an meinem Buche geübt hat. Ganz unkritisch ist auch Lammerts Hinweis auf die niedrigen Flufsufer des unteren Granikus; denn auch das Schlachtfeld an diesem Flusse hat Janke falsch angesetzt. Trotzdem hat A. Janke sie zur Grundlage seiner Besprechung meines Buches in der W. f. kl. Ph. Nr. 6 genommen. Auch er schreibt: „Jeder einzelne Mann ist beim Herabsteigen am Tage von der Ebene bei Alexandrette aus zu erkennen, nachts ist jeder Wagen zu hören.“ Janke mufste es wissen, dafs Alexander in Myriandros und nicht unmittelbar am Beilanpafs stand, wie konnte er also diesen Satz niederschreiben! Wie kann er, indem er sich nachträglich dieser Tatsache erinnert, fortfahren: „Jedenfalls ist es undenkbar, dafs Alexander den Abstieg des persischen Heeres vom Beilanpafs nicht entdeckt haben sollte.“ Die Quellen berichten es doch, und jeder Erfahrene weifs, dafs das Unglaublichste schon Ereignis geworden ist. Soll ich hier etwa von den vielen Schlachten sprechen, bei denen sich „Undenkbares“ zugetragen hat? Janke schreibt weiter: „In diese (die Küstenebene) hinein begibt sich Darius nach Gruhn mit seinem ganzen Heere und kümmert sich zunächst um Alexanders Heer gar nicht, sondern marschiert nordwärts über den Pafs am Jonaspfeiler und über den Pajas.“ Hier geschieht seitens Jankes Unglaubliches. Wie sollte sich denn Darius um Alexander kümmern, da er von dessen Nähe keine Ahnung hatte und ganz und gar nicht wufste, dafs er südlich von ihm, in Myriandros, stand! Er vermutete ihn doch noch bei Mallus. Nach Janke lag Issus „entsprechend der Überlieferung nicht bei Alexandrette, sondern nördlich nahe der tiefsten Einbuchtung (Plinius: in recessu intimo) des nach ihm genannten Issischen Meerbusens“. Herr Oberst Janke wird es gewifs erstaunlich finden, wenn ich des Plinius recessus nicht auf den ganzen Meerbusen zwischen Kleinasien und Syrien, sondern auf die kleinere Bucht von Alexandrette beziehe. Der Beweis, dafs die Alten der Bezeichnung Issischer Meerbusen einen

größeren Umfang gegeben haben, ist noch nicht erbracht. Im übrigen erwidere ich die Bemerkung Jankes: „Der Herr Oberlehrer verrät uns nicht, wie er seine militärischen Kenntnisse erworben hat“, mit der Frage: „Woher hat denn der Herr Oberst seine historischen und philologischen Kenntnisse? Sollte ich nicht vielleicht längere Zeit beim Militär als er auf der Universität zugebracht haben?“

Man wird mir wohl zugeben, daſs an Lammerts und Jankes Kritik alles unwesentlich ist bis auf die Behauptung, daſs der Pajas wegen der Steilheit seiner hohen Ufer für eine Schlacht nicht in Frage kommen könne. Mir lag also ob, Marées' oben abgegebene Erklärung zu widerlegen. Das habe ich in der B. ph. W. Nr. 8 so gründlich getan, daſs Lammert sofort eine Entgegnung dazu fügte mit folgender Richtigstellung: „Zu meinem Bedauern habe ich bei der Wiedergabe seiner (v. Marées') Worte aus Versehen ‚Küste‘ anstatt ‚Meeresspiegel‘ geschrieben. Es muſs also heiſsen: ‚Der Meeresspiegel hat sich gehoben.‘ Mit dieser Änderung hält Herr v. Marées seine Ansicht aufrecht; sich noch weiter mit G. herumzustreiten, lehnt er ab.“ Dazu ist noch die Anmerkung gemacht: „Herr v. Marées hat mich sofort nach Durchsicht des Korrekturbogens auf den Schreibfehler aufmerksam gemacht; die Druckerei konnte aber meine nachträglich eingesandte Verbesserung nicht mehr ausführen.“ Die Herren L. und M. tun mir leid, sie kommen aus dem Regen in die Traufe. Daſs L. sich solche Schreibfehler leistet, ist für seine Kritik höchst bezeichnend; ihm ist es ganz gleich, ob sich die Küste oder der Meeresspiegel gehoben hat, den groſsen Unterschied weiſs er persönlich nicht zu erkennen. Und dabei mischt er sich mit der Miene eines Sachverständigen in den Streit um die Lage des Issusschlachtfeldes! Von Herrn v. Marées erwartete ich allerdings mehr Vorsicht. Ich könnte ihn mit seiner neuesten Behauptung ähnlich widerlegen wie mit seiner Küstenhebung, d. h. an der Hand der physischen Erdkunde. Mir steht aber ein noch viel einfacheres und Herrn v. Marées wohlbekanntes Mittel zu Gebote, nämlich das Buch, zu dem er selbst mit beigesteuert hat, Jankes „Auf Alexanders des Groſsen Pfaden“. Sollte es möglich sein, daſs v. Marées gar nicht weiſs, was in diesem Buche steht! Die vier Herren waren doch sonst so einig in ihren Ansichten. Auf S. 8 lese ich: „Nach Tomaschek ist die Ebene von Alexandrette von allerjüngster Entstehung und eigentlich in fortdauernder Bildung begriffen. Es ist ein Stück Land, welches durch die allmähliche Emporhebung sandiger Sedimente des Meeres fortwährend anwächst, die Bucht ausfüllt und

die See zurückdrängt. Die tieferen Abzugskanäle haben die marinen Sand- und Mergeldiluvionen entblöfst. Ein Meeresdiluvium von grobem Kalksteinkonglomerat sind auch die niedrigen Hügel an der Küste von Alexandrette. Col. Squire berichtet aus dem Jahre 1802, dafs das Meer seit 100 Jahren um 1 Mile (= $1{,}_{61}$ km) zurückgetreten sei und dafs man an den Ruinen eines Steinbaues landeinwärts Eisenringe gesehen habe, an denen einst die Schiffe mit Tauen befestigt wurden. Auch Fischer erklärt, dafs das Meer bei Alexandrette in den letzten zwölf Jahren um 10—15 Faden zurückgetreten sei." Wie nun, Herr v. Marées? Auf wessen Autorität hin lassen Sie auf einmal sich den Meeresspiegel um 3 m heben? Oder meinen Sie, dafs er sich bei Alexandrette um mehrere Meter gesenkt, aber 20 km nördlich um 3 m gehoben habe? Es wird doch wohl nötig sein, „sich mit Gr. noch weiter herumzustreiten". Oder soll ich erklären: „Es ist nicht mehr nötig"? Aus „sachlichen Gründen" dürfte der Einwand, dafs sich das Bett des Pajas in den letzten 2200 Jahren nicht vertieft habe, „für abgetan" gelten.

Gegen meine Behauptung, dafs Darius über den Beilanpafs anmarschiert sei, ist nichts Stichhaltiges vorgebracht worden. L. irrt sich, wenn er schreibt, ich liefse nur Alexander kehrt machen (Sp. 256); schon auf der beigefügten Karte kann er sich vom Gegenteil überzeugen. Viel vorsichtiger als Lammerts und Jankes Besprechungen ist die von R. Hansen in Nr. 8 dieser „Rundschau". Sie gibt mir Gelegenheit, mich über den Anmarsch des Darius und die Lage von Issus noch einmal zu äufsern. Für den Beilanpafs sprechen folgende Erwägungen:

1) Alexander will Darius aufsuchen und marschiert, wie von keiner Seite bestritten wird, dem Beilanpafs zu. Darius' Lager in Sochoi mufs also jenseits dieses Passes gelegen haben.

2) Amyntas rät Darius, seine Stellung in Sochoi beizubehalten, weil er hier genug freies Feld zur Entfaltung seiner gewaltigen Heeresmassen habe; ziehe er aber über das Gebirge, so gerate er in die Enge und werde von seiner numerischen Überlegenheit keinen Vorteil haben. Diese Darstellung ist unzutreffend für den Fall, dafs Darius durch den Pafs von Toprak Kalessi zu marschieren beabsichtigte; denn in dem Cilicien jenseits dieses Passes findet sich das schönste Manövergelände für eine grofse Armee. Amyntas konnte aber, als er jene Ansichten aussprach, nicht annehmen, dafs man nach der Überschreitung des Passes von Toprak Kalessi Ale-

xander nicht mehr vor sich haben werde, sondern ihm nach Süden hin werde folgen müssen. Er konnte Alexander nicht in Myriandros suchen. Er vermutete, dafs Alexander ihnen von Mallus entgegenziehen und dafs man etwa halbwegs, in den Engen zwischen Amanus und Meer, in der Gegend des späteren Schlachtfeldes, mit ihm zusammentreffen würde; dafs Alexander fehlerhafterweise darüber hinausmarschieren würde, konnte er nicht annehmen.

3) Hätte Darius den Pafs von Toprak Kalessi benutzt, dann konnte er nicht unmittelbar nach dem Abstiege in ein äufserst enges Gelände mit neuen Pässen geraten. Selbst wenn unter Voraussetzung eines solchen Anmarsches die Schlacht nicht an den Deli Tschaï, sondern noch südlicher an den Pajas verlegt wird, bleibt er den eigentlichen Engpässen noch immer fern. Nach den Quellen aber hat er sie durchzogen; Plutarch, Alex. d. Gr., 20 (in meiner Schrift S. 37), Arrian II, 6 u. II, 7 („aus einer weiten Ebene her in die Engpässe zusammengedrängt") u. II, 8 („über den bereits zurückgelegten Weg", ein Ausdruck, der sich nur auf des Darius Nordmarsch beziehen kann), Curtius Rufus III, 17 und besonders 21, wo man aus der Gegend von Myriandros die Wachtfeuer von Darius' Lager erblicken kann, und noch mehrere andere Stellen.

4) Zwei Quellenschriftsteller erwähnen aber ausdrücklich den entgegengesetzten Vorbeimarsch der beiden Könige. Plutarch 20 heifst es: „Darius brach auf und rückte nach Kilikien vor, wie zu gleicher Zeit Alexander nach Syrien gegen Darius. In der Nacht verfehlten sie einander beiderseits und kehrten also wieder um." Hierzu stimmt Curtius III, 20: „Zufällig gelangten in ein und derselben Nacht hier Alexander zu den Engpässen, die den Zugang zu Syrien bilden, dort Darius an die Stelle, die den Namen des Amanischen Tores führt." Infolge dieses Anmarsches von Süden überschreitet die Reiterei des Darius den Pinaros auch zweimal Curtius III, 20 (am Ende) und III, 22.

Hinsichtlich der Lage der Stadt Issos bin ich selbst dagegen, sie gerade an der Stelle des heutigen Alexandrette zu suchen. Eines steht für mich fest: die Hafenstadt kann nicht dort gelegen haben, wo kein Hafen ist, also nicht auf der Strecke nördlich vom Kurudere bis zum innersten Winkel des Meerbusens. Es bleibt also ein Spielraum von etwa 20 km, und darauf kämen drei Stellen in Betracht: die Ebene von Alexandrette, der Strandpafs nördlich vom Jonaspfeiler und das heutige Pajas mit seinen nördlich vorgelagerten Ruinen. Hansen verweist mich auf

Xenophons Darstellung (I, 4), und ich bin ihm dankbar, dafs ich mich über dessen Angaben äufsern darf. Nach Xenophon ist Issus die „äufserste Stadt Kilikiens“, sie mufs also in dem sehr spitzen Winkel gesucht werden, der sich zwischen Meer und Amanus bis zum heutigen Alexandrette ausdehnt; denn Myriandros, das dann folgt, ist bereits eine phönikische Stadt. Die Entfernung von Issus bis Myriandros beträgt nach Xenophon 10 Parasangen oder 55,6 km. Genau in der Mitte soll der Pafs zwischen Kilikien und Syrien liegen. Janke verlegt den Pafs in die Gegend nördlich und südlich vom Jonaspfeiler und mufs sich den Begriff eines Strandpasses erst schaffen, um die beschriebenen Befestigungen unterzubringen. Für mich steht fest, dafs der kilikisch-syrische Pafs kein anderer als der Beilanpafs und der Karsos der Beilanflufs ist. Ruinen am Beilanpafs weisen noch heute auf ehemalige Festungswerke hin. Mersin Su und Sarisaki Su sind zu schmal für die angegebene Breite des Karsos, gleich 30,66 m. Folglich sind nach Xenophon Issos und Myriandros etwa 25 km nördlich und südlich vom Beilanpafs zu suchen. Von Alexandrette bis zum Pajas sind 21 km; von der Beilanmündung bis zur Skala von Pajas würde fast genau die Entfernung, die Xenophon angibt, herauskommen. Issus ist einmal eine blühende Hafenstadt gewesen; es hat offenbar nördlich von der wichtigen Verkehrsstrafse über den Beilanpafs dieselbe Rolle gespielt, wie Myriandros südlich davon; unmittelbar am Fufse des Beilan-Passes aber scheint vor Alexanders Zeit keine Stadt gelegen zu haben, weil sich dort früher die Grenzbefestigungen von Kilikien und Syrien befunden hatten, und die Nähe solcher keine Stadtentwicklung zuliefs. Alexander mufs diese Befestigungen in Trümmern vorgefunden haben. Ich halte es für möglich, Pajas mit mit Issus gleichzusetzen. Ich möchte sogar die Wortform nicht ganz unbeachtet lassen, denn Pajas leitet sich offenbar von Baiae her; wie erklärt sich aber das S der Endung? Sollten wir es hier nicht mit einer Zusammensetzung zu tun haben, etwa mit Baiae Issi? Auf den italienischen Küstenkarten des 16. Jahrhunderts findet sich die Form Payasso, die einigermafsen an die Verschmelzung von Baiae Issi erinnert. Anderseits liegt es mir fern, besonderen Nachdruck auf die von Xenophon angegebene Wegeslänge zu legen. Ich vermute, dafs X. ein durchschnittliches Tagesmafs seinen Berichten nachträglich zugefügt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Kyros an jenen Tagen nicht 27½ km, sondern viel weniger marschiert ist, einmal wegen des engen Geländes, sodann wegen der Verzögerung, die er am Kersos erlitt, wo er die Flotte heranziehen mufste.

Man könnte deshalb Issos in der Ebene zwischen dem Jonaspfeiler und Eski Ras Pajas suchen, an der Stelle, die Janke als Strandpaſs des Xenophon bezeichnet. Nach Janke S. 18 finden sich hier recht bemerkenswerte Reste einer ehemaligen Ansiedlung und eines Hafens. Es heiſst bei ihm: „Zwischen beiden Flüssen (Mersin Su und Sarisaki Su) finden sich am Gebirge in der Nähe des Dorfes Sarisaki und am Strande Reste von Mauern, welche quer durch die Ebene geführt und Verteidigungszwecken gedient zu haben scheinen. Der nördliche Rest am Strande besteht aus einer umgestürzten Mauermasse mit Ziegeln, welche auch Ainsworth als römisches Backsteinwerk bezeichnet. 600 m südlich davon steht eine Mauer aus gut behauenen und stellenweise mit Kalk verbundenen Steinen aus späterer Zeit. Sie dient jetzt als Material für den Bau der neuen Straſse. Auch südlich vom Sarisaki finden sich noch Reste eines Landungssteges, eines Turmes und einer Mauer.“ Hier ist also die Stelle, an der Issus meines Erachtens am wahrscheinlichsten gelegen hat. Mit dieser Vermutung setze ich mich nicht in Widerspruch zu den Schluſsfolgerungen in meinem Buche; denn ich habe Issus nur „in die Gegend des heutigen Iskenderun“ verlegt, nicht unmittelbar an dessen Stelle; die Gegend von Iskenderun bildet aber den Gegensatz zu der Gegend in recessu intimo des ganzen Meerbusens, wo Janke und andere Issus gesucht haben.

---

201) **Sophokles' Antigone.** Für den Schulgebrauch erklärt von **Georg Kern.** 5. Auflage, besorgt von **Friedrich Paetzolt.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1905. ℳ 1.20.

Die Kernsche Ausgabe von Sophokles' Antigone, die es bei ihrem ersten Erscheinen als ihr Ziel bezeichnet hat, den Schülern eine knapp gefaſste, wirksame Hilfe zu bieten, so daſs sie mit Anwendung des Lexikons imstande sind, ein vorläufig ausreichendes Verständnis des Stückes zu gewinnen und unpassende Hilfsmittel zu verschmähen, erscheint in der fünften Auflage in wesentlich veränderter Gestalt. Der Herausgeber F. Paetzolt hat mit Recht an dem von G. Kern festgestellten Texte fast durchweg festgehalten; denn dieser scheint mir zur Überlieferung die richtige Stellung eingenommen zu haben: sie ist ihm als der festeste, mit Pietät zu behandelnde Anhalt erschienen. Denn — so sagte er im Vorwort zur ersten Auflage — eine Änderung bietet bei den vielfachen

Möglichkeiten selten unerschütterliche Sicherheit, und selbst dem gröfsten Genius wird die Kritik vieler folgender Jahrhunderte neben dem Unübertroffenen auch Schwächen und Ungewöhnliches, ja Seltsames nachweisen können. An einigen Stellen hat Paetzolt die Interpunktion geändert; Abweichungen vom Kernschen Texte sind in einem Anhange S. 111 u. 112 sorgfältig verzeichnet. Beispielsweise hatte K. die überlieferten Worte *ἄτης ἄτερ* V. 4 beibehalten; P. nimmt, da *οὔτ' ἄτης ἄτερ* nur durch eine gewundene Erklärung zu verstehen sei, Dindorfs Verbesserung *οὔτ' ἀτήσιμον* auf. Fast in gleichem Wortlaute wie in der vierten Auflage ist Kerns Einleitung (über die Einteilung des Dramas, den Vers des Dialogs, die Verteilung der Rollen unter die drei Schauspieler) beibehalten. Um jedoch den Blick des Schülers immer wieder auf den Zusammenhang des Ganzen zu lenken, ohne ihn zu beständigem Zurückblättern zu veranlassen, sind die einzelnen Abschnitte der Einteilung des Dramas an den betreffenden Stellen der Tragödie teils mit denselben, teils mit anderen Worten im Kommentar wiederholt.

Dieser Kernschen „Einteilung des Dramas" hat P. eine kurze, recht brauchbare Einleitung vorausgeschickt über: 1. Entwicklung der griechischen Tragödie, 2. Leben des Sophokles, 3. die Fabel des Dramas Antigone. Dagegen sind Angaben über das griechische Theater und die Bühneneinrichtung nicht in diese Einleitung aufgenommen. Solche Kenntnisse soll der Lehrer dem Schüler unter Benutzung von Anschauungsmitteln beibringen. Beifall finden wird es, denk' ich, dafs P. die Möglichkeit einer dem modernen Drama entsprechenden Einteilung in Akte und Szenen nicht, wie es Muff getan hat, in Form von derartigen Überschriften zum Ausdruck bringt.

Sehr beachtenswert sind die Inhaltsangaben, die die einzelnen Teile des Dramas — zum Unterschiede von den früheren Auflagen — begleiten: sie sind meist kurz und doch erschöpfend, übrigens durch fetten Druck kenntlich.

Recht praktisch ist es, dafs im Kommentar diejenigen Worte der erklärenden Anmerkungen gesperrt gedruckt sind, die für die Übersetzung benutzt werden können, während da, wo die Übersetzung direkt gegeben wird, dies in Anführungszeichen geschieht. Dafs die Anmerkungen der vierten Auflage mit Sorgfalt geprüft, ergänzt und berichtigt sind, bedarf kaum der Erwähnung. Wie gründlich der Herausgeber zu Werke gegangen ist, ersieht man z. B. leicht bei einem Vergleiche der Anmerkungen zu V. 1. 2. 4. 74. 88. 99. 111. 126. 141. 154. 1353.

Bei der Übersicht über die Versmafse der Chorgesänge (in der vierten Auflage nach S. 76 Anhang ohne Seitenzählung, in der fünften Auflage S. 113—119) sind unter möglichster Anlehnung an die Horazische Metrik die Bezeichnungen der einzelnen Verse zugefügt.

Diese neue Auflage entspricht sichtlich allen Anforderungen, die man an eine moderne Schulausgabe des Sophokles zu stellen berechtigt ist, zumal da überall zutage tritt, dafs der Herausgeber mit Ernst bestrebt gewesen ist, auch die neueren wissenschaftlichen Arbeiten aus den einschlägigen Gebieten der Philologie und Pädagogik (bis zu Uhles Bemerkungen zur Anakoluthie bei griechischen Schriftstellern, besonders bei Sophokles, Dresden 1905, und dem Schülerkommentar von Hüter, Leipzig 1905) zu verwerten. Dem Schüler wird sie eine aufserordentlich brauchbare Stütze bei seiner Arbeit sein und ihm doch noch genug selbst zu tun übrig lassen.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

202) **Ludwig Martens, Die Platolektüre im Gymnasium.** Elberfeld, Kommissionsverlag von A. Martini & Grüttefien, 1906. 65 S. 8. ℳ —.80.

Diese lebendig geschriebene Schrift tritt für die Erweiterung der Platolektüre im Gymnasium ein und bringt dafür durch ihre warmen und beherzigenswerten Ausführungen, in denen der Wert dieser Lektüre durch den Hinweis auf die dem Schulunterricht vorzugsweise zugänglichen Werke des Plato und durch ihre Charakterisierung dargelegt wird, durchaus zutreffende Gründe bei; mit Recht werden zugunsten Platos ein Verzicht auf die Lesung der Xenophontischen „Memorabilien", da „doch Xenophon gar zu wenig von dem Geist des Sokrates aufzufassen imstande war" (S. 7), und eine Einschränkung der Thukydideslektüre (S. 4) empfohlen. Eingehender werden die „Apologie", der „Gorgias" (auf S. 28—41 mit einer ausführlichen Würdigung des reichen und auch für unser modernes Leben beachtenswerte Normen aufstellenden Inhaltes), der „Kriton", der „Laches", der „Euthyphron", der „Phädon" und der Diotimahymnus des „Symposion" besprochen. Beim „Kriton" hätte wohl noch darauf hingewiesen werden können, wie in c. 10 (p. 49 A bis E) der dem damaligen Griechenland sonst noch fremde Grundsatz ausgesprochen wird, dafs man auch kein Unrecht erwidern oder es durch unrechte Handlungen abwehren dürfe, und beim „Laches" und beim „Euthyphron" wäre vielleicht noch direkter darzutun gewesen, wie die genauen Definitionen („Die Tapferkeit

ist die auf der Einsicht in das Wesen des Guten und des Bösen beruhende Beharrlichkeit der Seele", „die Frömmigkeit ist Gottesdienst zur Verwirklichung des Guten") doch eben nur scheinbar fehlen und sich in Wahrheit mit Notwendigkeit aus den vorhergehenden Erörterungen ergeben. Den „Phädon" will Martens mit Recht nicht ganz lesen (ich habe auch, wenn ich ihn gelesen habe, die Kap. 15—28 u. 49—56 [p. 69 E bis 80 B und p. 102 A bis 107 B] überschlagen und nur zur Herstellung des Zusammenhanges eine Inhaltsangabe von ihnen gegeben) und den „Protagoras" will er ganz beiseite lassen, aber für diesen möchte ich ein gutes Wort einlegen, da er doch neben den abstrakten Partien seines Inhalts durch seinen dramatischen Aufbau und seine köstliche Charakterisierung der Sophisten auch eine reiche Fülle konkreteren Stoffes in sich schliefst. Freilich kann man nicht alle die erwähnten Schriften mit jedem einzelnen Schülerjahrgange lesen, aber wenn man, wie Martens (auf S. 4) vorschlägt, die „Apologie" und, wie ich hinzufügen würde, den „Kriton" regelmäfsig in Obersekunda liest, kann man doch in Unter- und in Oberprima noch je einen der gröfseren Dialoge oder „Laches" und „Euthyphron" und einen gröfseren Dialog bewältigen und hat bei deren Lektüre eine gute Gelegenheit, auf den Inhalt anderer Gespräche und damit auf alles das, was Martens mit gutem Grunde für besonders erwähnenswert erklärt, die Persönlichkeit des Sokrates, die Ideenlehre, die Platonische Auffassung des Eros, seine ethischen Grundsätze u. a. m., einzugehen und den Schülern durch diesen ganzen Unterricht einen hervorragend wertvollen Besitz zu übermitteln. Darauf aufs neue aufmerksam gemacht zu haben, ist, wie noch einmal anerkannt werden möge, ein Verdienst der vorliegenden Schrift.

Bremen. **Edm. Fritze.**

---

203) **E. Krause, Übungen zum Übersetzen im Anschlufs an Tacitus' Germania.** Hannover, Nordd. Verlagsaustalt O. Goedel, 1905. 50 S. 8. ℳ —.60.

Von den 57 Stücken, welche das Heftchen umfafst, steht eine ziemlich grofse Zahl mit dem Inhalte der Germania nur in losem Zusammenhange, so die beiden einleitenden Stücke, die über den Zweck und die Absicht der Germania handeln, Stück 4 über die Heimatsliebe der Germanen, Stück 6—8, 15—17, die in fesselnder Weise den Schüler mit den Hauptgöttern der nordischen Mythologie bekannt machen, u. a. Die Darstellung und Sprache ist gut und leicht fafslich, begnügt sich aber

nie mit bloßer Umschreibung, so daß der Schüler genügend Gelegenheit hat zu eigener Arbeit und eigenem Nachdenken. Die Fußnoten geben Vokabeln und zahlreiche Verweise auch auf andere Schriftsteller als Tacitus, so Cäsar, Cicero, Horaz, Sueton; diese Verweise aber sind sachlicher Natur, so daß sie zur bloßen Übersetzung nicht herangezogen zu werden brauchen. Das Heft ist wohl geeignet, den Schüler auch neben der Erklärung bei der Lektüre tiefer in die Germania einzuführen und sein Interesse zu wecken. Ich glaube es warm empfehlen zu dürfen.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

204) **O. E. Schmidt: W. Wägner, Rom. Geschichte des römischen Volkes und seiner Kultur.** In achter Auflage bearbeitet. Mit 322 Abbildungen und zwei Karten. Leipzig, Otto Spamer, 1905. XIV u. 846 S. 8. geb. ℳ 12.—.

Gar manchen Angriff haben die Wägnerschen Werke über Hellas und Rom erfahren müssen. Aber es ist schwer, eine populäre Geschichte zu schreiben, die zugleich interessant ist und dem Stande der wissenschaftlichen Forschung entspricht; besonders schwer ist es für die ältere römische Zeit, in deren Überlieferung Sage, nationale Prahlerei und Geschichtskonstruktion das wirklich Geschichtliche überwuchert hat. Und doch kann die Überlieferung, auch wenn sie ungeschichtlich ist, nicht übergangen werden, am wenigsten in einem Werk, das für die Jugend bestimmt ist. Der Bearbeiter der vorliegenden achten wie der früheren Auflagen, Rektor Dr. Schmidt in Wurzen, hat daher ganz recht, wenn er möglichst schonend an die Tradition herangeht, sie mitteilt und, wenn nötig, etwa hinzufügt: „So erzählt die Sage“ oder „Das sagt Livius; der zuverlässigere Polybius weiß nichts davon.“ Immerhin wäre an einzelnen Stellen eine noch gründlichere Aufräumung mit der nationalen Prahlerei am Platze gewesen; so wird z. B. auf S. 204 der angebliche Ausspruch des Pyrrhus: „Noch eine solche Schlacht, und ich kehre ohne Heer nach Epirus zurück“ ohne Bemerkung wiederholt, und doch kann das Wort nie etwas anderes als eine Erfindung römischer Ruhmredigkeit sein. Aus dem Festhalten an der Überlieferung der Römer ergibt sich wieder, daß die ganze Darstellung von Anfang bis Ende zu römisch gefärbt ist; die guten Eigenschaften der Römer werden mit Recht verherrlicht, aber die Brutalität und Tücke ihrer Politik und Kriegführung werden nicht genügend hervorgehoben; so findet in der Erzählung der gallischen Kriege Cäsars

nur die Hinrichtung des Vercingetorix einen Tadel, aber kein Wort liest man über seine Hinterlist und Grausamkeit gegen Gallier und Germanen.

Anzuerkennen ist die grofse Sorgfalt, mit welcher der Herausgeber die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen zu verwenden sich bemüht hat; alle neueren Werke hat er benutzt und viele Teile des Buches umgearbeitet, um veraltete Anschauungen auszumerzen und alles dem neuesten Stande der Wissenschaft entsprechend darzustellen. Der siebenten Auflage des Buches war ein Bericht über die römischen Ausgrabungen anhangsweise beigefügt worden; er ist jetzt erweitert und mit dem Ganzen organisch verbunden worden, so dafs er von der traditionellen Darstellung der römischen Königszeit zu der Beantwortung der Frage, was wir von der Königszeit wissen, überleitet. Besonders zahlreich und wertvoll sind die Umarbeitungen auf dem Gebiet der Kulturgeschichte; ich verweise nur auf die Abschnitte über die ältesten römischen Gottheiten, über die Aufnahme griechischer Gottheiten, über den Mithras- und Isisdienst, über das Millionenviertel auf dem Palatin und das Villenwesen der Römer. Umgearbeitet ist unter anderem auch der Abschnitt über das Ende des Tiberius, von dem es am Schlufs heifst: „er war weder gut noch grofs, aber ehrlich und unglücklich“; leider aber findet der gemeine Klatsch des vornehmen Pöbels in Rom in der Erzählung der Geschichte des unglücklichen Kaisers noch zu viel Berücksichtigung. Erwünscht für das Verständnis der ersten Kaiserzeit wäre übrigens eine Stammtafel des julisch-claudischen Hauses.

Dafs in einem Band von über 800 Seiten auch einzelnes zu Ausstellungen Anlafs gibt, ist selbstverständlich. So heifst es S. 22: „Die Lage Latiums am Meer forderte frühzeitig zur Schiffahrt und zum Tauschhandel heraus“; ist das wohl richtig bei einer flachen hafenlosen Küste? S. 28 liest man: „Der zur Bebauung geeignete Raum auf dem Palatin beträgt etwa 10 ha und genügte für etwa 3000 Lehmhütten.“ Richtig, mit genauer Not; aber dann fehlt jeder Platz für Strafsen, Höfe und Gärten; 1000 Hütten würden den Platz wohl ausfüllen. — S. 78: „Das bronzene Schwert, das sich leicht verbog, war nur zum Hieb eingerichtet.“ Meines Erachtens war das antike Bronzeschwert gerade zum Hauen zu spröde und daher nur Stichwaffe, ganz abgesehen davon, dafs der kurze Griff ein ordentliches Anfassen zum Hieb nicht zuliefs. — S. 218 wird bei der Beschreibung eines römischen Lagers wiederholt auf die Himmelsgegenden Bezug genommen; das mag bei einem bestimmten Lager richtig

sein, aber nie allgemein, da die Anlage sich doch nach den örtlichen Verhältnissen, der Stellung des Feindes u. a. richten mufste. — S. 120 wird erzählt, dafs, wenn mehrere Gläubiger da waren, sie das Recht gehabt hätten, den Leib des getöteten Schuldners nach den Beträgen ihrer Geldforderungen zu zerschneiden. Das *in partes secanto* des alten Gesetzes kann aber unmöglich etwas anderes bedeuten als: die Gläubiger durften sich den Erlös aus dem Verkauf der Habe und der Person des Schuldners teilen. In den Ausführungen über die römische Literatur sind die Prosaiker im Verhältnis zu den Dichtern zu dürftig behandelt.

Die Darstellung ist durchweg klar und angemessen. Wenn es aber in der Erzählung von Camillus heifst: „Die Götter zürnten der menschlichen Hoffart; sie bereiteten Strafe", so mag ein römischer Geschichtschreiber so erzählt haben; in ein Geschichtswerk unserer Zeit passen solche Ausdrücke nicht hinein.

Wie die vorigen Auflagen ist die vorliegende mit Illustrationen und Plänen reich ausgestattet; etwa fünfzig neue Bilder sind hinzugekommen, etwa fünfzig alte sind neu gearbeitet; sie sind durchweg hübsch und zu dem Text passend ausgewählt; bei einigen der Pläne und Karten wäre die Hinzufügung des Mafsstabes noch erwünscht. Im grofsen und ganzen darf man wohl sagen, das vorliegende Werk ist als interessant und lehrreich für die Jugend geeignet, und auch für solche, die, ohne tiefere wissenschaftliche Studien zu machen, sich eine allgemeine Kenntnis der römischen Geschichte aneignen wollen.

Sondershausen. **J. Erichson.**

---

205) **Léon Levrault, Les Genres Littéraires.** (Evolution du Genre.) La Fable. Paris, Delaplane, o. J. [1905]. 151 S. 12. geb. fr. —. 75.

Wiederum ein Glied einer in diesen Blättern schon mehrfach besprochenen Kompendienreihe (vgl. Jahrg. 1902, S. 207 u. 568; 1903, S. 235; 1904, S. 209). Auch von ihm läfst sich nur Gutes sagen. Um die Entwicklung der französischen Fabel als literarischer Gattung klarzulegen, bietet Levrault den Stoff in vier Abschnitten dar. Wenn er im ersten — gegen seine sonstige Gewohnheit — das Gebiet der heimischen Literatur verläfst, um ein Bild der antiken Fabel zu geben, so geschieht das wegen des Abhängigkeitsverhältnisses, in dem sich die französischen Fabulisten unleugbar befinden. Während dann der zweite Abschnitt die

aufsteigende Entwicklung der Gattung bis ins 17. Jahrhundert verfolgt, schildert der dritte ihren Höhepunkt in Lafontaine. Dafs ihn bis heute noch keiner seiner Landsleute wieder erreicht hat, wird im vierten Abschnitt an dem weiteren Fortgange der Fabel gezeigt. — An solchem Ergebnis wird auch die — bei Levrault noch nicht erwähnte — Sammlung nichts ändern können, die Max Hecht unter dem Titel „Fables de Le Puits (De Sagesse), arrière-petit-fils de Lafontaine" jüngst in London herausgegeben hat. Mit ihren Einfällen, Späfsen, Wortspielen und Seitenhieben sind diese 30 Fabeln eine amüsante Lektüre; ethische Absichten darf man von ihnen — trotz der getreulich angefügten Moral — allerdings nicht erwarten.

Hannover. **Carl Friesland.**

---

206) **Germaine Marie Merlette, La vie et l'œuvre de Elisabeth Browning.** Paris, Librairie Armand Colin, 1905. X u. 365 S. gr. 8. ungeb. 8 fr.

Eine Biographie Elisabeth Brownings zu schreiben, ist erst möglich geworden seit den zwei grundlegenden Veröffentlichungen der Jahre 1897 und 1898, seit Frederic G. Kenyon The Letters of Elisabeth Barrett Browning in zwei Bänden herausgegeben und der Sohn des Dichterpaares in hochherzigem Entschlufs den wie ein Heiligtum gehüteten Briefwechsel zwischen Robert und Elisabeth aus den zwei Jahren vor ihrer Vermählung veröffentlicht und damit ein menschliches Dokument von unschätzbarem Wert der Welt zugänglich gemacht hat. Ellen Key hat in ihrer Studie über Elisabeth und Robert Browning daraus geschöpft, und ein französischer Gelehrter, Germaine Marie Merlette, bietet uns jetzt meines Wissens die erste grundlegende Biographie der ausgezeichneten Frau, deren Wesen er mit dem von ihr selbst an George Sand gerichteten Worte: Vrai génie, mais vraie femme, deren Begabung er als tout subjectif et féminin (S. 165) treffend kennzeichnet. Der Verfasser hat sich nicht darauf beschränkt, das gedruckt vorliegende Material sorgfältig zu sammeln und zu prüfen, er ist auch mit dem Sohne, Mr. Robert Barrett Browning, sowie mit den noch lebenden Freundinnen Elisabeths in persönliche Beziehungen getreten, er hat die Stätten, die die Dichterin bewohnt hat, in England und Italien aufgesucht und weifs uns z. B. ihr Jugendparadies Hope End aus eigener Anschauung lebendig zu vergegenwärtigen (S. 5). Er hat im Palazzo Rezzonico eine Federzeich-

nung von Dante Gabriel Rossetti gesehen, die Tennyson darstellt, wie er den Brownings seine Dichtung „Maud“ vorliest (S. 247); der inzwischen verstorbenen Miss Swanwick verdankt er eine bemerkenswerte Äufserung Brownings, die sich auf Elisabeths portugiesische Sonette bezieht (S. 163), und Miss Bridell Fox hat ihm den Eindruck geschildert, den der Dichterin äufsere Erscheinung bei ihr hinterlassen hat (S. 244). Hervorgehoben sei hier, dafs es nunmehr urkundlich feststeht, dafs Elisabeth nicht, wie früher angenommen wurde, 1809, sondern bereits am 6. März 1806 geboren ist (S. 3, 2, vgl. The Letters of Elisabeth Barrett Browning, vol. I, p. 1. Der erste Hinweis auf das richtige Datum findet sich bereits in einer gelegentlichen Bemerkung in Mrs. Sutherland Orrs 1891 erschienenem Buche „Life and Letters of Robert Browning“ [2] p. 141).

So sorgsam der Verfasser den Einwirkungen nachgegangen ist, die Elisabeth von toten und lebenden Dichtern, von ihren Studien, ihrer Zeit, ihrer Umgebung, ihren Schicksalen empfangen hat, so feinsinnig er das Erwachen und die Entfaltung ihrer eigenen Art darlegt, so liebevoll mit einem Wort das Lebensbild herausgearbeitet ist, so hätte es doch durch reichlichere Anführungen aus Elisabeths geist- und temperamentvollen Briefen noch an Lebendigkeit gewinnen können, und manche charakteristische Einzelheiten, die in die Anmerkungen verwiesen worden sind, würden, in den Text verwoben, dessen Wirkung und Reiz noch erhöht haben. Von den, Elisabeth gewidmeten, Gedichten Robert Brownings hätten auch einige der zu Ferishtahs Fancies gehörigen kleinen Lieder Erwähnung verdient, die das Verhältnis der Gatten zueinander in ebenso zarter wie charakteristischer Weise widerspiegeln. Bei weitem den gröfsten Raum hat der Verfasser einer gewissenhaften und eingehenden Analyse der Dichtungen Elisabeths gewidmet. Er beweist dabei nicht nur jene unbestochene, von Vorurteilen freie Liebe, ohne die alle Kritik unfruchtbar bleibt, sondern auch ein feines und treffendes Urteil, das sich durch keine Vorliebe beirren läfst und niemals versucht, unleugbare Schwächen durch sophistische Argumente als Vorzüge hinzustellen. Wenn er freilich S. 177 in den sog. portugiesischen Sonetten den Ausdruck einer recht eigentlich christlichen Auffassung der Liebe findet, so erblicke ich vielmehr in diesen Gedichten den ergreifenden Ausdruck der ganz persönlichen Zweifel, Ängste und beseligenden Gefühle, die die Liebeswerbung des jüngeren, kraftvollen und hochbegabten Mannes in dem Herzen der an Geist und Gemüt ihm ebenbürtigen, aber zarten, leidenden, sechs Jahre älteren Frau auf-

regen mufste, die für sich kein Leben und kein Liebesglück mehr erhofft hatte. Nicht zu vermeiden ist es, dafs bei solchen Analysen die Form hinter den Inhalt zurücktritt. Wenn nun auch bei Elisabeth Browning, wie es S. 32 treffend heifst, die bewufste Künstlerin (l'artiste) der Denkerin und Dichterin nachsteht, so tritt uns doch in ihren mannigfaltigen selbstgeschaffenen Strophen, in der oft bezaubernden Musik ihrer Verse, in ihrer Herrschaft über die Sprache, in den eigenartigen, oft allzu kühnen, ja wunderlichen Bildern, in dem vollendeten Aufbau allerdings nur einzelner Gedichte eine solche schöpferische Dichterkraft entgegen, dafs wir ein Kapitel, in dem diese Züge neben ihren Schwächen zusammenfassend gewürdigt würden, nur ungern vermissen. Die gelegentlichen Bemerkungen im Text und die im Anhang gegebenen Ausführungen vermögen ein solches Kapitel nicht zu ersetzen. Wenn der Verfasser häufig mit gutem Grunde in Elisabeths Dichtungen einen sicheren Geschmack vermifst, so darf ich den Kenner auch der deutschen Literatur, als den er sich verschiedentlich ausweist, wohl auf Schillers Distichon hinweisen, das diesen Mangel fein und einleuchtend erklärt:

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Es bleibt mir noch übrig, auszusprechen, dafs ich der Lektüre dieses anziehenden und gehaltvollen Werkes über Elisabeth Browning eine Anzahl anregender und genufsreicher Stunden verdanke, und ich bin überzeugt, dafs es bei jedem Leser, dem die Dichterin bereits vertraut ist, denselben Eindruck hinterlassen wird.

Bremen. **Edmund Ruete.**

---

207) **Aug. Wünsche, Die Pflanzenfabel in der Weltliteratur.** Leipzig und Wien, Akademischer Verlag, 1905. 184 S. 8.

Der Verfasser ist zu seiner Studie durch die beiden Pflanzenfabeln angeregt worden, welche sich im Alten Testament Richter 9, 7—15 und 2 Könige 14, 9 f. finden. Er hat es unternommen, die Pflanzenfabel in der Weltliteratur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart darzustellen. Im einzelnen behandelt er zunächst die Pflanzenfabel im Unterschiede von der Tierfabel und darauf der Reihe nach die Pflanzenfabel in der orientalischen, in der klassischen und in der älteren, neueren und neuesten deutschen Literatur. Die lateinische Fabel des Mittelalters ist von W. in vielen Fällen nur zum Vergleiche herangezogen wor-

den, zum Teil nur mit Angabe der Titel (S. 111 f.). In den englischen Fabelsammlungen scheint sich keine Pflanzenfabel zu finden, in der französischen Literatur ist nur eine kleine Zahl vorhanden. Die Italiener, Spanier und Portugiesen sind von dem Verfasser nicht in den Bereich der Untersuchung gezogen worden; der Titel der Studie ist demnach nicht in seinem vollen Umfange zu verstehen. — Merkwürdigerweise fehlte es bisher an einer Monographie über die Pflanzenfabel, die eingehend ihre Eigenart und ihren Unterschied von der Tierfabel kennzeichnet. W.s gediegene und in den selbstgezogenen Grenzen sehr gründliche Arbeit füllt deshalb eine wirkliche Lücke aus und mufs als ein wertvoller Beitrag zu der Literatur über die Fabeldichtung mit Dank begrüfst werden.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 25. August. Nr. 17, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. O. Wagener und Dr. E. Ludwig

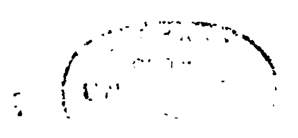
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

208) **Hugo Michael, Die Heimat des Odysseus.** Ein Beitrag zur Kritik der Dörpfeldschen Leukas-Ithaka-Hypothese. Mit einem Bilde und einer Kartenskizze. Jauer, Oskar Hellmann, 1905. 32 S. 8. ℳ 1.—.

Der Verfasser bekämpft die Leukas-Ithaka-Hypothese, wie vorher schon in einer 1902 veröffentlichten Arbeit „Das homerische und das heutige Ithaka“. Er legt seiner Kritik Dörpfelds Schrift „Leukas“ (Athen, Beck & Barth, 1905) zugrunde und will die Frage besonders vom philologischen Standpunkt aus betrachten. Od. IX, 24 werden drei Inseln als in der Nähe von Ithaka liegend genannt, Dulichion, Same und Zakynthos. Michael sagt, von ihnen sei Dulichion einwandfrei nicht zu bestimmen; man sehe als Dulichion an: das westliche Glied von Kephallenia oder eine der Echinaden oder auch einen Platz des Festlandes an der dortigen Küste; aber weder im Altertum noch in der Neuzeit bis auf Draheim (W. für klass. Phil. 1894, S. 63) und Dörpfeld habe man die Theorie aufgestellt, dafs Leukas die fehlende Insel sei, weil man mit Recht die



Dulichion-Frage für etwas ganz Nebensächliches gehalten habe, und weil man nicht, um für Dulichion eine vierte Insel verfügbar zu machen, die alte Überlieferung umstofsen wollte, nach welcher Leukas in früherer Zeit eine Halbinsel war (S. 1—8). Für Michael ist also die Dulichion-Frage von untergeordneter Bedeutung. Dörpfeld hat nun gemeint, wenn er beweise, dafs Leukas in alter Zeit eine Insel gewesen sei — und er glaubt dazu imstande zu sein — so habe man vier Inseln und Leukas sei dann das homerische Ithaka. Michael aber will von den erdgeschichtlichen Untersuchungen Dörpfelds nichts wissen (S. 9 u. 10); er sieht dessen Angaben als zu wenig begründet an und stellt der geologischen Forschung die geschichtliche Überlieferung entgegen (S. 11—14). Gesetzt aber auch, so führt er im Hauptteil aus, Leukas lasse sich als Insel erweisen, so könne es doch nicht Ithaka gewesen sein, da es den Angaben des Epos nicht entspreche (S. 15—32). So etwa der Gang der Kritik.

Ob die Dulichion-Frage wirklich untergeordneter Natur ist, wird sich bezweifeln lassen; wenn die Insel in der Odyssee auch nur neunmal genannt wird, so läfst sie sich doch nicht übersehen, weil sie die meisten Freier stellt. Dazu kommt, dafs in klassischer Zeit an der Ostküste von Kephallenia eine Stadt Dulichion gelegen hat, die durch Hesychius und das heute noch vorhandene Dulicho gesichert erscheint. Wären wir berechtigt, im heutigen Kephallenia das alte Dulichion zu sehen, so würden sich daraus Folgerungen ziehen lassen, welche für die Leukas-Ithaka-Frage entscheidende Bedeutung hätten.

Auch die Bemerkungen Michaels über die geologischen Untersuchungen Dörpfelds wirken nicht überzeugend, besonders nicht, wenn wir dessen Antwort (W. für klass. Phil. 1905, Nr. 48 u. 49) vorurteilsfrei prüfen. Dörpfeld will zwar den Sund zwischen Leukas und dem Festland noch weiter gründlich untersuchen lassen, glaubt aber auf Grund der Forschungen, die er seit dem Erscheinen von Michaels Kritik mit Geologen, Ingenieuren und deutschen Offizieren veranstaltet hat, an seiner Behauptung, dafs Leukas eine Insel gewesen sei, festhalten zu müssen. Auch er nimmt mit Negris an, dafs das Meeresniveau in jener Gegend sich in den letzten 2½ Jahrtausenden um 3 m gehoben hat; da aber nach dem Entstehen der nördlichen Nehrung und nachdem die Korinther den Sund auch im Süden durch zwei Molen geschlossen hatten, durch Ablagerungen zahlreicher Bäche, die von beiden Seiten in den festgeschlossenen Sund münden, über 5 m tiefe Schlammschichten sich gebildet

haben, die natürlich nach der Tiefe fester werden, so folgert er, daſs Leukas um so mehr Insel war, je höher wir ins Altertum hinaufgehen, daſs es aber jetzt und in Zukunft eine wirkliche Halbinsel werden wird, wenn man nicht künstlich eine Fahrrinne offen hält. — Ein abschlieſsendes Urteil auf diesem Gebiet wird sich nicht eher fällen lassen, als bis die versprochenen Untersuchungen stattgefunden haben. Sie werden dann auch die geschichtliche Überlieferung, auf die sich Michael im dritten Teil seiner Kritik stützt, entsprechend beeinflussen. In betreff derselben nimmt Dörpfeld das, was die alten Schriftsteller über Ithaka, Leukas und die anderen Inseln berichten, soweit es ihre eigene Zeit angeht, ohne weiteres an; sobald sie aber ihre Ansichten über die um mehrere Jahrhunderte vor ihnen liegende Zeit mitteilen und ihre eigenen Theorien über homerische Geographie vorbringen, behält er sich das Recht vor, ihre Angaben nach Homer selbst und nach der Wirklichkeit zu prüfen. Er bestreitet, daſs irgendein Schriftsteller Leukas für seine Zeit eine Halbinsel nennt, hält es mit Michael für unerlaubt, die bestimmte Nachricht, daſs die Korinther den Isthmus von Leukas durchschnitten haben, irgendwie in Zweifel zu ziehen, urteilt aber anders über die Folgerung, daſs Leukas erst durch die Korinther zur Insel gemacht worden und früher eine Halbinsel gewesen sei. Der Durchstich der Korinther ist nach Dörpfeld entweder in der Nehrung erfolgt oder es ist der enge Weg zwischen Nehrung und Festland vertieft worden.

Wie steht es endlich mit der Behauptung Michaels, daſs, gesetzt auch, Leukas wäre eine Insel gewesen, es doch nicht Ithaka sein könne, da es den Angaben Homers nicht entspräche? Die Art, wie er die in Betracht kommenden homerischen Stellen der Reihe nach durchgeht und nachweist, daſs sie auf Ithaka besser passen wie auf Leukas, zeugt von scharfsinniger Beobachtung und entbehrt in manchen Punkten nicht einer gewissen zwingenden Notwendigkeit. Die homerische Insel war rauh, felsig, für Pferde nicht geeignet und klein; das alles paſst vortrefflich auf Ithaka. In der wichtigen Stelle (Od. IX, 21—26):

ναιετάω Ἰθάκην εὐδείελον· ἐν δ᾽ ὄρος αὐτῇ,
Νήριτον εἰνοσίφυλλον, ἀριπρεπές· ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν,
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται
πρὸς ζόφον, αἱ δὲ τ᾽ ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ᾽ ἠέλιόν τε

ist ἀμφί, auf Ithaka bezogen, klar und verständlich, αἱ δέ τ' ἄνευθε geht auf die Echinaden, ζόφος pafst auf Ithaka nicht minder wie auf Leukas; Vers 26 mit dem schwierigen χθαμαλός, das er hier wie Od. X, 196 nur als „flach, niedrig" gelten lassen will, und dem noch schwierigeren πανυπερτάτη wird als späterer Zusatz eines Verfassers angesehen, der Ithaka unter dem Eindruck einer Fernsicht geschildert habe. — In Od. XIV, 19 hat Dörpfeld aus πεζόν „auf dem Landwege" schliefsen wollen, dafs eine dem Lande nahe liegende Insel die Heimat des Odysseus gewesen sein müsse, während Michael mit Recht an der alten Erklärung „denn zu Fufs bist du schwerlich hergekommen" festhält, so dafs die vielen voraufgehenden etwas eindringlichen Fragen in scherzendem Ton abgeschlossen werden. — Auch die Momente, die Michael gegen vier weitere, von Dörpfeld als Beweise für seine Hypothese gedeutete Stellen vorbringt — es sind Od. XXI, 346 in Verbindung mit I, 245; XIV, 315 ff.; IV, 844 ff.; und ein Passus aus dem homerischen Hymnus auf Apollo — beweisen die Akribie des Philologen, besonders das, was über Asteris-Daskalio und Asteris-Arkudi gesagt wird. — Und wie stellt sich Dörpfeld zu dieser Kritik? Er meint, was die einzelnen Worte bedeuten könnten, sei längst untersucht, was sie aber im einzelnen Falle heifsen müfsten, könne die Philologie nicht immer ausmachen, da müsse auch die Geographie und Archäologie hinzukommen; sie würden dann in den Grenzen der von den Philologen festgestellten Bedeutung für einige Stellen vielleicht die allein passende Bedeutung bestimmen können. — Von diesem Standpunkt aus beurteilt er die strittige Stelle Od. IX, 21—26 anders wie Michael und hält dessen Behauptung, die Verse 24 und 25 seien höchst wahrscheinlich ein späterer Zusatz, für bedenkliche Willkür; sie liefern ihm im Gegenteil ein deutliches Bild vom Vaterland des Odysseus und seiner Lage. Er fafst χθαμαλή als „niedrig im Meer, nahe an der Küste" (so auch Apollodor und Diels), πανυπερτάτη in Verbindung mit πρὸς ζόφον als „die äufserste nach Westen"; dabei ist, was seit Partsch allgemein geschieht, nicht die heutige Orientierung anzunehmen, sondern die Küste Akarnaniens und Ätoliens ungefähr als West-Ost-Linie anzusehen; Ithaka ist dann also von den Inseln die alleräufserste nach Westen und liegt dicht am Festlande. Dörpfeld glaubt besonders aus dieser Stelle aufs bestimmteste erwiesen, dafs Homer seiner Insel Ithaka die einzigartige und charakteristische Lage von Leukas gegeben hat; er beschäftigt sich deshalb auch nicht mit anderen Auslegungen Michaels, sondern weist

nur noch den Vorwurf zurück, dafs er den Gewaltakt, den er diesem vorwerfe, selbst begehe, wenn er Od. XV, 33 „die Vorschriften Athenas für die Rückreise" streiche, weil er eingesehen habe, dafs seine Übersetzung von ἑκὰς νήσων „entfernt von den Inseln" unrichtig sei; Dörpfeld will diese Erklärung durchaus nicht aufgeben, und wenn er die Stelle streicht, so tut er es nicht seiner Theorie zuliebe, sondern nachdem Kirchhoff und v. Wilamowitz die Worte der Athena aus philologischen Gründen für einen späteren Zusatz erklärt haben. — Der allgemein gehaltenen Behauptung Michaels aber, Leukas entspreche nicht den Angaben des Epos, will Dörpfeld erst später in einem gröfseren Werke über Leukas entgegentreten.

Alle Freunde homerischer Forschung sehen dieser Arbeit mit Interesse entgegen, sind aber inzwischen der Kritik, wie sie in Michaels Arbeit vorliegt, zu Dank verpflichtet, da sie anregt und der Wahrheit die Wege ebnet. Sie sei zum Studium der Leukas-Ithaka-Frage dringend empfohlen.

Halberstadt. **Rüter.**

---

209) **Karl Staedler, Horaz' Sämtliche Gedichte.** Im Sinne J. G. Herders erklärt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. 252 S. *M* 3.—.

Der Verfasser glaubt in dem vorliegenden Kommentar zum erstenmal ein Werk geschaffen zu haben, wie es Herder gewünscht hat, bei dem es heifst: „Ich wollte gern einen Kommentar über Horaz lesen ..., wo er nicht als ein klassischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Ganzen zergliedert und verdolmetscht wird ... wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb und schreiben mufste ..." Herders Wunsch wird jeder gerechtfertigt finden und ihn auch noch nicht ganz erfüllt sehen, trotzdem jeder unbefangene Kritiker eingestehen mufs, dafs sich seit langer Zeit kein Gelehrter mit Horaz mehr beschäftigt hat, der ihn nicht aus seiner Zeit, aus seinem Leben und Empfinden zu begreifen versucht hätte. Wenn Staedler dies leugnet, so hat er alle neueren Horazausgaben nicht nach ihrem Recht gewürdigt. Oder ist er etwa so sehr von seiner Kongenialität mit Horaz und seiner ungewöhnlichen Kenntnis der innersten Regungen jener Zeit überzeugt, dafs uns nichts anderes übrig bleibt, als — ihn entweder wie einen Gott zu bewundern oder als verblendet und anmafsend völlig zu ignorieren.

Nach Staedler ist es noch keinem der Horazkenner zum Bewufstsein gekommen, „dafs jedes Gedicht von irgendwie lyrischem Charakter ein Stück Dichterlebens ist, nur als solches verständlich und geniefsbar —“. Als ob nicht jeder bessere Primaner diese triviale Weisheit lange schon vertragen hätte, als wenn wir, die wir deutsche Dichter gelesen und in ihr Innenleben geblickt haben, bei Horaz vorübergegangen wären mit Scheuklappen vor den Augen!! „Schon traut selbst die Jugend auf der Primanerbank ihm nicht mehr“ usw. Armer Verfasser! Ich kann ihm versichern, dafs es viele Gymnasien gibt, an denen die Primaner jetzt viel mehr im Horaz leisten, als ich und meine Mitschüler vor vierzig Jahren, und dafs „sein Stern nicht im Niedergang“ ist, wenigstens nicht mehr, als die übrigen Sterne des klassischen Altertums. Es war gewifs unrecht, wenn einzelne das Forschen nach den realen Grundlagen der Horazischen Gedichte als Neugier und Barbarei bezeichnen zu können glaubten, aber es ist geradezu unverständlich, wie der Verfasser behaupten kann (S. VII): „Von solchem Mifstrauen fern, glaubt dieser Ergänzungskommentar unbedingt an das Wort des Dichters, wie man es jedem anständigen Menschen schuldig ist, und die bisher so stummen Worte bekommen eine wundersame Sprache, all die blinden Verse tuen fröhlichhelle Augen auf.“ Erstens waren nicht alle Worte bisher „stumm“, nur wenig Verse „blind“; sonst hätte man nie die Klarheit und Verständlichkeit des Dichters gerühmt — und zweitens gibt es bei Horaz wie bei vielen Dichtern manche Gedichte, die der Gelehrsamkeit, der Nachahmung, dem Studium entquillen, die keine „fröhlich hellen Augen“ haben, sondern ruhige, ernste, zuweilen tiefe. Und drittens mufs man auch weder bei Horaz noch bei gröfseren Dichtern so „neugierig“ sein wollen, um auch das weniger Interessante, allzu Menschliche, zu ergrübeln. Der Dichter soll sich zu allen Zeiten in einer gewissen vornehmen Entfernung von wirklichen Gefühlen halten. — Aber in der Einleitung S. 7 finden wir ein anderes, tatsächlich neues Moment, das immerhin, wenn es richtig wäre, auch sehr wichtig werden könnte. „Die Gedichte treten nicht in der von Horaz selbst herrührenden Gruppierung auf, sondern in der Zeitfolge ihrer Entstehung.“ „Erst in dieser chronologischen Ordnung seiner poetischen Äufserungen wird sichtbar, was wir zu sehen begehren: wie er ein Dichter ward, der Freund Mäcens geworden ist, der Anhänger Oktavians und Verehrer des Augustus wurde“ usw. Das wäre ja das Ei des Kolumbus! Wie viel ist über die Ordnung der Horazgedichte geschrieben! Keiner hat es je allen recht zu

machen verstanden. Und nun ist sie gefunden!? O nein! Wir haben den Verfasser falsch verstanden. Er macht sich selbst eine Ordnung, für die er nicht den geringsten Anhalt äufserlich findet. Da folgen unter der Rubrik: Republikaner 712—715 (42—39 v. Chr.) aufeinander: O, 1, 28. E. 15. E. 8. Sat. I, 7. O. I, 4. E. 12. Sat. 1. 2. O. II, 3. Es steht sogar eine Ode des vierten Buches IV, 12 vor O. I, 8 usw. Unter der Rubrik: Umschwung 716—720 (38—34 v. Chr.): E. 4. Sat. 1, 8. E. 6. E. 17. O. III, 24. E. 10. O. 1. 1. O. 1. 32. Sat. 1. 1. O. 1, 14 usw. unter der Rubrik: Cäsarianer 721—724 (33 — 30 v. Chr.): Sat. II, 4. Sat. II, 2. O. 1, 19. O. 1, 22. . . . E. 1. O. III, 19. . . . O. III, 25. O. 1, 12. Unter der Rubrik: Dichterhöhe: O. III, 8. O. I, 26. O. 1, 17. O. III, 4. O. I, 23. . . . und am Schlufs O. III, 27. E. 1. 11. Unter der Rubrik: Philosoph 731—734. 23—20. O. II, 14. E. I, 8. E. I, 7. Unter: Noch einmal Dichter 735—742 (19—12 v. Chr.): O. IV, 15. O. IV, 6. C. S. IV, 3; IV, 10; IV, 1. E. II, 2. O. IV, 4. Unter Theoretiker 743—746 (11—8 v. Chr.) A. P. 1 ff. Herbst 743. A. P. 89. Frühling 744. A. P. 295. Herbst 744. Also hat Horaz sich die gröfste Mühe gegeben, die Gedichte so herauszugeben oder zu ordnen, dafs die natürliche Ordnung der Entstehung völlig unerkannt bleibt. Ist es denn menschenmöglich anzunehmen, dafs Horaz zu bestimmter Zeit immer nur bestimmte Arten von Gedichten gemacht habe? Zuerst etwa nur politische? dann auf der Dichterhöhe wesentlich Liebeslieder, dann philosophische, dann wieder Liebesgedichte, dann theoretische? Ich will nur einzelne — tatsächlich dunkle — Gedichte in der Reihenfolge des Herausgebers anführen und kurz andeuten, ob sie nun durch ihn eine Beleuchtung erhalten haben, die uns zum Genufs genügt. Da ist zunächst I, 28. Viele haben die Ode zu verstehen geglaubt; viele Einzelschriften sind über sie geschrieben. Dennoch sind mir noch über die Ode viele Zweifel geblieben — und auch wohl anderen. Was sagt nun K. Staedler? Um den gewünschten Sinn zu erhalten, stellt er v. 17—36 an den Anfang und 1—16 ans Ende! Woher diese „sinnlose“ Verwechslung gekommen ist, weifs er nicht zu erklären, aber — sie hat stattgefunden! Ferner v. 14 wird *te* in *me* geändert. Kann das, was so herauskommt, noch wirklich darauf Anspruch machen, für eine alle befriedigende Erklärung zu gelten? Und was kommt heraus? Als Horaz nach der Schlacht bei Philippi und dem Seesturm nach Rom zurückgekehrt sei, da habe er des verehrten Feldherrn Brutus unseliges Ende erfahren, aber „was den teuren Vater getötet“, habe er nicht gewufst.

„Mit diesen beiden Toten sind Glück und Hoffnung ihm versunken: die Toten aber kehren nimmer zurück, Sterben ist aller Lebenden Los, auch der gröfsten und besten! Angeregt durch den jüngst erlebten Seesturm, gestaltet sich ihm sein Leid zu dieser Vision von dem hochberühmten Archytas, der, Philosoph und Feldherr zugleich, wie Brutus, dem Allbezwinger, auch erlag; zu Rom, in der ersten dürftigen Behausung, die er fand, schreibt er seine ersten lateinischen Verse nieder.“ Warum mufs das Gedicht in Rom geschrieben sein? Es sieht eher wie ein Strandlied aus? Was hat seines Vaters Tod mit unserem Liede zu zu schaffen? Wenn Archytas Ähnlickeit mit Brutus hatte, war doch die Todesart und der Todesort sicherlich ganz verschieden! — Unter B[1], wo der Verfasser den Inhalt des Liedes angibt, heifst es am Schlufs: „Die jetzt beruhigte Seele jedoch, im Begriff den Weg zum nächtigen Hades zu beschreiten, belehrt ihn durch erhabene Beispiele, dafs die gleiche Nacht aller wartet, diesen Weg des Todes alle treten müssen.“ Um diese Trivialität zu melden, bedurfte es da der Seele eines Archytas, bei dem St. an Brutus dachte? Lassen die Beispiele: Tantalos, Tithonos, Minos sich mit Horazens Lage vereinen? — Ich habe nichts zur Aufklärung des Gedichtes gefunden, sondern nur neue Schwierigkeiten. — Auch II, 6 gilt der Zeit seiner Enstehung nach und nach seiner Veranlassung nicht allen als klar. Was hat nun der Herausgeber zum Verständnis beigebracht? „Horaz' Eintritt in Mäcens Haus als täglichen Gastes hat seinen Verkehr mit dem älteren Kreise der Studien- und Kriegsgefährten allerdings etwas gelockert. Wohl gönnen sie ihrem Schützling und Liebling von Herzen sein neues Glück (wo steht das?), manche aber trauern, da diese Lockerung eine völlige Lösung bedeuten werde. Den dieser Gedanke am schmerzlichsten drückte (?), war der junge Septimius, der sich in schöner Begeisterung dem Dichter angeschlossen und sich ihm, als seine Zukunft noch ungesichert war, so manches Mal zum treuen Gefährten gelobt hatte, wohin auch immer das Schicksal auf rauhen Pfaden zu Wasser und zu Lande ihn führen möge. (Aber der Gedanke ist vom Verfasser verschoben und mufste in engere Beziehung zu dem Inhalt des Gedichtes gesetzt werden.) Diesem nun gibt der Dichter in feierlicher Odenform die Versicherung bis zum Tode ungetrennter Gemeinschaft, indem er sich von Mäcens Gunst ein langes (!), erfreuliches Leben erhofft (wo steht davon etwas?): zum Dichterruhm auch die Mittel, seine letzten Jahre im reizenden Tibur oder in dem noch schöneren Tarent zuzubringen, wohin er nur kürzlich erst Mäcen,

zur Zusammenkunft der Triumvirn, begleitet hatte." Aber wo steht in diesem Liede etwas von Mäcen? Wie erklärt sich der traurig gefärbte Schlufs mit dem Todesgedanken? Wie soll ich iniquae Parcae verstehen? Da glaube ich in meiner Ausgabe doch den Rätseln des Gedichtes weit näher gekommen zu sein. — Was man von dem Buche zu erwarten hat, mag man auch aus I, 20 ersehen, wo nach einer gänzlich unnötigen Phantasie unter A über Mäcens Unglück mit der Terentia unter C folgendes zu lesen ist. „Die drei Strophen erscheinen unvollständig, sowohl zu Anfang, wo man eine Hindeutung auf den erwarteten Besuch vermifst, als auch in der Mitte, wo ein Satz zu ergänzen wäre: Schöne, stolze Erinnerungen soll dieser Trank uns wecken, die hinwegheben über die Gegenwart", und besonders am Schlusse, wo das Wort fehlt: „Meines Weines Kraft besteht eben in der Liebe, die ihn dir kredenzt." „Der Dichter scheint in der Zeit beschränkt gewesen und zuletzt gar von dem unerwartet früh angekommenen Freund überrascht worden zu sein, „der nun die nicht ganz vollendete Ode las, ihren Sinn verstand und den Treuen schweigend umarmte."

Wenn ich von dem wunderlichem Schlufssatz absehe, der meiner Meinung nach auf eine falsche Ansicht von der Art der Gedichte des Horaz schliefsen läfst, so gebe ich zu, dafs ich ähnliche Gedanken über das Gedicht stets gehegt habe. Leider sind aber diese — gerade die Hauptgedanken — von dem Dichter nicht ausgesprochen, und unser Herausgeber hat uns dies nicht zu erklären vermocht.

Zu den dunkeln Gedichten gehört bekanntlich auch II, 20. Der Herausgeber hat dazu folgende Situation erfunden: „Noch im September (723), in jenen gefährlichen Spätsommertagen, wo der Libitina Geschäft gedeiht, traf Horaz der schmerzlichste Schlag: Seine Cinara starb, die einzige, die ihn um seiner selbst willen geliebt, die lebenslang Betrauerte. In ihr glaubte er die treue Gefährtin gefunden zu haben, die seine ländliche Einsamkeit teilen und Mäcens Geschenk ihm doppelt wert machen würde: nun hat der Tod die kaum Sechzehnjährige dahingerafft, als eben sein Landhaus zu ihrem Empfang fertig steht. Sein Leben dünkt dem schwer Erschütterten aller Freuden bar, und mit jener Leichtigkeit des antiken Menschen, ein Dasein wegzuwerfen, das nur noch Leid gewährt, denkt auch Horaz an den Tod. Seine einzige Sorge ist der geliebte Freund und dessen Klage, wenn er statt des siegjubelnden Dichters ein stummes Grab antrifft. Was dem Toten das Leben verleidete, werden

Andere ihm erklären, aber ein Abschiedswort gebührt dem Zurückbleibenden, eines des Dankes und der Rechtfertigung für den Beschützer: diese zwei Worte spricht die Ode (das allein ist richtig!), indem sie den leiblichen Tod leugnet und das Werk des Dichters als bereits vollendet bezeichnet." Der kleine erdachte Roman ist durch nichts im Gedichte angedeutet, ja er ist für diese Situation unwahrscheinlich. Denn wer so unglücklich ist, nimmt nicht seine Zuflucht zu reicher Mythologie, spricht auch nicht von invidia maior. Das Gedicht selbst hat zu erotischen Dingen keine innere Beziehung.

So habe ich eine Belehrung in dem Buche nicht erhalten, höchstens dann, wenn Staedler Garthausens genaue Geschichte des Augustus zitierte und historische Fakta mit Horaz in Beziehung setzte. Aber das haben wir alle getan, die wir Horaz erklärt haben. Was St. aus sich gibt, sind meist Träume und Schäume. Ein mit dem Lorbeer des dichterischen Übersetzers gezierter Gelehrter wie St. hätte diesen Rückschritt in der Wissenschaft nicht tun und ihn nicht mit so ungerechten Urteilen über seine Vorgänger begleiten sollen.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

---

210) **H. B. Wright, The Campaign of Plataea.** New Haven 1904. 148 S. 8.

Der Verfasser hat der Philosophischen Fakultät der Universität New Haven eine umfangreiche Schrift über die Schlacht von Platäa eingereicht. Er hat die antiken Quellen und die moderne Literatur sehr sorgfältig und erschöpfend benutzt. Die Scheidung in die vorperikleische Tradition und die perikleische Redaktion derselben ist zum Teil mit Glück versucht, zum Teil wird sie, weil subjektiv, auf Widerspruch stofsen. Am wenigsten gesichert erscheint mir, was dabei über die Abfassungszeit des Herodoteischen Gechichtswerks S. 80 angenommen wird. Was die Untersuchung der einzelnen Punkte betrifft, so ist diese von Delbrück zum Teil beeinflufst. Über das Zahlenverhältnis der kämpfenden Parteien wird von vorherein als feststehend angenommen, dafs 20000 bis 30000 griechische Hopliten, unterstützt von ebensoviel Leichtbewaffneten, eine nur wenig zahlreichere Streitmacht von Asiaten geschlagen haben. Der Sieg wird neben der Tapferkeit und Disziplin der Spartaner vor allem der überlegenen Feldherrnkunst des Pausanias verdankt. Der letzte Stellungswechsel der Griechen vor der Schlacht soll eine fingierte Flucht gewesen sein. Dies im

spartanischen Heere beliebte Täuschungsmanöver ist auch hier von Erfolg gekrönt gewesen. Wenn der Verfasser aber zum Beweise dieser Auffassung Plato im Laches c. 17 heranzieht, so mufs ich doch zu bedenken geben, dafs Plato ausdrücklich sagt, dafs diese Scheinflucht erst angewandt ist, *ἐπειδὴ πρὸς τοῖς γερροφόροις ἐγένοντο*, als *in* der Schlacht selbst.

Von den drei Anhängen bringt der erste eine Übersicht und Würdigung sämtlicher antiker Dokumente und Monumente. — Das Bild der Schlangensäule ist als Schmuck beigefügt.

Der zweite Anhang gibt eine Übersicht über die moderne Literatur und der dritte eine geschickt geordnete Tabelle sämtlicher in Betracht kommenden Stellen der alten Schriftsteller. — So ist die Schrift für alle, die sich weiter mit demselben Stoff beschäftigen wollen, ein sehr bequemes und zuverlässiges Hilfsmittel, für das dem Verfasser Anerkennung gebührt.

Greifswald. **W. Olsen.**

---

211) **Georg Grupp, Kultur der alten Kelten und Germanen.** Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. München, Allg. Verlagsgesellschaft, 1905. XII u. 319 S. 8. ℳ 5.80; geb. ℳ 7.50.

„Dans les choses gauloises nous sommes réduits à beaucoup ignorer", schrieb mit gutem Grunde Fustel de Coulanges (La Gaule Romaine S. 33), obwohl oder weil er den Gegenstand seiner Forschung sicherlich besser beherrschte als der Verfasser dieses Buches. Gr. überrascht uns zwar durch die Fülle und bunte Mannigfaltigkeit des überallher emsig gesammelten Stoffes (der mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet ist), er enttäuscht aber bei näherer Prüfung durch den Mangel an Zuverlässigkeit und an planmäfsiger Verarbeitung des Materials, nicht minder durch die wenig sorgfältige, geschweige denn kunstvolle Darstellungsweise. — Was des Verfassers wissenschaftliche Gesamtauffassung angeht, so sind dafür ein paar Sätze des Vorworts bezeichnend: „Unter dem Einflufs der Entwicklungslehre gelangt man leicht dazu, den Kulturbesitz der Urzeit zu unterschätzen. Je mehr man sich vertieft, desto mehr tritt die Fülle und der Reichtum der uralten Kultur zutage. Unendlich viele (!) Erscheinungen des Mittelalters haben ihre Voraussetzung in uralten Einrichtungen." Nun gebe ich gern zu, dafs Gr. sich mit Lust und Liebe in den Gegenstand vertieft und die Zustände der keltogermanischen Urzeit seinem inneren Auge lebendig zu machen gesucht hat; dafs es ihm aber gelungen sei, von

jener Kulturperiode ein anschauliches Gesamtbild von einiger Wahrscheinlichkeit zu entwerfen, das kann ich nicht zugestehen. Auch sind die einzelnen Bestandteile seiner Schilderung, wenn man die oft nur äufserlich und zufällig aneinander gereihten, nicht einwandfrei stilisierten Notizen so nennen will, ebenso ungleich an Ursprung, Art und Wert wie die Quellen, denen sie entstammen. Vieles ist ungenügend beglaubigt oder an sich unglaubwürdig und phantastisch. Selbst die S. 175—191 gegebenen allgemeinen Charakteristiken der Kelten und der Germanen sind wenig klar und zutreffend. Von diesen heifst es S. 183: „Sie traten mit viel Geräusch in die Welt, zerstörten aber nicht blofs Veraltetes, sondern schufen auch Neues, erneuerten die veraltete Kulturwelt und bildeten ein neues Kulturideal. Von der grofsstädtischen Übersättigung kehrte unter der Hand der Germanen die Kultur zurück zur Waldeinfachheit.“ — Wer findet aus solchem Schwulst den dem Verfasser vorschwebenden Grundgedanken leicht heraus? Und S. 188: „Die Treue (des Germ.) entsprang aber nicht etwa der Selbstbeherrschung als Ergebnis eines Kampfes mit sich selbst, sondern blofs einer kräftig angelegten, wenn man will einer cholerischen Natur. Selbst Tacitus hält die gerühmte Treue für keine besondere Tugend, sondern für Beharrlichkeit, Nachhaltigkeit, Folgerichtigkeit (!).“ . . . „Wie die knorrigen Äste der Eiche und ihre harten Wurzeln sich eigensinnig biegen (!), so war die germanische Mannesart; sie schlofs die Leidenschaft nicht aus, verband sich mit Eigensinn, Mafslosigkeit, Tollkühnheit und Wagemut, aber enthielt etwas Ritterliches.“

Tacitus wird vom Verfasser mehrfach mifsverstanden oder mifsdeutet, so schliefst dieser (S. 190, Anm. 2) irrigerweise aus Germ. 3, 14 auf die Verwendung griechischer Buchstaben bei den Germanen; Germ. 46, 19 inlaborare domibus bedeutet, trotz Müllenhoff, nicht: „im Hause sich abarbeiten“; 12, 3 corpore infames kann unmöglich von „schwer Kranken“ gesagt sein. Von der Salzgewinnung der Kelten und Germanen heifst es S. 44, Anm. 5: „Wie es scheint, schütteten sie um die Salzquellen Holzstöfse auf, zündeten sie an und gossen das Salzwasser darüber.“ Warum beruft sich Gr. hier nicht einfach auf Tac. ann. 13, 57 und Plin. n. h. 31, 82, wo dieses Verfahren bestimmt bezeugt wird? — Von wenig Sorgfalt und Überlegung zeugen manche fragwürdige Etymologien, die Gr., ich weifs nicht, auf welche Autorität hin, vorbringt, z. B. S. 94, Anm. 9; S. 111, Anm. 1; S. 115, Anm. 3; S. 148 u. ö.; S. 131 findet sich gar

der Satz, zu dem allerdings die Fuſsnote (5) im Widerspruch steht: „Überallhin begleiteten sie (die Ambacti) den Herrn, ... weshalb sie auch die Herumgetriebenen, Ambakten, genannt wurden.“

Manche sonstige Unvollkommenheiten des Buches, in dem nebenbei die Druckversehen nach Hunderten zählen, kennzeichne ich an anderer Stelle und will hier von weiterer Einzelkritik absehen, so sehr diese überall herausgefordert wird. Im allgemeinen kann ich leider nur das gerade Gegenteil konstatieren von dem Panegyrikus, den die Verlagshandlung dem Werke vorausgeschickt hat: „Die souveräne Beherrschung des Stoffes zeigt sich in der lebensvollen Darstellung und in der abgerundeten, anziehenden Sprache“ usw. usw. — Eben weil der Verfasser von dem massenhaften Stoffe beherrscht, ja überwältigt wurde, konnte ihm eine abgerundete, lebensvolle Darstellung nicht gelingen, und die Frage liegt nahe: Wie kam er dazu, den Erfolg seiner fleiſsigen und vielseitigen Studien durch diese offenbar übereilte Veröffentlichung der noch so wenig geklärten Ergebnisse zu kompromittieren? Hätte er doch, im eigenen wie im Interesse der Leser, den Grundsatz des alten Experten Quintilian beherzigen wollen (inst. or. praef. 2): dabam libris otium, ut refrigerato inventionis amore diligentius repetitos tamquam lector perpenderem!

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

212) **Georgius Schmid, De luscinia quae est apud veteres.** E Comment. Ministerii Instr. Publ. Petropoli 1904. Lipsiae vendit G. Fock. 23 S. 8.

Wie unlängst den Steinbock, so behandelt G. Schmid in Petersburg in der vorliegenden Schrift die Nachtigall bei den Alten. Die homerische Stelle, in der sie vorkommt, Od. XIX 518—523, wird eingehend erklärt, sodann aus *ἥ τε θαμὰ τρωπῶσα χέει πολυηχέα φωνήν* (521) das *ἐπιπροχέουσα χέει* v. 18 des Hymnus auf Pan, der als ein Cento aus Homer bezeichnet wird — nicht weniger als 42 Stellen zeigen Anklänge an homerische Wendungen — in *ἐπιτροπέουσα χέει* geändert, wobei es freilich bedenklich scheint, daſs *ἐπιτροπέω* und *ἐπιτροπάω*, wo es sonst vorkommt, die Bedeutung „häufig verändern“ nicht hat; *οἶος*, das G. Hermann in v. 14 desselben Hymnus eingesetzt hat, findet eine Stütze an der homerischen Bedeutung dieses Wortes Il. XXIV 499 = *ἔξοχος ἄλλων*, und für *θάλε γὰρ πόθος ὑγρὸς ἐπελθών* v. 33 wird mit Rück-

sicht auf Il. IX 3 u. 9 u. Od. X 247 ansprechend *βάλε γὰρ πόθος* usw. vermutet.

Auch dem Sophokles hat die homerische Nachtigallstelle vorgeschwebt bei dem Chorliede Oed. Col. 670—680: *πολυηχέα φωνὴν* und *ὀλοφύρεται* = *λίγεια μινύρεται*; *χλωρηίς* = *χλωραῖς ὑπὸ βάσσαις*; ebenso wird *θαμίζουσα* nichts anderes ausdrücken sollen als *θαμὰ τρωπῶσα* bei Homer. Nicht zu halten ist *τὸν οἰνῶπ' ἀνέχουσα κισσόν*; den Heilungsversuchen (G. Dindorf: *οἰνῶπα νέμουσα* — Erfurdt: *οἰνωπὸν ἔχουσα*) fügt Schmid zwei hinzu: *ἀνέχοντα*, das sich durch Sophokleische Konzinnität empfiehlt, oder *φύοντα*, das an Il. XIV 347 erinnern würde, wie *φυλλάδα* an Od. XIX 440 erinnert, was schon der Scholiast gesehen hat.

Mit der Nachtigall verbindet S. den Wiedehopf, der bei Aristophanes ihr Mann ist. Aristoteles sagt von ihm, dafs er auf Bergen und in Wäldern wohne, und *πετραῖος ὄρνις* wird er auch in dem Aischylosfragment Nr. 304 genannt. Ob dieses in den Tereus des Sophokles gehört, wie Welcker und Oder vermuten, will S. nicht entscheiden, er teilt aber mit Welcker die Worte dem Hermes zu, und zwar am Ende des Dramas, und verbessert *ἀεὶ δὲ μίσει τῶνδ' ἄπ' ἄλλον εἰς τόπον* nach Aelian de nat. an. III 26, dem die Dichterstelle vorgelegen zu haben scheint, in *ἀεὶ δὲ μίσει τῶνδ' ἐπαλλάσσων τόπον*, wobei er *τῶνδε* auf die auf der Bühne anwesenden Procne und Philomela bezieht.

Den Wohnsitz des Wiedehopfes gibt auch Aristophanes an verschiedenen Stellen der Vögel naturgetreu an, dagegen arbeitet er auf komische Wirkung, wenn er gegen die Natur ihn zum Körnerfresser macht, oder gegen die allgemein bekannte Sage ihn die Nachtigall zärtlich anschwärmen und ihren Gesang überschwenglich preisen läfst, auch dem Wiedehopfgesang Nachtigalltöne untermischt. Deren Wiedergabe bei Aristophanes vergleicht S. mit den sprachlichen Lauten, die Bechstein in Brehms Leben der Vögel und andere zu demselben Zwecke verwenden; wie er denn überhaupt von dem im vorhergehenden skizzierten Wege seiner Untersuchung nach Art eines Spaziergängers, der keine Eile hat, nach links und rechts abschweift, z. B. auch, um Standort und Blütezeit von Narzisse und Krokus zu erörtern, oder eine Vermutung über die Etymologie des deutschen Wortes Wiedehopf vorzutragen: die übliche Herleitung des Grundwortes von hüpfen verwirft er, weil der Vogel schreitet, und sucht darin den Lockruf *hup*, was er auch durch den Hinweis auf den Namen des Wiedehopfes in den niederdeutschen Dialekten hätte stützen können.

Die interessante Arbeit, deren sprachliche Form eine auffällige Vorliebe für das Pronomen idem zeigt, beweist wieder, dafs der Philologie auch von seiten der Naturwissenschaft Licht kommen kann.

Havelberg. **O. Tüselmann.**

---

213) **August Mau, Führer durch Pompeji.** Auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts verfafst. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 35 Abbildungen und sechs Plänen. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1903. 123 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Das vorliegende Buch bedarf keiner Empfehlung mehr: von dem besten Kenner Pompejis verfafst, ist es allen Besuchern als der zuverlässigste Führer durch die nun zur Hälfte wieder ausgegrabene Stadt bekannt. Wer an Ort und Stelle vor den oft arg zertrümmerten Ruinen steht, wird dem Verfasser besonders dankbar sein für die zahlreichen Bilder, welche die wichtigsten Gebäude in ihrer ursprünglichen Schönheit darstellen. Das Büchlein ist aber auch vor Beginn der Reise sehr nützlich zu lesen. Es ist in einem so konzisen Stile geschrieben, dafs es schwer sein dürfte, ein überflüssiges Wort darin zu finden. Wer ausführlichere Belehrung sucht, mufs des Verfassers gröfseres Werk „Pompeji in Leben und Kunst" lesen, das zwischen der dritten und vierten Auflage des Führers erschienen ist.

Bremen. **Ernst Ziegeler.**

---

214) **K. F. Süpfle, Aufgaben zu lateinischen Stilübungen.** III. Teil. Aufgaben für Prima. Zwölfte, gänzlich umgearbeitete Auflage von **G. Süpfle** und **C. Stegmann.** Heidelberg, C. Winter, 1906. VIII u. 310 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Auch bei Bearbeitung dieses Teiles sind die Herausgeber sehr schonend zu Werke gegangen: sie haben sich im wesentlichen darauf beschränkt, eine Reihe von weniger geeigneten Stücken zu streichen und in den übrigen den deutschen Ausdruck nachzubessern. Die zahlreichen Fufsnoten K. F. Süpfles mit ihrer Fülle von stilistischen, lexikalischen und synonymen Belehrungen sind meist unverändert in die neue Auflage übernommen, dagegen ist das Register, das früher das Auffinden dieser Anmerkungen erleichterte, fortgefallen. Diese Neuerung wäre berechtigt, wenn die Phraseologie, die jetzt dem Buche angehängt ist, das Wesentliche von dem enthielte, was in den Noten gelehrt wird. Aber das ist keines-

wegs der Fall. Hoffentlich entschliefsen sich die Herausgeber dazu, bei der nächsten Auflage Fufsnoten und Phraseologie in engere Beziehung zueinander zu setzen; am zweckmäfsigten wäre es vielleicht, überhaupt nur das, was lediglich transitorischen Wert hat, jenen zu belassen, alles andere aber dieser zuzuweisen. Bei dieser Einrichtung würde niemand mehr das frühere Register vermissen, und zugleich liefse sich der Umfang der Anmerkungen beträchtlich vermindern.

An Versehen und Druckfehlern ist mir folgendes aufgefallen: In den Fufsnoten: St. 19, A. 20 ac conquerendum; St. 32, A. 3 rei st. re; St. 61, A. 16 labi st. elabi; St. 169, A. 1 petere st. patere. In der Phraseologie: S. 278 a se impetrare mit folg. Inf.; S. 286 opportune accidit ut; S. 287 quid est aliud omnia arma largiri? wo nisi ausgefallen ist; S. 291 Schenkung st. Schwenkung; S. 294 praesens st. praesentem; S. 301 accomodate; S. 304 vergifs mich nicht mei memineris st. memento.

Potsdam. **Krause.**

---

215) **Chr. Ostermann, Lateinisches Übungsbuch.** Zweiter Teil: Quinta. Ausgabe C, bearbeitet von **H. J. Müller** und **G. Michaelis.** Mit Formenlehre und zwei Karten. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1906. 312 S. 8.

Der Quintateil der Ausgabe C des Ostermannschen Übungsbuches ist zwar nach denselben Prinzipien bearbeitet wie der Sextateil, den ich im „Gymnasium“ XXIV, S. 49 ff., ausführlich besprochen habe; aber er unterscheidet sich in der ganzen Einteilung des Stoffes und in der Fassung der Vorlagen zum Übersetzen bei weitem nicht in dem Mafse von dem Quintateil der Ausg. A, wie dies bei dem Sextateil der Fall war. Das tritt schon äufserlich in der Anordnung des Stoffes hervor: diese weicht von A nur darin ab, dafs nach Wiederholung und Erweiterung der Komposita von esse (I) die fünf Deklinationen behandelt werden (II), an die sich dann die Konjugationen (III) und die Deponentia (IV) anschliefsen. (In Ausg. A sind die Deponentia II., die Deklinationen III., die Konjugationen IV. Kapitel.) Die übrigen Abschnitte der Lehraufgabe werden in fast derselben Reihenfolge vorgenommen wie in A, nur dafs die in A gebotenen Kapitel IX Konjunktionen, XI Präpositionen und XII Konstruktion der Städtenamen fehlen. Was die Vorlagen zum Übersetzen anbetrifft, so springt zunächst als Gegensatz zum Sextateil C eine Vermehrung der Stücke mit Einzelsätzen ins Auge. Der lateinische Teil

zunächst enthält nicht die „alleinige an sich erklärliche Ausnahme von Stück 75 (Zahlwörter)“, wie es im Vorw. S. VI heifst, sondern ich finde in diesem Teil noch die ganz aus Einzelsätzen bestehenden Stücke 82. 83. 97. 98. 99. 100. Im deutschen Teil sodann ist gegen den ersten Teil der Ausg. C sogar eine ganz beträchtliche Zunahme der Stücke mit Einzelsätzen zu bemerken. Somit sind die Verfasser hinsichtlich des Übungsmaterials zum Übersetzen in das Lateinische zu dem in der alten Ausgabe A vertretenen Gesichtspunkt zurückgekehrt, dafs zur Befestigung und Erweiterung der grammatischen Kenntnisse deutsche Einzelsätze am geeignetsten sind. Zu loben ist, dafs diese Stücke mit deutschen Einzelsätzen gegenüber den bisweilen sehr langen Stücken der Ausg. A in kleinere Abschnitte zerlegt sind, wodurch dem Schüler die Übersicht erleichtert wird.

Die zusammenhängenden Stücke im ersten Teil sind mit kleinen Abänderungen aus A übernommen. Als ganz neu sind mir nur St. 76 (ein natürlich sehr zusammengedrängter lat. Text des Monumentum Ancyranum) und 77—81 aufgefallen. Im Gegensatz zu A sind in durchaus zu billigender Weise die Überschriften der einzelnen Stücke lateinisch gegeben, und auch hier ist eine reichlichere Gliederung der Stücke durchgeführt. Die zusammenhängenden Stücke des zweiten Teils (deutsch) entsprechen alle inhaltlich den lat. Stücken des ersten Teils.

Der dritten Abteilung des Buches, dem Wörterverzeichnis, ist auf 30 Seiten eine „Zusammenstellung der im Sextateil gelernten Vokabeln“ vorausgeschickt. Das halte ich für eine sehr praktische Neuerung. Die Notwendigkeit einer planmäfsigen Wiederholung der in VI gelernten Vokabeln mufs jeder zugeben. Die in C gebotene Zusammenstellung der in VI gelernten Vokabeln ist nun um so willkommener, als sie ganz in der Reihenfolge abgedruckt sind, wie sie in C für Sexta zusammengestellt sind. Denn gerade durch die Wahl dieser, nicht der alphabetischen Anordnung wird dem lokalen Gedächtnis des Schülers eine Stütze gegeben, wie mit Recht schon die Herausgeber im Vorwort bemerken. Wir möchten der Verlagsbuchhandlung sehr empfehlen, bei einem Neudruck der Ausg. A des Quintateils auch für diesen zu Wiederholungszwecken eine entsprechende Zusammenstellung der in VI A gelernten Vokabeln zu geben. Hoffentlich verschwindet dann auch die S. 164 für acies gebotene Verdeutschung „Schlachtreihe“, um dem „Treffen“ Platz zu machen.

Die übrigen auf V zu erlernenden Vokabeln und Redensarten folgen

nach denselben Grundsätzen wie im Sextateil C zusammengestellt. Diese Wortkunde hätte sehr entlastet werden können, wenn das im Vorwort angekündigte Prinzip wirklich durchgeführt worden wäre, Vokabeln, die in VI C vorgekommen sind, in der Wortkunde zu V C keine Aufnahme zu gewähren. Nun werden aber eine ganze Menge der auf VI gelernten Vokabeln, die zudem in der erwähnten „Zusammenstellung" enthalten sind, in der Wortkunde zu V C mitgenommen. Das ist, zumal wenn dem Sextaner doch im allgemeinen geläufige Worte wie mensa, regina wiederholt, ja noch am Ende des V-Teils auftauchen (s. z. B. S. 195. 214), überflüssig. — An das Wörterverzeichnis reiht sich wie in Ausg. A ein „Verzeichnis der Eigennamen", dem mit Recht die Nebenaufgabe zugewiesen wird, die Quintaner allmählich daran zu gewöhnen, mit einem alphabetisch geordneten Wörterbuch umzugehen. — Die anhangsweise nun folgenden Wörterverbindungen, Redensarten und Sprichwörter sowie die ganze vierte Abteilung des Buches, die Formenlehre enthaltend, sind im ganzen ein Abdruck aus A. Hier möchte ich nur auf eine Äufserlichkeit aufmerksam machen. Die Formenlehre beginnt in A wie C mit einer „Übersicht der vier Konjugationen", an die sich dann capio als Paradigma der „Verba der dritten Konjugation auf io" anschliefst. Diese Übersicht hat den Zweck, dem Quintaner die auf VI noch nicht gelernten Formen des Verbs (im wesentlichen Infinitive und Partizipien), die er für die Übersetzungsübungen auf V braucht, vorzuführen, und dazu gehört auch, dafs er die lateinischen Bezeichnungen für diese Verbalformen kennen lernt. Nun findet sich der Terminus „Gerundium" und „Gerundivum" erst S. 263 (ausgeschrieben), während S. 256/7 und 259 dem Schüler unverständliche Abkürzungen stehen. Wenngleich natürlich der Lehrer die entsprechende Aufklärung geben wird, dürfte sich bei einem Neudruck doch empfehlen, schon S. 256/7 und 259 der Ausg. C (S. 258/9 und 260 A) die Termini vollständig anzugeben.

Der Ausg. C sind zwei Karten beigegeben: „Griechenland" und „Das Reich Alexanders des Grofsen". Die Karte in A „Die Besitzungen der Römer und Karthager im Zeitalter der Punischen Kriege" ist in C leider verschwunden. Sie müfste bei einer neuen Auflage unbedingt wieder Platz finden, zum mindesten als Ersatz für sie eine Karte von Italien, da die zusammenhängenden Stücke zum grofsen Teil der römischen Geschichte entnommen sind und bei ihrer Lektüre sachliche und sprachliche Belehrung Hand in Hand gehen mufs, wie die Herausgeber selbst bemerken.

Wenn die Verfasser die Erwartung aussprechen, dafs dieses Buch den Schülern leichter fallen wird als der erste Teil der neuen Ausg. C, so ist das ganz natürlich; denn die Hauptschwierigkeit beim Gebrauch jenes Teiles lag darin, dafs mit dem Verbum begonnen und der Schüler von vornherein an zusammenhängende Stücke geführt wurde. Beherrscht der Schüler aber erst die regelmäfsigen Deklinationen und Konjugationen, und verfügt er dazu über einen angemessenen Vokabelschatz, dann ist für ihn der Gang und die Methode des Unterrichts, wie ihn C verlangt, nicht mehr so ungewöhnlich und schwer, und so erklärt sich auch, weshalb die alte Ausg. A V zum grofsen Teil unverändert in die Ausg. C hinübergenommen werden konnte. Das Gesagte gilt erst recht für Quarta, so dafs eine Änderung des Ostermann A für diese Klasse überflüssig erscheint. Die Herausgeber erklären denn auch ausdrücklich, dafs mit diesem Quintateil C die Umgestaltung des Übungsbuches ihren Abschlufs erreicht hat, da der nächste Teil in seiner ursprünglichen Fassung sich ohne weiteres an die Neubearbeitungen VI und V anschliefsen lasse.

Rössel. **E. Hohmann.**

---

216) **James de Chambrier, De Sébastopol à Solférino,** apogée du Second Empire. Paris, A. Fontemoing, 1906. 256 S. 8. 3 fr. 50.

Vorliegendes Werk bildet die Fortsetzung zu den schon früher erschienenen Arbeiten des Verfassers über „La Cour et la Société du Second Empire“. Der Verfasser behandelt die Zeit nach dem Krimkriege, in der durch die Schlachten bei Magenta und Solferino und den Frieden von Villafranca die Einigung Italiens vorbereitet wird, und endigt mit dem Jahre 1860. Zeiten, Personen und Ereignisse werden dem Leser in interessantestem Plauderton dargestellt. Wir sehen Napoleon als Schiedsrichter Europas auf der Höhe seiner Macht. Er interveniert bei dem Streit zwischen Preufsen und der Schweiz Neuschatels wegen. Wir begleiten ihn nach Biarritz, zu den Zusammenkünften von Stuttgart, Osborne, im Winterpalais; wir erleben das Attentat des Orsini. Der italienische Feldzug wird dargestellt mit ausführlichen Personenschilderungen im Anschlufs daran, z. B. des Kaisers Franz Joseph, der Kaiserin Elisabeth. Das Werk endigt mit der Erzählung von der Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich, Darstellung der italienischen Verhältnisse und dem Auftreten Garibaldis.

Langfuhr. **W. Buhle.**

---

217) **E. Rostand, Die Prinzessin im Morgenland.** Drama in vier Aufzügen. In deutschen Versen von **Fr. v. Oppeln-Bronikowski.** [Französisches Theater Nr. 12.] Berlin, Köln, Leipzig, Alb. Ahn, o. J. XX u. 83 S. 8. ℳ 2.—.

Die Übertragung ist dem „Meister Fulda" zugeeignet. Liegt darin nicht eine Aufforderung, die beiden Übersetzer zu vergleichen? Gewiſs ist Fulda ein feiner Kenner der französischen Sprache und ein gewandter Dolmetsch Molièrescher Komik und Rostandschen Geistes. Aber O.-B. ist sein Meister in der Treue, er übertrifft ihn durch die liebevolle Vertiefung in die Ideen des Urtextes und die kongeniale Schaffung der Stimmung. Dies Drama macht den Eindruck eines Originalwerkes und erschöpft doch fast restlos den Inhalt der ursprünglichen Fassung. Nur an zwei Stellen zeigt die völlige Beherrschung des Idioms eine Lücke: wenn in Akt II, Sz. 5 câlin wiederholt durch „verschmitzt" übersetzt ist, wo es sich doch um des Squarciafico „einschmeichelnde" Rede handelt, und im sechsten Auftritt desselben Aufzuges, wenn avec malice mit „schnippisch" wiedergegeben wird, obwohl die Zofe Sorismunde ihrer Herrin „boshaft" einen Stich versetzen will. Als Beispiel, wie v. O.-B. „übersetzt", sei die Klage Melissindes (Akt III, Sz. 7) angeführt, die zugleich den Grundakkord des ganzen Stückes hören läſst:

Mais puis-je t'accabler, malheureux, quand sur moi
Je suis déçue, hélas, encor plus que sur toi!
Que l'oubli dans tes bras était donc peu suprême,
Et comme je restais divisée en moi-même!
Hélas, grande inquiète, ô mon âme, où, comment,
Connaîtras-tu jamais l'entier rassasiement?
Éternelle assoiffée, affamée immortelle,
Le pain, où donc est-il? La source, où donc est-elle?

Und kann ich dich, Unseliger, denn schmähen,
Wo ich noch tiefer *mich* entzaubert fühle?
Vergessen fand ich nicht an deiner Brust,
Zweispältig blieb mein Herz des Grams bewuſst.
O Seele, du Unstäte, wo und wann
Triffst du den höchsten Frieden jemals an?
Unsterblich hungernd, ewig durstérfüllt —
Wo ist das Brot, die Quelle, die dich stillt?

Einleitend gibt der Verfasser eine eindringende Beurteilung der Werke Rostands und kennzeichnet treffend seine Stellung in der französischen Literatur sowie seine Eigenart, die er als „eine seltsame Mischung von Stimmungslyrik und abgefeimter Theatralik“ charakterisiert.

Flensburg. **Karl Engelke.**

---

218) English Men of Letters. **Augustine Birrell, Andrew Marvell.** London, Macmillan & Co. 1905. 242 S. 8. 2 s. net.

Marvell, ein Zeitgenosse und Freund Miltons, hat unter den 25 bis 30 Dichtern "of mark and interest" des 17. Jahrhunderts eine beachtenswerte Stellung eingenommen. Keiner gleicht ihm in seiner Liebe "of gardens and woods, of meads and rivers and birds" (p. 227). Die Proben aus seiner Gedichtsammlung, die in die bekanntesten Anthologien übernommen sind (p. 230), haben seinen Ruf als Dichter fest begründet; zu seiner Zeit hat er aber als "scholar, traveller, diplomat, famous wit, and active member of Parliament" (p. 2) eine noch gröſsere Bedeutung gehabt denn als Dichter. Wir werden allerdings geneigt sein, seine politischen Satiren als "intensely lobbyish and occasional", oft auch als "rough in execution, careless, breathless" (p. 129) zu bezeichnen; zu seiner Zeit war er aber einer der gefürchtetsten "controversionalists", der stets seine Feder bereit hatte, um die bedrohte bürgerliche Freiheit zu schützen oder lästigen, das Gewissen beengenden Strömungen in der anglikanischen Kirche mit Erfolg entgegenzutreten. Man hat ihn bezeichnet als "the liveliest droll of the age, who writ in a burlesque strain but with so peculiar and entertaining a conduct that from the King down to the tradesman his books were read with great pleasure" (p. 152). Marvells Einfluſs zeigt sich selbst noch in dem ihm geistig verwandten Swift.

Vorliegende Darstellung gibt einen anziehenden Einblick in die politischen, besonders in die parlamentarischen Verhältnisse von der Restauration bis 1678, da Marvell als member for Kingston-upon-Hull freilich "rarely opened his mouth" (p. 211), aber in seinen Briefen an seine Wähler, sowie in seinen Streitschriften seine Anteilnahme an den damaligen Kämpfen in Staat und Kirche kund gibt. Im übrigen beweist die Darstellung Birrells, daſs wir in der Tat "know all about him but very little of him".

Münster i. W. **H. H.**

---

219) **H. Baumann** (Master of Arts of London University), **Der Kleine Toussaint-Langenscheidt.** Englisch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, o. J. LXXX u. 352 S. 8. ℳ 3.—.

Die Belehrungen über Aussprache, sowie die „kurze aber vollständige“ Grammatik sind unwissenschaftlich. So heifst es: „Die stimmhaften Auslauter müssen ganz auf der Zunge zerschmelzen“ (S. xiv). „Ein s nach stimmhaftem Mitlauter wird stimmhaft: bags Säcke“ (ebenda): Es ist es ja das schon. „Die langen Vokallaute ē, ī, ō, ū sind im Munde des Engländers ganz diphthongisch“ (S. xv). Dann sind es eben keine Vokale, sondern Vokalverbindungen. „Aber auch die kurzen Laute ĕ, ĭ, ŏ, ŭ haben schwachen diphthongischen Nachklang, die beiden ersteren auf i oder ĕ, die beiden letzteren auf ŭ oder ŏ.“ Also spricht man bid wie biid oder bied, bed wie beid oder beed? „Bei der Aussprache von l lehnt sich die Zunge im Englischen an den harten Gaumen, im Deutschen an die Oberzähne“ (S. xv). Es gibt aber zwei Arten von l im Englischen. After ascending, on seeing sollen Partizipialsätze sein (S. xxv).

Unter Verstärkung des Komparativs und Superlativs wird gebracht: a) much, far, a great deal (S. xli); kann man diese auch vor dem Superlativ gebrauchen? Wieso the longer the better eine Verstärkung enthält, kann ich nicht einsehen; hier werden zwei Komparative verglichen.

„Der Gebrauch des Konjunktivs ist heute sehr beschränkt. Er kommt am häufigsten in frommen Wünschen vor“ (S. xlix). Z. B. The devil take you all! — He must have guessed it und he has to guess it (S. lxii) bezeichnen etwas völlig Verschiedenes. — Die Gespräche sind brauchbar, da sie die wirklich gesprochene Sprache vorführen. Unangenehm fällt der häufige Gebrauch von miss ohne Namen auf; so spricht kein gentleman. Die Übersetzung von physician durch „approbierter Arzt“ (Gespräch 16) ist unrichtig. Die Anpreisung der Langenscheidtschen Verlagsgegenstände in zwei Gesprächen, „their works are produced by the best linguists in Europe“, ist geschmacklos.

Das auf die Gespräche folgende kleine Wörterbuch ist für den Notfall völlig ausreichend.

Berlin. **G. Krüger.**

Zusatz zu dem Aufsatze „Das Schlachtfeld von Issus“ in Nr. 16 dieser Zeitschrift.

Herr Dr. Albert Gruhn schickt uns nachträglich folgende Anmerkung ein, die sich auf die Worte in seinem Aufsatze „Das Schlachtfeld von Issus“ S. 362 Z. 12 v. o. („unter anderen machte auch ich in der Gesellschaft für Erdkunde meine Bedenken Oberst Janke gegenüber geltend“) bezieht:

Mein Einwand stützte sich damals, da ich die Quellen noch nicht kannte, lediglich auf taktische Erwägungen. Es schien mir unbegreiflich, dafs Alexander die für ihn so unendlich vorteilhaftere Linie am Pajas überschritten haben sollte, um sich den gewaltigen Heeresmassen des Darius in dem freien Gelände am Deli Tschai auszuliefern. Darius mufste die Schlacht am Pajas annehmen, ob er wollte oder nicht; denn einmal war die Verpflegung seiner Massen in Kilikien, dessen besten Teil Alexanders Statthalter in Händen hatten, zu schwierig und für längere Zeit unmöglich, andererseits hatte Alexander seine Flotte in der Nähe. Nach meinem Urteil wäre Alexander ein Tor, zu deutsch Esel gewesen, wenn er über den Pajas hinausgerückt wäre.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 8. September. Nr. 18, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. O. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

220) **W. G. Rutherford, A chapter in the history of annotation being Scholia Aristophanica vol. III.** London, Macmillan and Co., 1905. XI u. 494 S. 8. 25 sh.

Der Verfasser hat im Jahre 1896 die Scholien zu den Stücken des Aristophanes, die sich im Codex Ravennas finden, in zwei Bänden herausgegeben; als dritten Band läfst er jetzt den vorliegenden folgen, der jedoch diesen Titel nur als Untertitel führt, während er seinen Haupttitel „Ein Kapitel aus der Geschichte der Anmerkung" seinem Inhalt verdankt.

Rutherford hat sich nämlich nach Beendigung seiner Ausgabe noch weiter mit den Scholien zu Aristophanes beschäftigt. Da er einen genauen Einblick in ihr Wesen gewinnen wollte, hat er sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, sie auf ihre Bestandteile hin zu untersuchen, und ihre schichten- und gruppenweise Sonderung und Zerlegung hat ihn nicht nur über ihren Wert, sondern auch über ihre Entstehung aufgeklärt. Die Ergebnisse dieser seiner Untersuchung legt er in dem vorliegenden dritten Bande nieder.

Die Einleitung besteht aus zwei Kapiteln. Das erste spricht im allgemeinen über die verschiedenen Arten der Anmerkungen, die sich auf Feststellung des Textes, Erklärung des Inhalts und Würdigung des Gesagten nach verschiedenen Seiten hin beziehen können; das zweite dagegen weist mit Nachdruck auf den Unterschied hin, der zwischen uns und den Griechen in der Auffassung der Sprache und des geschriebenen Wortes besteht. Für den Griechen gab es nämlich nur e i n e Sprache, nämlich seine eigene, und nur e i n e Gebrauchsweise der Sprache, die mündliche, und so sieht er in dem geschriebenen Wort auch nur die Fixierung des gesprochenen Wortes. Auf diesen Anschauungen bauten sich die grofsen Kommentare auf, welche die Grammatik und Rhetorik zu den Literaturwerken der Griechen schufen; aus ihnen wurden bald gröfsere, bald kleinere Auszüge hergestellt, und als ihren letzten, allerdings vielfach getrübten und gefälschten Rest hat man die Randscholien anzusehen, die in später Zeit den Pergamentausgaben der in der Schule behandelten Schriftsteller beigegeben wurden.

Nach diesen Vorbemerkungen wendet sich der Verfasser seinem Thema, der Untersuchung der Randscholien des Codex Ravennas des Aristophanes, zu. Das erste Buch betrachtet die Anmerkungen, die den Text und dessen Überlieferung betreffen. R. kommt zu dem Ergebnis, dafs in den Scholien e i n Text strenge befolgt wurde und das Streben dahin ging, alle Schulausgaben mit diesem Text in Übereinstimmung zu bringen. Den in den Scholien erwähnten Varianten und Konjekturen mifst er nur geringen Wert bei. Hinsichtlich der Schreibung und Akzentuierung der Wörter läfst sich mit Sicherheit nur feststellen, dafs Aspiration nirgends behandelt wird, sei es, dafs die Erklärer sie vernachlässigten oder einen Text benutzten, in dem sie bezeichnet war. Auch die Metrik schliefsen die Ravennas-Scholien grundsätzlich aus; denn die paar Ausnahmen sind zufällig unter sie geraten.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit den Scholien, die sich auf die Erklärung des Inhalts beziehen. Hier kommt zuerst das laute Lesen in Betracht, für das in den Scholien wiederholt genaue Anweisungen gegeben werden; dabei wird das Lesen *καθ᾽ ὑπόκρισιν*, *κατὰ προσῳδίαν* und *κατὰ διαστολήν* unterschieden, von denen das erstere das *ἦθος*, das mittlere die musikalischen Akzente und das letztere die Interpunktion zum Ausdruck bringt. Daran schliefst sich die Betrachtung der Scholien, welche die Tropen und Figuren zur Erklärung eines Wortes oder Ausdruckes an-

führen. Der dritte Abschnitt stellt die Scholien zusammen, die seltene Wörter oder unbekannte Tatsachen erklären, der vierte und fünfte die Bemerkungen über Etymologie und Analogie, der sechste die ästhetischen Urteile, die sich in den Scholien finden.

Den einzelnen Abschnitten des Buches fügt der Verfasser längere Anmerkungen bei, in denen er teils, wie bei den Tropen und Figuren, die im Ravennas bezeichneten Fälle aufzählt, teils weitere Ausführungen zu dem in den Abschnitten selbst Gesagten gibt, wie er denn überall darauf ausgeht, alles, was in das von ihm behandelte Gebiet einschlägt, beizuziehen und zu verwerten, um uns so einen möglichst klaren Einblick in das Thema zu gewähren. Am Schlusse des Buches sind reichhaltige Indices beigegeben, welche die Benutzung der interessanten und lehrreichen Abhandlung erleichtern.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

221) **Bruno Abelmann, Die Lieder des Horaz,** sinngemäfs frei in deutsche Reime übertragen. Schleusingen, Max Schewe, 1905. X u. S. 194. 8.

Der Verfasser dieses hübsch ausgestatteten Buches kann sich für die Originalmetra, überhaupt für die reimlose Poesie nicht erwärmen. Stadelmann und Edm. Bartsch haben in den gereimten Übertragungen „köstliche Perlen“ geliefert, und den Verfasser, „der auch ein bifschen in Poesie sündigt“ — was wir keinem deutschen Mann verargen dürfen — verlockt, allmählich alle Oden in Reime zu übertragen, um sie nach der Durchnahme als Ganze zum Gehör seiner Schüler zu bringen. Für die „Realisten“ hat der Verfasser auch noch erläuternde Anmerkungen und am Schlusse ein alphabetisches Verzeichnis der vorkommenden Personen und Ortsnamen mit Sagen und Geschichten und auch eine recht erschöpfende Einleitung hinzugefügt.

Dem ursprünglichen Zwecke, den der Verfasser beim Entwerfen dieser Verdeutschungen gehabt hat, mögen sie in der Tat dienlich sein, namentlich wenn der Dichter selbst sie seinen Primanern vorliest. Einem weiteren Kreise werden sie, fürchte ich, nicht den Horaz zu einem gelesenen und recht gewürdigten Dichter machen, können es auch wohl nicht. Originalmetra sind nicht angewandt, aber eigentlich moderne meistenteils auch nicht. Die Hehrheit und Hoheit der metrischen Form und zum Teil auch des Inhalts hat es dem Verfasser doch angetan; er kann und will sie nicht ganz

missen. Den Ton des deutschen Lieds findet er zu selten. Er ist ein Talent, das hübsch reimt und meist auch die Sprache geschickt handhabt, aber kein Genie. Denn es fehlt nirgends an Schlacken, Trivialitäten, schlechten Reimen, Härten. Ich wähle O. II, 3: An Dellius. Es ist vielleicht nicht das beste der Übertragungen, obwohl ich kein besseres fand, aber es ist sicherlich keins der schlechtesten. Daran mag jeder selbst entscheiden, ob solche Poesie aufser in der Schule geeignet ist, dem Dichter Freunde zu verschaffen:

Bewahre Gleichmut immer in Gefahren,
Nicht minder sollst du in des Glücksgenufs
Dich vor der Freude Überschwange wahren:
Denn sterben mufst du einmal, Dellius.
Ob du in Trübsal hingebracht dein Leben,
Ob du auf still entlegnem Rasenplan
Mit edlern Tropfen der Falernerreben
An Festen dir zugute was getan.
Sieh dort, der Silberpappel Zweige einen
Mit hoher Fichte sich zum Schattendach,
Und munter hüpft daneben von den Steinen
Das Bächlein plätschernd seinen Bahnen nach:
Dahin lafs Wein und duftig Salböl senden,
Dahin die Rose, die so kurz nur blüht,
So lange Glück und Jugend noch nicht enden
Und mild die Parze Dir den Faden zieht.
Von den erkauften Wäldern mufst du scheiden,
Vom Landhaus an dem gelben Tiberstrom,
Und lachend wird sich dann der Erbe weiden
An deiner Schätze hochgetürmtem Dom.
Ob reich und von altadligem Geschlechte,
Ob niedrer Herkunft ohne Hof und Haus
Du hinlebst — gleich sind stets des Todes Rechte,
Kein Opfer läfst der grimme Schlächter aus.
Der Menschheit Ziel ist eins, die Lose schwingen
In einer Urne sich durch Schicksals Hand:
Spät oder früh wird unsres aus ihr springen,
Dann führt uns Charon an den Trauerstrand.

Das Kunststück, uns einen deutschen Horaz zu schaffen, einen solchen, wie er heute aussehen müfste, um sich noch aufserhalb der Lehr- und Lernkreise Freunde zu erwerben, wird überhaupt wohl nicht geleistet werden.

Hirschberg i. Schl. **Emil Rosenberg.**

222) **Franciscus Bücheler, Petronii Saturae et liber Priapeorum** quartum edidit. Adiectae sunt Varronis et Senecae saturae similesque reliquiae. Berolini apud Weidmannos MDCCCCIV. 254 S. 8. ℳ 3,00.

Nach zweiundzwanzigjährigem Zwischenraume seit dem Erscheinen der dritten Auflage hat endlich 1904 die vierte Auflage der Büchelerschen Handausgabe des Petronius und der mit ihm verwandten Schriftsteller erscheinen können. 22 Jahre ist gewifs eine lange Zeit, aber wenn man bedenkt, wie sehr die Zahl der klassischen Philologen zeitweilig zusammengeschmolzen war, so wird man doch mit Genugtuung feststellen können, dafs das Interesse für diesen Schriftsteller unter den Philologen doch noch lebhaft genug gewesen ist. Diejenigen freilich, die sich näher mit Petronius beschäftigten, erwarteten die neue Auflage schon lange mit Ungeduld; wufsten sie doch aus den zahlreichen Bemerkungen, die Bücheler zu Friedländers Ausgabe der Cena Trimalchionis beigesteuert hatte, mit welchem Eifer und Erfolge der Altmeister nach wie vor an der Reinigung und Verbesserung des Petroniustextes weiterarbeitete. Ihre Erwartung hat die neue Ausgabe nicht getäuscht; sie stellt sich als eine in jeder Beziehung dem Fortschritte der Wissenschaft entsprechend ergänzte und verbesserte dar.

Einiges ist neu hinzugekommen, so das Testimonium aus Marius Mercator auf S. 4 und ein Fragment des Varro Nr. 578b. Auch die Bruchstücke der Leges convivales, von denen es in der dritten Auflage noch heifsen mufste: „Tabulae ahenae fragmentum modo Vercellis inventum, quod legis Tappulae praescriptionem servavit, propediem edent, penes quos eius rei potestas est“, sind nun S. 241 ebenfalls abgedruckt. Neues handschriftliches Material ist benutzt für das Testamentum porcelli. Hinzugekommen sind hier die Lesarten der von Heylbut und Ihm für Bücheler verglichenen Codices Palatinus Vaticanus lat. 57 und Reginensis 980, und infolge davon ist an zwei Stellen der Text geändert S. 244 13 semis für semissem und 17 testamento meo für in medio testamento. Ferner sind zur Bequemlichkeit der Benutzer im Texte des Petronius die Kapitel noch in Paragraphen eingeteilt und dadurch besonders die Benutzung der Indices wesentlich erleichtet. Auch sind bei Zitaten aus anderen Schriftstellern, die ja besonders in der Satire Senecas sehr zahlreich sind, aber auch bei Petron und Varro nicht ganz fehlen, die betreffenden Stellen in den Anmerkungen nachgewiesen.

Die Gestaltung des Textes ist dem Zuge der Zeit entsprechend wesentlich konservativer geworden. Viele Konjekturen, die in der dritten Auflage im Texte standen, sind in die An. crit. verwiesen, solche, die sich dort in den Anmerkungen fanden, ganz weggelassen, vielfach ist auch durch die Änderung eines „flagitamus“ oder „conicio“ in ein „optarem“ oder „conieceram“ ein wesentlich geringerer Grad von Zuversichtlichkeit bei der Empfehlung einer Änderung zum Ausdruck gekommen. Die Abweichungen von der vorigen Auflage beschränken sich demgemäfs in der Hauptsache auf die Wiederherstellung der handschriftlichen Lesart; in der Cena Trimalchionis finden sich die meisten zum Teil nach Büchelers Anregungen schon bei Friedländer. Im Texte des Petronius, auf den ich mich im folgenden beschränke, habe ich folgende bemerkt: In Übereinstimmung mit Friedländer schreibt jetzt Bücheler mit der Handschrift S. 22, 7 in promulsidari für inter promulsidaria, S. 23, 26 u. 49, 36 tangomenas für tengomenas; S. 25, 14 eos culavit für testiculavit; S. 27, 19 duravi für decrevi und 41, 7 egi für ego; ferner läfst er jetzt mit diesem S. 25, 12 die vulgäre Form credrae zu der mit in der Anmerkung hinzugefügten Erklärung: idem est quod cedrae, und ähnlich 30, 14 amphitheater für amphiteatrum und 42, 35 tisicus für phthisicus. Aufserdem stellt er noch an folgenden Stellen die handschriftliche Lesung wieder her: 14, 7 adsentationem für adsensionem; 32, 1 ne für nec; 38, 33 non conieci für (non) coniecero; 40, 13 et und remissio für sed und missio; 42, 18 dum für cum; 42, 27 suis se teneant für suis sedibus se teneant unter Annahme einer recht auffälligen Ellipse; 42, 32 canturire belle deverbia, adicere melicam für belle diverbia dicere, melica canturire; 48, 19 assentemur für assectemur; 49, 25 exsonabant für sonabant; 55, 4 antescholanus für antescholarius; 56, 3 omnia cernens qui timet für omnia circum qui tenet; 56, 27 litteratum für litteratorum; 58, 6 quicquid für quod; 58, 20 iunxit für vinxit; 62, 17 vultu meo contero für vultui meo consero; 67, 31 animo für animi; 90 Vers 210 volucer für volucris; 98, 20 sputisque mit folgender Lücke für sputis o b r u t u s; 101, 5 ante für ad und 104, 1 pensionem für pensationem. Hierzu kommen noch zwei Stellen der Cena, wo es Bücheler auch wieder durch Herstellung vulgärer Sprachformen gelingt, die in den Ausgaben bisher stark geänderte Lesung von H fast völlig zu wahren. S. 31, 2 nämlich stellt er aus den Worten qui potes loquere, non loqui an Stelle der Vulgata qui potes loqui, non loquere überzeugend her qui potes loquere, non loquis und ebenso 41, 3

aus bene moriar statt der Vulgata bene morata das Adjektivum benemoria. Nach früheren Veröffentlichungen im Rhein. Mus., auf die in der An. crit. hingewiesen wird, hat er schliefslich neu in den Text gesetzt S. 13, 10 poenae und 24, 6 oclopectam.

Zu den kurzen Erläuterungen, die B. schon früher für einige schwer verständliche Textstellen gegeben hat, sind auch wieder einige hinzugekommen. Zum Teil finden sie sich schon bei Friedländer, andere sind ganz neu. Alle sind höchst beachtenswert, so dafs man für eine neue Auflage noch gröfsere Freigebigkeit wünschen möchte. Es sind folgende Stellen: S. 38, 37 qui te primus deurode ferit, in der An. crit. wohl mit Recht erklärt durch δεῦρο δή i. e. accedere ad se vel sequi ut delicium; 49, 24 gingilipho, wo jetzt in der An. statt Heinsius' Konjektur singuli sophos die Bemerkung steht: subest tale γιγγλισμοί, und 83, 10 quidquid exigeret, dummodo placeret vestis, rapinae comes, wo die Konjektur duce me für dum modo ersetzt ist durch die Erklärung: iungendum exigeret rapinae comes; ferner 37, 31 illi balatum duxissem, im Index erklärt durch die Übersetzung: ich hätte ihm das Blöken gelegt, und 50, 33 bonatus, ebenda erläutert durch die Bemerkung: sic fictum ut malatus. Auch sonst ist im Index im Zusammenhange mit den Textesänderungen manches geändert und hinzugekommen, wie amphitheater, egi aginavi, arietes culavit usw.; unterblieben ist leider die Aufnahme der neuen Formen tisicus und benemoria, auch die harte Ellipse S. 42, 27 suis se teneant hätte neben den anderen Beispielen dieser Figur wohl angemerkt werden können.

Die An. crit. ist natürlich ebenfalls vielfach verändert. Zahlreiche in ihr früher erwähnte Besserungsvorschläge sind weggelassen, andere durch neue ersetzt. Es würde zu weit führen, alles einzelne anzuführen, im allgemeinen wird man fast überall die neuen Vorschläge als Besserungen bezeichnen und auch sonst sich mit dem Inhalte der An. crit. einverstanden erklären dürfen. Nur an drei Stellen möchte ich widersprechen. Warum steht zu 17, 20 ut putares hoc convenisse in der An. die Bemerkung exspectatur eos convivas esse aut nobiscum venisse? Die Stelle ist meiner Meinung nach in bester Ordnung. Als die beiden Syrer sich bei ihrem Raubzuge überrascht sehen, lassen sie sich sofort beide so gleichmäfsig zu Boden fallen, dafs man glauben konnte, sie hätten sich dazu vorher verabredet. Warum ist zu 58, 39 „numquid vis“ inquit. et non plane iam molestum erat munus die Vermutung inquit „etiamnum?“ plane iam etc. beseitigt, während diese doch allein dem Sinne entspricht und etiamnum

wenigstens für et iam non 19, 34 auch Bücheler wahrscheinlich ist? Warum steht schliefslich zu 107, 10 pigiciaca in der An. physica an Aphrodisiaca? wo doch die alte Erklärung durch Ableitung von πυγίζειν am nächsten liegt?

Besondere Beachtung verdient es noch, dafs B. 33, 4 Sibyllam quidem Cumis ego ipse oculis meis vidi nicht mit Friedländer Cumis als unecht eingeklammert hat. Die Ächtung jenes Wortes, gegen das an und für sich nicht das geringste einzuwenden ist, ist eine Folge der durch Mommsens Aufsatz Hermes XIII 106 f. herrschend gewordenen Annahme, dafs die Cena eben in Cumä spiele, so dafs dieses hier nicht namentlich erwähnt werden könne. Wenn Bücheler trotzdem Cumis im Text gelassen hat, so ist er wohl der Ansicht gewesen, der ich durchaus beipflichte, dafs man auch von einem alten Romanschriftsteller nicht verlangen könne — denn von einem modernen verlangt es ohnehin keiner —, dafs die Schilderung der örtlichen Verhältnisse nun auch genau und widerspruchslos einer ganz bestimmten Örtlichkeit entsprechen müsse und er nirgends irgendwelche Phantasiezüge einsetzen dürfe.

Der Druck ist musterhaft, auch im Index. Hoffen wir, dafs die neue Auflage, deren Anzeige nicht durch die Schuld des Unterzeichneten hier so spät erscheint, dazu beitrage, das Interesse für diesen in gewissem Sinne modernsten und interessantesten Schriftsteller des Altertums so zu beleben, dafs recht bald noch von des Altmeisters Hand eine fünfte erscheinen kann.

Blankenburg a. Harz. **K. Bürger.**

---

223) **J. B. Carter, The religion of Numa** and other essays on the religion of ancient Rome. London, Macmillan and Co., 1906. X u. 189 S. 8. geb. ℳ 3.60.

Der Versuch, der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen eine vergleichende Mythologie zur Seite zu stellen, hat zu der Einsicht geführt, dafs kein einziger religiöser Begriff sich als urindogermanisch erweisen läfst. Da also die Italiker sich von den verwandten Völkern ausschieden, waren ihre religiösen Vorstellungen noch sehr primitive. Menschen auf dieser niedrigen Kulturstufe leben in einer Vorstellungsweise, die man Animismus nennt; sie meinen, dafs jedem Dinge eine besondere Kraft innewohne, und steigern die ihr Wohl am meisten betreffenden Kräfte zu göttlichen Mächten, von denen sie sich kein klares

Bild machen. Wie die übrigen Italiker diese Vorstellungen weiter entwickelten, ist unbekannt; dagegen über „Religion und Kultus der Römer" hat Georg Wissowa im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft V, 4 (1902) Klarheit geschaffen. Ihm folgend schildert sein ehemaliger Schüler Carter in dem vorliegenden Buche das religiöse Leben der Römer vom Beginne der Stadt bis zu Augustus' Tod. Er unterscheidet fünf Perioden: 1) die älteste Religionsordnung, 2) fremde Einflüsse unter den Tarquiniern, 3) die Staatsreligion der Republik bis zum Siege bei Zama, 4) Verfall des alten Glaubens, 5) Reform des Augustus.

I. The religion of Numa. Zu der Zeit, wo unsere Kunde von den Römern beginnt, haben sie viele Götter; aber diese sind nur Namen von Mächten ohne ausgeprägte Persönlichkeit. Sie vermählen sich nicht, und es gibt in Rom keine Götterkinder, keine Göttergenealogien, keine eigentliche Mythologie. Janus ist die Türe; er hat ein Doppelgesicht, weil die Tür nach aufsen und nach innen schaut. Vesta ist der Herd, Lar die Flur, Faunus der Wald, Tellus die Erde, welche das Saatkorn empfängt und daraus die Saat hervorbringt; Ceres ist das Wachstum, Mars der Beschützer der Stadt und Fluren gegen äufsere Feinde. Juppiter war der Gott des Himmels und wurde dann der Schirmer des Staates und des Eides (als Diovis Fidius, dann Dius Fidius). Diese einfachen Religionsanschauungen spiegeln uns die Interessen einer in Ackerbau, Viehzucht und Krieg lebenden Gemeinde. Der Kult war ein Formalismus, ängstliche Erfüllung von Formen, wodurch man sich die Göttermächte geneigt erhielt. Die Furcht vor den Verstorbenen bewirkte ihre Verehrung als gute Götter, di Manes. Der einzelne Mann verehrte seinen Geist als Genius, die Frau den ihrigen als Juno. Die Familie verehrte am Herde den Genius des Hausvaters, zwei Laren, die Penaten (meistens zwei, z. B. Vulkan und Vesta) und die Manen der Vorfahren. Mittelpunkt des religiösen Lebens war der Staat als die Verbindung der Familien mit dem König als Oberpriester. Die wichtigste Quelle für die altrömische Religion sind die Festkalender, aus denen Th. Mommsen die älteste Festordnung bestimmt hat, die von der Sage dem Numa Pompilius zugeschrieben wird.

II. The reorganisation of Servius. Der Wall und die Verfassung des Servius berechtigen zu dem Glauben, dafs Servius wirklich gelebt hat. Auf ihn führt die Sage eine während langer Zeiten erfolgte Umwandlung zurück, das Aufkommen der Plebs, d. h. des Handwerks und Han-

dels. Ersteres kam aus Etrurien, letzterer von den Griechen Unteritaliens (zumal von Cumä) durch Vermittlung der Latiner. Von Tibur her übernahmen die Römer den Kult des Herkules als des Gottes des Handels und der Reisenden, von Tuskulum den Reitergott Castor mit seinem Bruder Pollux. Sie kannten diese Götter zunächst nur als latinische, indem der Staat ihnen Kultstätten innerhalb des unverrückbaren Pomeriums, d. h. der heiligen Weichbildslinie, errichtete. Nun begann auch Fortuna in Rom verehrt zu werden; sie war die Göttin der Fruchtbarkeit und Fülle und wurde erst lange später unter griechischem Einflusse Glücksgöttin. Viele Götter entwickelten sich jetzt zu menschenähnlichen Wesen, indem man ihnen Wohnungen, Tempel, zu bauen begann. Rom gehörte zum Latinerbunde, dessen Schutzgott Juppiter Latiaris auf dem Albanerberge war. Als die Leitung des Bundes von Alba Longa auf Aricia überging, wurde Diana Nemorensis von Aricia zweite Bundesgottheit. Da Rom nach der Führung des Bundes strebte, baute es dem Juppiter einen Tempel auf dem Albanerberg und der Diana auf dem Aventin aufserhalb des Pomeriums, wo sie als Göttin der Wälder, Jäger, Geburten, Frauen verehrt wurde. Auf dem Aventin erhielt auch Minerva als Schützerin des Handwerks einen Tempel. Ihre Verehrung stammte aus Falerii, der einzigen Latinerstadt auf der etruskischen Seite des Tibers, und kam mit Handwerkern aus Südetrurien nach Rom. Der Schirmer des Staates Juppiter wurde seit alter Zeit als Feretrius auf dem Kapitol verehrt. Dort erhielt er nun einen grofsen Tempel, und er wurde durch die Beinamen Optimus Maximus über jeden andern Gott und Juppiter, zumal den Juppiter Latiaris, erhöht. An seinem Tempel erhielten Juno und Minerva Anteil.

Die ältesten Götter Roms wurden als eingeborene bezeichnet, als di indigĕtes, die später aufgenommenen (Herkules, die Castores, Fortuna, Diana, Minerva) als neu angesessene, di novensīdes (oder novensiles). Mit der Aufnahme der Minerva in die kapitolinische Dreiheit ist die staatliche Gleichstellung beider Klassen vollzogen und der Kreis der di patrii geschlossen.

III. The coming of the Sibyl. Eine weitere Umwandlung der Staatsreligion wurde herbeigeführt durch den zu Ende der Königszeit von Cumä nach Rom übertragenen Kult des Heilgottes Apollo und die gleichzeitig aufgenommenen Sibyllenorakel. Die unter die Wache des Senates und der duoviri (später decemviri) sacris faciundis gestellten Orakelbücher veranlafsten eine Lockerung der Grundlagen des alten Glaubens, eine Zu-

nahme des Aberglaubens, die Aufnahme griechischer Gottesdienste und das Aufkommen prunkvoller Prozessionen. 496 wurde bei einer Hungersnot der Kult der Demeter-Ceres von Cumä nach Rom übertragen und ihr ein Tempel im Tale des Circus Maximus zuerkannt. 495 folgte Hermes ἐμπολαῖος, Mercurius, als Gott des Handels mit einem Tempel am Aventin. Der Verkehr mit Süditalien bedurfte eines Meeresgottes; Poseidon (von Pästum) wurde mit dem bisherigen Wassergotte Neptunus vermengt und erhielt einen Sitz auf dem Marsfeld. Dort bekam 431 auch Apollo mit Artemis-Diana und Latona einen Tempel. 292 wurde infolge einer Pest der Heilgott Aeskulap aus Epidaurus geholt und auf der Tiberinsel angesiedelt. In der Kriegsnot von 249 erhielten die di Manes den Pluto und die Persephone als Herrscherpaar. Der römische Staat übernahm ihren Kult von Tarent und brachte ihnen als Dis und Proserpina nächtliche Opfer beim Tarentum, die alle hundert Jahre erneuert werden sollten.

Hannibals Siege lagen wie ein Alp auf den Gemütern, der Aberglaube wuchs, eine Menge religiöser Feiern wurden nach sibyllinischen Sprüchen angeordnet. Die griechischen Götter überschritten nun das Pomerium; 217 erhielten Mens und Venus Erycina Tempel auf dem Kapitol. Unter gewaltiger Begeisterung der Menge wurde 204 der heilige Stein der phrygischen Göttermutter Cybele in den heiligsten Stadtteil, auf den Palatin, gebracht. Er half mit zum Siege; dieser aber wurde mit dem Untergange der altrömischen Religion erkauft. Denn der schwärmerische Gottesdienst der entmannten Cybelepriester mit ihrem Cymbelspiel und Gesang und den orientalischen Tänzen brachte mehr Schaden für Frömmigkeit und Sittlichkeit als alle andern fremden Kulte zusammen. Damit hatten die sibyllinischen Bücher in der Hauptsache ihren Dienst getan. Als der Siegesrausch vorbei war, suchte der Senat das Übel einzudämmen; kein Römer durfte Cybelepriester werden, und die Diener der Göttermutter durften ihren Kult nur an bestimmten Tagen aufserhalb des palatinischen Tempels ausüben.

IV. The decline of faith. Nachdem die religiöse Bedeutung des Pomeriums gebrochen war, wurden mehr und mehr griechische Götter und Gottesdienste aufgenommen und mit den römischen verschmolzen. Die Staatsreligion lag im Kampfe mit griechischer Superstition und Aufklärung. 186 trat der Senat den Geheimdiensten des Dionysus-Liber, den Bakchanalien, entgegen. 181 wurde ein Versuch, pythagoreische Ideen durch die angeblichen Bücher des Numa in die römische Religion einzu-

mischen, vereitelt. Aber um dieselbe Zeit übersetzte Ennius die heilige Geschichte des Euhemerus, der den Göttern einen historischen Ursprung gab. 173 wurden die Epikureer, 161 die Philosophen überhaupt ausgewiesen. Doch bildete sich um Scipio und Laelius ein Kreis von Männern, welche die stoische Ethik auf ihre Lebensführung anwendeten, jedoch die Erhaltung der Staatsreligion für notwendig hielten. Inzwischen war der Mittelstand verschwunden und ein Klassenhaſs zwischen Armen und Reichen entstanden, der das religiöse Empfinden schädigte, die Tragödie der Grakchen und die Bürgerkriege hervorrief. Die Staatsreligion vermochte die religiösen Bedürfnisse der Menge nicht mehr zu befriedigen, sie wendete sich ausländischen Privatkulten zu. Zum Dienste der Magna Mater kam durch Sulla der lärmende Kult der kappadozischen Mā oder Enyo unter dem Namen der alten Göttin Bellona. Von Puteoli her drang der ägyptische Kult der Isis ein, obwohl die Konsuln 58, 53, 50, 48 ihre Altäre zerstörten. Dazu kam der Dienst der Dea Syria und des Mithras. Verderblich wirkte auch, daſs seit Sulla bei Besetzung der bedeutenderen Priesterämter die Politik mitspielte, so daſs die Priester vielfach die alten Riten nicht kannten und den Festkalender nicht in Ordnung hielten.

V. The Augustan renaissance. Dieser Abschnitt erzählt ziemlich ausführlich, was Wissowa § 15 kurz zusammenfaſst. Um die Revolution zu bannen und seine Herrschaft zu befestigen, muſste Augustus den Patriotismus neu beleben, den Geist der Einheit und des gemeinsamen Interesses, die alten Formen und Sitten wiederherstellen und ihnen einen neuen Inhalt zu geben suchen. 32 wurde das Kollegium der Fetialen erneuert, um der Kleopatra den Krieg zu erklären, damit er nicht als ein Bürgerkrieg, sondern als ein Kampf gegen einen auswärtigen Feind erscheine. Bald nach der Schlacht bei Aktium erhielten die Arvalbrüder ein Heiligtum beim fünften Meilenstein an der Via Campana. Sie sollten mitwirken zur Wiederbelebung der Landwirtschaft und ein Bindeglied zwischen der bäuerlichen Bevölkerung und der kaiserlichen Familie bilden. In die groſsen Priesterschaften der Augurn, Pontifizes und Orakelbewahrer trat der Kaiser selbst ein mit angesehenen Stützen seiner Herrschaft. Der Verfall der Staatsreligion zeigte sich äuſserlich an dem kläglichen Zustande der Tempel; diese wurden renoviert und neue erbaut. Nachdem Cäsar auf seinem Forum der Venus Genitrix als Stamm-Mutter der Julier einen Tempel errichtet hatte, erbaute Augustus 29 dem Divus Julius und später auf seinem Forum dem Stammvater seines Geschlechtes, dem Mars Ultor,

Tempel. Da am Kulte der kapitolinischen Götter republikanische Erinnerungen hafteten, bevorzugte der Kaiser die Kulte des Apollo, des Mars und der Vesta. 28 wurde dem Apollo der palatinische Tempel geweiht und die sibyllinischen Bücher wurden aus dem Tempel des kapitolinischen Juppiter in den neuen Apollotempel gebracht. 17 v. Chr. zog bei den Säkularspielen die Festprozession vom Apollotempel zum Juppitertempel und zum ersteren zurück. Das Ansehen der Vestalinen wurde erhöht, und nach dem Tode des Lepidus wurde der Kaiser 12 v. Chr. Pontifex maximus und damit Vorsteher des Vestadienstes. Wie jeder Haushalt den Genius des Hausvaters, so verehrte die kaiserliche Familie den Genius des Kaisers und der Staat bisher den Genius populi Romani. Nach Vollendung der Einteilung der Stadt in 14 Regionen wurde der Genius des Kaisers auch an den Strafsenkreuzungen (*compita*) verehrt, indem zwischen die beiden Laren ein Bild des Kaisers gestellt und die Bezirksvereine (*collegia compitalicia*) erneuert wurden. Diese Reformen des Augustus erschienen manchen Gebildeten so bedeutungsvoll, dafs sie an den ewigen Fortbestand Roms glaubten. Doch bot diese Staatsreligion den Notleidenden, Armen und Sklaven geringen Trost durch die Hoffnung auf eine ausgleichende Gerechtigkeit, und die alten Gottesdienste des Orients liefsen sich dadurch nicht verdrängen, sondern drangen mehr und mehr in Italien ein, bis schliefslich alle diese Kulte vom Christentum überwunden wurden.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

---

224) **Herm. Dessau, Inscriptiones latinae selectae,** vol. II, pars 2 (S. 737—1040). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 8. *M* 10.—.

Mit erfreulicher Schnelligkeit ist dem ersten Teil des zweiten Bandes der zweite gefolgt und damit der Text des Monumentalwerkes zum Abschlufs gebracht. Da Zweck und Anlage desselben in dieser Zeitschrift bereits ausführlich besprochen worden sind (vgl. 1895, S. 153; 1903, S. 363), so können wir uns kurz fassen. Die fünf Abschnitte (XV—XIX) des neuen Bandes enthalten tituli folgender Kategorien: collegiorum; ministrorum vitae privatae, opificum, artificum; sepulcrales; instrumenti domestici; dazu kommen Analecta varia, die sich in keiner anderen Rubrik unterbringen liefsen, wie fasti und defixiones. Als recht dankenswerter Anhang erscheint eine Reihe von griechischen Inschriften, die sich auf römische Dinge beziehen. Der Band hat im ganzen 1672 Nummern,

zum Teil recht umfangreiche, wie z. B. die sog. Laudatio Turiae, S. 924 bis 928; bei dieser wie den anderen Stücken, welche auf eine neue Seite übergreifen, würde es sich in einer künftigen Auflage vielleicht empfehlen, die Anmerkungen nicht an den Schlufs des ganzen Textes, sondern unter die einzelnen Seiten zu setzen, wie bei den Fasti Maffeiani 8744. Im Faksimile ist nur die Duenosinschrift (8743 'vas Dresselianum') gegeben, was ja nicht nur in der sprachgeschichtlich-epigraphischen Bedeutung dieser Inschrift begründet ist; zur Literatur über sie kommt neuestens P. Kretschmers Aufsatz in der Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1906, S. 495. Möge nun der Indexband auch bald folgen und die Fülle des in dem Werk aufgestapelten Materials der gelehrten Forschung bequem zugänglich machen!

München. **O. Hey.**

225) **Raoul de la Grasserie, De la Catégorie du Genre.** (Étude de linguistique et de psychologie linguistique.) Paris, E. Leroux, 1906. V u. 256 S. 12. 6 fr.

Das Kapitel des grammatischen Geschlechts hat von jeher zu den interessantesten Gebieten der allgemeinen Sprachwissenschaft gehört, und es ist schon vielfach von den verschiedensten Standpunkten aus behandelt worden. Wenn ein Mann wie la Grasserie die Untersuchung dieses Gegenstandes unternimmt, so kann man jedenfalls eine sehr weitblickende Betrachtung erwarten, und sein Buch entspricht auch vollkommen dieser Erwartung. Es umfafst alle bekannten Sprachen und sucht das Thema nach jeder Richtung hin zu erschöpfen. Der erste Teil des Buches ist theoretischer Natur: er führt in abstracto die verschiedenen Arten des grammatischen Geschlechtes auf, gibt ihre Kennzeichen an und behandelt die Anwendungssphäre und die wesentlichen Funktionen derselben. Der zweite, experimentelle Teil gibt eine reichhaltige Sammlung von Beispielen und beweist die vorher theoretisch aufgestellten Behauptungen auf induktivem Wege. Im einzelnen wird bei dem Geschlecht studiert 1) sein Begriff an sich und die sich daraus ergebenden Genussysteme in den bekannten Sprachen, 2) die verschiedenen Arten, in denen es zum Ausdruck kommt, und 3) seine grammatische Funktion. Der Verfasser unterscheidet Sprachen mit subjektivem Geschlecht, solche mit objektivem und endlich solche mit künstlichem Genus, das heifst Sprachen, in denen das natürliche Geschlecht durch Ver-

mischungsvorgänge weit über seine eigentlichen Grenzen hinausgetragen worden ist. Bei den Sprachen mit subjektivem Genus ist von besonderem Interesse ein System, dessen Sprachformen nicht allein von dem Geschlecht der besprochenen Person, sondern auch von dem der redenden oder der angeredeten abhängen (Männer- und Weibersprache bei den Karaïben, Dakotahs und Chiquitos, eigentümliche Verbalformen der Basken; vgl. S. 19 f.). Das objektive Genus, welches den meisten Kultursprachen fehlt, nimmt in la Grasseries Buch einen grofsen Raum ein; mehrfach greift es auf das Gebiet des subjektiven Geschlechts hinüber (S. 41 f.). Sehr ausführlich wird auch das künstliche Genus behandelt, das namentlich in den semitischen, hamitischen und indogermanischen Sprachen vorherrscht.

Wegen der Fülle und Vielseitigkeit des Stoffes würde ein näheres Eingehen auf Einzelheiten hier zwecklos sein. Wir begnügen uns aus diesem Grunde damit, auf die allgemeine Bedeutsamkeit des Buches hinzuweisen. Es enthält nicht blofs für Linguisten, sondern überhaupt für jeden Philologen sehr viel Wichtiges und Anregendes. Zu bedauern ist, dafs der Verfasser keinerlei bibliographische Angaben hinzugefügt hat.

P.

---

226) **Karl Vollmöller, Romanische Forschungen.** Organ für romanische Sprachen und Mittellatein. XVI. Band, 3. Heft. (Ausgegeben im November 1904) [I]. XIX. Band, 1. Heft (Januar 1905) [II]. Erlangen, Fr. Junge. 8.

Ist es schon keine leichte Aufgabe, über die heutzutage in unserem Fache immer beliebter gewordenen Festschriften zu berichten, so ist es für den einzelnen fast unmöglich, willkürlich herausgegriffenen Heften einer Zeitschrift gerecht zu werden. Denn bei den Festschriften handelt es sich doch zumeist um Aufsätze, die mit dem Arbeitsgebiete des Mannes, den man ehren will, im Zusammenhang stehen. In einer wissenschaftlichen Zeitschrift aber, namentlich wenn sie einem so weitumfassenden Gebiete gewidmet ist wie die „Romanischen Forschungen“, werden wir immer nur wenig finden, das uns näher angeht.

So müssen wir uns denn hier damit begnügen, den Inhalt dieser beiden umfangreichen Hefte kurz zusammenzufassen.

Dem mittellateinischen Gebiete sind zwei Aufsätze entnommen. P. Michael Huber (Metten) veröffentlicht die erste kritische Ausgabe

der „Visio Monachi de Eynsham“ (I, 641—733). Gröber spricht im Grundriſs II, 1, 277 von der Vision eines Mönchs von Evesham und in der Überschrift der Vision heiſst es: Incipit tractatus de Visione Monachi Eveshamiae. Es wäre also wünschenswert gewesen, daſs der Verfasser die Ursachen dieser Abweichungen erklärt hätte. Im übrigen sind dergleichen Visionen interessant genug, da auf sie ja auch das bedeutendste Werk des Mittelalters, die „Göttliche Komödie“, zurückgeht.

P. C. Juret bringt eine „Etude grammaticale sur le latin de A. Filastrius (II, 130—320). Dieser Kirchenvater, dessen Werk „diversarum hereseon liber“ im Jahre 383 erschien (herausgegeben von Fr. Marx 1898), lebte demnach in einer Zeit, in der das weströmische Reich noch nicht von den „Barbaren“ zerstört war. Er ist eine gute Quelle für die Kenntnis des von barbarischen Einflüssen noch wenig berührten Lateins des 4. Jahrhunderts. Gegen Marx' Meinung, daſs Filastrius kein Italiener, sondern ein Ägypter gewesen sei, führt Juret sehr gewichtige Gründe ins Feld.

Paul Marchot ist mit zwei Etymologien vertreten (I, 734). Er will prov. caissa, caitius, fr. chaitis (Nebenform von chetis) von *casca, *cactivus ableiten und erklärt die letzteren Formen als Ergebnisse einer Assimilation (das zweite c sei durch das erste hervorgerufen worden). Obschon ich selbst einmal als Etymon des span. quijada ein sehr hypothetisches *caxata aufgestellt habe („Zur Kritik der altgermanischen Elemente im Spanischen“, S. 6), erscheint mir heutzutage ein solches Etymon noch stärkerer Stützen bedürftig.

In einem weiteren Artikel weist Marchot die Bedenken zurück, die das Dictionnaire général gegen Diez' Herleitung von fr. framboise aus niederl. brâmbezie äuſsert.

Leo Jordan macht uns mit Peros von Neeles gereimter Inhaltsangabe zu einem Sammelkodex bekannt (I, 735—756). Diese Handschrift der Pariser Nationalbibliothek, die im Jahre 1288 geschrieben worden ist, enthält 22 Nummern, darunter Floire e Blancheflor, Cliges, Erec, Ille und Galeron, Amadas und Idoine. Die Inhaltsangabe der ersten neun Nummern ist verloren gegangen. Aber auch das Vorhandene ist nicht ohne literarischen Wert. Wir ersehen aus der Handschrift, welche Denkmäler der französischen Literatur in dem Arras des 13. Jahrhunderts am meisten beliebt waren, und können für einige anonyme Dichtungen, über

deren Entstehungszeit man bis jetzt gar nichts wufste, wenigstens den „Terminus ante quem“ feststellen.

Die Sprache im „Libvre du bon Jehan, Duc de Bretagne“ des Guillaume de Saint-André (eine gereimte Chronik des 14. Jahrhunderts) behandelt Richard Reis (II, 76—129) und die historische Formenlehre der Dialekte von Bournois-Besançon Alfred Reiff (I, 847—958). Aus letzterer Abhandlung ersehen wir u. a., dafs in Bournois als Adjektiv ausschliefslich grandis Weiterbildung fand, was im allgemeinen Schriftfranzösisch bekanntlich nur noch von Wörtern wie grand'mère, grand'route gilt.

Johann Luzis sorgfältiger Lautlehre der sutselvischen Dialekte (I, 757—846) entnehmen wir, dafs im Kanton Graubünden das Deutsche über kurz oder lang den Sieg über das Rätoromanische davontragen wird. Man sieht ein, dafs man im eigenen Dorf ohne die Kenntnis des Deutschen sehr beeinträchtigt ist. „Die Folge davon ist das Bestreben, die deutsche Sprache zu lernen, und die Einführung derselben als Schulsprache, und weil man sieht, dafs bei den deutschsprechenden Kindern das Lernen in diesen Schulen leichter geht, so fangen seit etwa zwei Jahrzehnten ganz romanische Eltern an, mit ihren Kindern nur deutsch zu reden, was in Zukunft immer mehr der Fall sein wird.“ Dafs der Schule die Hauptaufgabe bei allen Assimilierungsversuchen zufällt, dessen sollte man sich auch bei dem Kampf gegen das Polentum in den Ostmarken bewufst sein.

Eine sehr interessante Abhandlung bringt Georg Wenderoth über Estienne Pasquiers poetische Theorien und seine Tätigkeit als Literarhistoriker (II, 1—75). Da Pasquier in einem nahen persönlichen Verhältnisse zu den Dichtern der Plejade stand, so verdienen seine poetischen Theorien um so mehr Interesse. In einer Zeit, da von der gesamten altfranzösischen Literatur kaum mehr als der Rosenroman und die modernisierten Prosaromane der Bibliothèque bleue bekannt waren, hat sich Pasquier eingehend mit der alten Dichtung, insbesondere mit der Lyrik beschäftigt. Wenn wir auch aus seiner Darstellung nichts Neues erfahren, so bleibt ihm doch das Verdienst, dafs er seinen Zeitgenossen das Verständnis für diese Dichtungen eröffnet hat. Auf diesen, nach unseren Begriffen laienhaften, literarischen Forschungen beruht doch schliefslich unsere moderne Literaturgeschichte.

Kattowitz. **M. Goldschmidt.**

227) **F. Petzold, Die Synonyma in Barraus Histoire de la Révolution française.** Mühlhausen i. Thür., Kommissionsverlag der Heinrichshofenschen Buchhandlung (F. Schröter), o. J. 35 S. 8.

Es mag eine nutzbringende, wenn auch ungebührlich viel Zeit raubende Arbeit sein, bei der Lektüre eines Werkes die sämtlichen Synonyma und was sich alles so nennen läfst, mit den Schülern zusammenzustellen; aus diesem nun gedruckt vorliegenden Verzeichnis ergibt sich aber im Grunde recht wenig, vor allem wenig über die Art, wie die Sache im Unterricht behandelt wurde. Ist auf den Gebrauch der Muttersprache verzichtet oder ist sie zum Vergleich herangezogen? Man möchte versucht sein, das letztere nicht anzunehmen, wenn man sieht, wie dürftig sie neben dem fremden Idiom erscheint. Bei dem einzigen Worte „Aufregung" z. B. findet sich: mouvement, effervescence, fermentation, inquiétude, agitation, exaltation, échauffement, émotion, animation, commotion; als ob wir nicht auch: Aufwallung, Gärung, Unruhe, Bewegtheit, überspannte Begeisterung, Erhitzung, Rührung, Belebtheit, Erschütterung u. ä. m. hätten! Oder wenn unter „aufserordentlich grofs u. a.": immense, infini, innombrable, inouï, énorme, extraordinaire, excessif, extrême, extrêmement considérable, suprême, prodigieux, imposant, profond, athlétique angeführt stehen.

Für die Erkennung der synonymischen Unterschiede bieten sich doch nur drei Wege: entweder man erklärt die Abschattungen an Beispielen — sie werden sich so schwer einprägen lassen — oder man benutzt die lateinische Etymologie — das geht nicht an allen Schulen — oder endlich man sucht denjenigen deutschen Ausdruck, der sich am vollkommensten mit dem französischen deckt und zieht die zugehörige französische Wortfamilie zur Erläuterung heran. Der letzte Weg ist vielleicht der mühsamste für den Lehrer, aber auch der sicherste. Die Bildung des Sprachgefühls durch die konversationelle Verwendung der fremden Sprache mufs dann das übrige tun.

Flensburg. **Karl Engelke.**

---

228) **R. A. Hugenholtz, Shakespeare Reader for Schools,** an Introduction of fifteen of the Plays in Narrative and Extract. Leeuwarden, Meijer & Schaafsma, 1905. 2 Bde. VI u. 207 u. 219 S. 8. je ℳ 2.50.

Der Verfasser hält eine Einführung in die Werke Shakespeares vermittelst prosaischer Inhaltsangaben deshalb für wünschenswert, weil die

vollständige Durchnahme von Stücken auf erhebliche Schwierigkeiten stöfst, so dafs der Dichter den Schülern nur wenig bekannt wird. Er hat in den beiden Bändchen die Tales from Shakespeare by Ch. and M. Lamb, The Shakespeare Story Book by Mary Macleod und Historical Tales from Shakespeare by A. T. Quiller-Couch so benutzt, dafs gewisse Stellen der Erzählung durch den Shakespeareschen Text ersetzt werden. Bei zwei Stücken, Romeo and Juliet, und Macbeth gibt er statt einer Inhaltsangabe eine Kürzung des Originals mit geeigneten Überschriften für die einzelnen Teile.

Bei Shakespeare kommt es aber weniger auf die Bekanntschaft mit dem Inhalt der Stücke, als vielmehr darauf an zu sehen, wie der Stoff vom Dichter gestaltet worden ist.

Aus diesem Grunde halte ich Kürzungen des Textes für schädlicher als prosaische Inhaltsangaben. Diese können, wenn sie gut geschrieben sind, den Schülern wenigstens modernes Englisch vermitteln. Die Kürzungen aber verdunkeln den Aufbau des Stückes, da sie von Akt- und Szeneneinteilung absehen.

Meine Ansicht ist: entweder liest man Shakespeare, wie er ist, oder man liest ihn nicht. Einen grofsen Schaden kann ich nicht darin erblicken, dafs Schüler höherer Lehranstalten nur ein oder höchstens zwei Stücke lesen. Besser, sie lesen dieses wenige gründlich, als dafs sie den Inhalt von fünf bis zehn Stücken erfahren, ohne dafs sie mit der Eigenart des Dichters vertraut gemacht werden.

Ich kann auch mein Bedenken gegen den Preis der Bändchen nicht unterdrücken. Wenn Shakespeares sämtliche Werke für 3.85 ℳ zu haben sind, dann darf das Surrogat für fünfzehn Stücke nicht 5 ℳ kosten. In Deutschland wenigstens, glaube ich, würde man vor einer solchen Ausgabe zurückschrecken.

Ich will aber nicht in Abrede stellen, dafs der Verfasser mit Geschick gearbeitet hat. Ich habe mit Genufs die beiden Bändchen gelesen, da beim Kenner eben an die Stelle der Inhaltsangabe in der Vorstellung leicht das Original tritt. Die eingestreuten Stellen aus Shakespeare sind gut gewählt.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

---

229) **Sir Rennell Rodd, Sir Walter Raleigh.** London, Macmillan and Co. Limited, 1904. VIII u. 292 S. 8. geb. sh. 2½.

Diese Lebensbeschreibung ist ein Band der Serie English Men of Action. Auf Grund eines reichen Quellenmaterials hat Sir Rannell Rodd

eine eingehende, höchst interessante Geschichte des bedeutenden Mannes geschrieben. Es ist aber dem Verfasser auch gelungen, uns mit den Personen, zu denen Raleigh in Beziehung stand, vertraut zu machen. Wir lernen aus dem Buche die Königin Elisabeth und das Treiben an ihrem Hofe kennen und erfahren auch, welch Geistes Kind Elisabeths Nachfolger Jakob I. war. Es mufs besonders hervorgehoben werden, dafs der Verfasser mit Erfolg bestrebt gewesen ist, den Leser in den Geist der Zeit zu versetzen. Das geschieht gleich im zweiten Kapitel, das von Raleighs Tätigkeit in Irland 1580—1581 handelt. Die Darstellung ist oft so spannend, dafs man einen Roman zu lesen meint. Das Buch wird hiermit aufs angelegentlichste empfohlen.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

---

230) English Men of Letters. **A. C. Benson, Eduard Fitzgerald.** London, Macmillan & Co., 1905. VI u. 207 S. 8. 2 s. net.

Fitzgerald ist ein wohl auch manchem Engländer noch unbekannter Dichter, dessen Werke "a single small volume of imparishable quality, some accomplished translations of no great literary importance, a little piece of delicate prose writing, and many beautiful letters" bilden (p. 1) und dessen "fame partly depends upon the accident of his having been the chosen friend of several remarkable men" (p. 67). Tennyson, Carlyle, Thackeray, Spedding kannten den als Sonderling zu bezeichnenden Dichter "who had money enough for his wants" (p. 9) und dessen "only plan of action was to do what he liked, and not to be bothered" (p. 167). Die im Buche ausführlich gegebene Lebensbeschreibung kann nur denjenigen interessieren, der sich den Dichter zum Spezialstudium erwählt hat. Seine Übersetzungen sind "not really worth a very critical examination, they have no permanent or intrinsic merit such as belongs to the Omar and the Letters" (p. 118).

Omar Khayyâm, ein orientalischer Weiser aus dem 11. Jahrhundert (p. 100), ist der Verfasser einer Reihe von quadrains, in denen er im Tone orientalischer Farbenpracht und Gedankenwelt von Liebe und Wein, Schönheit und Reiz, Leben und Tod, und von dem, was jenseits des Todes liegt, singt. Fitzgerald hat sich in die sein eigenes Wesen ansprechende Stimmung dieses Gedichtes einzuleben verstanden und, ohne den Schein einer Übersetzung meiden zu wollen, seiner Übertragung ein englisches Gepräge

in Ausdruck und Geist zu geben gewufst. Einzelne Stanzen werden ihm einen Platz in der Reihe englischer Dichter dauernd sichern.

Münster i. W. **H. H.**

---

231) **Adolf Römer, Zur Reform der Prüfungsordnung für das Lehramt** in den philologisch-historischen Fächern. München, J. Lindauer, 1906. 49 S. 8. ℳ 1.—.

Eine besonnene, umsichtige Arbeit über eine brennende Frage der Gegenwart, zugleich auch eine gedankenreiche, durch die sichere Herrschaft über das in Frage kommende Gebiet weit über die weifs-blauen Grenzpfähle hinaus wirkende und die mannigfachste Anregung gewährende Schrift ist es, die hier vorliegt. Der Verfasser, früher lange Jahre als Professor, Rektor und Redakteur der Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen tätig, dürfte wie wenige in der Lage und berufen sein, ein gewichtiges Wort im Streite der Ansichten über eine Sache zu sprechen, für die er, wie das aus seinen Ausführungen ersichtlich ist, von jeher ein warmes Herz gehabt hat.

Im Gegensatz zu dem vom Gymnasialverein München gemachten Vorschlag, es sollten die Lehramtsprüfungen wie bisher in München abgehalten werden, wird hier der Antrag gestellt, die schriftliche Prüfung, an der nach wie vor Schulmänner beteiligt sein sollen, an die drei Landesuniversitäten zu verlegen und nur die mündliche Prüfung in München beizubehalten, eine Mafsregel, die mit einer Reihe einleuchtender Gründe empfohlen wird. Das in Bayern geltende und auch anderwärts erprobte Klassenlehrersystem soll durch eine Änderung des Examens in keiner Weise gefährdet werden. Hier wendet sich Verfasser mit viel Humor gegen den Spezialisten für Deutsch wie gegen den Fachlehrer der Geschichte. Die Aufnahme der Geographie unter die Pflichtfächer der Prüfung wird befürwortet, jedoch sind die zu stellenden Anforderungen, den gymnasialen Zwecken entsprechend, genau zu bestimmen. Während Verfasser für ein vierjähriges Universitätsstudium eintritt, wendet er sich aus gewichtigen, nämlich pekuniär-ökonomischen, gesundheitlichen und sachlichen — vom Standpunkt der Universität aus — nicht zu leugnenden Gründen entschieden gegen den vorgeschlagenen Nachweis eines fünften Universitätsjahres. Mit dem Freiwilligen- und Seminarjahr gäbe das sieben Jahre! — In den Mittelpunkt des ersten Examens will Verfasser die klassischen Autoren gerückt, u. a. von Äschylus mindestens die Perser, von

Euripides die meisten in der Schule gelesenen Dramen und von Aristophanes die Wolken anstatt des Sophokles geprüft wissen; aus griechischen und römischen Antiquitäten soll gelegentlich der Geschichte geprüft werden, endlich soll Archäologie womöglich schon unter die Prüfungsgegenstände des ersten Examens aufgenommen werden, da der bisherige Prüfungsmodus die Sicherheit in der Erklärung der Darstellungen und in der Beurteilung ihrer Formen nicht in wünschenswertem Maſse zutage fördern könne infolge der bis ans Ende der Universitätszeit aufgeschobenen Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern des Altertums. Zudem schlieſse sich so der Eintritt in den archäologischen Gedankenkreis unmittelbar an die Anregungen an, die dem Schüler in dieser Hinsicht bereits auf dem Gymnasium gegeben worden seien.

Dies mögen etwa die Hauptpunkte der gediegenen Untersuchung sein, deren Lektüre im Zusammenhang und mit den jeweiligen Gründen gestützt auch dem nichtbayerischen Fachmann als fesselnd und belehrend ans Herz gelegt werden kann.

Ansbach. **A. Schleuſsinger.**

---

232) **Ludwig Weniger, Ratschläge auf den Lebensweg.** Deutschen Jünglingen erteilt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. VII u. 291 S. 8. ℳ 5.—.

Verfasser, Direktor des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar, hat ein Vierteljahrhundert hindurch (von 1882 bis 1906) die Aufgabe gehabt, seine Abiturienten jedes Mal mit einer Abschiedsrede zu entlassen. Diese 25 Reden sind hier zusammengestellt. Er durfte sie wohl „Ratschläge auf den Lebensweg“ nennen; denn sie sind so gehalten, daſs sie auch über den Kreis derjenigen Schüler hinaus, vor denen Verfasser gesprochen hat, Bedeutung haben und Beachtung finden können; wenngleich wir nicht annehmen, daſs die Reden, wie der Verfasser hofft, auch von Konfirmanden aus gebildeten Familien werden gelesen werden. Die Richtgedanken, die den Ausführungen zugrunde liegen, sind, wie Verfasser sagt, die drei Sterne seines Lebens: Evangelium, Vaterland, Hellenismus. In sinnreicher Weise geht er gern von Gedanken des Griechentums aus und weiſs diese in allgemeiner Weise für seine pädagogischen Zwecke zu verwerten. So, wenn er in der dritten Rede („Vom Schwinden des Raumes und der Zeit“) von der homerischen Erzählung von dem Schlangenwunder in Aulis und seiner Deutung durch Kalchas ausgeht; oder wenn

er von der **Misologie** spricht, vor der in Platons Phaedon Sokrates seine Schüler warnt; oder wenn (in der letzten Rede) an das 1859 in Eleusis gefundene Reliefbild des Triptolemos zwischen den Göttinnen Demeter und Persephone angeknüpft und der von der Schule in das Leben hinausziehende Jüngling auch als ein „Triptolemos" angesprochen wird, der die Aufgabe erhält, das ihm von der Schule übergebene Samenkorn zu fruchtbringender Aussaat zu benutzen; ganz abgesehen davon, dafs an zahlreichen Stellen gelegentlich Erinnerungen an das Altertum und klassische Schriftstellen eingestreut und weiter verwertet werden. Hierin mag die Berechtigung dafür erkannt werden, dafs diese Schulreden auch in der Neuen Philol. Rdsch. Besprechung finden. Sie verdienen überhaupt, dafs ideal veranlagte Jünglinge, die sich der Erinnerung an ihre wissenschaftliche Vorbereitungszeit nicht entschlagen, auf sie aufmerksam gemacht werden. Fruchtbringend und anregend mögen sie noch auf andere wirken.

Hanau. **O. Wackermann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 22. September. **Nr. 19, Jahrgang 1906.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. O. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

233) **Thukydides** erklärt von **J. Classen-J. Steup.** Sechster Band. VI. Buch. Mit zwei Karten von H. Kiepert. 3. Aufl. bearbeitet von J. S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. IV u. 295 S. 8. *M* 3.—.

J. Steups Neubearbeitung des sechsten Buches der Classenschen Thukydides-Ausgabe reiht sich den von ihm früher schon neu bearbeiteten Büchern ebenbürtig an. Wir finden in ihm denselben Fleifs in der Durchforschung und Verwertung der Thukydides-Literatur und dieselbe eindringende Schärfe in der Erklärung und Beurteilung des Textes; jedoch ist dem Verfasser meine Erklärung von 87, 4 *μὴ ἀδεεῖ κινδυνεύειν* „Gefahr laufen nicht ungestraft zu bleiben“ entgangen, ebenso wie die Schreibungen 82, 2 *Ἴωνες ὄντες καὶ παροικοῦντες Πελοποννησίοις Δωριεῦσι καὶ πλείοσιν οὖσιν* und 89, 6 *ὅσῳ καὶ ⟨οὐδενὸς ἧσσον ἠδίκημαι⟩, λ.* Das Buch ist in der neuen Auflage von dem Verfasser wieder auf die Höhe der jetzigen Forschung gebracht, sowohl was den Text als auch was die Erklärung betrifft.

In der Feststellung des Textes verhält sich der Verfasser gegen die Neuerungen K. Hudes in seiner kritischen Ausgabe ablehnend. Ich stimme ihm darin völlig bei, gehe aber in der Ablehnung noch einen Schritt weiter. Kap. 8, 3 behauptet Hude, *καὶ τοῖς στρατηγοῖς κτλ.* könne nicht mehr von *καθ' ὅτι χρή* abhängen, sondern schliefse sich final an *ἐκκλησία αὖθις ἐγίγνετο* an; daher fügt er zwischen *καί* und *τοῖς στρατηγοῖς* den Artikel *τοῦ* ein. Der Verfasser stimmt ihm in der Auffassung des Satzes bei, weist aber mit Recht *τοῦ* als unnötig ab. Es läfst sich nicht leugnen, dafs Hudes Begründung seiner Ansicht, wenn man *καὶ τοῖς στρατηγοῖς κτλ.* von *καθ' ὅτι χρή* abhängen lasse, ergebe sich der Sinn, als ob die Athener über die Abstimmungsweise beraten wollten, beim ersten Anblick etwas Bestechendes hat. Bedenken hat man aber sofort, wenn man diese Auffassung von *καθ' ὅτι* auf den ersten Teil unseres Satzes oder auf 9, 1 *καθ' ὅτι χρὴ ἐς Σικελίαν ἐκπλεῖν* überträgt; denn da ergibt sich der Sinn, als ob die Athener beraten wollten, wie man bei der Ausrüstung und Ausfahrt von Schiffen verfahren müsse. Demnach mufs *καθ' ὅτι χρή* doch wohl eine andere Bedeutung haben. Nach 8, 2 beschlossen die Athener, 60 Schiffe nach Sizilien zu schicken, und erwählten die Feldherren. In der vier Tage später stattfindenden zweiten Versammlung wurde, wie Kap. 9 f. zeigen, über Umfang und Gröfse der Ausrüstung Beratung gepflogen und Beschlufs gefafst. Die Worte 8, 3 *καθ' ὅτι χρὴ κτλ.* können also nur bedeuten: in welchem Mafse und Umfang es nötig sei, dafs die Ausrüstung für die schon beschlossenen 60 Schiffe schnellstens beschafft und den Feldherren etwaige Nachforderungen durch Volksbeschlufs bewilligt werden. So gefafst, behält der Satz seine einheitliche Konstruktion; keinesfalls aber darf man dem Thukydides eine so mifsverständliche Satzbildung zutrauen, wie sie bei Hudes Auffassung entsteht, zumal da *τοῦ τε βουλεύεσθαι, καθ' ὅτι ...., καὶ τοῦ τοῖς στρατηγοῖς κτλ.*, bezw. *βουλεύεσθαί τε, καθ' ὅτι ..., καὶ τοὺς κτλ.* nahe genug lag. Auch 18, 2 geht Hude zu weit, wenn er *εἴ γε ἡσυχάζοιεν πάντες ἢ φυλοκρινοῖεν οἷς χρεὼν βοηθεῖν* in *ἡσυχάζοιμεν πάντως ἢ φυλοκρινοῖμεν* abändert; denn nur mit *φυλοκρινοῖμεν* trifft er das Richtige; *ἡσυχάζοιεν πάντες* dagegen mufs beibehalten werden, da es sich auf die *ἀεὶ ἐπικαλούμενοι* zurückbezieht und so den Grund zu *φυλοκρινοῖμεν, οἷς χρεὼν βοηθεῖν* enthält: wenn alle sich ruhig verhalten würden, also niemand sich um Hilfe an uns wenden würde, oder wenn wir, falls jemand unsere Hilfe begehrt, mit Rücksicht auf die Abstammung entscheiden

würden, wem wir helfen müssen. Ebensowenig ist 77, 2 Hudes Schreibung *τοὺς δέ* st. *τοῖς δέ* zu billigen; denn wie sollte ein Abschreiber nach *τοὺς μέν ... τοὺς δέ* plötzlich auf *τοῖς δέ* kommen? Gerade das Umgekehrte wäre wahrscheinlich. Der Fehler steckt in *δύνανται*, wie v. Herwerden richtig erkannte, das aus einer Beischrift in den Text drang und dann auch die Änderung *λέγοντες* st. *λέγοντας* herbeiführte; die ursprüngliche Lesart ist also *τοῖς δὲ ... λέγοντας κακουργεῖν*.

Man stöfst beim Lesen des Thukydides wiederholt auf Stellen, die einem dem sprachlichen Ausdruck nach oder im Zusammenhang nicht ganz richtig oder passend erscheinen. Auch der Verfasser hat auf eine gröfsere Zahl solcher hingewiesen. Zur Erklärung erwähnt er einigemal den unfertigen Zustand des Thukydideischen Geschichtswerkes, in den meisten Fällen aber sucht er durch Besserungen Abhilfe zu schaffen. Ich fürchte, dafs er damit öfter den Thukydides selbst korrigierte, den man nicht für vollkommen halten darf, sondern der gewifs auch wie jeder andere seine Schwächen hatte, die der Herausgeber zwar anmerken, aber nicht beseitigen soll. Dahin rechne ich 2, 3 *καὶ ὅμοροι κτλ.*, womit zugleich die Vereinigung beider angedeutet wird, die *ξύμπαντες* zum Ausdruck bringt, 25, 2, wo man aus der Angabe über die Transporttrieren selbst schliefsen mufs, dafs der Rest Kriegstrieren sind, 32, 3, wo *τοιοίδε* das im Vorhergehenden nur unklar angedeutete Verhalten der Syrakusaner den Gerüchten von der Ankunft der Athener gegenüber bezeichnet, das dann in *τῶν μέν ... τῶν δέ* klarer dargelegt wird, 49, 4, wo *ἐσκομιζομένων αὐτῶν* nicht die im vorhergehenden Satz erwähnten *πολλούς* meint, sondern die Syrakusaner im allgemeinen: und obgleich sie ihre Habe in die Stadt schaffen, werde das Heer nicht in Not kommen, 54, 5, wo Thukydides, obgleich er im Vorhergehenden ausdrücklich sagt, dafs Hippias die Herrschaft erhielt, doch von Hipparchos den ungenauen Ausdruck *τὴν ἄλλην ἀρχήν* gebraucht, weil dieser eben als Bruder an der Regierung teilnahm, wie es ja auch gleich im Folgenden *τύραννοι οὗτοι* und im Vorhergehenden von Aristogeiton *φοβηθεὶς τὴν Ἱππάρχου δύναμιν ἐπιβουλεύει ... κατάλυσιν τῇ τυραννίδι* heifst, 62, 4, wo der Satz *Νικίας δὲ κτλ.* nachträglich zum vorhergehenden hinzugefügt wird, um anzugeben, was zwischen der Eroberung Hykkaras und der Rückkehr nach Katane geschah, und so den Bericht zu vervollständigen, was wir mit dem Plusquamperfekt bezeichnen, 71, 2, wo der Schriftsteller die Worte *ὡς ἐς τὸ ἔαρ κτλ.* an *τά τε ἄλλα ... παρασκευάσωνται* anfügt, ohne an die

angefangene Konstruktion zu denken, 74, 1, wo der Deutlichkeit wegen *οἱ ταῦτα βουλόμενοι* nachträglich beigefügt wird, da die Partic. *στασιάζοντες καὶ ἐν ὅπλοις ὄντες* alle Messenier umfassen, was auch aus *ἐπεκράτουν* „die Oberhand behalten“ hervorgeht, 86, 2, wo man *ὑποπτεύεσθαι* nicht als Medium fassen darf, wofür der Verfasser auf Diod. Sic. 4, 31 hätte verweisen können, sondern einen — bei Thukydides auch sonst häufigen — Subjektswechsel annehmen mufs, der durch den vorhergehenden Satz *ὅτι ... πάρεσμεν* allerdings erleichtert ist, 88, 5, wo ungenau *τὸν χειμῶνα* für den Rest des Winters steht, was nur in *μεθορμισάμενοι κτλ.* angedeutet ist, 93, 3, wo das Subjekt zu *ταῦτα δὲ ξυνθέμενοι κτλ.* aus dem Zusammenhang ergänzt werden mufs, nämlich die Gesandten der Korinthier und Syrakusaner, die eben zu diesem Zweck nach Sparta gekommen waren, und schliefslich manche Angaben hinsichtlich der Belagerungswerke von Syrakus (*τὸν κύκλον, τὸ τεῖχος, τὴν πυλίδα*), die der Geschichtschreiber als bekannt voraussetzt und damals auch als bekannt veraussetzen durfte.

Besonders gilt diese Beobachtung von den Reden, in denen der Ausdruck naturgemäfs kühner, Satz- und Gedankenverbindung freier und sprunghafter ist; denn der Redner darf sich mehr erlauben als der Schriftsteller. So sagt der Redner 10, 2 *ἐκ τοῦ αἰσχίονος ἢ ἡμῖν*, um im Gegensatz zu den Athenern die schimpfliche Lage der Spartaner beim Friedensschlufs zu schildern, ohne daran zu denken, dafs ein Zuhörer aus diesen Worten auch heraushören konnte, die Athener seien ebenfalls in schlimmer Lage gewesen; er hätte ohne Vergleichung auch *ἐκ τοῦ αἰσχίστου* sagen können, nie aber das abgeschwächte *ἐκ τοῦ αἰσχίονος* ohne *ἢ ἡμῖν* „in einer ziemlich schimpflichen Lage“. Kap. 20, 2 f. will Nikias den Athenern die Macht Siziliens möglichst klar vor Augen stellen; daher weist er auf die Gröfse, Unabhängigkeit und innere Ruhe der dortigen Städte hin, sowie auf deren Zahl, die er durch die Gegenüberstellung *ὡς ἐν μιᾷ νήσῳ πολλάς* nachdrücklich hervorhebt. Obwohl es nun aber niemand zweifelhaft sein kann, dafs er die griechischen Städte auf Sizilien meint, fügt er doch zum Schlusse mit stärkster Betonung noch *τὰς Ἑλληνίδας* hinzu, um seine Mitbürger die Schwierigkeit der Unternehmung ganz erkennen zu lassen; Griechen sind es, die über diese Machtmittel verfügen, nicht etwa Barbaren, über die man, auch wenn sie viel zahlreicher sind, leicht Herr werden kann. Darauf nennt er ihre Zahl, wobei er gerade die Gleichmäfsigkeit ihrer Ausrüstung mit der der Athener,

auf die schon mit τὰς Ἑλληνίδας hingewiesen ist, besonders betont, und führt Selinus und Syrakus namentlich an, deren Streitmacht und Reichtum er schildert. Dabei fällt ihm aber ein, daſs die Syrakusaner vor den Selinuntiern noch etwas voraus haben, und so schlieſst er, ganz im Charakter wirklich gehaltener Reden, den beide Städte gemeinsam betreffenden Teil mit Σελινουντίοις ab und fängt den nächsten mit Συρακοσίοις δὲ καὶ an: den Selinuntiern nämlich; den Syrakusanern aber wird auſserdem noch usw., mit δὲ καὶ andeutend, daſs das vorher Gesagte auch von den Syrakusanern gilt. In dem Satz Συρακοσίοις δὲ καὶ κτλ. setzt Nikias ἀπ' ἀρχῆς hinzu, um auch hier wieder das für die Athener Gefährliche anzuzeigen; das Verhältnis zwischen Athen und den Sikelern besteht schon lange, ist also gefestigt und deshalb für die Athener schwer löslich; „infolge ihrer Herrschaft über einige Barbaren" hätte Thukydides nicht mit βαρβάρων τινῶν ἀπ' ἀρχῆς, sondern mit ἀπὸ βαρβάρων τινῶν ἀρχομένων ausgedrückt. In einer Rede ist auch ein Ausdruck wie 34, 2 ἤτοι κρύφα γε ἢ φανερῶς ἢ ἐξ ἑνός γέ του τρόπου nicht zu tadeln, obwohl er logisch anfechtbar ist; ähnlich sagt Philoktet bei Sophokles 771 ἐφίεμαι | ἑκόντα μηδ' ἄκοντα μηδέ τῳ τέχνῃ | κείνοις μεθεῖναι ταῦτα, um nachdrücklich „auf gar keine Weise, unter gar keinen Umständen" auszudrücken, und derartiges findet sich in Reden auch heute noch. Die Worte in der Rede des Athenagoras 36, 2 οἱ γὰρ δεδιότες ἰδίᾳ τε κτλ. können nur, wie der Verf. gut nachweist, auf geheime Umtriebe gehen, die durch Erregung der allgemeinen Angst vor den Athenern verdeckt werden sollen. Der Verf. hält δεδιότες für verschrieben; ich glaube, daſs die dunkle Ausdrucksweise absichtlich gewählt ist, da ja solche geheimnisvollen Andeutungen und unbestimmten Verdächtigungen für die Parteirede charakteristisch sind. Athenagoras sagt, er wundere sich über die Verbreiter der einschüchternden Nachrichten, daſs sie so einfältig seien zu glauben, man merke ihre Absicht nicht; hätten doch alle, die eine Befürchtung für ihre Person hegten, den Wunsch, durch Erregung allgemeiner Furcht sich zu decken und der Strafe zu entgehen; so machten es jetzt auch jene, die ja immer auf Umtriebe und politische Wühlereien ausgingen. Mit groſser Berechnung spricht auch der syrakusanische Stratege Kap. 41; unter Zurückweisung jeder Verleumdungssucht fordert er zu Rüstungen auf; denn auch für den Fall, daſs man sie nicht brauche, schade es nichts, wenn man mit allem Notwendigen versehen sei und sich durch Aussendung von geeigneten Persönlichkeiten über Stimmung und Verhältnisse in den anderen

Städten unterrichtet habe. Zum ersteren fügt er τὴν δ' ἐπιμέλειαν κτλ., womit er dies als ihre Aufgabe in Anspruch nimmt und unberufene Einmischung scharf zurückweist, zum zweiten τὰ δὲ καὶ ἐπιμεμελήμεθα κτλ., um zu beweisen, dafs sie auch tatsächlich ihrer Aufgabe nachkommen, und schliefst dann mit καὶ ὅτι ἂν κτλ., der Anerkennung der Souveränität der Volksversammlung, ab. Kap. 78, 1 fordert Hermokrates die Sizilier zum gemeinsamen Kampf gegen die Athener auf; denn jetzt hätten sie als Bundesgenossen noch die Syrakusaner, und zwar nicht allein (καὶ οὐκ ἐρῆμον), wie er mit stolzem Selbstbewufstsein, das seine Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlt, hinzufügt; auch sollten sie sich durch die Vorspiegelungen der Athener nicht täuschen lassen, die nicht gekommen seien, um Syrakus zu bestrafen, sondern dies nur vorgäben, um sich so die Freundschaft der Sizilier mehr (οὐχ ἧσσον) zu sichern. In seiner Erwiderung 82, 2 macht Euphemos mit den Worten ἔχει δὲ καὶ οὕτως, mit denen er den von Hermokrates angegebenen Grund anerkennt, den Übergang zum Beweise, dafs die Athener ihre Herrschaft wirklich εἰκότως ἔχουσιν, ein Kunstmittel, das mit Vorliebe angewandt wird, da es infolge der Überraschung der Zuhörer, die statt Anerkennung Widerlegung erwartet haben, besonders wirksam ist; aber in § 4 scheint zwischen ἐβούλοντο und καὶ der Infinitiv ἔχειν ausgefallen zu sein, der sprachlich und inhaltlich verlangt wird. Am Ende seiner Rede (Kap. 87, 4 f.) weist Euphemos darauf hin, dafs alle überall bei den Athenern Hilfe gegen Bedrückungen finden, und fordert die Kamarinäer auf, diese gemeinsam jedem, der sie brauche, und auch ihnen jetzt zu Gebote stehende Hilfe nicht zurückzuweisen, sondern sie ebenso wie die anderen, die sich in der Not ihrer bedienen, zu gebrauchen, um gegen die Syrakusaner, ihre Bedränger, vorzugehen; dies ist der Sinn von ἐξισώσαντες τοῖς ἄλλοις „den andern euch gleichstellend“, d. h. ebenso verfahrend wie sie. Rhetorisches Gepräge zeigt auch 91, 4 ὥστε μὴ περὶ τῆς Σικελίας κτλ., wie Alkibiades den Spartanern zuruft, nachdem er ihnen gezeigt hat, dafs mit der Eroberung von Syrakus Sizilien und dann auch Italien in die Gewalt der Athener kommen werde, wodurch der Peloponnes selbst gefährdet sei. Sie sollten sich bewufst sein, lautet seine Mahnung, dafs sie jetzt nicht nur über das Wohl Siziliens beraten, wozu sie zusammengekommen seien, sondern zugleich auch über den Peloponnes, der ebenfalls gefährdet sei, wenn sie seinen Ratschlägen nicht folgten; nur die Befolgung seiner Ratschläge rettet Sizilien und damit auch den Pelo-

ponnes aus der Gefahr, in der sie schweben und deren Abwendung der Gegenstand der jetzigen Beratung der Spartaner ist: dieser Gedanke kommt durch die kurze, scharfe Gegenüberstellung zum wirksamsten Ausdruck, wenn er auch der strengen Logik nicht ganz entspricht.

Neben Stellen der behandelten Art fehlt es bei Thukydides auch nicht an solchen, die durch die Überlieferung entstellt wurden. Manche sind von den Gelehrten wieder geheilt worden, auf andere will ich hier näher eingehen. Der Verfasser will 2, 5 *ἀπέστειλαν* in der Bedeutung „weg-, zurückdrängen“ halten, indem er auf 3, 89, 5 verweist. Von diesen zwei Stellen abgesehen findet sich *ἀποστέλλειν* noch 62 mal bei Thukydides, immer in der Bedeutung „wegsenden“. Bei diesem Sachverhalt wird man an unserer Stelle an der allgemein aufgenommenen Verbesserung *ἀνέστειλαν* festhalten müssen, das auch 3, 98, 1 und 6, 70, 3 ebenso gebraucht ist; 3, 89, 5 aber ist *ἀποκέλλειν* „aus seiner Bahn zurückstoßen oder drängen“ zu schreiben, vgl. Suidas *ἀποκείλαντες· ἀποκλίναντες*. Kap. 4, 2 vermutet der Verfasser gut, daß in *ουσης* in dem Satze *καὶ ἐκ Μεγάρων κτλ.* ein Eigenname steckt, dessen Herstellung jedoch unsicher bleiben muß, bis man weitere Aufschlüsse über die Gründer von Selinus hat. Nahe kommen *Θυῆς*, *Εὔσους*, *Ὀνύτης*, *Σωσῆς*. Nach *διὰ τὸ προτιμᾶσθαι* 9, 2 wünscht der Verfasser etwa *τε καὶ πλεῖστ' ὀρθοῦσθαι* oder *τε καὶ τὰ πολλὰ εὐτυχίᾳ χρῆσθαι*; aber dieser Begriff liegt doch wohl in *προτιμᾶσθαι*, da er ja nur infolge seines Glückes und seiner Erfolge mehr geehrt wird. Wäre es überdies nicht auffallend zu sagen *διὰ τὸ πλεῖστ' ὀρθοῦσθαι εἶπον παρὰ γνώμην*? Kap. 13, 1 möchte ich das überlieferte *κατορθοῦνται* gegen die Änderung in *κατορθοῦται* in Schutz nehmen; der Plural des Verbs steht auch sonst bei Thukydides (vgl. 2, 8, 2; 5, 26, 2; 5, 75, 2; 6, 62, 4; 8, 10, 1) nach einem pluralischen Neutrum und paßt hier bei *ἐλάχιστα* und *πλεῖστα* zur Betonung der wiederholten Fälle gut; ähnlich auch Antiphon 5, 34: *οὐδέτερα ὠφέλησαν*, wo manche allerdings auch *ὠφέλησεν* korrigieren. Kap. 17, 1 schreibt der Verfasser *κἀνταῦθα ἡ ἐμὴ νεότης κτλ.*, meinem Gefühle nach weniger angemessen als das überlieferte *καὶ ταῦτα*; denn man wünscht hier nicht den Zeitpunkt, sondern den Erfolg betont. Das Folgende erklärt der Verfasser „trat mit dem Machtgebiet der Peloponnesier in Verkehr“; aber die Verbindung *ὡμίλησεν ἐς τὴν Π. δύναμιν* befriedigt weder sprachlich noch sachlich, da sich an *ὡμίλησε* naturgemäß *λόγοις πρέπουσιν* anschließt und nicht die Angabe des Ortes, sondern des

Zieles der Tätigkeit erwartet wird. Hält man die überlieferte Lesart für richtig, so kann man nur erklären: und dies war die Art, wie meine unbesonnene Jugend gegen die Macht der P. mit passenden Worten umging, und der Erfolg, den sie durch Vertrauen erweckenden Eifer erzielte. Jedoch scheint mir *ὡμίλησε* fehlerhaft überliefert st. *ὁμίλοις*, abhängig von *πρέπουσι*: „mit Worten, wie sie für die Massen passen"; so kommt auch *τε καί* zu seinem Recht. Zu *ἐς* „gegen" in feindlichem Sinne vgl. z. B. 4, 95, 2: *χωρήσατε ἐς αὐτούς*. Warum soll 18, 6 *τὴν ἐπιστήμην* nicht Akkus. der Beziehung zu *ἐγγηράσεσθαι* sein, eine Auffassung, die den Subjektswechsel vermeidet? Kap. 33, 4 will der Verfasser den Plural *πιστά* durch die Annahme einer Beziehung auf die folgenden Substantiva *τὴν τόλμαν αὐτῶν καὶ δύναμιν* rechtfertigen, was nicht angeht; als Subjekt kann nur das, was man über den geplanten Angriff der Athener auf Sizilien sagt, gedacht werden, und das Neutrum Plural steht wie auch sonst bei *εἶναι* und *γίγνεσθαι*, vgl. 1, 8, 2; 2, 10, 2; 56, 1; 3, 16, 2 usw. Auch der Satz *οὐ γὰρ δὴ μὴ τύχωσί γε κτλ.* ist wohl an seinem Platze, wenn man *καὶ οὐκ ἀνέλπιστον ἔμοιγε* mit dem vorhergehenden *κάλλιστον δὴ ἔργων* enge verbindet. Kap. 34, 1 schreibt der Verfasser *ξυμμαχίδα ποιώμεθα ἡμῖν*; viel einfacher ist es, das überlieferte *ποιώμεθα* in *ποιῶνται* zu ändern, was schon durch das folgende *δέχωνται* empfohlen wird. Die Verschreibung lag nach *πειρώμεθα* und *πέμπωμεν* nahe. Ebenda § 4 verteidigt der Verfasser das überlieferte *περὶ τῇ Σικελίᾳ*, ohne jedoch weder aus Thukydides noch aus der attischen Prosa überhaupt eine Parallele anführen zu können; ja, er mufs noch *τοῦ* vor *ἐκείνους περαιωθῆναι* streichen. Die Kap. 52, 1 erwähnten *ὅρκια* will der Verfasser, wenn ich ihn recht verstehe, auf einen beschworenen Vertrag zwischen Athen und Kamarina beziehen, und er denkt dabei an das mit Laches abgeschlossene Bündnis. Dieser Annahme widerspricht aber der Inhalt des Vertrags, der bestimmt, die Athener nur aufzunehmen, wenn sie mit einem Schiffe landen, eine Bestimmung, die gewifs nicht auf ein Bündnis zwischen den zwei Staaten hinweist; dasselbe geht auch aus der den Athenern von befreundeter Seite gemachten Mitteilung hervor, die Kamarinäer seien bereit, sich ihnen anzuschliefsen. Die hier genannten *ὅρκια* können aber nur, wie Classen richtig bemerkte, die im Frieden zu Gela zwischen den sizilischen Städten vereinbarten Bestimmungen sein, in die Athen übrigens auch eingeschlossen war, vgl. 4, 65; 5, 5. Kap. 53, 1 vermutet der Verfasser *ἐπ' ἄλλους τινάς, τῶν στρατιωτῶν ⟨τινων⟩ μετ' αὐτοῦ μεμηνυ-*

μένων; aber die Wiederholung τινάς und τινῶν mifsfällt ebenso, wie das zu unbestimmte ἐπ' ἄλλους τινάς, bei dem man τῶν στρατιωτῶν als Gegensatz zu ἐπί τε Ἀλκιβιάδην ungern vermifst. Vielleicht ist nach τῶν στρατιωτῶν ausgefallen ⟨καὶ τού⟩των μετ' αὐτοῦ μ.: „da sie ebenfalls mit ihm usw.; Alkibiades war nämlich nur wegen Mysterienfrevels angeklagt, wie der Verfasser mit Recht bemerkt. Dazu träte dann als ergänzende Bestimmung τῶν δὲ καὶ περὶ τῶν Ἑ. Kap. 60, 1 schiebt der Verfasser nach ἐς τοὺς περὶ τῶν μυστικῶν gut καὶ τοὺς περὶ τῶν Ἑρμῶν ein; aber vor ὥσπερ ἐδόκει αἰτιώτατος εἶναι fehlt nichts; der εἷς τῶν δεδεμένων soll ganz allgemein eben nur zu einer Anzeige bestimmt werden. Der Verfasser möchte περὶ τῶν Ἑρμῶν ergänzen, was nach § 4 καὶ ὁ μὲν αὐτὸς κτλ. kaum möglich ist; denn hier erst wird der Gegenstand des μηνύειν angegeben τὸ τῶν Ἑρμῶν. Auch 62, 5 kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er die Stellung des partit. Genetivs ἐς τοὺς τῶν Σικελῶν ξυμμάχους schützen will, die Krüger mit Recht in ἐς τῶν Σ. τοὺς ξ. abgeändert hat. Es findet sich weder im Thukydides noch meines Wissens in einem anderen attischen Schriftsteller ein Beispiel, wo bei einem präpositionalen Ausdruck der Gen. part. zwischen Artikel und Substantiv stände. Diese Stellung kommt bei unserem Historiker nur vor, wenn der Genetiv nicht unmittelbar hinter den Artikel tritt oder von einem zum regierenden Nomen gehörigen Worte abhängig ist, wie 4, 125, 3 τοῖς τῶν ἐναντίων πρώτοις προσκειμένοις und 8, 90, 1 οἱ δὲ τῶν τετρακοσίων μάλιστα ἐναντίοι ὄντες τῷ τοιούτῳ εἴδει, wo die Gen. von πρώτοις und μάλιστα abhängen; überdies steht im letzteren Fall δέ zwischen Artikel und Genetiv. Wo sonst eine ähnliche Stellung vorkommt, ist der Gen. attributiv oder verdächtig, dieses 1, 126, 6 [τῶν Ἀθηναίων]. 4, 111, 2 [τῶν Τορωναίων] oder ἔνδοθεν τῶν Τ. 8, 73, 6 [τῶν Σαμίων], jenes in Fällen wie 1, 26, 3 οἱ τῶν Ἐπιδαμνίων φυγάδες. 4, 52, 2 οἱ Μυτιληναίων φυγάδες καὶ τῶν ἄλλων Λεσβίων; ebenso 1, 25, 4 ὁμοῖα τοῖς Ἑλλήνων πλουσιωτάτοις im Gegensatz zu den reichen asiatischen Staaten, aber 4, 76, 3 ist wohl ἄλλοι ⟨τε⟩ ἐξ Ὀρχομενοῦ ἐνεδίδοσαν καὶ οἱ [Ὀρχομενίων] φυγάδες κτλ. zu lesen. Kap. 65, 3 liegt der Fehler nicht in προσελάσαντας, wofür der Verfasser προελάσαντες wünscht, sondern in ἐς, das unter Einwirkung des ες in προελάσαντες das richtige πρός verdrängt hat, vgl. 4, 72, 4; 6, 73, 3. Auch 69, 1 ist καὶ ἐπεληλύθεσαν, wie es scheint, aus κἀκεῖσε ἐληλύθεσαν versehentlich entstanden; auf diese in die Stadt Gegangenen bezieht sich

dann οἱ δὲ, wie der Verfasser richtig gesehen hat. Kap. 72, 1 genügt die Ausschliefsung von Νάξον καί, das aus einer Beischrift in den Text gelangte, während in § 3 keine Änderung notwendig erscheint. Der Verfasser vermifst nach τοῖς πρώτοις τῶν Ἑλλήνων ἐμπειρίᾳ etwa ἀπείροις καί, ein Begriff, der in ἰδιώτας liegt, vgl. Hesych. ἰδιώτας· ἀπείρους; zur Steigerung wird noch ὡς εἰπεῖν χειροτέχνας „so zu sagen Leute aus der Werkstätte hinzugefügt. Die χειροτέχνας sind auch Xenoph. resp. Lac. 11, 1 den στρατιῶται gegenübergestellt und ebenso Plut. compar. Lyc. c. Numa 2: τὰς μὲν βαναύσους ἀποκαθαίρουσα τέχνας εἰς οἰκετῶν καὶ μετοίκων χεῖρας, αὐτοὺς δὲ τοὺς πολίτας εἰς τὴν ἀσπίδα καὶ τὸ δόρυ συνάγουσα πολέμου χειροτέχνας καὶ θεράποντας Ἄρεος ὄντας. Daraus ersieht man die Entstehung des Ausdruckes πολέμου χειροτέχνας, den Pollux I 156 fälschlich dem Thukydides zuschreibt und Dio Cass. 50, 16, 1 noch erweitert. Ein Gegensatz zwischen ἰδιώτης und χειροτέχνης finde ich nirgends; dem ἰδιώτης steht der ἀσκητής gegenüber, vgl. Xen. Cyrop. 1, 5, 11; Hipparch. 8, 1. Kap. 80, 1 erklärt der Verfasser die Worte ἰέναι δὲ ἐς τὴν ξυμμαχίαν προθυμότερον „vielmehr mit allem Eifer in das Gebiet der B. ziehen“, zweifelhaft wegen der Bedeutung von ξυμμαχία und auffallend im Munde des Syrakusaners, der mit dem Gebiet der B. nur seine Heimat meinen kann. Der Sinn verlangt: sondern nur um so bereitwilliger zur gemeinsamen Hilfe zusammentreten; daher lese ich ξυμβοήθειαν, vgl. 2, 82; die Seltenheit des Wortes war an der Verschreibung schuld. Kap. 82, 3 will der Verfasser τι zu ἐπιτάσσειν ziehen, weil er glaubt, οὐδέν mache eine Verbindung mit μᾶλλον unmöglich; aber τὶ tritt oft zu οὐδὲν (μηδὲν) μᾶλλον, vgl. Herod. 4, 118; Xen. oecon. 3, 8, 10; 15, 7, 8; Hieron. 2, 18; Cyrop. 7, 1, 6; Plat. Phaedon 87 d; Soph. Aias 280; Eurip. Alc. 522. Kap. 85, 2 erscheint mir die Änderung des überlieferten Dat. τοῖς ξυμμάχοις bedenklich; wahrscheinlicher ist der Ausfall von ἔχοντες, das aber nicht mit Stein hinter, sondern vor αὐτονόμους einzuschalten ist, da es nach παροκώχῃ leicht verloren gehen konnte. In § 3 läfst sich βίᾳ nicht mit ἀπελθόντων verbinden; es ist vermutlich der Rest von ὁμολογίᾳ, dessen Anfang nach ὑπόπτῳ ausgelassen wurde; zu ὁμολογίᾳ pafst ἐπὶ τῷ ἡμετέρῳ ξυστήσαντες ὑπόπτῳ, sowie das folgende ἢ καὶ κατ᾽ ἐρημίαν κτλ. Zur Ersetzung von μάλιστα 93, 2 durch das κάλλιστα des Vatic. liegt kein Grund vor; μάλιστα findet sich bei ὠφελεῖν öfter, z. B. Xen. mem. 2, 4, 1; symp. 4, 7, ebensowenig zur Abänderung von ἀπεχώρησαν 95, 1 in ἀνεχώρησαν, vgl. 5, 75, 1; 1,

101, 6; 112, 5; 2, 72, 2; 7, 82, 1; 4, 1, 4; 3, 103, 3; 7, 52, 1; 41, 4. Kap. 102, 2 schreibt der Verfasser gut *ἀδύνατος ἐσόμενος* statt des überlieferten *ἀδυνάτους ἐσομένους*, aber 105, 2 ist *ἄλλα ἄττα* des Vat. doch nur eine Erklärung zu *ὅσα ἄλλα* der anderen Handschriften, und auch 104, 2 ist *Ταραντῖνον* st. *Τεριναῖον* wenig wahrscheinlich, einmal weil Bekanntes nicht in Unbekanntes verschrieben zu werden pflegt, und dann weil diese Bestimmung nach *ἐκ τοῦ Τάραντος ἄρας παρέπλει τὴν Ἰταλίαν* völlig müfsig ist.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

234) **Max Heynacher, Titi Livii ab urbe condita liber I.** Ausgabe für den Schulgebrauch. Vierte, verbesserte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1906. Text IV u. 54 S., Kommentar 52 S. 8. ℳ 1.—.

Gute Lesungen sind: praef. 11 *sero*; 1, 1 *fuerant*; 9, 12 *Talasii* und 48, 6 *Cuprium* nach W. Heraeus; 59, 12 *senioribus* nach W. Soltau. Unhaltbar ist 9, 13 *violati hospitii foedus*. Ich bin mit H. einverstanden, dafs *hospitii foedus* das Gastrecht bezeichnet; aber die ‚Verletzung des Gastrechts' kann nur *violatum hospitii foedus* heifsen. — 32, 17 setze man *praeustam sanguineam* (nach Madvig und Wissowa).

Die Erklärung ist sehr knapp gehalten. 1, 1 *fuerant* ... *quaerebant*] Der Indikativ bezeichnet diese Nebensätze nicht als Erklärung des Livius, sondern als unzweifelhaft, weil das Ganze von *constat* abhängt. § 3 *et* ... *appellati* sollte in Parenthese stehen, da der folgende Satz noch von *constat* regiert ist. — 1, 8 *sanxisse* gehört zu *tradunt*, nicht zu *fama est*. 2, 5 *implesset* ist gleichbedeutend mit *impleret*; dafs die Folge nicht mehr fortbestehe, ist nicht richtig. — 3, 10 *maximus*] „für *maior*". Zur *stirps* gehörten auch die Enkel. — 5, 1 *Lupercus* hat mit *arceo* so wenig zu tun wie Mamercus. Es bedeutet einfach Wolf, wie die Wölfin als Amme des Romulus auch Luperca heifst. — 18, 10 *peregit verbis auspicia, quae mitti vellet*] H. meint: „Der Konj. vellet erklärt sich als Vermischung von 1) *quae auspicia mitti vellet* und 2) *auspicia quae mitti voluit*". Der Betende sagt zu Juppiter: *Haec sunt auspicia, quae mitti velim* oder *haec auspicia mitti velim*. Ein *volo, volebam, volui* ist gegenüber Juppiter unstatthaft, auch gegen einen Untergebenen nicht höflich. — 19, 2. Die Angaben über Janus stimmen nicht zu Wissowa S. 94 und Steuding, 3. Aufl., S. 123. — 33, 5. *Murcia* ist nicht *Myrtea*, nicht

Venus. — 36. Attus Navius, nicht Attius Navus! — 46, 8. Celeriter adulescentem suae temeritatis implet. Arruns Tarquinius et Tullia minor prope continuatis funeribus cum domos vacuas novo matrimonio fecissent, iunguntur nuptiis] Subjekt zu *iunguntur* sind der adulescens und die ihn bestürmende Tullia maior. Arruns und Tullia minor sterben und machen dadurch die Häuser frei für eine neue Ehe. Dafs Livius den Lucius und Arruns verwechselt habe, glaube ich nicht.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

235) **W. D. Lowe, Petronii cena Trimalchionis** edited with critical and explanatory notes and translated into english prose. Cambridge, Deighton Bell and Co. (London G. Bell and sons), 1905. XII u. 182 S. 8.

Vorliegende Ausgabe der Cena Trimalchionis wird man am kürzesten als eine Bearbeitung von Friedländers Ausgabe für englische Studenten und Leser charakterisieren können. Wie diese Ausgabe und in engem Anschlusse an sie beginnt sie mit einer Einleitung, in der nacheinander der Verfasser, Inhalt und Zweck des Romans sowie Zeit und Örtlichkeit der Cena kurz besprochen werden. Neues ist darin nicht zu finden. Vermifst wird eine Würdigung der literarischen Bedeutung des Romans und seiner Beziehungen zu der sonstigen biotischen Literatur. Griechischer Einflufs wird schroff abgelehnt, auch die bekannte Hypothese von Klebs nur zweifelnd erwähnt.

Es folgt dann nach einer kurzen Skizze der der Cena vorhergehenden Ereignisse und einem Verzeichnisse der handelnden Personen der Text mit nebengedruckter Übersetzung; unter dem Texte befindet sich zunächst die An. crit. und dann ein sehr ausführlicher englischer Kommentar. So hat man alles, was man braucht, bequem beieinander; doch ist leider die Benutzung durch das Fehlen der Zeilenzählung unnötig erschwert.

Der Text soll nach Lowes Angabe der von Büchelers vierter Auflage sein, abgesehen von rein orthographischen Abweichungen und einigen wenigen abweichenden Lesungen, die dann speziell erwähnt seien. Doch ist diese Behauptung nicht ganz richtig. Die Ausgabe ist in der Hauptsache nicht nach Büchelers vierter Auflage, sondern nach der dritten und Friedländers Ausgabe gearbeitet; die vierte ist zwar noch benutzt, aber nur ganz oberflächlich. So schreibt Lowe an einigen Stellen, wo Bücheler in der dritten Auflage eine Konjektur aufgenommen, dafür aber

in der vierten mit Friedländer wieder die auch von Lowe aufgenommene handschriftliche Lesung eingesetzt hat, Bücheler ausdrücklich noch die in der dritten Auflage stehende Lesung zu wie S. 18 inter promulsidaria, S. 36 testiculavit, S. 46 decrevi, S. 68 ventilat quidem, S. 152 assectemur; an einigen anderen, wo Bücheler noch über Friedländer und den diesem auch hier folgenden Lowe hinaus in der vierten Auflage zur Handschrift zurückgekehrt ist, vergifst er die Abweichung zu bemerken, wie S. 70 nec, S. 102 non coniecero und anderen. Was aber das schlimmste ist, einige Lesarten, die Bücheler in der vierten Auflage neu eingesetzt hat und die besonders beachtenswert sind, werden überhaupt nicht erwähnt, wie oclopectam S. 30, potes loquere, non loquis S. 66 und benemoria S. 114. Auch sonst finden sich in den Angaben manche Ungenauigkeiten; so wird S. 24 bei supellecticarius und S. 26 bei tengomenas auch die Abweichung von Büchelers Texte verschwiegen, und ebenda ist quae ein Druckfehler für quare. Selbständige Textesänderungen hat Lowe nicht vorgenommen; in der An. crit. bringt er einmal eine eigene Vermutung S. 54, die aber nichts weniger als wahrscheinlich ist.

Die Übersetzung zu beurteilen möchte ich mir nicht erlauben und nur das eine bemerken, dafs sie manchmal englischer Sitte entsprechend nach meinem Geschmacke gar zu zimperlich ist. Beispielsweise führe ich an, dafs Lowe die Stelle S. 6: „Trimalchio digitos concrepuit, ad quod signum matellam spado ludenti subiecit. exonerata ille vesica aquam poposcit et“ folgendermafsen übersetzt: „Trimalchio snapped his fingers and the eunuch, hearing the signal, obeyed, his master still continuing the game. Then he called for some water to wash his hands.“

Die Anmerkungen sind im ganzen zweckentsprechend. Zunächst bieten sie eine vollständige Zusammenstellung des bisher zur Erklärung vorgebrachten Materials, doch gehen sie manchmal auch nicht ohne Erfolg neue und selbständige Wege. Meist sind sie so gearbeitet, dafs die verschiedenen Möglichkeiten der Erklärung nebeneinander gestellt werden und die Entscheidung dem Leser überlassen bleibt. Zuweilen scheinen sie mir nach der früher üblichen Weise allzusehr mit nicht direkt notwendigen Zitaten überladen.

Die äufsere Ausstattung ist nach englischer Gewohnheit aufserordentlich splendide.

Alles in allem eine Ausgabe, die der deutsche Petronforscher zwar nicht gerade zum unentbehrlichen Handwerkzeuge rechnen wird, die aber

für englische Studenten und Leser gewifs wird recht nützlich werden können.

Blankenburg a. H. **K. Bürger.**

236) **Max Niedermann, Précis de phonétique historique du latin** (= Nouvelle collection à l'usage des classes XXVIII). Avec un avant-propos par A. Meillet. Paris, Librairie C. Klincksieck, 1906. XII u. 152 S. 12°. frcs. 2.50.

Der Beifall, den eine 1904 als Beilage zum Jahresberichte des Gymnasiums von Chaux-de-Fonds herausgegebene Skizze über den lateinischen Vokalismus gefunden hatte, hat den Verfasser bewogen, nunmehr die gesamte Lautlehre des Lateinischen in einem kurzen Abrifs darzustellen. Er ist nicht nur als wissenschaftliches Hilfsmittel für den Unterricht des Lehrers gedacht, sondern zugleich bestimmt, bei reiferen Schülern höherer Lehranstalten mit der richtigen Vorstellung von der Entwicklung der lateinischen Laute lebhafteres Interesse für den Unterricht zu erwecken. Trotz der warmen Worte, in denen auch Meillet in seiner Vorrede der Hoffnung Ausdruck gibt, auf diesem Wege dem grammatischen Unterrichte überhaupt neue Sympathien gewonnen zu sehen, bleibt ein wirklich greifbarer Erfolg eben dieses Mittels zweifelhaft; bei der beschränkten Zeit, welche dem altsprachlichen Unterricht gegönnt ist, wird die Grammatik immer nur in den Dienst tieferer Erkenntnis der in der Literatur fortlebenden Geisteswelt zu stellen sein; auch nur eine knapp bemessene Beschäftigung mit einem so geringen Ausschnitte der Grammatik, wie sie dieses Werkchen ermöglichen will, wird schwerlich je um ihrer selbst willen im Klassenunterrichte Platz finden. Aber, klar und scharf umrissen wie diese Übersicht gegeben ist, wird sie nicht verfehlen, bei allen, die mit der lateinischen Sprache sich wissenschaftlich lernend oder lehrend zu befassen haben, gesunde Anschauungen und rege Teilnahme für sprachliches Leben zu fördern. Man erhält in engem Rahmen ein gutes Bild von dem augenblicklichen Stande der lateinischen Lautlehre, ein Bild, das als Ganzes um so deutlicher vor Augen tritt, weil die Rücksicht auf die jugendlichen französischen Leser es verwehrte, den Blick auf andere Sprachen als gelegentlich einmal das Französische selber abzulenken. Bleibt recht oft, was nicht minder durch die schwierige Eigenart des Gegenstandes als durch die notgedrungene Kürze der Behandlung bedingt war, ein einzelner Zug dieses Bildes dunkel,

so wird eben dadurch das Nachdenken angeregt und hoffentlich mancher junge Latinist veranlafst, bei den umfangreichen Werken, die der Verfasser nennt, sich weitere Aufklärung oder bestimmteren Hinweis für eigene Forschung zu suchen. An Einzelheiten sei an dieser Stelle nur noch auf die sehr lehrreiche und fruchtbare Behandlung des Auslauts der Präpositionen in der Zusammensetzung hingewiesen.

Sondershausen. **Funck.**

---

237) **Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften.** I. Abteilung: Juristische Schriften. Zweiter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. VIII u. 459 S. 8. ℳ 12.—.

Dem ersten Bande der juristischen Schriften ist der zweite, wiederum herausgegeben von Bernhard Kübler, rasch gefolgt. Er bringt, entsprechend Mommsens eigener Anordnung, die Abhandlungen über römische Juristen und römische Gesetzbücher; es sind im ganzen 39 (43) Abhandlungen, die in den Jahren 1850—1904 erschienen sind. Die Anordnung ist folgende: zunächst Aufsätze zur Biographie und zu den Werken einzelner Juristen, diese nach dem Alter geordnet (I–XI), dann als Übergang zu den Gesetzbüchern die Abhandlungen über Text und Ordnung der Digesten (XII–XIV); nach den kurzen Bemerkungen über *Δωδεκάδελτος* (XV) und über das ägyptische Gesetzbuch (XVI) folgen Aufsätze über kaiserliche Konstitutionen und Konstitutionensammlungen, chronologisch geordnet (XVII–XXXIV), den Schlufs (Übergang zur mittelalterlichen Rechtsliteratur) bilden die Abhandlungen über den Gaius von Autun, über Paulus Diaconus, über Prozessformeln in Petrus-Handschriften, über Fittings Ausgabe juristischer Schriften des früheren Mittelalters und über die von Huschke herausgegebenen „magistratuum et sacerdotiorum populi Romani expositiones ineditae“ (XXXV–XXXIX). Schon diese Zusammenstellung zeigt das Umfassende und Alldurchdringende von Mommsens Forschertätigkeit auf dem Gebiete der römischen Quellenkunde; einige der Abhandlungen beziehen sich auf Themata, die ihn noch in den letzten Jahren beschäftigten (Papyri, Codex Theodosianus, Auseinandersetzung mit Hofmann); es hat aber auch einen eigenen Reiz, jetzt gerade die älteren Aufsätze durchzulesen und zu ermessen, wie sehr diese späteren Forschungen neue Ziele gesteckt und neue Wege gewiesen haben; man denke etwa an die reiche Literatur, die sich an das Gaius-Problem (Gaius ein Provinzialjurist, 1859) seither angeschlossen hat oder an die bahn-

brechenden, auf genauer Handschriftenvergleichung basierenden Untersuchungen über die subscriptiones in der grofsen Abhandlung „über die Zeitfolge der Verordnungen Diocletians und seiner Mitregenten" (1860) und die hier gewonnenen Grundlagen für die Ausgabe des Codex. Gewifs wird jeder Leser dem Urteil des Herausgebers beistimmen: „viele der Aufsätze dieses Bandes sind bahnbrechend oder grundlegend, andere abschliefsend; mögen manche in ihren Endergebnissen bestritten sein, so ist doch kein einziger ohne dauernden Gewinn für die Wissenschaft."

Der Herausgeber hat seines Amtes mit grofser Umsicht und Sorgfalt und mit ebenso grofser Pietät gewaltet; er beschränkt sich darauf, in Anmerkungen auf die seither erschienene Literatur, besonders auf eigene spätere Bemerkungen Mommsens zu verweisen; gewissenhaft zeigt er auch, wo etwa neue Quellen- und Handschriftenfunde oder neuere Forschung eher zu abweichenden Resultaten zu führen scheint (so etwa bei XXXVII). So hat er sich durch die selbstlose und aufopfernde Arbeit, die in der Herausgabe dieses Bandes liegt, erneut den Anspruch auf den Dank aller Freunde der römischen Rechtsgeschichte erworben.

Zürich. **Hermann Ferdinand Hitzig.**

---

238) **Ernst** und **Leo Weber, Zur Erinnerung an Hugo Weber.** Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1906. VI u. 336 S. gr. 8. Mit dem Bildnis Hugo Webers in Photogravüre. ℳ 8.—.

„Ein Buch für die Freunde des Gymnasiums." So heifst es in der Ankündigung dieses Werkes. Der Mann, dessen Leben und Werke hier von seinen Söhnen pietätvoll und eingehend besprochen werden, war als Pädagoge — als Schriftsteller und Lehrer, zuletzt von Ostern 1881 bis Ostern 1898 als Direktor des Karl-Friedrich-Gymnasiums in Eisenach — einer der tapfersten und erfahrensten Vorkämpfer für das Gymnasium; und als Philologe war er ein eifriger und erfolgreicher Mitarbeiter der Koryphäen seines Faches und suchte namentlich die sprachvergleichende Wissenschaft immer weiter zu verfolgen. So bringt das Buch einen interessanten Beitrag zur Schulgeschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zugleich ein gut Stück Gelehrtengeschichte. Das Feld der pädagogischen Tätigkeit Webers war ausschliefslich das Gymnasium; und der von ihm gestellten Forderung eines umfangreichen Wissens im Vereine mit richtigem pädagogischen Takt wufste er selbst am meisten gerecht zu werden. Wiederholt ergriff er in der bewegten Zeit des

Kampfes um das Recht des Gymnasiums das Wort, um mit Kraft und Überzeugung für dasselbe in der Gegenwart einzutreten. In der engsten Verbindung beider alten Sprachen liegt ihm das Heil des Gymnasiums, mit ihnen steht und fällt seine Zukunft. So nahm er an der Reformbewegung den lebhaftesten Anteil, arbeitete wiederholt Normallehrpläne aus und wies namentlich dem Griechischen seine bedeutsame Stellung zu; denn „eben nur in Hellas sei das echte, wahre Menschentum zu Hause, nicht in Rom“; das Reformgymnasium aber war ihm nichts weniger als genehm. Seine Ansichten über die Bedeutung des Gymnasiums werden von ihm selbst im Zusammenhange dargelegt in der dem Buche S. 145—160 eingefügten „Antrittsrede zur Übernahme des Direktorats des Karl-Friedr.-Gymn. in Eisenach“, in der er besonders das Griechische betont. In seinen Entlassungsreden an die Abiturienten wendet er sich gern gegen die moderne Richtung, für einen speziellen Beruf vorbilden zu wollen und so nur der praktischen Verwendbarkeit, der gemeinen Nützlichkeit zu dienen; im weiteren Sinne führt ihn das ein andermal zu einer Philippika gegen den Materialismus; wiederum bespricht er abwägend den erziehlichen Wert des Französischen und Lateinischen, oder er behandelt das Verhältnis zwischen Schule und Publikum, bei denen beiden er das Bestreben findet, die Schuld an Mifsverhältnissen und Mifslingen auf den anderen abzuwälzen.

So wird uns Weber als Pädagoge, als verständiger und überzeugter Vertreter des Gymnasiums vorgeführt. Aber auch als Philologe mit einer ebenso vielseitigen wie tiefgehenden Bildung tritt er uns entgegen. In die sprachvergleichende Forschung, in der er bald als Gegner bald Hand in Hand mit Corssen, G. Curtius u. a. arbeitete, zog er auch das von ihm beherrschte Litauische und das nahe verwandte Lettische und die slavischen Sprachen hinein. Besonders eingehend aber war seine Beschäftigung mit den klassischen, namentlich den griechischen Schriftstellern, seine Studien zu dem Lexikon des Hesychios, zu Hippokrates, zu Aristophanes, Plautus; zahlreich sind seine geistvollen, oft zwingenden Konjekturen zu Schulschriftstellern.

Ein rühmliches Zeugnis von seiner eingehenden Beschäftigung mit Hippokrates wird nicht nur in seinen Bemerkungen zu den hippokratischen Schriften erbracht, für deren Textgestaltung (und Beurteilung der mafsgebenden Handschriften) er manches Neue brachte, sondern namentlich durch den S. 275—329 zum Abdruck gebrachten ausführlichen Auf-

satz über „Hippokrates von Kos", für dessen Darbietung den Söhnen seines Verfassers besonderer Dank gebührt.

Die Einrichtung des vorliegenden Buches ist so gehalten, dafs auf eine kurze Darstellung des äufseren Lebensganges des Mannes (S. 1—11) eine eingehende Besprechung und Würdigung seines Lebens w e r k e s, seiner Tätigkeit als Pädagoge und als Philologe, und seiner zahlreichen Schriften folgt. Dann werden in einem vollständigen Verzeichnis die Schriften W.s zusammengestellt (S. 112—118), nach den Jahren des Erscheinens geordnet, einschliefslich der — meist ausführlichen — Anzeigen wissenschaftlicher Arbeiten anderer. Danach enthält das Buch „Ausgewählte Reden und Aufsätze" (S. 119—329), von denen nur ein kleiner Teil bisher veröffentlicht war. Wir wünschen dem Buche, das uns einen der verständigsten und überzeugtesten Verfechter der Bedeutung der humanistischen Studien und einen tüchtigen Gelehrten in anschaulicher und ansprechender Weise vorführt, die weiteste Verbreitung; insonderheit möge jedes Gymnasium in seiner Bücherei ihm einen Platz einräumen.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

239) **Paul Zarifopol, Kritischer Text der Lieder Richards de Fournival.** Inauguraldissertation. Halle a. S., Druck von E. Karras, 1904. 59 S. 8.

Während der „Bestiaire d'amour" des Richard de F. bereits vor 46 Jahren durch den Druck allgemeiner zugänglich gemacht war (ein Werk, das nach Gaston Paris' Urteil „avec une ingéniosité subtile" verfafst ist), waren von Richards Liedern bisher nur wenige gedruckt. Dieser Aufgabe hat sich Zarifopol unterzogen.

In einer nicht eben umfangreichen Einleitung berichtet er über Leben und Werke des Dichters, gibt einen Stammbaum der für den Text benutzten Handschriften und bringt sodann den Text der 21 Richard zuzuschreibenden Gedichte. Die Orthographie ist jedesmal die der Handschrift, die für das in Frage kommende Lied die beste Lesart aufweist. Unseres Erachtens hätte der Verfasser, ehe er an die Veröffentlichung eines kritischen Textes ging, die Sprache der Lieder im Zusammenhang untersuchen müssen.

Die Varianten der anderen Handschriften, soweit sie nicht blofs Orthographisches betreffen, sind beigefügt. Dagegen vermifst man Anmerkungen, in denen die unverständlichen Stellen u. dgl. zu behandeln gewesen wären. Eine ziemlich umfangreiche Liste von Verbesserungen zu

dem Text hat Steffens (Bonn) im Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. XXVII, 111—117 veröffentlicht.

Kattowitz. **M. Goldschmidt.**

---

240) **Wilhelm Ricken, Französisches Gymnasialbuch** für den Unterricht bis zum Abschluſs der Untersekunda. Zweite (verbesserte) Auflage. Berlin, Chemnitz, Leipzig, Gronau, 1905. IV u. 204 S. 8. ℳ 2.80.

Das verdienstvolle Buch, das hier in zweiter Auflage vorliegt, soll es dem Gymnasiasten ermöglichen, auch bei der dem Französischen zugewiesenen geringen Stundenzahl sich eine sichere Kenntnis der französischen Sprache in den Klassen IV bis U II zu erwerben; die Verwendung des Buches bis zur O III der Realgymnasien einschlieſslich erscheint nicht ausgeschlossen. Die französischen Texte sind sehr zahlreich und vortrefflich zusammengestellt, die deutschen Texte schlieſsen sich daran an und sind gleichfalls gut ausgewählt. Die „Grammatik" gibt ihre Regeln in wünschenswertester Kürze, die vielleicht hier und da etwas zu weit getrieben scheint; die Fassung der Regeln muſs oft als sehr glücklich bezeichnet werden. Das „Wörterverzeichnis zu den französischen Stoffen" ist vollständig, ebenso das alphabetische „Wörterverzeichnis zu den deutschen Übungen". Sehr dankenswert ist das „etymologisch gruppierte Wörterverzeichnis", das das Verständnis der Schüler ausgezeichnet zu fördern imstande ist. Den Schluſs bildet ein Anhang von sechs Gedichten mit dem dazu nötigen Wörterverzeichnis.

Nauen. **Fries.**

---

241) **William E. Leonard, Byron and Byronism in America.** Boston (Nichols Press), 1905. VII u. 126 S. 8.

Es war eine ganz dankbare Aufgabe, nachdem man Byrons Einfluſs auf die Literaturen der europäischen Länder mehrfach untersucht und als auſserordentlich groſs und nachhaltig festgestellt hatte, auch einmal zuzusehen, wie die Verhältnisse in Amerika liegen. Das Ergebnis ist lehrreich genug, wenn auch mehr für unsere Erkenntnis des amerikanischen Volkscharakters als für die Literaturgeschichte. Denn aus dem Durchstöbern einer Unmenge alter Zeitungen und aus dem Lesen zahlreicher meist sehr minderwertiger Gedichtbände ergab sich einfach und klar, daſs Byron in und auf Amerika überhaupt keinen irgendwie nennenswerten

Einfluſs ausgeübt hat. Gewiſs, als er in Europa Modedichter war, hat man ihn auch jenseits des Ozeans nachgedruckt und gelesen, und nicht wenige höchst unbedeutende Verseschmiede haben es auch versucht nachzumachen, wie er sich räuspert und wie er spuckt; mit seinen Schwächen ist ihnen das auch hinlänglich gelungen, mit seinen meisterlichen Zügen aber nicht, denn die lassen sich eben nicht nachmachen. Die über Byron urteilende Kritik ist ebenfalls nicht der Rede wert. Auch heute spielt er drüben keine Rolle, noch viel weniger als in England. Die einzigen, die sich noch vorübergehend für ihn begeistern, sollen die Schuljungen sein, die ihn als verbotene Lektüre mit um so gröſserem Eifer lesen. Diese Vorliebe der amerikanischen Jugend ist etwa mit der Begeisterung unserer Jungen für Indianergeschichten zu vergleichen. Sehr bezeichnend ist des Verfassers eigenes Urteil über Byron, das als typisch für das der Amerikaner überhaupt gelten darf (S. 117): Byron is a barbarian who uses bad grammar and makes hobbling iambics; Byron has no philosophy; Byron is a poet for lawyers and bartenders! — Unangenehm wirkt übrigens noch in dem Buche die mehrfach auffällig falsche Schreibung deutscher Büchertitel.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

242) **Elmer Edgar Stoll, John Webster.** The Periods of his Work as determined by his Relations to the Drama of his Day. Cambridge, Harvard Coöperative Society, 1905. 216 S. 8. Dollars 2.—.

Ein vortreffliches Werk von gründlichster Gelehrsamkeit und guter Darstellung, das von einem seltenen Scharfsinn, von hervorragender Beobachtungsgabe und ungewöhnlichem Wissen zeugt. Obwohl bei dem fast gänzlich unbekannten Lebensgange Websters und der ziemlichen Unsicherheit des verfügbaren Materials nicht immer haarscharfe Beweise erbracht werden können, sind doch die Untersuchungen und Feststellungen des Verfassers von solcher Sicherheit, daſs man sich ihm beinahe überall zu folgen gezwungen sieht; denn seine Gründe sind eben stets stichhaltig, seine Belege überall richtig, und gerade die ihm eigene Knappheit im Ausdruck verstärkt den Eindruck des Treffenden. — Die drei ersten Kapitel des Buches erschienen bereits im Sommer 1904 als Münchener Doktordissertation; jetzt sind sie erweitert und umgearbeitet, und zwei weitere wichtige Abschnitte sind hinzugefügt.

Durch dieses Werk erhält man zum ersten Male ein klar umrissenes und richtiges Bild von Websters Tätigkeit und Bedeutung. Sein Wirken verläuft in drei grofsen Abschnitten. Aus dem ersten (Period of Apprenticeship and Partnership) sind drei Dramen verloren gegangen, erhalten sind Sir Thomas Wyatt (1602), Westward Ho (1604/05), Northward Ho (1605/06) und die *Induction* zu Marstons Malcontent (vor dem Juli 1604). In den drei ersten ist er Mitarbeiter Dekkers, aber von so geringer Bedeutung, dafs Spuren eigener, selbständiger Betätigung fast überhaupt nicht wahrzunehmen sind. Die *Induction* zu Marstons Drama ist zwar auch eine sehr mäfsige Leistung, aber sie gehört ihm doch wenigstens vollständig an. — In der zweiten Periode (Period of the Revenge Plays) steht er auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Jetzt entstehen seine beiden berühmtesten und besten Stücke The White Devil, or Vittoria Corombona (1611/12) und The Duchess of Malfi (1617). Hier ist er verhältnismäfsig selbständig, wenigstens ahmt er nicht sklavisch nach; aber ein Originalgenie ist Webster nie. Das erweisen auch bei diesen Dramen die mannigfachen Einflüsse, unter denen er — zum Teil vielleicht unbewufst — steht. Einmal beherrscht ihn eine bestimmte Tragödiengattung, die Rachetragödie — deren vollendetstes Beispiel Shakespeares Hamlet ist —, dann wirken auf ihn andere Dramatiker, vor allem Marston, aber auch Tourneur und Chapman. — Im Schlufsabschnitt seines Wirkens (The Fletcherian and Eclectic Period) verfällt er wieder gröfster Zersplitterung und Unselbständigkeit. Die Modedichter Beaumont und Fletcher und Massinger sind jetzt seine vornehmsten Muster, aber er verschmäht es auch nicht, den alten, bewährten Kräften Marlowe, Heywood und Shakespeare grofse und kleine Dinge abzusehen und nachzumachen, wie es an den hierher gehörigen Stücken deutlich wahrzunehmen ist; aufser einem verlorenen Guise sind das The Devils Law-Case (1620—1622), Appius and Virginia, das sich nur recht unbestimmt in die Zeit zwischen 1623 und 1639 setzen läfst, und A Cure for a Cuckold (nach dem November 1624).

Das sind in den kürzesten Zügen die Hauptergebnisse und wichtigsten Tatsachen, die uns das Buch übermittelt; aufserdem enthält es aber noch eine Fülle von höchst wertvollen Einzelheiten, wie z. B. die ganz ausgezeichnete Geschichte der Rachetragödie (S. 94—116), und von wichtigem Material und Stoffsammlungen, namentlich in den vielen umfangreichen Fufsnoten.

Durch Stolls gewissenhafte Untersuchungen wird John Webster des Ruhmes entkleidet, dessen er sich noch heute, selbst in guten Literaturgeschichten, erfreut; Chambers in der Cyclopaedia z. B. schätzt ihn noch sehr hoch ein, und Gwynn (Masters of Engl. Lit. 1904, S. 68) versteigt sich sogar zu der Behauptung, daſs Webster eine Höhe tragischer Kraft erreichte, die nur von Shakespeare übertroffen werde. Stoll erweist ihn als einen sehr mittelmäſsigen Geist und seine Werke zum allergröſsten Teil als Nachahmung. Dafür leuchtet uns aber aus dem Buche ein anderes, wertvolleres Bild entgegen: das der Wahrheit und echter, ernster, wissenschaftlicher Forschung. Für die Geschichte des englischen Dramas gehört Stolls Buch fortan zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

243) **Frederic Harrison, Chatham.** London, Macmillan & C. Limited, 1905. VI u. 239 S. 8. geb. sh. 2½.

Die Lebensbeschreibung des älteren Pitt, ein Band der Sammlung Twelve English Statesman, ist ein Buch, das allen, die sich mit englischer Geschichte beschäftigen, aufs wärmste empfohlen werden muſs. Wie jede gute Biographie eines Staatsmannes ergänzt auch diese die Angaben der allgemeinen Geschichtsdarstellung durch verständnisvolles Eindringen in das politische Getriebe. Das Buch bietet jedenfalls eine gerechte Beurteilung des groſsen Mannes, der als der Schöpfer des British Empire angesehen werden muſs. Die Schwächen Pitts werden nicht geleugnet, seine Verdienste aber in vorzüglicher Weise in das richtige Licht gestellt.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

---

244) **Alfred H. Miles, The Poets and the Poetry of the Nineteenth Century.** George Crabbe to Samuel Taylor Coleridge. Edited by A. M. London, George Routledge & Sons, Ltd. New York: E. P. Dutton & Co., 1905. XVI u. 556 S. 8. 1 S. 6 d.

Es ist dies eine hübsche Auswahl mit Anmerkungen, die Gedichte von George Crabbe (1754—1832), William Blake (1757—1827), Samuel Rogers (1763 — 1855), Robert Bloomfield (1766 — 1823), James Hogg (1770 — 1835), William Wordsworth (1770 — 1850), Sir Walter Scott (1771 — 1832), Samuel Taylor Coleridge (1772—1834) bringt. Blake scheint mir herzlich unbedeutend, oft geradezu unabsichtlich spaſshaft. In dem Gedichte The Borough, von Crabbe, S. 60 verstehe ich die Zeile 25 nicht:

Art thou not present, this calm scene before,

Was bedeutet hier present? — Das vorzüglich gedruckte billige Büchlein ist wohl zu empfehlen.

Berlin. **G. Krüger.**

---

245) **C. Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft.** Leipzig, Göschen, 1906. 160 S. 8. geb. ℳ —.80.

Die erste Abteilung des vorliegenden Büchleins handelt über die semitischen Sprachen im allgemeinen, ihre Verbreitung, ihre Hauptunterschiede usw.; sie schliefst sich im wesentlichen an Nöldekes bekannte Skizze an. Der zweite Hauptabschnitt bespricht die semitische Schrift, und der dritte und wesentlichste Teil, der allein 106 Seiten umfafst, bietet eine vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen. Wie die früher erschienenen Arbeiten von Wright (1890) und Zimmern (1898), ist diese neue zusammenfassende Übersicht mit grofsem Danke zu begrüfsen. Sie gibt in streng wissenschaftlicher Weise den jetzigen Stand der Forschung wieder und ist im einzelnen sehr klar und praktisch abgefafst. Da alle fremden Alphabete in Lateinschrift (mit den üblichen diakritischen Zeichen) transkribiert sind, können die weitesten Kreise sich das Büchlein zunutze machen. Jedenfalls seien aufser den Semitologen auch besonders die Indogermanisten auf den kleinen Abrifs aufmerksam gemacht. Sogar für den Schulunterricht im Hebräischen wird er Lehrern, die ihren Unterricht sprachwissenschaftlich zu vertiefen suchen, vielfach nützen können.

Hoffentlich löst der Verfasser bald sein Versprechen ein, dieser kurzen Übersicht einen ausführlicheren Grundrifs folgen zu lassen, der auch eine vergleichende Darstellung der semitischen Syntax enthalten soll. **P.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 6. Oktober. **Nr. 20, Jahrgang 1906.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

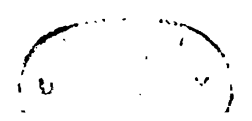
Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Klassische Reminiszenzen bei Schiller.

Von **F. Bucherer.**

E. Stemplinger hat in einer dankenswerten bibliographischen Studie die umfangreiche Literatur über Schillers Verhältnis zum Altertum zusammengestellt (Blätter f. d. Gymnasialwesen 41 [1905], S. 305 ff.) Wenn ich im folgenden eine kleine Nachlese klassischer Reminiszenzen bei dem Dichter gebe, hoffe ich, die naheliegende Gefahr, zufällige Übereinstimmung für bewufste oder unbewufste Nachbildung zu halten, vermieden zu haben.

In der Jungfrau von Orleans (I, 9) fafst Raoul seinen Bericht über das erste Zusammentreffen der Johanna mit dem Feinde in die Worte zusammen: Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen! Hierin sieht man nicht mit Unrecht einen Anklang an Liv. XXII, c. 48, wo es von



den Afrikanern, die das römische Fufsvolk bei Cannä vernichten, heifst: Afris prope iam fessis caede magis quam pugna. Die Übereinstimmung ist nicht auffallend, da Schiller sich eingehender mit Livius beschäftigt hat, wie wir aus einem Briefe an Körner vom 28. September 1789 wissen: Ich habe den Livius mit hierher (nach Rudolstadt) genommen, den ich jetzt zum allererstenmal lese und der mir überaus viel Vergnügen gibt (Jonas, Sch's Briefe II, S. 341). Trotz dieser Briefstelle möchte ich annehmen, dafs der Dichter den Livius schon weit früher, wenn auch nur flüchtig, kennen gelernt hat. Auf der „Karlsschule" wurde Livius gelesen (Weltrich I, S. 245). Für Schiller liefs sich dies bis jetzt nicht feststellen, scheint sich mir aber aus einer Stelle des Fiesko (II, 17) mit Sicherheit zu ergeben. Fiesko sagt zum Maler Romano: Doch über des Künstlers Bewunderung vergess' ich das Werk zu verschlingen. Ich könnte hier stehen und hingaffen, und ein Erdbeben überhören. Dieser auffallende Ausdruck ist ohne Zweifel eine unbewufste Reminiszenz aus der Livianischen Schilderung der Schlacht am Trasimener See (XXII, c. 5): tantusque fuit ardor animorum, adeo intentus pugnae animus, ut eum motum terrae, qui multarum urbium magnas partes prostravit, ... nemo pugnantium senserit. Auf die Kenntnis des 22. Buches des Livius läfst endlich auch ein Wort Karls in den Räubern schliefsen (I, 2): Feuchtohrige Buben fischen Phrases aus der Schlacht bei Cannä — eine Stelle, bei der wohl Ludwigsburger Eindrücke überwiegen; man denke an Winter, bei dem das Lesen eines Dichters „nichts als Phrasenjagd" war (Berger, Schiller I, S. 48).

Livius trat nur vorübergehend in den Gedankenkreis Schillers; sein Lieblingshistoriker war ja Plutarch; der Dichter selbst spricht, wenn er in der oben erwähnten Szene der Räuber Karl sagen läfst: Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von grofsen Menschen. Die Schirachsche Übersetzung des Plutarch, die sich Schiller 1780 erworben hat, findet sich jetzt noch in seiner Bibliothek. Wie tief der Einflufs Plutarchs war, auch noch zur Zeit, als sich der Dichter von ihm abzuwenden begann, hat K. Fries in einem ergebnisreichen Aufsatz gezeigt (Neue Jahrb. f. d. kl. A. 1898, I, S. 351—364. 418—431). Auch im Wallenstein weist er noch Plutarchische Reminiszenzen nach, denen ich folgende anreihen möchte: Wallensteins Tod I, 5: Doch dieses Heer, das kaiserlich sich nennt, das hier in Böheim hauset, das hat keins; das ist der Auswurf fremder Länder, ist der auf-

gegebne Teil des Volks, dem nichts gehöret, als die allgemeine Sonne, vgl. Plut. Ti. Gracchus c. 9, 4: *τοῖς δὲ ὑπὲρ τῆς Ἰταλίας μαχομένοις καὶ ἀποθνήσκουσιν ἀέρος καὶ φωτός, ἄλλου δὲ οὐδενὸς μέτεστιν* usw. (Ich gebe die Stelle im Urtext, da mir die Schirachsche Übersetzung nicht zur Hand ist.)

Unter den römischen Dichtern stand neben Virgil Horaz unserem Dichter besonders nahe. Stemplinger erinnert daran (Schiller und Horaz, Studien zur vergleich. Literaturgesch. Schillerheft. 1905, S. 49), dafs der junge Schiller einem Freunde — es war F. Moser (Hartmann, J., Sch's Jugendfreunde, S. 12 ff.) — die Horazverse ins Stammbuch schrieb: Sperat infestis, metuit secundis | alteram sortem bene praeparatum | pectus (c. 10, 13), und findet einen Nachklang davon in der Braut von Messina: Darum in deinen fröhlichen Tagen fürchte des Unglücks tückische Nähe. Mit mehr Recht hätte er auf die Mahnung Gordons in Wallensteins Tod (V, 4) verweisen können: Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet. Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben.

Die bisher erwähnten Anklänge gehen auf Eindrücke zurück, die der junge Schiller empfangen. Als er sich dann wieder der Antike näherte, zog ihn vor allem die griechische Tragödie an. Zwei Stellen aus Wallenstein, die den Einflufs des Sophokles und Euripides zeigen, mögen den Schlufs unseres Aufsatzes bilden. Im Prologe wird Wallenstein des Glückes abenteuerlicher Sohn genannt, wie Ödipus bei Sophokles (Oed. rex 1080) von sich sagt: *ἐγὼ δ' ἐμαυτὸν παῖδα τῆς Τύχης νέμων.* Die Äufserung Gordons (Wallensteins Tod IV, 6): „Ein Wort nimmt sich, ein Leben nie zurück" weist auf Euripides, Hiketid. 775 ff. *τοῦτο γὰρ μόνον βροτοῖς οὐκ ἔστι τἀνάλωμ' ἀναλωθὲν λαβεῖν, ψυχὴν βροτείαν· χρημάτων δ' εἰσὶν πόροι.*

---

246) **Rudolf Kafsner, Platons Ion, Lysis, Charmides.** Ins Deutsche übertragen von R. K. Jena und Leipzig, Franz Diederichs, 1905. 125 S. 8. ℳ 2,50.

Kafsners Übersetzung erscheint weit mehr als eine künstlerische wie als eine im engeren Sinn philologische Leistung. Sie will nicht wortgetreu sich dem Ausdruck Platons anschliefsen, sondern behandelt unbeschadet der Genauigkeit der Wiedergabe des Gedankeninhaltes die Form mit aller Freiheit, nur bestrebt den Sinn des Autors in so lichtvoller, flüssiger und gefälliger Sprache zu vermitteln, dafs der Leser ver-

gessen mag, dafs er eine Übersetzung, kein Originalwerk vor sich hat, und so zu reinem Genufs des Werkes auch der gelangen kann, dem es nicht vergönnt war an den Quellen griechischen Schrifttums zu schöpfen.

Man wird dem Übersetzer gern das Zeugnis geben, dafs es ihm in hervorragendem Mafs gelungen ist sein Ziel zu erreichen. Die Sprache der Wiedergabe ist von einer behäbigen Breite, die ja in der Sprache des Sokrates selbst ein Vorbild findet, über dieses aber im Interesse der Deutlichkeit noch hinausgeht, indem der Autor fortwährend Satzglieder und ganze Sätzchen einschiebt, die zwar wörtlich im griechischen Text nicht enthalten sind, wohl aber in dessen Verlängerungslinie liegen und entweder kleine Gedankensprünge desselben ergänzen oder in ihm nur flüchtig Angedeutetes kräftig herausarbeiten. Im übrigen ist sie durchaus von grofser Frische und Natürlichkeit, ganz dem Leben abgelauscht. Es sei gestattet als Probe eine ganz kurze, fast aufs Geratewohl herausgegriffene Stelle in Kafsners und der immer noch verbreitetsten und als Gesamtleistung respektabelsten Schleiermacherschen Übersetzung gegenüberzustellen, Charm. 154 E ff.: *τηλικοῦτος ὢν ἤδη ἐθέλει διαλέγεσθαι. καὶ πάνυ γε, ἔφη ὁ Κριτίας, ἐπεί τοι καὶ ἔστι φιλόσοφός τε καὶ, ὡς δοκεῖ ἄλλοις τε καὶ ἑαυτῷ, πάνυ ποιητικός. Τοῦτο μέν, ἦν δ' ἐγώ, ὦ φίλε Κριτία, πόρρωθεν ὑμῖν τὸ καλὸν ὑπάρχει ἀπὸ τῆς Σόλωνος συγγενείας.* Das heifst bei Schleiermacher: Da er schon in diesen Jahren ist, wird er sich ja wohl dem Gespräch hergeben. Und sehr gern, sagte Kritias. Denn nachdenklich ist er und wie es andern und ihn selbst dünkt, auch sehr dichterisch. Dieser Vorzug, lieber Kritias, sprach ich, eignet euch schon lange her wegen der Verwandtschaft mit Solon. K. dagegen übersetzt: Charmides ist schliefslich erwachsen und wird gern mit uns reden wollen. Sogar sehr gern, meinte Kritias. Denn sei überzeugt, er denkt viel und über alles Mögliche nach und hat Begabung zum Dichter, wie er selbst und auch seine Freunde glauben. Das Dichten, Kritias, steckt euch allen noch von Solon her im Blut. Der formelle Fortschritt der Übersetzung K.s ist unverkennbar.

Die Übersetzung zeigt durchaus klare und scharfe Auffassung des Textes; dafs Einzelheiten Bedenken hervorrufen, ist selbstverständlich. Nur einige wesentlichere Irrtümer bzw. Versehen seien hier richtiggestellt. Irreführend ist es, wenn im Jon *ῥαψῳδός* durchaus mit „Sänger" übersetzt wird, was doch niemals einen Dichterinterpreten bedeuten kann. Hier mufste das Fremdwort Rhapsode beibehalten werden. — Am Ende des

Dialogs lesen wir die Grobheit: Du wirst mir stets für einen Mann gelten, den Gott erkoren hat, ja Gott, und der nur so nebenbei gar nichts von dem versteht, worüber er in einem fort redet. So deutlich wird Sokrates durchaus nicht; seine Worte 542 B: *ὑπάρχει σοι θεῖον εἶναι καὶ μὴ τεχνικὸν περὶ Ὁμήρου ἐπαινέτην*, heifsen nur: Du bist ein von Gott begeisterter, nicht aber durch systematisches Studium gewordener Erklärer des Homer. — Lys. 204 A heifst (*ἐν λόγοις*), *ὧν ἡδέως ἂν σοι μεταδιδοῖμεν* nicht: und da könnten wir dich gut brauchen, sondern: und da wollen wir dich gern mittun lassen, worauf Sokrates ganz passend erwidert: *καλῶς δὲ ποιοῦντες*, das ist lieb von euch. — Lys. 204 D klagt Kritias: Schrecklich ist Hippothales; *ἐὰν τὰ ποιήματα ἡμῶν ἐπιχειρήσῃ καταντλεῖν καὶ συγγράμματα*. Es werden deutlich drei Stufen unterschieden: das Lob des Lysis in Prosa (*καταλογάδην*), die Gedichte auf ihn, die (gesungenen) Lieder auf ihn. Es müfste also *συγγράμματα* Dichtungen bezeichnen, eine Bedeutung, die nicht nachweisbar ist (gerade in unserer Schrift werden die *συγγράμματα* als Prosaschriften den *ἔπη* der Dichter ausdrücklich gegenübergestellt 214 B). Der Text ist jedenfalls korrupt; K. übersetzt: Gedichte und Epigramme, liest also *ἐπιγράμματα*. Nun hat aber *ἐπίγραμμα* in damaliger Gräzität noch nicht die allgemeine Bedeutung: kurzes Gedicht, sondern nur: Grabinschrift (Plat. Phaedr. 264 C; Thuc. 6, 54), ist hier also gänzlich unpassend. Stände es im Text, so könnte es nur in den Text geratene Glosse eines späteren Lesers zu *ποιήματα* sein. — 214 C durfte *ἀδικεῖ* nicht übersetzt werden: er beleidigt ihn. Die Bedeutung von *ἀδικεῖν* ist hier viel allgemeiner: er beeinträchtigt ihn, er greift in seine Rechtssphäre ein; verglichen kann gut cap. XIII der Apologie werden. — Charm. 155 D wird: *ἐπεὶ ἐνέβλεψέ μοι τοῖς ὀφθαλμοῖς ἀμήχανόν τι οἷον* übersetzt: als er mich mit arglosen Augen ansah, was in den Textworten in keiner Weise liegt. Diese heifsen wohl: als er mich mit einem seiner unbeschreiblichen (unbeschreiblich seelenvollen) Blicke ansah. — Charm. 157 E ist *καὶ τῇ ἄλλῃ λεγομένῃ εὐδαιμονίᾳ* falsch übersetzt: und jegliches Glück der Seele, statt: was man sonst noch so Glück heifst.

So flüssig die Übersetzung im ganzen auch ist, manche Stellen leiden doch an Unklarheit. Lys. 218 D *φίλος πότερόν ἐστί τῳ φίλος ἢ οὔ* heifst nicht: man ist doch nicht Freund seiner selbst willen, sondern: ist man Freund im Verhältnis zu irgendeinem andern oder nicht? Sinnlos heifst es Charm. 154 E *τί οὐκ ἀπεδύσαμεν αὐτοῦ αὐτὸ τοῦτο*: warum

entkleiden wir ihn denn nicht seiner Seele, statt: warum entkleiden wir denn nicht seine Seele? Merkwürdig klingt Ion 514 B: οὐκοῦν σὺ τῶν Ἑλλήνων ἄριστος ῥαψῳδὸς εἶ: Ion, ich liebe dich, sage, bist du nicht von allen Griechen der beste Sänger?

Das einige Ausstellungen, die den Wert der Arbeit im ganzen nicht beeinträchtigen sollen; ihr ist ein möglichst weiter Leserkreis zu wünschen. Freilich, ob von denen, die in platonische Philosophie nicht tiefer eingedrungen sind, viele die Geduld haben, die oft sehr spinösen und wenig ergebnisreichen Untersuchungen der drei Dialoge durchzuarbeiten, ohne hinterher dieselben Gefühle zu verspüren wie die Dialogführenden im Lysis 222 C: ὥσπερ μεθύομεν ὑπὸ τοῦ λόγου, und ob zur Einführung des allgemein Gebildeten in Platons Philosophie gerade diese drei Dialoge sehr geeignet sind, die doch wenig sichere Endergebnisse zeitigen und in ihrer Echtheit sämtlich, der Ion mit sehr triftigen Gründen, angefochten sind — noch dazu ohne orientierende Einleitung und erklärende Anmerkungen —, ist eine andere Frage. Für den Philologen jedenfalls wird ein Hilfsmittel wie das vorliegende stets erwünscht sein und Theorie wie Praxis der Übersetzungskunst können aus solchen Werken reichen Nutzen ziehen.

Aschaffenburg. **J. Jakob.**

---

247) **Josef Bick, Horazkritik seit 1880.** Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1906. 89 S. 8.

Der Gedankengang dieser Schrift ist folgender: Probus wurde in der Vita Horatii nicht genannt, „weil er nur Textesrezensionen mit kritischen Semeien (σημεῖον), aber keine Kommentare besorgte". — Vollmer irrte, wenn er urteilte, daſs alle unsere Handschriften auf Mavortius zurückgehen würden, wenn die Schreiber nicht eben ad libitum die ihnen unnütz erscheinende subscriptio weggelassen hätten. Felix hat einen groſsen Einfluſs auf die emendatio des Mavortius gehabt. Mavortius hätte nicht: ut potui emendavi gesagt, wenn er andere codices zur Einsichtnahme zur Hand gehabt hätte. Beim Nachlesen einer zweiten Handschrift hätte es nicht conferente, sondern contra legente geheiſsen. Die Rezension des Mavortius läſst sich noch heute erkennen, doch ist die Sache nicht so einfach infolge der systematischen Nivellierung in unseren Handschriften. Die Sonderlesarten, welche der zweiten Klasse ihr eigenes Gepräge verleihen, sind der Hand eines hochgebildeten Textrezensenten zuzuschreiben.

Unmöglich kann unsere gesamte Überlieferung auf dem von Mavortius revidierten Exemplare beruhen, wie am besten die sich deutlich von allen anderen Handschriften abhebenden subskribierten codices dartun. Die Überlieferung der subskribierten Handschriften im daktylischen Teile des Horaz ist sehr spärlich. Die Emendationen des Mavortius und Felix zeugen von gutem Geschmack und beschränken sich nur auf die Wortkritik. Es sind Textänderungen, orthographische Änderungen und solche der Interpunktion. Bick möchte aber schliefsen, dafs Mavortius einen Kodex emendierte, der nur die vier Bücher carmina, das carm. saec. und die Epoden enthielt. Der cod., den Mavortius seiner Rezension zugrunde legte, scheint folgende Anordnung gehabt zu haben: carm. IV, c. saec., epodi. Man kann annehmen, dafs die Handschrift mit dem Autograph des Mavortius noch bis zum Ende des 6. und im Anfang des 7. Jahrhunderts existierte. Der Schlufs Winstedts, dafs Mavortius den ganzen Horaz emendiert haben müsse, weil er auch den ganzen Prudentius durchgesehen habe, ist irrig. — Das zweite Kapitel trägt die Überschrift: Die Glaubwürdigkeit des Cruquius. Der Verfasser appelliert „von der Hartnäckigkeit vieler Fachgenossen an die Einsicht der Unbefangenen". Er beklagt, dafs nach wie vor die grofse Mehrzahl der Gelehrten fortfahre, den sog. Vetustissimus als die Hauptgrundlage der Textgestaltung zu feiern, obwohl von ihnen eingestanden werde, dafs die Lesarten der blandinischen Handschriften von Cruquius unvollständig, flüchtig und mit mancherlei Fehlern und Verwechslungen mitgeteilt worden seien. Häufsner zieht in seiner Schrift: Cruquius und die Horazkritik. Leipzig 1884, mit Recht den Schlufs: es erscheint nur wissenschaftlich konsequent, wenn wir den Ausgaben des Cruquius jeden normativen Wert für die Horazkritik absprechen, indem wir auf sie den Satz des Cartesius anwenden: de omnibus dubitandum. Auf das Zeugnis des Cruquius allein darf eine Lesart nicht in den Text aufgenommen werden, da er auch beim cod. Divaei trotz klarster und bestimmtester Angabe Falsches berichtet. Der Vetustissimus trage diesen Namen mit Unrecht. Die Angaben des Cruquius beruhten nicht auf Täuschung, wie Keller annimmt, sondern auf seiner geringen Bildung. Den Männern jener Zeit sei es weniger auf Genauigkeit ihrer Angaben als leider auf geistreiche ... Konjekturen angekommen. — Das dritte Kapitel handelt von den Handschriftenklassen des Horaz. Zunächst wird Kellers Dreiklassensystem geprüft. James Gow ist einer der wenigen, die sich mit Kellers kritischen Prinzipien ernster und eingehender beschäftigt haben.

W. Christ hat die Frage nach den Fehlern an Kellers Prinzipien fast gar nicht gestellt. Gow hat zu wenig auf die systematische Nivellierung der Handschriften des Horaz geachtet. Diese können wir noch heute verfolgen, wenn wir den cod. v vergleichen mit dem aus v abgeschriebenen cod w. Keller selbst hat lieber für Handschriftenklassen Lesartenklassen setzen wollen. Aus der Polemik gegen einzelne Behauptungen Gows führe ich an: „Man sieht hier ganz deutlich, dafs die wirklichen Hauptlesarten der ersten Klasse an diesen Stellen arduum, laborum, ominatis, male, saluare sind. Der Standpunkt Gows, Handschriften deshalb, weil sie unvollständig sind oder partienweise mit anderen Klassen gehen, ohne Rücksicht auf ihr Alter und ihre Bedeutung für die Kritik gänzlich zu übergehen, sei nicht zu billigen. Aus der Polemik gegen Christ scheint mir besonders wichtig, dafs für die Erforschung der Verwandtschaftsverhältnisse unter den einzelnen Handschriften nicht nur die Trennung der Gedichte von Bedeutung sei, sondern auch innerhalb des einzelnen Gedichtes die verschiedene Abteilung der einzelnen Verse. Für die Aufstellung eines Handschriftenstemmas seien auch nicht nur Hauptvarianten (serm. I, 6, 126) von Bedeutung. Manche Varianten seien älter als die subscriptio Mavortii usw. Der Archetypus von FL müsse schon diese Fehler und Interpolationen gehabt haben, bevor noch seine einzelnen Gedichte Überschriften erhalten hätten. Ein auf Christschen Prinzipien konstruierter Apparat sei weiter nichts als eine ungenügende Handschriftenauslese aus der Kellerschen zweiten und dritten Klasse. Im ganzen Horaz lassen sich nicht einmal an 243 Stellen alle vier Klassen konstruieren. Die Aufstellungen Leos seien gewagt und unbewiesen. Lejays Ansichten näherten sich immer mehr denen Kellers. Vollmers Zweiklassenunterscheidung stelle nichts anderes vor als Kellers Dreiklasseneinteilung. Jede der drei Klassen habe ihre eigenen Verderbnisse erfahren und zwar unabhängig von den beiden anderen Klassen. Kellers Zweiklassenprinzip sei das beste; danach sei eine Lesart, die von zwei Klassen zusammen geboten werde, besser als die von der dritten alleinstehenden Klasse bezeugte.

Die ganze Arbeit Bicks charakterisiert sich also, da ich von der Wiedergabe der sehr ins einzelne gehenden Untersuchungen namentlich im Kampfe mit Christ Abstand nehmen mufs, als eine Verteidigung der Ansichten Kellers, ja als eine Ehrenrettung dieses in der Tat hochverdienten Mannes, der wegen seiner Verurteilung des Vetustissimus

allzu arg geschmäht worden ist. Ich lasse dahingestellt, ob Bick namentlich in bezug auf Cruquius seine Gegner überführen wird; jedenfalls hat er durch seine mafsvoll gehaltene Polemik, seine Gründlichkeit und Beherrschung des sehr schwer zu ordnenden Materials sich grofsen Dank verdient, wenn auch, wie ich fürchte, die praktische Ausbeute für den Text nicht allzu grofs sein dürfte.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

248) **Otto Hense, Die Modifizierung der Maske in der griechischen Tragödie.** 2. Auflage. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1905. VI u. 38 S. gr. 8. *M.* 2.40.

Von der Tatsache ausgehend, dafs die alten Tragiker gegen die Schwierigkeiten, welche die Maske ihrem dramatischen Schaffen entgegenstellte, mit Bewufstsein ankämpften, beleuchtet Verfasser vorliegender Abhandlung die Mittel, deren sie sich bedienten, um der Kollision, in welche die Handlung mit der Maske geraten konnte, aus dem Wege zu gehen (Verdeckung einzelner Personen, Rückenstellung usw.). Vor allem aber kommt es ihm darauf an, diejenigen Stellen zu erörtern, in denen, nach dem eigenen Zeugnis der Dichter, Modifizierung der Maske, d. h. verändertes Aussehen einer Maske innerhalb einer und derselben Rolle anzunehmen ist.

Sorgfältige Prüfung des in Betracht kommenden Materials führt zu dem Ergebnis, dafs die Modifizierung der Maske, ein verhältnismäfsig selten gebrauchtes Mittel, sich erst allmählich durchgesetzt hat. Bei Äschylus z. B. findet sich erst in der Orestie ein Beispiel veränderter Maske, für Sophokles kommt die Blendung des Ödipus in Frage, und Euripides mufs mindestens in der Hekabe und im Kyklops zu diesem Kunstgriff seine Zuflucht nehmen. Immerhin sehen wir, dafs die alten Meister kein Bedenken trugen, eine Person nach der Peripetie in einer die Veränderung des Äufseren (Blendung o. ä.) sinnenfällig darstellenden Maske vor Augen zu führen. Zieht man die Maske als Vollmaske in Betracht (Haartracht, An- und Ablegen eines Schmuckes oder irgendwelcher Insignien), so vermehren sich zwar die Beispiele der Modifizierung; und doch mufs man anerkennen, dafs in einer ungleich gröfseren Anzahl von Fällen — z. B. zum Ausdruck der veränderten Gemütsverfassung und Wandlung der Stimmung — die alten Dramatiker die Modifizierung der

Maske, ohne die Naturwahrheit zu verletzen, so gut es ihnen möglich war, vermieden haben, wenn es ihnen auch nicht immer gelungen ist, den Widerstand der „starren Maske" völlig zu brechen.

Diese Tatsache überzeugend dargetan zu haben, ist das unbestrittene Verdienst des Verfassers. Seine namentlich in der kritischen Behandlung der Stellen streng methodisch durchgeführte Abhandlung ist aber auch aus dem Grunde sehr beachtenswert, weil sie einen wichtigen Beitrag zur Technik des alten Dramas liefert und zur Inangriffnahme nicht weniger noch ungelöster Probleme fruchtbare Anregungen bietet.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

249) **Ammon, Hey, Melber, Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfest des Historisch-philologischen Vereins der Universität München 1905.** Redigiert von A., H. und M. München, J. Lindauersche Buchhandlung in Kommission, 1905. IV u. 96 S. 8.

Für die Tüchtigkeit des studentischen Vereins, dem wir die vorliegende Schrift verdanken, ist es an sich schon das beste Zeichen, daſs Gelehrte wie Wissowa und Zielinski ihre Anhänglichkeit in wissenschaftlichen Beiträgen zu dieser Festgabe bekunden. Das beigegebene Verzeichnis der Ehrenmitglieder zeigt, in wie enger Verbindung der Verein mit den Lehrern der Hochschule steht; das der übrigen Mitglieder belehrt uns, daſs an einen festen Stamm junger bayerischer Philologen sich auch auswärtige und Ausländer zu dauernder Verbindung angliedern. Die Beiträge selber — zehn von acht verschiedenen Verfassern — sind insofern ganz einheitlich, als sie alle der klassischen Philologie in engerem Sinne angehören; innerhalb dieses Gebietes aber zeugt die Mannigfaltigkeit der behandelten Fragen von einer groſsen Verschiedenheit der Interessen. Wissowa verteidigt gegen Sepp die selbständige Bedeutung des Leidensis b insbesondere für Tacitus' Germania und behandelt genauer die Entstehungsgeschichte dieser Handschrift. Hey bespricht kritisch Plautus Amph. 836—838, Aulul. 77, Cicero ad fam. I 10, Seneca ep. 73, 6, Quintilian VIII 5, 22, Apuleius met. 7, 8, Calpurnius Flaccus decl. arg. 2, Tertullian de pudic. 1, Cyprianus Gallus Jos. 540, Gen. 1353, Victorinus de Jesu Christo deo et hom. 114. Semenov bringt kritische Bemerkungen zu den Fragmenten des Simonides von Keos (14, 86, 18, 30, 31, 45, 52, 73, 74, 80 B, 96, 109, 157 Bergk); für das zu fr. 74 ver-

teidigte *κλητά* konnte auf Homer Od. 17, 386 verwiesen werden. Ammon begründet kritische Vermutungen zu Horaz carm. I, 2, 21—24, epist. II 3, 26, Cicero or. 105, 110, Lael. 99, de fin. V 80, Plinius n. h. VII 176, Cornelius Nepos 3, 2. Soweit die Textkritik. Besonders lehrreich und feinsinnig sind die mit Hilfe des Thesaurus-Materials angestellten sprachgeschichtlichen Erörterungen von Goetz über den übertragenen Gebrauch der Ausdrücke für Weifs und Schwarz bei den Römern. Eingehende Beobachtungen über die Art, wie Epiktet das Kind im Gleichnis verwendet, — teils negativ abmahnend, teils positiv vorbildlich, — führen Renner zu dem wichtigen Nachweise, dafs der Stoiker nicht nur die Psychologie des Kindes richtig erfafst, sondern auch eine Ahnung von dem ethischen Werte der Kindesseele gehabt hat. Hasenclever erkennt in der Gestalt des Momos bei Lukian aus sachlichen und sprachlichen Indizien die historische Persönlichkeit des Demosthenes und dementsprechend in den Göttern der Götterversammlung das athenische Publikum wieder. Semenov möchte die allerdings sehr wunderbare Notiz des Plinius n. h. VII 21, 85 über die Ilias in nuce auf eine mifsverstandene Wiedergabe eines griechischen *ἐν καρύῳ* oder *ἐκ καρύου*, oder auch *ἐκ Καρυῶν* (*ἐκ Καρίας*) zurückführen. Zielinski behandelt die Cicerokarikatur im Altertum, indem er die pseudosallustianische Invektive in einer ganzen Reihe von Punkten mit der fingierten Rede des Calenus bei Cassius Dio XLVI, 1 ff. zusammenhält; er lehnt es ab, sie mit Reitzenstein und Schwartz bestimmter auf die Lebenszeit des Cicero zu datieren und gelangt zu dem Gesamturteil: „Zum Teil treffliche Sentenzen, aber auf kindische Weise gruppiert und eingeführt; wir hätten also ein aus guter Quelle geschöpftes, aber von einem schlechten Rhetor zurechtgestutztes Material.“ Wir schliefsen die Besprechung gerne mit einem besonderen Hinweise auf die schönen Erörterungen von Ammon über Cicero als Naturschilderer; sie lehren aufs beredteste, wie moderne Forschung — hier Ratzels Werk „Über Naturschilderung“ — für die Antike fruchtbar gemacht werden kann.

Die knappe Geschichte des Vereins von Rueppracht beweist das Wachsen, Blühen und Gedeihen des Vereins in Vergangenheit und Gegenwart; sie berechtigt zu der gleichen Hoffnung für die Zukunft.

Sondershausen. **A. Funck.**

---

250) **Mélanges H. d'Arbois de Jubainville. Recueil de mémoires concernant la littérature et l'histoire celtiques** dédié a M. H. d'A. de J. à l'occasion du 78[e] anniversaire de sa naissance. Paris, Albert Fontemoing, o. J. [1906]. VII u. 287 S. 8.

Die vorliegende Festschrift enthält aufser einer Widmung von J. Loth folgende Aufsätze: P. Collinet: Les éléments d'importation étrangère dans les lois du pays de Galles. — G. Dottin: Les diphtongues toniques en gaélique d'Irlande. — E. Ernault: Le mot *Dieu* en breton. — M. Grammont: La Métatèse en breton armoricain. — C. Jullian: Les Salyens celto-ligures. — A. Le Braz: L'origine d'une Gwerz bretonne. — P. Le Nestour: Le mystère, en moyen-breton, de la Destruction de Jérusalem. — P. Le Roux: Une chanson bretonne: La mort de Duguay-Trouin. — F. Lot: Recherches de toponomastique. — J. Loth: Contribution à la lexicographie et l'étymologie celtiques. — A. Meillet: Le génitif singulier irlandais du type túaithe. — E. Philipon: La déclinaison dans l'onomastique de l'Ibérie. — S. Reinach: Un tabou guerrier chez les Gaulois du temps de César. — J. Vendres: L'évolution de l'adverbe cid en vieil irlandais. — Die meisten Arbeiten der Reihe haben nicht allein spezielle Bedeutung für Keltisten; in aller Kürze sei hier auf einiges hingewiesen, das von allgemeinem Interesse ist. So zunächst auf die in dem ersten Aufsatz beleuchteten, zum Teil recht eigentümlichen wallisischen Rechtsverhältnisse. Collinet zeigt u. a., dafs, im Gegensatz zu einer ziemlich verbreiteten Ansicht, das römische Recht auf das wallisische von geringem Einflufs gewesen ist; anderseits hat die Kirche auf die Rechtsentwicklung eine grofse Einwirkung ausgeübt. Im einzelnen werden noch besprochen Gesetze über Zeugenaussagen, Pubertätstermin und Vorrechte des Königs. — Die Arbeit über das Wort „Gott" im Bretonischen enthält manche interessante Beiträge zur Namenkunde. U. a. wird auf S. 49 der bekannte Name *Don(w)ald* (vgl. Shakesp. Macbeth 1, 2, 9) besprochen; er bedeutet nach Ernault „grofser Häuptling". Zu S. 61 ist zu bemerken, dafs *Andreas* auch in Deutschland analogisch zu **Andraeus* geworden zu sein scheint; man vgl. die niederdeutschen Familiennamen *Tewes* (= *Matthaeus*? oder Sohn des M.?) *Mewes* (= *Bartholomaeus*? oder Sohn des B.?) und dementsprechend *Drewes* (= **Andraeus*? oder Sohn des *A.?). Zu S. 79 vgl. man, wenn auch nur, um

die Verschiedenheit in der Auffassung zu konstatieren, Jonas 3, 3 und Genesis 10, 9 (dazu Martis und Holzingers Bemerkungen in Martis „Kurzem Handkommentar“). — Historiker werden mit Interesse den Aufsatz über die kelto-ligurischen Salyer (S. 97 ff.), die alten Bewohner der Provence, lesen, über die wir wegen der Nachbarschaft Massilias genauere Einzelheiten als über irgendeine andere Völkerschaft Galliens besitzen. Es handelt sich bei diesem Volke um die Unterjochung einer eingeborenen ligurischen Rasse durch keltische Eroberer, die ihnen ihre Häuptlinge, ihre Sprache und ihren Volksnamen aufzwangen, wobei aber, unter keltischer Oberhoheit vereinigt, ihre alten Stammverbände bestehen blieben. — Le Braz's Artikel liefert einen neuen Beweis für die früher von dem Verfasser ausgesprochene Behauptung, dafs die gelehrte und zum Teil auch die volkstümliche Literatur der Bretagne ihre Entstehung französischen Vorbildern und Anregungen verdankt. Le Braz fafst die Ergebnisse seiner Nachforschungen über die „Gwerz“ Markizes Degange in folgende Sätze zusammen: 1. sous sa forme primitive, cette complainte bretonne est la mise en œuvre d'un fait-divers languedocien introduit en Bretagne au XVIII[e] siècle par le colportage; 2. avant de passer, sous une nouvelle rubrique, dans le Barzaz-Breiz ou Histoire poétique de la Bretagne, elle s'est compliquée, en route, et par une bonne moitié, d'un apport slave. Il est difficile, après cela, d'y découvrir, à part la forme, quoi que ce soit de breton.“ — Auch die von Nestour behandelte „Tragödie“ von der Zerstörung Jerusalems, von der D. Le Pelletier Bruchstücke als Zitate in seinem „Dictionnaire breton-français“ abgedruckt hat, beruht auf einem französischen Vorbilde; sie ist, wie N. nachweist, dem Misterium nachgeahmt, welches zuerst 1491 bei Vérard abgedruckt erschien, wahrscheinlich nach J. Trepperels Ausgabe von 1510, zugleich mit Benutzung einer anderen, verloren gegangenen Quelle. — Le Roux hat die bretonische Dichtung „La mort de Dugnay-Trouin“ (Pariser Nationalbibl., Fonds celtique, no. 112, p. 158—160) kritisch herausgegeben und mit Anmerkungen und einer französischen Übersetzung begleitet. — Ferdinand Lot's Aufsatz beschäftigt sich mit den keltischen Ortsnamen, die auf *ŭxellos* (*ŭscellos, ŏscellos*), *oxima, oxisama, uccio* und *ucciacus* zurückgehen. — Sehr reichhaltig sind J. Loth's lexikographische und etymologische Beiträge (S. 195 bis 227). — Bei Meillet's Abhandlung wird u. a. auch der lat. Gen. sing. der ersten Deklination auf *-ās* und *-ae* besprochen (S. 235 f.). — Einer der wichtigsten Aufsätze der Reihe ist jedenfalls der von Philipon

(S. 237—269). Wilhelm v. Humboldt hatte 1821 in seiner Schrift „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache" die Ansicht ausgesprochen, dafs die heutigen Basken körperlich und sprachlich die Nachkommen der alten Iberer seien. Noch heute kann diese Ansicht als die allgemein herrschende bezeichnet werden, obwohl sie schon von hervorragenden Kennern des Baskischen, wie Van Eys und Vinson, ziemlich deutlich auch von Hübner, bestritten worden ist. Philipon weist nun auf Grund eines sehr reichhaltigen, methodisch verarbeiteten Materials nach, dafs das Iberische eine flektierende Sprache war, welche in Stamm- und Kasussuffixen zahlreiche Anklänge an die indogermanischen Sprachen erkennen läfst, während sie anderseits mit dem agglutinierenden, sprachverwandtschaftlich ganz isoliert dastehenden Baskischen überhaupt nichts gemein hat. — Der vorletzte Artikel bezieht sich auf Cäsar, Bell. Gall. 6, 18, der letzte auf das dem latein. *quid,* griech. *τί* entsprechende altirische *cid,* soweit seine adverbielle Verwendung in Frage kommt.

Die besprochene Festschrift verdient, wie man sieht, in mehr als einer Hinsicht allgemeine Beachtung. —*

---

251) **M. Haacke, Un précurseur de Molière.** Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1906. 15 S. 8. ℳ —.40.

Dafs unter den Vorläufern Molières Pierre de Larivey eine wichtige Stellung einnimmt, ist neuerdings durch die Arbeiten Darmstetters, Rigals und Doumics überzeugend dargelegt. Seine literarische Bedeutung beruht darauf, dafs er in seinen Komödien, die meist freie Übersetzungen italienischer Originale sind, die Franzosen mit den Typen der italienischen Komödie bekannt gemacht hat, so dafs diese nun auch in das französische Lustspiel übergehen; sie beruht ferner darauf, dafs er die elegante Lustspielprosa der Werke Molières vorbereitet hat. — Lariveys Bedeutung im einzelnen würdigt die vorliegende Abhandlung von M. Haacke. Sie zeigt, wie Larivey auf die Entwicklung des Lustspiels einen viel gröfseren Einflufs gehabt hat, als Jodelle und seine Nachfolger. Lariveys Lustspiele sind nicht sklavisch genaue Übersetzungen seiner Originale, sie sind vielmehr sorgsam im Sinne des französischen Geschmackes umgearbeitet, und die Verfasserin weist überzeugend nach, dafs die von Larivey getroffenen Änderungen tatsächliche Verbesserungen bedeuten. Eingehend würdigt die

Verfasserin den Prosastil des Dichters, die Lebhaftigkeit des Dialogs, die Anmut und Natürlichkeit der Rede, die ihn als einen würdigen Vorläufer Molières erscheinen lassen und manche seiner Lustspiele (la Veuve, les Esprits) noch heute zugfähig machen. Nach dieser Richtung hin ist der Dichter neuschöpferisch und reformatorisch tätig gewesen. An mehrfachen Beispielen zeigt die Verfasserin, wie Molière an die Werke Lariveys sich angelehnt, manche Einzelzüge und typische Lustspielfiguren aus ihnen entnommen hat. Dennoch hat der grofse Dichter vieles hinzugetan und hinzutun müssen, um das Lustspiel zu der klassischen Höhe emporzuheben, die wir in seinen Komödien bewundern. Auch in dieser Beziehung gibt die Verfasserin dankenswerte Fingerzeige; das Thema erschöpfend zu behandeln wird es noch zahlreicher Einzeluntersuchungen bedürfen. Jedenfalls bietet die vorliegende Arbeit dazu wertvolle Anregungen.

Wernigerode a. H. **H. Drees.**

---

252) **E. E. B. Lacomblé: Jules Claretie, Arène, Tœpffer, Sardou, Hervieu, Contes choisis.** Précédés d'une notice littéraire et de notes explicatives. Deuxième Edition. Groningue, P. Noordhoff, Editeur, 1905. VI u. 152 S. 8. geh. fl. —.60.

Schon einmal (Nr. 20, Jahrg. 1901 dieser Zeitschrift) hat Referent die Lacombléschen Ausgaben moderner Schriftsteller für den Schulgebrauch empfohlen; auch das vorliegende Bändchen kann wegen seines Inhalts Beachtung beanspruchen.

Da ist vor allem der Akademiker Claretie mit vier Novellen vertreten: *La Cigarette, Tuyet, Catissou* und *Boum-Boum,* von denen besonders die ersten drei durch ihre spannende Darstellung das Interesse des Lesers wohl bis zum letzten Federstrich festhalten werden. Arènes *Chien d'Aveugle* ist auch in deutschen Ausgaben erschienen, ebenso des Genfer Professors Tœpffer etwas altmodische, dazu an inneren Widersprüchen leidende Erzählung *Col d'Anterne*; dagegen erinnert sich Referent nicht, Sardous köstlicher Novelle *L'Obus,* deren Gegenstand der bei der französischen Mobilgarde nicht seltene Typus des miles gloriosus ist, begegnet zu sein; auch Hervieus *Scène de Collège,* die nur eine Prügelei, eine Art Duell, aus einem französischen Gymnasialinternat vorführt, wird wohl — und zwar mit vollem Recht — noch in kein anderes Schulbuch Eingang gefunden haben.

Die Stelle der Einleitung vertritt eine *Notice.* Sie läfst sich auf

die obligaten biographischen Einzelheiten nicht ein, dafür bietet sie uns eine höchst ansprechende literarisch-historische Besprechung der Gattung „Erzählung“ dar; leider ist sie inhaltlich selbst für Primaner etwas zu hoch.

Die (französisch geschriebenen) Fufsnoten sind stellenweise geradezu musterhaft, allein ihr Ziel, ein flottes Lesen zu ermöglichen, werden sie bei dem Durchschnitt unserer Primaner nicht völlig erreichen. Dafs sie — freilich nur ausnahmsweise — das Holländische zur Erklärung heranziehen, mag dahingehen, aber gar nicht selten sind die unangenehmen Fälle, wo sie überflüssig sind oder teils ungenau, teils unvollständig sind, oder wo sie bei erklärungsbedürftigen Stellen ganz fehlen. Was soll z. B. die Anmerkung zu silure (S. 69) oder fourrière (S. 96), wenn der Text selber gleich auf den nächsten Seiten die notwendige Erklärung gibt? Und Beifügungen wie (Trochu) *né en 1815* (S. 128) oder (le boulevard Poissonnière) *long de 350 mètres* (S. 130) sind nur müfsige Lückenbüfser. Wie schief ist die Note *Lithuanie, partie de l'ancienne Pologne, au S. de la Baltique, partagée entre la Russie et l'Allemagne* (S. 145)! Auch bei Brébant (S. 137) hätte der Verfasser anführen sollen, nicht dafs es ein Hotel, sondern ein sehr feines und teueres Restaurant ist — es soll hier auf den Sybaritismus einiger französischer Generäle, wie er sich selbst während der Belagerung von Paris 1870—1871 zeigte, hingewiesen werden. — Nicht minder möchte man der Anmerkung zu *on lui donnerait le bon Dieu sans confession* (S. 61), wenigstens im Interesse der protestantischen Schüler, eine andere, prägnantere Fassung wünschen. Wie soll sich vollends der Schüler helfen, wenn er auf Stellen stöfst wie *M'est avis* (S. 74) oder *J'aurais été rouler* (S. 78)? Denn dafs er derartige Wendungen der familiären Umgangssprache kennen soll, ist nicht gut zu verlangen, und Grammatik und Wörterbuch möchten ihn da schmählich im Stich lassen.

Doch genug der Ausstellungen; es könnte sonst scheinen, als ob ihrer im Verhältnis zu dem Guten, das der Verfasser bietet, zu viele wären.

Neustadt (Westpr.). **A. Rohr.**

---

253) **Ch. Bally, Précis de Stylistique,** esquisse d'une méthode fondée sur l'étude du français moderne. Genève, Eggimann & Cie, o. J. [1905]. 183 S. 8. frs. 3,50.

Ein Buch, das die Stilistik allein behandelt und nicht zugleich auch die Poetik und Rhetorik in den Kreis der Betrachtung zieht, ist bisher

eine Seltenheit. Nunmehr scheinen aber die Gelehrten dieses bis jetzt wenig angebaute Gebiet der Stilistik energisch in Angriff nehmen zu wollen. Vor kurzem ist die Deutsche Stilistik von Richard M. Meyer erschienen, nun liegt auch für das Neufranzösische ein Buch vor, das, wie der Verfasser wiederholt betont, kein strenges System der Stilistik habe geben wollen oder können — denn dazu seien die Vorarbeiten auf diesem bisher so vernachlässigten Gebiet zu wenig umfangreich —, das aber die Wege weisen wolle, wie sich, auf psychologischer Grundlage und losgelöst von der bisher üblichen Betrachtung der Stilistik nach dem Muster der Alten, schliefslich das Ziel erreichen lasse, eine anschauliche Charakteristik der Ausdrucksmittel der Sprache im allgemeinen und der französischen im besonderen zu geben. Ballys Buch ist entstanden aus Vorlesungen, die der Verfasser, Privatdozent an der Universität Genf, im Französischen Seminar der Universität Genf und in den von dieser Hochschule veranstalteten Ferienkursen gehalten hat. Dieser Ursprung erklärt manche Eigenart des Buches, so Anmerkungen über das Erlernen fremder Sprachen, dazu häufiger vorkommende Ausblicke auf nichtfranzösische Sprachen, besonders auf das Deutsche, und namentlich die Anfügung eines an sich recht interessanten, an praktischen Winken reichen Abschnittes über die Kunst der Übersetzung, der streng genommen ja nicht in eine Stilistik hineingehört, und in richtiger Erkenntnis der Sachlage vom Verfasser auch nur als Anhang bezeichnet worden ist.

In sieben Kapiteln behandelt Bally seinen eigentlichen Gegenstand: im ersten Kapitel definiert er den Begriff Stilistik. „La stylistique, sagt er, étudie les moyens d'expression dont dispose une langue, les procédés généraux employés par elle pour rendre par la parole les phénomènes du monde extérieur aussi bien que les idées, les sentiments et en général tous les mouvements de notre vie intérieure. Elle observe les rapports qui existent dans une langue donnée entre les choses à exprimer et leur expression; elle cherche à déterminer les lois et les tendances que sait cette langue pour arriver à l'expression de la pensée sous toutes ses formes. Elle recherche enfin une méthode propre à faire découvrir ces moyens d'expression, à les définir, à les classer et à en montrer le juste emploi". Diese etwas lange Definition, die sich gewifs in eine kürzere und bestimmtere Form bringen liefse, zeigt, dafs der Verfasser, wie er es auch nachher ausdrücklich bemerkt, sich nicht auf die geschriebene Sprache beschränken will, sondern auch ganz besonders die gesprochene Sprache in den Kreis seiner Betrachtung zieht; ja

er hält die Ausdrucksmittel der Schriftsprache nur für Umbildungen der Formen der gesprochenen Sprache und betont, dafs naturgemäfs demnach bei der Betrachtung dieser Ausdrucksmittel von der gesprochenen Sprache auszugehen sei. Das ist durchaus als richtig anzuerkennen: mannigfache sprachliche Ausdrucksmittel, die man früher als Erfindungen der Schriftsteller und Sprachgelehrten zum Zwecke des Schmuckes der Sprache ansah, erweisen sich als veredelte volkstümliche Ausdrucksweisen, und so kann man Bally zustimmen, wenn er in seinen Betrachtungen von der gesprochenen Sprache ausgeht, nur mufste er genauer betonen, dafs er unter langue parlée nur die Umgangssprache, nicht etwa auch die Kunst der Beredsamkeit mit versteht, deren Behandlung denn doch einer besonderen Wissenschaft, der auf der Stilistik aufzubauenden Rhetorik, vorzubehalten wäre.

Im ersten Kapitel bestimmt er dann noch des genaueren das Gebiet der Stilistik und legt die Grenzlinien gegen die anderen Gebiete der Sprachwissenschaft, Syntax, Lexikologie, Etymologie usw. fest. Im folgenden schreitet er von der Betrachtung der Wörter (Kap. II), insbesondere der Synonyma (Kap. III), zur Betrachtung der phraséologie (Kap. IV), des langage figuré (Kap. V) vorwärts, widmet ein Kapitel dem Satzbau (Kap. VI) und schliefst und krönt seine Betrachtung durch eine sehr anregende, auf Delbrücks Grundfragen der Sprachforschung, Wundts Sprache und Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte beruhende und feine treffende Bemerkungen enthaltende Abhandlung über le langage subjectif (Kap. VII).

In vielen Einzelheiten kann man ja anderer Ansicht sein als der Verfasser, mag auch tadeln, dafs er gar zu wenig eine erschöpfende Behandlung seines Themas angestrebt hat, aber das, was er gibt, wird man mit Interesse lesen und manche schöne Anregung seinem flott geschriebenen Buche verdanken. Dafs Professor Bernard Bouvier in Genf die Widmung des Buches angenommen hat, ist immerhin auch eine Empfehlung für das Werk. Möge der Wunsch des Verfassers in Erfüllung gehen, dafs das Buch eine Anregung werde zu weiteren Forschungen auf dem noch so wenig bearbeiteten Gebiete der Stilistik. Dann darf aber nicht eine Beschränkung auf die Bedeutung der Ausdrucksmittel der gegenwärtigen französischen Sprache, wie der Verfasser will, stattfinden, sondern gerade so gut mufs auch die Vergangenheit in Betracht gezogen werden. Was Meyer am Schlusse seines Buches als wünschenswert für uns Deutsche bezeichnet, „eine um-

fassende empirische Stilistik, die den Gebrauch aller Stilformen und Mittel nach Gattungen, Zeiten und Persönlichkeiten darstellt, einen individuellen Sprachatlas zur deutschen Literaturgeschichte", das ist auch für das Französische wünschenswert.

Langensalza. **Max Krüger.**

---

254) **Paul-Friedrich Bernitt, Lat. caput und *capum nebst ihren Wortsippen im Französischen.** Ein Beitrag zur französischen bzw. romanischen Wortgeschichte. Kiel, Robert Cordes, 1905. 229 S. 8. ℳ 6.—.

Die vorliegende Arbeit weist nach, eine wie umfangreiche Wortsippe in der französischen Sprache auf lat. caput, bzw. auf volkslateinisches *capum zurückzuführen ist. Sie beschränkt sich auf das Französische im engeren Sinne und berücksichtigt Dialekte, Argot, Orts- und Personennamen nur gelegentlich. Der erste Teil, Caput, behandelt in Kap. 1 die nominalen Ableitungen von caput im Franz., in Kap. 2 die verbalen, in Kap. 3 die mit caput gebildeten Komposita bzw. Juxtaposita, in Kap. 4 die fälschlich zu lat. caput gezogenen frz. Worte; der zweite Teil, *Capum, in Kap. 1 wieder die nominalen, in Kap. 2 die verbalen Ableitungen von vklt. *capum im Frz. und in Kap. 3 die fälschlich zu *capum gezogenen frz. Worte.

Da es zur Zeit noch an derartigen umfassenden Untersuchungen über die Entwicklung und Verbreitung einzelner Wortsippen sehr fehlt, so ist diese fleifsige und gründliche Arbeit um so mehr zu begrüfsen.

Wilhelmshaven. **Aug. Andrae.**

---

255) **G. M. Küffner, Das unveränderliche Eigenschaftswort im Französischen.** Beilage zum Jahresbericht der K. Realschule Ludwigshafen am Rhein, 1906. 40 S. 8.

Aus einem reichen, vielseitigen Lesestoff hat der Verfasser eine Fülle von Redewendungen zusammengestellt, in denen das Adjektiv nur in der Maskulinform der Einzahl vorkommt. Allen im Fache Tätigen wird die Arbeit wegen ihrer Reichhaltigkeit willkommen sein. Aber eine Frage. Wäre es nicht lehrreicher gewesen, anstatt die Adjektive in alphabetischer Reihenfolge aufzuzählen, sie nach der Funktion zu ordnen, die ihnen jeweils im Satze zugewiesen ist, und damit die Begründung der Form zu geben? Dann würden die Adjektive, welche Subjekts- oder Objektsprädi-

kativ oder substantivisch gebraucht sind, von denjenigen geschieden, welche adverbiale Bedeutung angenommen haben. Diese Unterscheidung schwebt offenbar dem Verfasser vor, wenn er „trouver und juger mit folgendem unveränderlichem Zeitwort und de oder que besonders stellt", und wenn er sagt: „In eine eigene Gruppe zu stellen wäre il fait ... es ist, hauptsächlich vom Wetter, ich hab' es aber unterlassen." In „toutes et quantes fois vous le jugerez convenable" ist convenable prädikativ zu le, ebenso beau zu que in „Défaire ce que le hasard lui avait fourni si beau". Von einer Unveränderlichkeit des Adjektivs kann man in diesen Fällen doch nur insofern sprechen, als beau und convenable die gemeinsame Form für Maskulinum und Neutrum sind. In „on ne trouverait pas mauvais que (oder de)" ist das Adjektiv vorausgestelltes Objektsprädikativ zum folgenden Infinitiv oder Dafssatz und ist Neutrum. Ebensowenig ist in dem Satze „Ils s'aimaient de cet amour qui ne commence sur la terre que pour se continuer meilleur au sein de Dieu" meilleur unveränderlich, es ist Maskulinum. Wer kann behaupten, dafs, wenn ein Franzose „on venait peu nombreux" schreibt, dieses Adjektiv nicht Plural sei? On n'est pas toujours jeune et jolie sagt die Mutter zu ihrer Tochter, und der Vorsitzende sagt zur Versammlung: Ici on est égaux. Wenn der Verfasser in „ils allaient vivre tranquilles" einen Fehler sehen will, so bezweifeln wir, dafs er sich der Zustimmung des französischen Unterrichtsministeriums versichert hat. Froid in j'ai froid ist Substantiv gleich faim in j'ai faim. Der Artikel fehlt wie in so vielen phrases faites. Wünschenswert wäre gewesen, der Verfasser hätte durchweg vollständige Sätze aufgenommen, in welchen die Unveränderlichkeit des Eigenschaftswortes ins Auge fällt. Es lag ihm aber hauptsächlich daran, eine zutreffende Verdeutschung der mannigfaltigen Ausdrücke zu geben, und dies ist ihm mit einer Ausnahme entschieden gelungen. „Fait voler si haut la poussière, so hoch auffliegen macht", statt so hoch aufwirbelt, ist ein im Munde des Lehrers unverzeihlicher Gallizismus.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

256) **J. Wight, Homer and Beowulf: A Literary Parallel.** Reprinted from the Saga-Book of the Viking Club, 1906. 25 S. 8.

Glücklicherweise ist der Inhalt des Heftchens nicht so verfänglich wie der Titel; man mufste danach fast befürchten, dafs der Beowulf als

altenglische Ilias oder Odyssee gepriesen werden würde, wie es lange genug ähnlich mit unserem Nibelungen- und Kudrunliede gegangen ist. Dem ist nun aber nicht so, sondern der Verfasser (von dem übrigens auch eine recht gute Byronauswahl herrührt; vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 93 f.) begnügt sich, einige wenige ganz allgemeine Ähnlichkeiten zwischen Beowulf und den homerischen Gedichten hervorzuheben, die tatsächlich vorhanden sind und sich höchst zwanglos und natürlich aus den entsprechenden Zeit- und Kulturverhältnissen erklären. Solche Ähnlichkeiten sind etwa die lebendige Darstellung (dramatische und lyrische Stellen), die Behandlung menschlicher Empfindungen, formelhafte Wendungen, die Lebensweise der Menschen; zwei recht bezeichnende Unterschiede sind es, dafs im Beowulf — ganz anders als in den homerischen Gedichten — so gut wie gar keine Gleichnisse vorkommen, wofür allerdings die Fülle der Metaphern einigermafsen entschädigt, und dafs auch fast gar keine göttlichen Wesen auftreten.

K. -tz-.

---

257) **A. C. Bradley, Shakesperean Tragedy.** Lectures on Hamlet, Othello, King Lear, Macbeth. London, Macmillan and Co., Lim. New York, The Macmillan Company, 1904. XI u. 498 S. 8. geb. Sh. 10. —.

Es ist keine ganz leichte Aufgabe, sich durch ein so umfangreiches Buch, das doch nur vier Dramen Shakespeares behandelt, durchzuarbeiten; aber trotz der gelegentlich etwas sehr stark hervortretenden Breite und Umständlichkeit in der Ausführung ist es doch eine Freude, sich mit ihm zu beschäftigen. Man merkt es ihm an, dafs es aus Hochschulvorträgen hervorgegangen ist, denn fast durchgängig zeigt sich die mündliche Redeweise, nur hier und da spürt man später hineingearbeitete Zutaten. Vorzüglich und für die erste Einführung in Shakespeare trefflich geeignet sind die ersten, einleitenden Vorlesungen *The Substance of Shakespearean Tragedy, Construction in Sh.'s Tragedies, Sh.'s Tragic Period* (S. 5—89). Wir finden da ganz ausgezeichnete Bemerkungen über das Wesen des Tragischen, wie es bei Sh. aufzufassen ist, und vor allem auch über den technischen Aufbau der Handlung; das sind alles sehr notwendige Dinge und für das rechte Verständnis des Dichters um so wichtiger, als der unbefangene Mensch heutzutage nur allzuleicht geneigt ist, Sh. nach modernem Mafse zu messen. Hieran

schliefsen sich nun sehr ausführliche, sorgfältige Analysen der im Titel genannten Dichtungen, die natürlich vollständig und im einzelnen genossen werden müssen, wenn man etwas von ihnen haben will.

Hamlet (S. 89—174) scheint mir weitaus am besten und glücklichsten behandelt zu sein; in ihn und seinen Charakter versenkt sich der Verfasser offenbar mit besonderer Liebe. Er geht von der kurzen Erwähnung einiger verkehrter Theorien über das Stück aus, um dann im Anschlufs an eine psychologisch und ästhetisch gleich vollendete Charakteristik des Helden eine glänzende Analyse des ganzen Dramas zu geben. Im zweiten Teile werden dann die Charaktere der Nebenpersonen je nach ihrer Bedeutung mehr oder minder ausführlich, aber stets treffend und anziehend gewürdigt.

Im *Othello* (S. 175—242) sucht er zunächst die natürliche Notwendigkeit in der Entstehung und Entwicklung der Eifersucht des Helden zu begründen, die ja von manchen Kritikern geradezu für unsinnig erklärt wird; nur mit der Schlufsbetrachtung können wir nicht einverstanden sein, dafs nämlich am Ende der furchtbaren Ereignisse, als der Held mit einem Kusse auf Desdemonas Leiche gestorben ist, „uns die schmerzvollste aller Tragödien im Augenblick vom Schmerze frei läfst und uns mit Jubel erfüllt über die Macht von *love and man's unconquerable mind*". — Fast ebenso grofsen Raum wie die Charakteristik Othellos nimmt die Jagos ein, dem Bradley auch ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat; seine Beobachtungen zur Erkenntnis dieses Bösewichts gehören mit zu den wertvollsten im ganzen Buche.

Die Ausführungen über *King Lear* dagegen (S. 243—330) finde ich am wenigsten gelungen. Vor allem befremdet der grofse Unterschied, den der Verfasser hier zwischen dem Stück als Bühnen- und Lesedrama macht; den höchsten Genufs habe man nur beim Lesen, nicht beim Sehen. Dann macht er eine Reihe von Einwürfen gegen das Werk als Drama, z. B. gegen die Unnatürlichkeit der ersten Szene, gegen die Doppelhandlung, gegen den unbefriedigenden Ausgang und andere Dinge. Viele werden ihm dabei in seinem Tadel beistimmen, andere werden reichliche Gründe zum Widerspruch finden. Hier ist nur merkwürdig, dafs Bradley alle diese Mängel und Schwächen, die er so stark hervorhebt, im zweiten Teile seiner Besprechung selbst sehr tatkräftig widerlegt und sie sogar in Vorzüge und Schönheiten umzuwandeln bemüht ist. Das könne man auch ohne weiteres, wenn man nur das Werk nicht als Drama, son-

dern lediglich als Dichtung, als grofses Erzeugnis künstlerischer Phantasie und Gestaltungskraft ansehe, es etwa unter ähnlichen Gesichtspunkten wie Faust oder die Göttliche Komödie betrachte. — Dieser Dualismus erscheint denn doch etwas gezwungen!

Macbeth endlich (S. 331—400) gibt kaum Anlafs zu irgendwelchem Einspruch; ist doch diese wundervolle Charaktertragödie so durchsichtig und leicht zu erfassen wie kaum ein anderes Werk Shakespeares. Die Lady wird, ohne dafs sie überschätzt wird, vom rein menschlichen Standpunkt aus gewürdigt, die Hexen werden im wesentlichen als menschliche Frauen verstanden; die Wirkung ihrer Reden und Prophezeiungen ist nur deswegen so grofs auf Macbeth, weil die betreffenden Gedanken schon längst — wenn auch vielleicht unbewufst — in seiner Seele geschlummert haben.

Den Schlufs des Bandes nehmen noch zweiunddreifsig zum Teil sehr ausführliche und wichtige Anmerkungen ein, in denen der Verfasser meist die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen über zahlreiche Einzelfragen niederlegt. Sie werden für den Gelehrten der willkommenste Teil des schönen Buches sein, das sonst seiner ganzen Anlage nach für weitere Leserkreise bestimmt ist. Ein Index (S. 496—489) erschliefst wenigstens die wichtigsten Punkte des reichhaltigen Werkes auch denen, die es gelegentlich zum Nachschlagen verwenden wollen. — Alles in allem genommen ist es eine prächtige Leistung, die jedem Shakespearefreunde Genufs bereiten, jeder Bücherei zur Zierde gereichen wird. Schliefslich sei noch besonders hervorgehoben, dafs auch die deutsche Forschung, insbesondere Wilhelm Schlegels nie veraltendes Verdienst um Shakespeare gebührend anerkannt wird.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 20. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

258) **Hans Hecht: W. Pater, Plato und der Platonismus.** Aus dem Englischen übertragen von H. H. Mit Buchornamenten von P. Haustein. Jena und Leipzig, E. Diederichs, 1904. VIII u. 340 S. 8. ℳ 6.—.

Das Werk ist in England im Jahre 1893 erschienen, nachdem einzelne Teile schon vorher in Zeitschriften veröffentlicht waren. Es zerfällt in zehn Kapitel (= einzelne Essays), jedes davon wieder in mehrere, meist nur locker zusammenhängende Abschnitte.

I. Plato und die Lehre von der Bewegung. Nach einer einleitenden Bemerkung über die verschiedenen Methoden der Betrachtung eines philosophischen Systems erzählt uns Pater von der Person und Lehre Heraklits, von Platos Kampf gegen dessen These, es sei unmöglich, von einem Ding etwas auszusagen, was für alle immer Geltung habe — hierzu wird Kratyl. 439—440 in Übersetzung gegeben —, vom Fortleben Heraklitischer Gedanken (Hegel, Darwin), von Platos Auftreten auch gegen die politische „Beweglichkeit" der Griechen, speziell der Ionier. —

Anfechtbar ist hier vor allem die Behauptung (S. 10): „Heraklits Einflufs auf Plato äufserte sich lediglich negativ als Gegnerschaft oder als Reaktion; denn Platos Stellungnahme gegen jede Philosophie der Bewegung wurde bei ihm sozusagen zur fixen Idee.“ Demnach hätte Plato die heraklitische Lehre gänzlich negiert, jede Bewegung geleugnet? Nein, im System Platos nimmt die Bewegung eine sehr bedeutsame Stellung ein (Phaedr. 245 c — 246 a, Politikus 269 d — 270 a, Leg. 893 b — 899 b) und auch im einzelnen fehlt es nicht an beifälligen Erinnerungen an Heraklit (Theaet. 181 a, Symp. 187 a, Soph. 242 e, Politeia 388 e, 493 b, 498 a, 563 e usw.).

II. Plato und die Lehre von der Ruhe. Hier gibt uns Pater eine Darstellung der Lehre des Zeno, Xenophanes, Parmenides, schildert ihr Fortleben bis in unsere Zeit herein, die Stellung Platos zu derselben (mit Übersetzung von Politeia 478—479, 514—515) und gibt als Probe für einen späteren griechischen „Eleaten“ das Tischgebet des Kleanthes an Zeus wieder. — Obwohl Pater an anderer Stelle (S. 164) das grofse Verdienst Platos um dis Schöpfung einer — also bis dahin doch noch nicht vorhandenen — philosophischen Terminologie anerkennt, bringt er doch hier (S. 34) das merkwürdige Urteil: „Man achte beim Lesen von Platos Werken, wie z. B. bei den letzten Seiten des fünften Buches des Staates, gelegentlich darauf, wie eigentümlich die von dem abstrakten Verbum ‚sein‘ abgeleiteten Begriffe sich dort anhäufen. Auch Plato scheint ... dergleichen fast mechanisch zusammenzupferchen“ (!). — Ferner zeigt der Auszug aus dem berühmten Höhlengleichnis (S. 50 f.), wo das Wesentliche weggelassen ist, dafs Pater die Lehre von der in vier Stufen aufsteigenden Tätigkeit des menschlichen Geistes (*εἰκασία, πίστις, διάνοια, νοῦς*) und den entsprechenden Objekten (Schattenbilder, Körper, Wissenschaften, Ideen) nicht verstanden hat. — Der Ausführung S. 36 ist entgegenzuhalten, dafs sich Xenophanes mit logischen Untersuchungen nicht beschäftigt hat.

III. Plato und die Lehre von der Zahl. Hier erfahren wir viel, freilich auch viel Nebensächliches (die Wunder, die Iamblichus und Porphyrius zu berichten wissen) über die Person und Lehre des Pythagoras, ihren Einflufs auf Plato (von Pythagoras stammt der Gedanke des Idealstaates und der Versuch, das pyth. *πέρας* — das soll wohl = Idee sein? — dem *ἄπειρον* aufzudrängen), über das Problem der *ἀνάμνησις* und *μετεμψύχωσις* bei Plato (mit Übers. von Men. 80, Phaed. 75), über

das Fortleben der naturwissenschaftlichen und musikalischen Theorien der Pythagoreer bei Plato und in späteren Zeiten.

IV. Plato und Sokrates. Der Reihe nach werden behandelt der xenophontische und der platonische Sokrates, das Bild des letzteren nach der Apologie und Phädo, sein Verhältnis zu Anaxagoras, Plato als der Erbe des „philosophischen Bewufstseins" und der „religiösen Seele" des Sokrates, Sokrates als Lehrer der athenischen Jugend; seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele; sein Tod (eingestreut sind Übers. von Phaed. 59, 110, Apol. 38, Hegels Urteil über Sokrates). — Befremdend wirkt vor allem die Behauptung (S. 86), die Apologie sei „eine wahrheitsgetreue Wiedergabe der Verteidigungsrede des Sokrates" (vgl. Joël, Der λόγος Σωκρατικός, Archiv f. Gesch. d. Philos., N. F. I, 1895, S. 466 ff. und namentlich ebda. N. F. II, 1896, S. 56). — Höchst naiv schliefst P. auf die historische Wahrheit des Phädo (S. 86): „Denn verschiedene Einzelheiten im Phaed. sind zu sehr landläufiger und alltäglicher Natur, als dafs sie für rein literarische Erfindungen gelten könnten, so das Reiben der nunmehr der Ketten entledigten Beine, der recht schwere Entschlufs, gleichgültig zu erscheinen" usw. — Sokrates ist dem Verfasser (S. 93) ein Enthusiast des Wissens (doch eher des Gegenteils!), S. 107 sagt er von seinen Unsterblichkeitsbeweisen, „sie taugen mitunter nicht mehr als Wortspielereien". Kommentar überflüssig!

V. Plato und die Sophisten. Der Verfasser bespricht hier die Berührungspunkte und Gegensätze zwischen den Sophisten und Sokrates-Plato, die für das Aufblühen der Sophistik günstige Situation in Athen (mit Übers. von Politeia 492 u. 496), die Ethik der Sophisten (an der Behandlung der Frage „was ist Gerechtigkeit?" im ersten Buch der Politeia gezeigt), die „innere Lüge" der Sophistik, den Mangel einer realen Unterlage bei ihren Deklamationen (Gegenbeispiel: Sokrates über die Liebe Symp. 210 in Übers.). — Die reiche Quelle für die Beurteilung der Sophisten, die im Soph. fliefst, hat Pater unberücksichtigt gelassen.

VI. Der Genius Platos. Interessante, von Liebe zum Gegenstande getragene Ausführungen über: Platos Persönlichkeit, sein Leben in und mit der Sinnenwelt, seine Fähigkeit, lebenswahre Charaktere zu zeichnen, sein künstlerisches Auge und Ohr; Plato als „Liebender" und seine Selbstzucht (dazu Politeia 571—572, „Platos Abendgebet", übers.), sein Stil als Ausdruck seines Temperaments, seine Adelung der Sinne durch die Kunst, sein Lebensgang.

VII. Die Lehre Platos: 1. Die Ideenlehre. Hier spricht Pater über die moderne Beurteilung logischer „Universalien" (= Verallgemeinerungen), die Ideen bei Sokrates als „universale Definitionen, die durch die doppelte Methode der Einschliefsung und Ausschliefsung induktiv gewonnen werden", den Fortschritt Platos über Sokrates hinaus (mit Übers. von Phädr. 249—250). — 2. Die Dialektik. Nach einer Einleitung über die Form der philosophischen Darstellung (Gedicht, Abhandlung, Essay) schildert der Verfasser Platos Fähigkeit, den sprachlichen Ausdruck dem Begriff anzupassen, den Fortschritt der Untersuchung in seinen „Essays", die Mängel seiner Methode (Unsicherheit in Verlauf und Ergebnis, bedingte Anwendbarkeit und Subjektivität), die Fortdauer der Ideenlehre und Dialektik, ihre Bedeutung für den modernen Menschen. — Es genügt festzustellen, dafs Pater sich bei der Darstellung der Ideenlehre der Führung des Aristoteles anvertraut; es kehrt damit der alte Grundirrtum wieder, Plato habe den Ideen die Geltung einer Substanz, also Realität zuerkannt. Eigentümlich ist es ferner, dafs Pater nicht in abstracto über die Ideenlehre spricht, sondern sie nur an Beispielen erläutert und zwar lediglich an naturwissenschaftlichen (Muschel, Kohle). Man halte damit das Geständnis S. 180 zusammen: „Wir sind von Natur aus nicht dazu angetan, für das Abstrakte als solches Liebe oder Interesse zu empfinden oder uns zu Begriffen hingezogen zu fühlen, die man augenscheinlich mit gröfster Sorgfalt aller begleitenden Umstände, der Farbe, der Abwechslung beraubt hat, kraft deren sich alle möglichen Erscheinungen der Beschaffenheit, dem natürlichen Wesen unseres Geistes anpassen und mit unserer wahren Natur vereinigt werden können!"

VIII. Lakedämon. Im Anschlufs an die Übers. von Prot. 342 bis 343 trägt Pater hier ziemlich ungeordnet und häufig in recht elementarer Weise vor über Lage Spartas, Bevölkerung, ihre Einteilung in drei Klassen, die Staatsverwaltung, die staatliche Erziehung, die geistige Bildung, die religiöse Betätigung der Spartaner (Apollokult, Hyakinthien, die Dioskuren). — Dieses Kapitel nimmt den achten Teil des ganzen Werkes ein; seine Einfügung hielt der Verfasser wohl deshalb für nötig, um im folgenden für seine — meines Erachtens zu stark betonte — Behauptung, dem Plato habe bei der Schöpfung seines Idealstaates ein vervollkommnetes Sparta vor Augen geschwebt, zurückverweisen zu können. — Interessant sind hier Parallelen wie die zwischen dem Ballspiel der Spartaner und dem foot-ball, dem Verbot für die spartanische und die Oxforder

Jugend, den Markt zu besuchen. Der Übersetzer verallgemeinert diese Gedankenreihen in seiner Einleitung (S. VII) in der kühnen Behauptung: „Lakedämon — der Idealstaat, Griechenland — England, Plato — Pater: das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen.“

IX. Der Staat. Platos Politeia ist dem Verfasser ein Protest gegen das „Zentrifugale“ im ionischen Charakter; er handelt dann weiter über die in der Politeia verlangte Unterordnung des einzelnen unter das Ganze, Platos Ansicht über die menschliche Individualität, die drei Klassen im Staat, die Zuteilung der Bevölkerung in diese Klassen (Pol. 414 übers.), die einzelnen Stände, namentlich die Philosophenkönige (mit Übers. von Pol. 520—521, 346—347), spätere Realisierungen dieses Gedankens (Mark Aurel, Ludwig der Heilige).

X. Die Ästhetik Platos. Plato ist nach dem Verfasser der Erfinder des Satzes: l'art pour l'art; er hat die Empfänglichkeit des menschlichen Auges und Ohres für die Kunst wahrgenommen und für die politische Erziehung in seinem Staat dienstbar gemacht; daher die Notwendigkeit, die Produkte künstlerischen Schaffens streng zu sichten (Pol. 398, 400—402 übers.) im Hinblick darauf, ob sie zur Erziehung zur Einfachheit, *κοσμιότης*, förderlich sind. Dadurch bedingte Konzentration der Kraft.

Wenn der Verfasser seine Absicht (S. 8): „Plato als einem Ergebnis vorausgegangener und zeitgenössischer Strömungen griechischer spekulativer Philosophie und griechischen Lebens im allgemeinen seinen natürlichen Platz anzuweisen“, erreichen wollte, mußte er von den Vorgängern Platos sicher noch die Atomisten, von den Zeitgenossen ebenso sicher noch die beiden mit ihm rivalisierenden Häupter athenischer Schulen, Antisthenes und Isokrates, berücksichtigen. — Noch ein Wort zur Form, die dem Platoniker Pater alles ist (S. 5). Die Form einzelner Essays ist meines Erachtens für die Darstellung eines so umfangreichen, in sich innig zusammenhängenden Stoffes nicht recht geeignet; sie veranlaßte denn auch den Verfasser im Interesse einer abgerundeten Ausführung öfters zu Wiederholungen und Widersprüchen. An solchen wären außer den schon angeführten noch zu erwähnen: die Bemerkungen über die *ξενηλασίαι* S. 61 und 230, über den dorischen Stil S. 121 und 250, über die „debitae naturae“ Bacons S. 186 und 207, über den Apollokult S. 121 und 265. — Die Art des Sokrates zu fragen, „der erste, ungepflegte, natürliche Trieb der kunstvollen Dialoge Platos“, ist S. 88 „formlos, aber keineswegs unmetho-

disch"; dagegen erhält Platos — also doch verbesserte! — Dialektik S. 219 das Prädikat „denkbar gröfster Ungenauigkeit und Zufälligkeit der Methode". — Merkwürdig geht der Verfasser mit dem Worte „katholisch" (freilich immer in Anführungszeichen) um: ... „katholisch", das sind die Eigenschaften, die wir, z. B. bei der Tugend, suchen müssen (S. 94). Sokrates suchte nach „katholischen" Definitionen (S. 95). Die Lakedämonier waren die Hüter dieses „katholischen" ... Zentrums des griechischen Kultus (S. 264).

Trotz dieser Lücken und Mängel jedoch sei das Werk jedem Gebildeten überhaupt, aber auch jedem, der sich speziell mit Plato beschäftigt, warm empfohlen; der Bedeutung Platos auf ästhetischem und sozialpolitischem Gebiet ist Pater gewifs gerecht geworden, weniger der Erkenntnistheorie; aber der geistreiche Verfasser streut auch eine solche Menge origineller Einblicke in Platos Schaffen und Ausblicke auf spätere (auch auf die modernen) Zeiten ein, dafs das Buch in verschiedenen Richtungen anregend zu wirken geeignet erscheint.

Das Deutsch der Übersetzung ist sehr wohl verständlich und, von Kleinigkeiten abgesehen, korrekt. Das Verhältnis der Übersetzung zum Original konnte, da letzteres nicht vorlag, nicht beurteilt werden.

München. **E. Wüst.**

---

259) **Mauriz Schuster, Valerius Catullus' Sämtliche Dichtungen in deutscher Übertragung** nebst ausführlichen Erläuterungen. Zweite, unveränderte Auflage. Wien, R. Papauschek und R. Lechner & Sohn, 1906. VIII u. 276 S. 8. Elegant broschiert ℳ 3.20 (K. 3.84).

Zum ersten Male wird hier einem gröfseren Leserkreise eine Übertragung der gesamten Dichtungen Catulls dargeboten; selbst die beiden Pseudocatulliana (c. 19 u. 20) haben Aufnahme gefunden, nur c. 97 ist bis auf zwei Verse gekürzt worden. Somit ist der Leser jetzt mehr als bisher in der Lage, ein vollständiges Bild von Roms gröfstem Lyriker zu gewinnen. Sch.s Übertragung, eine durchaus selbständige Leistung, kann im grofsen und ganzen Th. Heyses Meisterwerke der Übersetzungskunst gleich erachtet werden, an manchen Stellen (z. B. c. 64, 246 ff.; c. 65, 15 ff.; c. 66, 7 ff. u. a.) dürfte ihr sogar die Palme gebühren. — Auch Sch. huldigt dem Grundsatze: So wörtlich wie möglich! Doch scheut er sich nicht, zuweilen statt der wörtlichen Übersetzung eine genaue Wieder-

gabe des Sinnes zu bieten. Allenthalben bemüht er sich, die Ausdrucksweise Catulls nachzubilden, Grundton und Farbe der Urdichtung wiederzugeben, die allzu grobkörnigen Derbheiten jedoch sucht er zu mildern. Die Versmafse seiner Vorlage hat er im allgemeinen beibehalten, die Choliamben aber und die Galliamben (c. 63) durch iambische Senare bzw. Septenare ersetzt. Seine Verse sind glatt und fliefsend. Für seine Arbeit hat er die hauptsächlichsten Catullausgaben berücksichtigt, hin und wieder jedoch geht er seine eigenen Wege. Die Fufsnoten und „Erläuterungen" geben hierüber einige Auskunft. Jedes Gedicht ist mit einer das Verständnis erleichternden Überschrift versehen. — Der eigentlichen Übertragung geht (S. 1—13) ein flott geschriebener Abrifs über „Des Dichters Leben und Wesen" voran. Den Schlufs bilden (S. 157—272) „Erläuterungen", die so reichlich und ausführlich sind, dafs selbst der Nichtfachmann jedes einzelne Gedicht in vollem Umfange verstehen kann. — Wir stehen nicht an zu behaupten, dafs Sch. uns in seiner Übertragung einen deutschen Catull beschieden hat.

Wilhelmshaven. **G. Schüler.**

---

260) **Walther Janell, Ausgewählte Inschriften. Griechisch und Deutsch.** Mit einer Titelvignette und drei Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. 148 S. 8. geh. *M* 4. —.

Bereits 1903 hatte der Verfasser in dem Programm des Gymnasiums Neustrelitz einige griechische Inschriften mit deutscher Übersetzung herausgegeben, ein Versuch, der von der Kritik mit Beifall aufgenommen wurde (vgl. auch diese Zeitschr. Jahrg. 1903, S. 420) und ihn deshalb veranlafste, seine Studien nunmehr in erweiterter Form der Öffentlichkeit zu übergeben.

In der Einführung bespricht Verfasser kurz die beiden Hauptgruppen von Inschriften, die man unterscheidet, die Auf- oder Beischriften und die eigentlichen Inschriften (Urkunden offiziellen oder privaten Charakters), ferner Form und Material, Schreibrichtung und Schreibmethode, Dialekt und Ausdrucksweise der Inschriften, den Ort ihrer Aufstellung und die wichtigsten der bisher erschienenen Sammlungen, kurz alles, was zum Verständnis dieser Urkunden, worunter er nur die Denkmäler monumentalen Charakters versteht, unumgänglich nötig ist. Die Auswahl selbst umfafst 230 Inschriften; sie zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der

erste (Nr. 1 — 98) Urkunden aus dem öffentlichen d. h. dem staatlichen und bürgerlichen Leben der Griechen enthält, und zwar in der Weise, dafs zunächst (Nr. 1—55) die vorrömische, sodann (Nr. 56—98) die römische Periode behandelt wird, während der zweite Hauptteil (Nr. 99 — 230) Urkunden aus dem religiösen Leben der Griechen bringt. So finden in gleicher Weise die staatlichen und privaten, die religiösen und Kulturverhältnisse Altgriechenlands Berücksichtigung. Teil I ist gleichzeitig nach sachlichen und zeitlichen Prinzipien geordnet, während in Teil II die einzelnen Inschriften nur nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert sind. Überall aber stellt ein fortlaufender Text mit zahlreichen historisch-antiquarischen Notizen den Zusammenhang zwischen den einzelnen Inschriften her. Neben den Originaltext ist rechts eine auch stilistisch wohlgelungene Übersetzung gestellt.

Soviel im allgemeinen, nun das einzelne! Lehrreiche Beispiele für den Richter- und Bürgereid — die Formeln dafür lauteten in ganz Griechenland wohl ziemlich gleich — eröffnen die mit vielem Geschick getroffene Auswahl. Es folgt eine gröfsere Anzahl von Ehrendekreten, durchweg sehr interessanten Schriftstücken, die uns zum Teil ganz modern berühren, darunter solche für scheidende Beamte, für literarische Tätigkeit, für Ärzte, Baumeister usw.; eine ganze Reihe betrifft die Verleihung der Proxenie, des Bürgerrechts und anderer Ehren an verdienstvolle Ausländer. Die Wirren des Peloponnesischen Krieges ziehen in einer Reihe von Inschriften an unserem geistigen Auge vorüber, andere führen in die Zeit der Diadochen und des Hellenismus und zeigen den Niedergang der politischen und geistigen Kräfte des Griechentums. Wir erhalten Aufschlufs über die Beziehungen der griechischen Stadtstaaten zueinander, u. a. finden wir unter den Friedens- und Bündnisverträgen auch die uralte auf einer Bronzetafel aufgezeichnete Rhetra aus Olympia (vgl. die Abbildung auf S. 44), die den Abschlufs eines Vertrages zwischen den Eleern und Heräern enthält, worin beide Staaten Bundesgenossenschaft auf hundert Jahre schliefsen. Nicht minder interessant ist das Protokoll einer athenischen Volksversammlung aus dem Jahre 446/45 über einen Vertrag zwischen Chalkis und Athen und der athenische Volksbeschlufs, der sich auf den 377 neubegründeten Seebund bezieht. Es folgen einige kulturhistorisch bedeutsame Dokumente, meist Königsbriefe, darunter solche des Perserkönigs Darius I., Alexanders d. Gr. und einiger hellenistischen Fürsten, in einer Anmerkung finden wir auch den ältesten erhaltenen Brief in

griechischer Sprache (vgl. Jahresh. d. österr. arch. Inst. VII [1894] S. 94 ff.); ihnen schliefsen sich gleichfalls als Willensäufserungen der Herrscher die Chroniken an, die auf ihren Befehl aufgezeichneten Darstellungen ihrer Taten. Es sind Urkunden ähnlich dem bekannten Monumentum Ancyranum. Stücke aus dem berühmten Marmor Parium beschliefsen diesen Teil. Griechenland während der Römerzeit ist der Titel des folgenden Abschnittes. Briefe römischer Konsuln und asiatischer Despoten, Volksbeschlüsse, Ehreninschriften und Ehrendekrete, Kaiserbriefe und Edikte der Imperatoren wechseln in bunter Reihe miteinander ab und geben ein anziehendes Bild von den Beziehungen der weltbeherrschenden Roma zu dem kleinen Griechenvolke, dessen höherer Kultur das Römerreich soviel zu verdanken hatte. Die Inschriften des zweiten Teiles (Urkunden aus dem religiösen Leben der Griechen) haben vor allem kulturhistorischen Wert; sie gewähren lehrreiche Einblicke in die Religion und Kultur, den Glauben und Aberglauben der Griechen. Eine gröfsere Anzahl Weihinschriften eröffnet die Auswahl, es folgen Priesterlisten, Opfervorschriften, Besuchsordnungen für Tempel, Orakelbefragungen, einige der berühmten Heilberichte aus dem Asklepiosheiligtum zu Epidauros, Zauberstücke, Fluchtafeln und last not least zahlreiche Grabinschriften zum Teil mit metrischen Übersetzungen, von denen nur eine (Nr. 109) *ἀποτάφων ταφών* (Heimat für Heimatlose) erwähnt sein mag. Anmerkungen mit Literaturnachweisen bilden den Schlufs des lehrreichen Buches, das nicht allein ein wichtiges Hilfsmittel für epigraphische Seminarübungen bildet, sondern auch für die Interpretation der griechischen Klassiker auf den oberen Klassen der Gymnasien; in Betracht kommen hier namentlich Thukydides und Demosthenes. Bilden die Inschriften doch gewissermafsen die konkrete Ergänzung zu den abstrakten Erörterungen über Fragen aus dem Gebiet der griechisch-römischen Staats-, Privat- und Religionsaltertümer.

Lyck. **Richard Berndt.**

---

261) **Morris H. Morgan, On the language of Vitruvius.** Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. Vol. XLI, 1906, p. 467—502. 8.

Nachdem Degering in seinem vortrefflichen Aufsatze über den Verfasser der X libri de Architectura im Rh. M. f. Ph. 1902, S. 8 ff. den wichtigsten sachlichen Beweisgründen, die Ussing in seiner Schrift Betragtninger over Vitruvii de architectura libri decem, med saerligt Hensyn

tilden Tid, paa hvilken dette Skrift kan vaere forfattet, Kopenhagen 1896 (ins Engl. übers. u. d. Titel Observations on Vitruvii de architectura libri decem, with special regard to the time at which this work was written, London 1898) gegen den Techniker Vitruv ins Feld geführt hatte, um darzutun, dafs das unter dessen Namen überlieferte Werk von einem Fälscher des dritten oder vierten nachchristlichen Jahrhunderts stamme, den Boden entzogen hatte, mufste noch die zweite Gattung der Gründe, mit denen Ussing operierte, als unhaltbar nachgewiesen werden. Diese Aufgabe stellt sich H. Morgan in der vorliegenden englisch geschriebenen Arbeit. Nach Ussing sollte die Sprache der Zehn Bücher über Baukunst mancherlei Eigentümlichkeiten zeigen, die dem 3. oder 4. Jahrhundert zuzuweisen und der Augusteischen Zeit absolut fremd seien. M. prüft die einzelnen Behauptungen aufs sorgfältigste, und mit gründlicher Kenntnis der lateinischen Sprache und der einschlägigen Literatur ausgerüstet, versteht er es, Ussing zahlreiche Irrtümer nachzuweisen und uns zu überzeugen, dafs aus dem Stile des Werkes nicht auf späte Abfassung geschlossen werden kann. Mit Recht betont er auch, dafs es manchmal dem Verfasser weniger gelungen sei, sich verständlich auszudrücken, weil es ihm an schriftstellerischer Fähigkeit und Fertigkeit gefehlt habe, sowie dafs bei Beurteilung des Stils der vorliegenden Bücher mit der Tatsache gerechnet werden müsse, dafs dies das einzige Werk der römischen Literatur dieser Art sei, das auf uns gekommen ist. Die Einzelheiten mufs man in der Schrift selbst nachlesen.

Am Schlusse (S. 501 und 502) fafst M. sein Ergebnis, in dem er mit Krohn (B. phil. W. 1897, Sp. 773 ff.) übereinstimmt, zusammen (the many heads of Ussing's indictment are therefore reduced to the minimum). Dafs wir bei den romanischen Völkern Eigentümlichkeiten der Vitruvianischen Sprache wiederfinden, erklärt sich leicht, da jenen das Lateinische durch Soldaten und Leute aus dem Volke übermittelt wurde. M. meint sogar, wer die Sprache der Zehn Bücher über Baukunst für die eines späteren lateinischen Schriftstellers halte, habe das Werk unmöglich mit Sorgfalt durchgelesen. Denn die späteren lateinischen Autoren seien trotz ihrer stilistischen und grammatischen Mängel im Vergleich zu Vitruv leicht und ohne Anstofs lesbar. Eine Fälschung oder Kompilation aus späterer Zeit würde aller Wahrscheinlichkeit nach von einem an schriftstellerische Tätigkeit gewöhnten Mann herrühren.

Durch die vorliegende Arbeit, die eine wichtige Ergänzung zu Degerings und Krohns Aufsätzen bildet, ist die Vitruvforschung wesentlich ge-

fördert, und da auch Mortets Versuch (Recherches sur Vitruve et son œuvre, Revue archéologique 1902 und 1904), den Vitruv der Zeit des Titus zuzuweisen, als gescheitert betrachtet werden mufs, so kann kein Zweifel sein, dafs die Zehn Bücher über Baukunst dem Kriegsbaumeister des Augustus zuzuschreiben sind.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

262) **Oskar Weifsenfels, Aristoteles' Lehre vom Staat.** (Gymnasialbibliothek herausgeg. von Hugo Hoffmann. 40. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1906. 88 S. 8. ℳ 1.20.

Von der richtigen Erwägung ausgehend, dafs ohne einen Einblick in die Theorie vom Staate die Kenntnis des griechischen Altertums immer lückenhaft ist, sucht Verfasser vorliegender Schrift den reiferen Schüler mit den Grundgedanken der Aristotelischen Lehre vom Staate bekannt zu machen.

Der nüchternen Beobachtung des griechischen Philosophen entsprechend entwickelt er, nachdem er das Bemerkenswerteste über die überlieferte Gestalt der Aristotelischen Schrift vorausgeschickt und den Staat Platons mit dem des Aristoteles verglichen hat, die leitenden Gedanken und Lieblingssätze des Aristoteles in schlichter, gemeinverständlicher Darstellung. Besonders eingehend behandelt er — was dem geschichtlichen Unterricht sehr zustatten kommt — die Hauptformen des Staates mit ihren charakteristischen Kennzeichen. Geschickt eingeflochtene Parallelen und Hinweise auf die Ideen späterer Theoretiker wie Macchiavelli, Hobbes, Mirabeau u. a. tragen wesentlich dazu bei, das Interesse zu wecken und das Verständnis zu vertiefen. Auch die Betrachtungen über die Ursachen der Staatsumwälzungen, über die beste Verfassung, über den Wert der Erziehung u. ä., bei denen immer auf die Gegenbilder im modernen staatlichen Leben aufmerksam gemacht wird, sind reich an fruchtbaren Anregungen. Schliefslich sei noch erwähnt, dafs Verfasser in mafsvoller Anwendung des Konzentrationsprinzips auch die mannigfachen Beziehungen zu Horaz und zu der philosophischen Lektüre der Prima — ein Gebiet, dem ein grofser Teil seiner schriftstellerischen Tätigkeit gewidmet gewesen ist — geschickt aufgedeckt hat, vor allem in dem Urteil über den *βίος πολιτικός*.

Die kleine Schrift, die einen reichen Inhalt in anspruchsloser Form bietet, ist eine von den letzten Gaben, die wir dem um Wissenschaft und

Schule hochverdienten Manne verdanken. Wir zweifeln nicht, dafs sie geeignet ist, das auf induktivem Wege gewonnene Wissen verständiger und wissenschaftlich interessierter Primaner zu klären und zu vertiefen. Darum sei sie denen, für die sie bestimmt ist, bestens empfohlen.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

263) **K. Brugmann** und **B. Delbrück, Grundrifs der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen.** Zweiter Band: Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch von K. Brugmann. Erster Teil: Allgemeines. Zusammensetzung (Komposita). Nominalstämme. Zweite Bearbeitung. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1906. XV u. 688 S. 8. ℳ 17.50.

Ein Zeitraum von 17 Jahren ist seit dem Erscheinen der ersten Auflage des zweiten Bandes (erste Hälfte) unseres monumentalen Werkes verflossen (vgl. Jahrg. 1889, S. 38 ff.). Dieser umfangreiche zweite Band wird in der Neuauflage in drei Teilen erscheinen, von denen ein jeder für sich ein geschlossenes Ganze mit eigener Paragraphierung und Paginierung bilden wird, eine Neuerung, die unseren vollen Beifall verdient. Was zunächst den äufseren Umfang dieses ersten Teiles der Neuauflage anlangt, so umfafst er 688 Seiten gegen 462 der ersten Auflage, eine Vermehrung, die den allgemeinen, an die Spitze gestellten Ausführungen (49 S. gegen 20), den Auseinandersetzungen über die Bildung der Nominalstämme (448 gegen 343) und ganz besonders jenen über ihre Bedeutung (111 gegen 29) zugute gekommen ist. Nach diesen kurzen Angaben über das rein äufserliche Verhältnis des Umfanges der beiden Bearbeitungen bemerke ich hinsichtlich des Inhalts im allgemeinen, dafs schon der neue Untertitel „Die Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch (Wortlehre)“ im Gegensatz zu dem der ersten Auflage „Wortbildungslehre (Stammbildungs- und Flexionslehre)“ der geänderten wissenschaftlichen Auffassung des Verfassers Rechnung trägt, der sich über das Verhältnis von Satz und Wort und die daraus sich ergebenden Folgerungen für die Gliederung des grammatischen Stoffes bereits in der 1903 erschienenen zweiten Lieferung seiner Kurzen vergl. Grammatik, S. 281 f., und ebenso in der dritten (1904 erschienenen) S. 623 ff. in ziemlich ausführlicher Weise geäufsert hatte. Überhaupt finden wir in dem eben genannten Werke S. 282—297 eine nur etwas kürzere Erörterung fast aller jener Gesichtspunkte, welche in dem ʻAllgemeinesʼ überschriebenen einleiten-

den Kapitel des ersten Teiles unseres zweiten Bandes einer eingehenderen Darstellung unterzogen werden. Es umfafst dieses Kapitel drei Abschnitte „Satz und Wort“, „Struktur und Benennung der idg. Wortformen und ihrer Bildungselemente“, „Motive und Arten der Wortbildungsvorgänge“. Ohne mich auf eine ausführliche Wiedergabe der einzelnen in diesen drei Abschnitten behandelten sprachlichen Erscheinungen einzulassen, bei deren Erklärung es sich darum handelt, die jederzeit treibenden Kräfte ausfindig zu machen, bemerke ich nur, dafs Brugmann den schon Indog. Forsch. 14, 1, Kurze vergl. Gramm., S. 285, für Affix (Präfix, Suffix) und Infix vorgeschlagenen und in dem eben genannten Buche bereits verwendeten Ausdruck Formans (das Formans, *elementum formans*) auch in dieser „Wortlehre“ allgemein verwendet hat, und zwar wird man mit Rücksicht auf die vorgebrachten Gründe, die offenbar auch Wackernagel in seiner Altindischen Gramm. 2, 10 bewogen haben, den noch früher von Brugmann vorgeschlagenen Terminus 'Formativ' statt der Bezeichnung Affix, Suffix usw. einzuführen, die Einführung dieser neuen Bezeichnung nur gutheifsen können. Die Bezeichnung 'Formans' dürfte den Vorzug vor 'Formativ' verdienen, da die nicht zu missende Ableitung 'formantisch' besser klingt und bequemer zum Gebrauch ist als das von 'Formativ' abzuleitende 'formativisch'.

In der Lehre von der Zusammensetzung, deren Darstellung bereits in der Kurzen vergl. Gramm. auf Grund der von Brugmann in den Berichten der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und in den Indog. Forsch. veröffentlichten, nicht unwesentlich von Wundts Auffassung in seiner „Völkerspychologie“ beeinflufsten Abhandlungen vielfache Verbesserungen und tiefgreifende Richtigstellung älterer Ansichten aufzuweisen hatte, erscheint jetzt als neuer Gesichtspunkt die Einführung der Begriffe „esozentrische“ und „exozentrische Komposita“ (nach A. Aleksandrow, Litauische Studien I: Nominalzusammensetzungen [Dorpat 1888], S. 110, vgl. Indog. Forsch. 18, 60), deren Berechtigung der Verfasser S. 73 mit Erfolg gegen Neckel, Indog. Forsch. XX, 249 ff., verteidigt. Inbesondere bedeutet der Abschnitt „Zur Geschichte der Nominalkomposita“ (1. Volkstümliche und künstliche Bildungen. 2. Stammkomposita. 3. Kasuskomposita. 4. Vermischung der Stamm- und der Kasuskomposita. 5. Umdeutung verbaler und nominaler Kompositionsglieder. 6. Negationspartikel im Vorderglied. 7. Formantische Gestaltung des Schlufsglieds der Deklinabilia. 8. Betonung. 9. Nominalkomposita als Personennamen) einen ganz

außerordentlichen Fortschritt im Vergleich zur Darstellung in der ersten Auflage. Hierbei hat es Referenten besonders gefreut zu sehen, daß die Ergebnisse seiner in den 'Wiener Studien' (Bd. 23, 25, 26, 27) über den Gegenstand (Wortzusammensetzung im Griechischen und Lateinischen) veröffentlichten Untersuchungen größtenteils in den 'Grundriß' Aufnahme gefunden haben.

In der Darstellung der 'Nominalstämme' ist vor allem hervorzuheben, daß jetzt als gleichgeordnete Unterabteilungen erscheinen: 1) Reduplizierte Nomina, 2) Nomina ohne stammbildende Formantien (Wurzelnomina), 3) Nomina mit stammbildenden Endformantien, und zwar sowohl in dem Abschnitt 'Bildung der Nominalstämme (Formgruppen)' als auch in dem Abschnitt 'Bedeutung der Nominalstämme (Bedeutungsgruppen)'. Bei der letzten, weitaus zahlreichsten Klasse ist auch in der Neubearbeitung in dem Abschnitt über ihre Bildung allerdings die Form zum maßgebenden Prinzip der Einteilung gemacht (Vokalische Formantia, *m*- und *n*-Formantia usw.), allein oft auch schon die Bedeutung berücksichtigt, „teils um die formalen Einzelheiten übersichtlich gruppieren zu können, teils um die Betrachtung des Formantischen und die des Inhaltlichen nicht mehr voneinander zu trennen, als das Interesse der Übersichtlichkeit gebieterisch verlangt" (S. 126). So werden, um ein Beispiel anzuführen, bei Behandlung des 'Formans' *-o- -ā-* folgende Gruppen als uridogerm. angesetzt: 1) Verbalabstrakta, wie τόμος und τομή 'Schneider, Schnitt', Nomina agentis (Adjektiva) wie τομός 'schneidend'. 2) *-o-* und *-ā-* erscheinen oft mit dem Aussehen eines sekundären Bildungselementes, und zwar *-o-* häufig im Ausgang der Komposita, *-o-m* (Neutrum) zur Herstellung von Kollektiva und Abstrakta, *-ā-* zur Herstellung von Kollektiva, oft nur Erweiterung ohne merkliche Bedeutungsmodifikation auftretend, *-ā-* zur Bezeichnung des natürlichen weiblichen Geschlechts, Adjektiva auf *-o-s* mit den Unterabteilungen: Bildungen zu deklinablen Nomina, Ordinalzahlbildungen, Bildungen zu Kasusformen und Adverbien. Die dritte und letzte Unterabteilung bilden die zahlreichen *-o-* und *ā*-Formen, die sich in keine der unter 1) und 2) aufgeführten Klassen einreihen lassen. Dieses Beispiel, welches ich als eines der besten aus der ganzen Reihe der einzelnen Formantien herausgegriffen habe, zeigt deutlich, wie das Inhaltliche auch schon bei der auf der Form beruhenden Gliederung in der oben angegebenen Weise zur Geltung kommt und in belebender und belehrender Weise in die an und für sich etwas trockene Darstellung eingreift. Ein

anderer Fall, auf den Brugmann S. 589 selbst zu sprechen kommt, ist der im § 125 behandelte. In diesem Paragraphen sind „von den allgemeinidg. *u̯o*-Adjektiva, die eine kaum näher zu umschreibende Funktion des Formans zeigen, wie lat. *vivos, arduos, calvos, saevos, parvos*, abgetrennt die exkursiven Gruppen der Adjektiva mit Farbbedeutung, wie lat. *helvos, flāvos*, der Adjektiva mit Totalitätssinn, wie lat. *salvos*, und der Adjektiva mit den Bedeutungen 'links', 'rechts', wie lat. *laevos*". In sehr lichtvoller Weise werden die Schwierigkeiten auseinandergesetzt, welche infolge verschiedener Gründe, z. B. Unsicherheit der Herkunft der Formantien, sowie der ursprünglichen Bedeutung der stammformantischen Nomina, Synkretismus der Formantien, nicht zum letzten auch der enge Zusammenhang der Semantik mit Grammatik und Wörterbuch und die unzureichende Terminologie der Semantik, der Aufstellung der 'Bedeutungsgruppen' im Wege stehen. Trotzdem gelingt es dem Verfasser, das in Betracht kommende Wortmaterial in fünf solcher Gruppen zusammenzufassen: 1) Gegenstandbezeichnende Substantiva (Konkreta), 2) Vorgang- und eigenschaftbezeichnende Substantiva (Abstrakta), 3) Kollektiva), 4) Adjektiva, 5) Deminutiva (nebst Hypokoristika, Amplifikativa, Deteriorativa. Indem ich von einer ausdrücklichen Aufzählung der zahlreichen Unterabteilungen absehe, in welche die Gruppen 1), 2) und 4) zerlegt werden (11, 4 und 9), bemerke ich nur, dafs wiederum der Vergleich dieses Abschnittes mit dem entsprechenden der ersten Bearbeitung einen ganz aufserordentlichen Fortschritt der Darstellung in jeder Beziehung aufweist, der in Anbetracht der oben berührten Schwierigkeiten mannigfaltigster Art ein ganz besonders augenfälliger Beweis für die tiefeingreifende Forschungsarbeit des Meisters der indogermanischen Sprachwissenschaft ist. Dies erhellt auch aus einem Vergleich des eben erwähnten Kapitels mit dem betreffenden Abschnitt der Kurzen vergl. Grammatik (S. 315—353), wo eine Übersicht der Nomina auf Grund der Bedeutung gegeben ist.

Ich schliefse diese kurze Anzeige mit dem lebhaftesten Wunsche, dafs uns Brugmanns unermüdliche Schaffenskraft auch die Fortsetzung und den Abschlufs der Neuauflage des zweiten Bandes des Grundrisses baldigst bescheren möge.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

264) **O. Altenburg, Lateinisches Übungsbuch für Prima** im Anschluſs an die Tatsachen- und Gedankenkreise der Lektüre nebst stilistischem Anhang. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906 VII u. 132 S. 8. geb. ℳ 1.60.

Bei Abfassung des Buches hat sich der Verfasser von den Grundsätzen leiten lassen, die er selbst über die Lateinübungen in Prima in einigen Aufsätzen der Lehrproben aufgestellt hat. Auf bloſse Wiedergabe oder Umschreibung der Schriftstellertexte verzichtet er, sucht vielmehr gewisse allgemeine kulturgeschichtliche, historische oder philosophische Gesichtspunkte auf, unter denen er das Tatsachenmaterial, das die Lektüre des Cicero, Livius, Tacitus und Horaz liefert, zusammenfassend betrachtet und beleuchtet. Er weist überall auf die Ideen hin, die das Altertum bewegten, und leitet den Schüler dazu an, nicht am Einzelnen und Stofflichen haften zu bleiben, sondern die groſsen Zusammenhänge und den Geist der Antike zu erfassen. Diese Betrachtungsweise ist ebenso anregend wie fruchtbar und macht die Stücke zu einem wertvollen Hilfsmittel für die Vertiefung der Lektüre.

Weniger glücklich als im Inhalte sind die Übungen in ihrer Form. Eine Übertragung in einwandfreies Latein scheint mir nicht immer möglich zu sein, und auch der deutsche Ausdruck ist nicht überall treffend. So lesen wir S. 4: „Horaz setzte auch seinen Festtagsgästen nichts anderes als Gemüse in Speck vor. Sollte aber jemand so einfache Gerichte und so billige Weine nicht mögen, so ...“ S. 12: „Diese Rede muſs einen tiefen Eindruck gemacht haben, denn er wurde gefeiert ...“ S. 14: „Ihr alle wiſst, mit welcher Geduld Kaiser Friedrich diese Schicksalsfügung getragen hat, zumal da es für ihn aus war mit der schönen Hoffnung, dem Deutschen Reiche werde unter seiner Regierung Friede und Freiheit erhalten bleiben ...“ S. 25: „Während Cäsar in Eilmärschen auf Rom zueilte, zeigte sich Pompejus so kopflos, ein groſser Teil seiner Anhänger so blut- und beutegierig, daſs Cicero es oft bereute, dem Kriege nicht fern geblieben zu sein.“ (Während Cäsar gegen Rom zog, nahm Cicero noch gar nicht am Kriege teil!) S. 26 wird gesagt, daſs sich der „Anhang des Pompejus in drei Teile spaltete“, es bleibt aber völlig unklar, welches der dritte Teil ist. S. 30 wird „in die Gemoniä geworfen“, S. 46: „über die unzugänglichen Gipfel der Alpen Deutschland aufgesucht.“ S. 52 wird vom „Geknirsche der Pferde“ (= fremitus) gesprochen.

An sachlichen Unrichtigkeiten ist mir aufgefallen: S. 1 werden die Fennen zu den Germanen gerechnet; S. 2 wird aus den Worten des Tacitus securi adversus deos gefolgert, dafs die Fennen „weder an göttliche Wesen glaubten noch sie durch Gebete und Opfer verehrten"; S. 28 wird Scribonia die erste Frau des Augustus genannt; S. 30 werden die Vorgänge bei Tac. ann. 1, 69 nach Ara Ubiorum verlegt; S. 40 und 123 finden sich die Abkürzungen Jul. Agricola und Servius Sulp.; S. 40 wird von „Feinden" gesprochen statt von Provinzialen oder Briten; S. 104 ist das Zitat aus Cic. de sen. ungenau.

Die stilistischen Winke am Schlusse des Buches enthalten viel Gutes, sind aber zu wortreich und stellenweis so gefafst, als sollten sie mehr für die Lehrenden als für die Lernenden eine Anleitung sein.

Potsdam. **Krause.**

---

265) **Bibliotheca Romanica.** Bd. 1—10. Strafsburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) s. a. [1905]. je ℳ —. 40.

Diese beachtenswerte Sammlung französischer, italienischer, spanischer und portugiesischer Schriftsteller, deren erste, zehn Bändchen umfassende Lieferung nunmehr vorliegt, stellt sich als Aufgabe, die hervorragendsten Geisteswerke der romanischen Völker in billigen — 40 Pfennig jedes Heft — Ausgaben nicht nur einzelnen Gelehrtenkreisen und der Schule, sondern auch den weitesten Schichten der gebildeten Welt zugänglich zu machen; was die Reclambibliothek für die Verbreitung des deutschen Geistes tut, soll in kleinerem Mafsstabe die Bibliotheca Romanica für die Ausbreitung jener Geistesschätze leisten, welche in den unsterblichen, der Weltliteratur längst angehörenden Werken der ersten romanischen Literaturgröfsen aufgespeichert sind. Die Eigenart dieses Unternehmens besteht darin, dafs umfangreichere Werke nicht auf einmal, sondern in verschiedenen Lieferungen erscheinen; unser modernes Lesepublikum wird also nicht gleich von vornherein durch den grofsen Umfang der einzelnen Werke von ihrer Lektüre abgeschreckt; dabei ist die Druckeinrichtung von der Art, dafs die Bändchen später zu Bänden und zu Gesamtausgaben der Werke eines Schriftstellers zusammengefafst werden können. Ein weiterer Vorzug der Sammlung beruht in der Zuverlässigkeit der Texte, welche fast durchweg auf Ausgaben letzter Hand gegründet sind. Jedes Bändchen ist mit einer kurzgefafsten, selbständigen Einleitung in der Sprache des Autors, die den Text literarisch beleuchtet und kritisch

würdigt, versehen. Die ersten neun Hefte sind von dem bekannten Strafsburger Romanisten Gustav Groeber, in dessen Händen die Leitung des ganzen Unternehmens sich befindet, das zehnte Heft von Frau C. M. de Vasconcellos ediert. Die äufsere Ausstattung ist praktisch und geschmackvoll; nur der Druck dürfte etwas gröfser und stellenweise deutlicher sein. — Bisher sind folgende Bändchen erschienen: 1. Molière, Le Misanthrope; 2. id., Les Femmes savantes; 3. P. Corneille, Le Cid; 4. Descartes, Discours de la Methode; 5. und 6. Dante, Divina Commedia I, Inferno; 7. Boccaccio, Decameron I, Pirma giornata; 8. und 9. Calderon, La vida es sueño; 9. Restif de la Bretonne, L'an 2000; 10. Camões, Os Lusiadas, Canti I, II. — Die nächste Lieferung wird enthalten: Racine, Athalie; Petrarca, Rime I; Dante, Divina Commedia II, Purgatorio; Beaumarchais, Le Barbier de Séville; Tillier, Mon oncle Benjamin I; Cervantes, Don Quichotte I; Boccaccio, Decameron II; Gil Vicente, Autos usw.

Lübeck. **Th. Roth.**

---

266) **Fritz Friedrich, Studien über Gobineau.** Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft. Leipzig, Eduard Avenarius, 1906. XVIII u. 317 S. 8. ℳ 6.—.

Eigenartig ist das Schicksal der Werke des Grafen von Gobineau, dieses an intuitiver Phantasie, malerischer Beredsamkeit und unermüdlicher Arbeitskraft so reichen Mannes. Nach seinem Tode bleiben sie zwanzig Jahre in Vergessenheit, bis Deutschen die Ehre zuteil wird, die Aufmerksamkeit der Gelehrten sowohl wie der Literaturfreunde wieder auf sie zu lenken. Sie geben sofort eine solche Fülle von Anregungen, dafs Artikel, Broschüren und Bücher sich drängen, teils voll begeisterter Bewunderung und Verherrlichung, während andere bei aller Anerkennung des unbestreitbar Guten eine gewisse feindselige Gesinnung verraten.

In diesen Widerstreit der Ansichten Klärung zu bringen und besonders die wissenschaftliche Bedeutung der einzelnen Arbeiten und damit des gesamten Lebenswerkes des Grafen festzustellen hat Friedrich sich zur Aufgabe gemacht. Das der Frau v. Staël entnommene Motto „La faculté d'admirer la véritable grandeur à travers les fautes de goût en littérature comme à travers les inconséquences de la vie, cette faculté est la seule qui honore celui qui juge" ist dabei sein getreuer Leitstern.

Bei einem dichterisch hochbegabten Mann, der über ein umfangreiches Wissen verfügt, sich dasselbe aber nicht auf dem Wege wissenschaftlicher

Forschung angeeignet hat, ist es nicht zu verwundern, dafs da und dort Dichtung und Wahrheit ineinander spielen. Hier ist kritische Scheidung, um im Gegensatz der Meinungen weder nach der einen noch nach der anderen Seite ungerecht zu werden, vonnöten, und das vorliegende Werk bietet sie in überzeugender Weise. Die Rassenfrage mit ihrer Anwendung auf die Geschichte der Perser, die Geschichte der Religionen und Philosophien Zentralasiens, das persische Theater, die lebenswahre Schilderung der Menschen und die poetischen Lizenzen der Renaissance, alles findet so eingehende Würdigung, dafs der Leser immer wieder mit neuer Befriedigung zu den Werken des Meisters wie zu dem seines Interpreten zurückgreifen wird.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

267) **Richard Fricke, Le langage de nos enfants.** Cours primaire de français. Französisch für Anfänger. I. Cours élémentaire. Erster Teil. (Für Sexta.) Wien und Leipzig, Tempsky & Freytag, 1906. X u. 202 S. 8. *M* 2.—.

Zur Vermeidung eines längeren Vorwortes hat der Verfasser seinem Buch ein ausführliches Begleitwort beigeben lassen, in dem er sich über die Entstehung des Buches, den Plan, den Anfangsunterricht, die vorhandenen Hilfsbücher, das Unterrichtsergebnis, die Grundsätze für den Aufbau des Lehrbuches, den Lehrstoff, die Stellung zu den verschiedenen Strömungen, die Ausnutzung des Buches, das Wörterbuch und die Unterrichtsweise ausspricht und zum Schlufs eine Übersicht über die zum Herbst 1906 zu erwartenden Teile für Quinta und Quarta gibt. Das Buch ist aus der Unterrichtspraxis hervorgegangen und verrät auf jeder Seite den gründlichen, gewissenhaften und tüchtigen Schulmann; die Anregung zu dem Aufbau des Buches ist nach dem Vorwort wesentlich aus den Kreisen der Reformschulen entsprungen, es braucht sich aber auf diese Schulform nicht zu beschränken. Die fremde Sprache will der Verfasser dem Kinde möglichst leicht machen, das lebendige Wort des Lehrers soll die Hauptsache sein, durch häufige Wiederholungen wird der Stoff immer fester eingeprägt und allmählich das Verständnis so weit vertieft, dafs am Schlufs des Schuljahres der gröfste Teil der Klasse das Pensum sicher beherrscht. Kleine Bilder sollen das Wort des Lehrers unterstützen, und am Schlufs werden sämtliche Wörter in entsprechender Ordnung mehrmals zusammengefafst. Das Buch ist ein eigenartiger und ungewöhnlicher Versuch, von

dem sich der Verfasser viel verspricht; „der Induktion ist als der eigentlichen Mutter alles Sprachwissens tatsächlich der Vorzug eingeräumt, also eine Art Mittelstrafse eingeschlagen" worden. Der ehrlichen Arbeit des Verfassers gebührt uneingeschränktes Lob, und das Buch verdient von Fachgenossen sorgfältig geprüft zu werden; ob aber die Erwartungen, die der Verfasser an sein Werk zu knüpfen scheint, sich erfüllen werden, mag mancher bezweifeln. Für meinen Geschmack ist das Buch zu trocken und trägt dem Bedürfnis der Jugend nach interessantem Stoff zu wenig Rechnung. Auch scheint es mir nicht richtig, wenn die unregelmäfsigen Verben schon ziemlich ausführlich im ersten Schuljahre vorkommen und wiederholt auf die späteren Teile hingewiesen wird; auf die Bilder würde ich ebenfalls verzichten, zumal nicht immer mit Sicherheit zu erkennen ist, was im Bilde dargestellt sein soll.

Nauen. **Fries.**

---

268) **Emil Pollak, Französischer Sprachführer.** Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, o. J. [1906]. VI u. 641 S. kl. 8. geb. ℳ 2.50.

Das zu der Sammlung „Meyers Sprachführer" gehörige Bändchen erscheint hier in vierter Auflage und ist nach den altbewährten Grundsätzen der Gesamtsammlung eingerichtet. Leider hat Pollak, der mitten in der Arbeit, wie es im Vorwort heifst, am 19. Januar 1906 plötzlich verschieden ist, die neue Auflage nicht mehr zu Ende führen können; an seine Stelle ist Fräulein Marie Frenzl in Paris getreten. Das Buch erfüllt als Sprachführer in hervorragender Weise seinen Zweck und wird nie vergeblich zu Rate gezogen werden. Nach dem eigentlichen „Sprachführer" (deutsch-französisch) folgen noch ein französisch-deutsches Wörterbuch, eine Reihe Ausspracheregeln, die Regeln über den Gebrauch von avoir und être, eine Übersicht über die Konjugationen und Briefmuster.

Nauen. **Fries.**

---

269) **Grondhout** und **Roorda, H. Rider Haggard, Mr. Meeson's Will,** mit englischen Anmerkungen versehen. 2. Ausgabe. Groningen, P. Noordhoff, 1906. VIII u. 272 S. gr. 8. ℳ 2.50.

Recht empfehlenswert, weil 1) der Verfasser einen interessanten Stoff (Abenteurerroman) geliefert hat, der immer seine Leser bei jung und

alt finden wird: Verlieben beim ersten Anblick, Enterbung, Schiffbruch, Rettung auf einsame Insel, Tätowieren eines Testamentes auf den Rücken einer jungen Dame, unter ungünstigsten Bedingungen gewonnener Prozefs um Millionen, also kein Mangel an spannendem Stoff, der lebendig, ohne Übertreibung des Möglichen erzählt ist. Dazu Blicke in die verwickelten Wege der Rechtsprechung und in das Reich des grofsen Verlagsbuchhandels, mit einem Hinweis, wie die drückende soziale Lage der bedauernswerten armen Literaten gelöst werden kann.

2) haben die Herausgeber ihr bestes Wissen und Können aufgeboten, um dem Leser alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Sie haben alles trefflich erklärt, was man billig erläutert zu haben wünschen und verlangen kann, und lassen nie im Stiche, was man ja sonst nicht von allen Erklärern behaupten kann. Die hier und da von den Herausgebern für ihre Landsleute den englischen Erklärungen beigefügten holländischen stören den Nichtholländer keineswegs und sind ihm entbehrlich. Das angefügte alphabetische Verzeichnis der Anmerkungen erleichtert dem Lernenden das Auffinden bei Wiederholungen. Lobend ist auch anzuerkennen, dafs ein Teil der Anmerkungen die gute Aussprache des Englischen zu unterstützen bestimmt ist.

Endlich mufs 3) der sorgfältige Druck des Buches gerühmt werden. Hamsom cab (S. 249, Z. 7) ist der einzige Druckfehler im ganzen Texte, ciragette-box der einzige im Wörterverzeichnisse, S. 261. Ein etwas ungewöhnlicher Ausdruck ist in under an hour (S. 23, Z. 5); forehead (S. 5, Z. 19) wird sowohl mit als ohne h gesprochen.

Borna. **Teichmann.**

---

270) **J. G. Robertson, The Modern Language Review.** A quarterly journal devoted to the study of medieval and modern literature and philology edited. Vol. I. Nr. III. Cambridge, the University Press, 1906. 8. 2 sh. 6

Die dritte Nummer dieser neuen anglistischen Zeitschrift auf englischem Boden (vgl. Neue Philologische Rundschau 1906, S. 165 f.) bringt vor allem den Anfang eines Artikels von E. Armstrong über *Dante in relation to the sports and pastimes of his age.* Der Gedanke, Dantes Werke daraufhin zu durchforschen, mufste dem an solchen Dingen hervorragend interessierten Engländer besondere Befriedigung gewähren, wenn auch die Ergebnisse, wie vorauszusehen, bei der Gedankenrichtung Dantes

nur dürftige sein können. — Mit grofsem Interesse liest man den Aufsatz F. W. Moorman's über *Shakespeare's Ghosts,* der im einzelnen nachweist, wie die Gestalt des Geistes, der bei den Vorläufern Shakespeares ein blofses Phantom war, bei diesem menschenähnlicher wird und menschliche Eigenschaften und Empfindungen in charakteristischer Weise zur Schau trägt. — Die amerikanische Forschung ist durch J. T. Hatfield vertreten, der als Vorläufer seiner demnächst erscheinenden Ausgabe von Wilhelm Müllers Gedichten einige der von ihm neugefundenen politischen Lieder des Dichters veröffentlicht. — Ein junger Gelehrter J. Derocquigny steuert *Lexicographical notes* bei, P. G. Thomas sucht in seinen *Notes on the language of Beowulf* dialektische Elemente auszuscheiden, und der Mitherausgeber des Oxford Dictionary H. Bradley klärt manche Schwierigkeiten in Greenes Werken auf. — Wenn ich schliefslich erwähne, dafs das Heft auch noch eine kritische Ausgabe von Giraut de Bornelh's *Los Apleits* sowie eine Anzahl kleiner Notizen, Besprechungen und Bücherlisten enthält, so wird man sehen, dafs die Zeitschrift ganz nach deutschem Vorbild redigiert wird und ihres Erfolges sicher sein darf.

Berlin **Heinrich Spies.**

---

271) **Hubert H. Wingerath, New English Reading-Book** for the use of Middle Forms in German High Schools. Second Edition. Revised and enlarged. With a map of Great Britain and Ireland. Cologne, Dumont-Schauberg, 1905. VI u. 367 S. 8. ℳ 3.50.

Wer darauf verzichtet, mit seinen Schülern ganze Stücke eines Autors zu lesen, dem kann diese Chrestomathie bestens empfohlen werden. Sie erhebt mit Recht den Anspruch auf Neuheit. Ihre zahlreichen, die wichtigsten Gebiete des äufseren und inneren Lebens berührenden Lesestücke aller Literaturgattungen mit Ausnahme des Dramas sind fast ausschliefslich Schriftstellern des 19. Jahrhunderts entnommen. Die einleitenden „Object Lessons“ führen den Schüler in die Umgangssprache ein und eignen sich vortrefflich zu konversationeller Verwendung. Obwohl sich der Herausgeber, wie er sagt, mehr auf den allgemein pädagogischen, als auf den einseitig fachlichen Standpunkt stellt und den Schüler zunächst mit seiner deutschen Umgebung vertraut macht, bevor er ihn in die Fremde führt, hat er doch der englischen Geschichte und Geographie einen

so breiten Raum zugewiesen, dafs die hübsche, dem Werke beigegebene Karte sehr willkommen erscheint.

Ein Wörterverzeichnis hat W. nicht für nötig erachtet. Er will den Schüler an den Gebrauch des Wörterbuches gewöhnen. Ich meine aber, ein Vokabular mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung namentlich der Eigennamen, ein Gebiet, auf dem die Schulwörterbücher, ja selbst die grofsen enzyklopädischen Lexika oft trostlos im Stiche lassen, würde dem Buche in den Augen des Schülers mehr Reiz verleihen und eher zu selbständigem Lesen anregen.

Würzburg. **J. Jent.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Fehrschen Buchhandlung in St. Gallen über: Alge's Lehrmethode und Lehrmittel für den französischen Unterricht.

Gotha, 3. November. **Nr. 22, Jahrgang 1906.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

272) **Henricus van Herwerden, Vindiciae Aristophaneae.** Lugduni, Batavorum apud A. W. Sijthoff, MDCCCCVI. VIII u. 124 S. 8. ℳ 3.50.

Unbehindert von der Jahre Bürde tummelt sich der als gelehrter Forscher hochgeschätzte van Herwerden rastlos immer wieder aufs neue mit jugendlicher Begeisterung auf dem ihm lieb gewordenen Felde der Textkritik, auf welchem ja seiner feingeschärften Kombinationsgabe im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts mehr als einmal die adelnde Palme zuerkannt werden konnte, z. B. Aristoph. fr. 114. Seinen erst vor zwei Jahren erschienenen Collectanea critica, epicritica, exegetica ad fragmenta Comicorum (vgl. Jahrg. 1904, Nr. 7 dieser Zeitschrift) läfst er nunmehr eine zusammenfassende Sichtung der überaus zahlreichen von ihm in früheren Werken und nicht zum unerheblichsten Teile auch in Zeitschriften (vgl. die Aufzählung derselben S. VII f.) veröffentlichten teils kritischen teils erklärenden Bemerkungen folgen, in welchen er seine Beobachtungen, Mutmafsungen, Konjekturen und anderweitigen Vorschläge, soweit sie sich auf die Textgestaltung in den erhaltenen elf Stücken des Aristophanes

beziehen, niedergelegt hat. Von diesen umfassen Ach. S. 1—16, Equ. S. 16—32, Nub. S. 33—43, Vesp. 44—54, Pax S. 55—62, Av. S. 62 bis 77, Lys. S. 78—82, Thesm. S. 83—87, Ran. S. 87—101, Plut. S. 102—112, Eccl. 112—122. Den Schlufs bilden je eine Seite Addenda und Errata nebst Angabe der vier behandelten Stellen anderer Autoren.

So hochwillkommen nun eine gedrängte Skizzierung der Stellungnahme des Verfassers zu dem schier unerschöpflichen Schwall seiner früheren Vorschläge, zumal in obiger das rasche Auffinden erleichternder Reihenfolge, zweifellos gewesen wäre, fühlt man sich in dieser durch den Wortlaut der Praefatio (lucubrationibus — probabitur ultimis) erregten Hoffnung auf eine im wünschbar besten Sinne endgültige Klärung und Läuterung bei näherem Zusehen leider unangenehm enttäuscht. Gleich von vornherein leidet der absolute Wert dieser Veröffentlichung einen nicht unwesentlichen Abbruch an allgemeinerem Interesse, insofern der Verfasser seine Bemerkungen mit hauptsächlicher, um nicht zu sagen ausschliefslicher, Rücksichtnahme auf bestimmte Ausgaben macht, nämlich Vesp. von Starkie, Pax von Mazon, während doch die ein Jahr später erschienene des Engländers Sharpley von der Kritik als die beste von allen anerkannt worden ist, die übrigen von van Leeuwen. Wenn er dabei nicht müde wird, die Aufnahme seiner Konjekturen seitens dieses oder jenes mit Hochgefühl zu registrieren und umgekehrt jedesmal klagt, wenn ihm an irgendeiner Stelle noch niemand Gehör geschenkt hat, so dürfte er durch dieses Wichtigtun ebensowenig imponieren als dadurch, dafs er bei strittiger Priorität von Konjekturen in allen jenen Fällen, wo er zeitlich nachfolgt, die betreffenden Vorschläge selbständig gemacht haben will, während er dort, wo er zeitlich vorangeht, prätenziös, ja mitunter lärmend sich allein als legitimen Vater aufspielt. Indem er im übrigen seine eigenen Konjekturen teils ohne Beifügung der anderswo gegebenen Begründung aufrecht erhält, teils durch Anwendung verbessernder Feile ergänzt oder aber durch ganz neue ersetzt, teils aber auch zu den Vorschlägen anderer beistimmend, verneinend, abändernd, ergänzend, verbessernd Stellung nimmt, öfter auch — bekanntlich eine leidige und anstöfsige Manier oder „Manie“ aller Konjekturalkritiker, deren Lächerlichkeit namentlich Wecklein schon wiederholt trefflich beleuchtet hat — 2, 3, 4 und noch mehr Lesarten für möglich und gleichberechtigt erklärt, kann mit einziger Ausnahme jener Fälle, in denen H. seine früheren Vorschläge vollständig zurücknimmt, nach keiner Richtung hin auch nur annähernd von einer

erschöpfenden Akkuratesse und Vollständigkeit in der Vorführung des einschlägigen Materials gesprochen werden. Dazu kommt noch, dafs die Fassung oft über das, was H. jetzt eigentlich will, im unklaren läfst, so z. B Ran. 937 ff., wo zudem am Schlusse auch die Zustimmung Velsens zur Zuteilung der Worte *Κηφισοφῶντα μιγνύς* (944) unerwähnt geblieben ist.

Angesichts dieses unmethodischen und zwischen eigenen und fremden, früheren und späteren, nötigen und überflüssigen Besserungsversuchen hin und her pendelnden und der ernster Arbeit ziemenden, ja unumgänglich zu fordernden mannhaft ruhigen Würde abholden Verfahrens, mit einem Worte des Mangels eines festen Punktes in der Erscheinungen Flucht entsteht für den Referenten die heikle Frage, worüber er denn eigentlich, indem er sich der ihm gewordenen undankbaren Aufgabe unterzieht, den Leser im einzelnen informieren soll, ohne fürchten zu müssen, ihn auf eine allzu schwere Geduldprobe zu stellen. Sogar ein vollständig erschöpfendes Verzeichnis der in der Schrift berührten Stellen hätte allenfalls höchstens für solche, die in der kaum mehr übersehbaren Textkritik des Aristophanes ganz heimisch sind, und selbst für diese wohl nur einen problematischen Wert, nicht etwa wegen der verzeihlichen Unbekanntschaft des Verfassers mit manchen Vorschlägen anderer, sondern insofern sie ebenfalls, wie schon angedeutet, nicht einmal mit dem Buche in der Hand bündigen oder auch nur genügenden Aufschlufs über das Warum finden, ja mitunter sogar über das Was ohne weiteres auf frühere Schriften verwiesen werden, ein beigesetztes bene oder male aber ebenso subjektiv und irrelevant ist wie parum mihi liquet. Auf blofse Vermutungen und für H. selbst Unsicheres näher einzugehen dürfte daher nicht am Platze sein; ebenso dürften an sich richtige Bemerkungen, die aber nichts Neues enthalten, füglich unberücksichtigt bleiben; eher dürfte es sich vielleicht im allgemeinen Interesse der Mühe verlohnen, die beseitigten früheren Vorschläge namhaft zu machen und zu einzelnen neuen Stellung zu nehmen, selbstverständlich auch auf sprachlich Interessantes hinzuweisen.

Schlechtweg widerrufen sind die früheren Konjekturen zu Ach. 36; Equ. 360; 664; 747; Nub. 1296; Vesp. 524; Pax 48; auch 720; Av. 336 f.; wie es scheint, auch 401; 1080; Lys. 107; 338; 600; 747; 1166; Thesm. 604; 793; Ran. 234 (auch 285); Plut. 188; 209; 430; 475; 687; 1014; 1066 (nach Poll. VII, 38); 1153; 1158; Eccl. 2; 16; 62; 590; 606; 663; 720; 742; 1108. — Ach. 685 wird nunmehr der

glücklicheren Konjektur Richards beigepflichtet ἐπ' αὐτῷ; Av. 775 der van Leeuwens κρατουμένας; Eccl. 202, wo H. früher die Konjektur Meinekes ὡράζεται empfahl, tritt er jetzt mit Leeuwen der Willems ὀρ⟨γ⟩ίζεται bei; desgleichen zieht er Thesm. 498 und 567 seine Vorschläge zugunsten Blaydes zurück. Vor letzterem streckt er auch Av. 943 nach van Leeuwens Vorgang die Waffen, nicht ganz 1014, wo er statt Blaydes-Leeuwens κεκίνηται πόλις wegen der Unentbehrlichkeit des Artikels zum mindesten κεκίνηθ' ἡ πόλις fordert, daneben aber gleichzeitig mit noch vier weiteren Vorschlägen aufwartet. Etwas befremdend ist die Wahrnehmung, daſs H. seine von Kock in der vierten Auflage aufgenommene Konjektur zu Ran. 1301 jetzt zu gunsten Leeuwens, wenn auch mit einer kleinen Änderung, unterdrückt. Ach. 835, wo H. früher für παίειν ἐφ' ἁλὶ τὰν lesen wollte παίειν ἐπίσπαστον, was nie und nimmer richtig sein konnte, schlägt er jetzt κάπτειν ἔθ' ἅλις (oder ἔτ' ἄδην) τὰν vor, meines Erachtens immer noch zu gewaltsam. Erträglicher scheinen die neuen Vorschläge zu Nub. 1307 ff.; Vesp. 571 ff.; 603; vgl. Av. 524 ff. Für das verderbte μοι Av. 544 verdient Herwerdens Vorschlag τοι jedenfalls den Vorzug vor Dindorfs νῦν und Blaydes που, welch letzterem sich auch van Leeuwen angeschlossen hat. Av. 1329 und 1336 hatte H. früher φαῦλος, bzw. φαῦλον für δειλός, bzw. δειλόν vermutet, während er jetzt an ersterer Stelle zu Bergks δῆλος hinneigt. Lys. 291 hält er neben dem von ihm früher geforderten ἐμόν (st. ἐμοῦ) auch das von Leeuwen eingesetzte ἐμοί für möglich, wie er letzterem sich auch 507 und Eccl. 78; 503: 508 und 1070 anschlieſst und Ran. 828 und Plut. 631 zuneigt. Der starke Zweifel an der Echtheit von Eccl. 322 wird aufrecht erhalten, meines Erachtens mit Unrecht. Der Vers begründet ja die beschwichtigende Selbstbeantwortung der V. 320 von Bl. aufgeworfenen Frage. Mit vollem Recht dagegen wird das Pf. ἀπήντηκα Lys. 420 gegen Blaydes aufs neue in Schutz genommen; aber ib. 42 dürfte letzterer mit τί δ' ἂν αἱ γυναῖκες zusammen mit Meinekes ἐργασαίμεθα das Richtige getroffen haben, ebenso mit ἄνις 143, μιαράς 340. Für Interessenten ist ferner noch nachlesenswert, was H. zu Ran. 467, 1027; Plut. 119 f., 597, 839; Eccl. 804, 906 über sein Verhältnis zu dem van Leeuwenschen Text sagt.

Ach. 197 und 198 sollen jetzt mit Reiske umgestellt und dann statt μὴ 'πιτηρεῖν gelesen werden καὶ μηκέτ' αἶρου; letzteres ist ebenso unnötig wie die zu Ran. 359 vorgeschlagene Änderung, wo die Vulgata gerade in dem angefochtenen μὴ 'ν καιρῷ; das einzig Richtige bietet;

ist dies doch der Hauptträger des Gedankens, wie schon die Erklärung des Scholiasten beweist, der offenbar von diesem Ausdruck beeinflufst zur Unterscheidung des Verfahrens der übrigen Komiker von dem des Aristophanes sich des Adv. ἀκαίρως bedient. Statt der leichtfertigen Konjektur τόδ' ηὔξω zur Ausfüllung der Lücke Equ. 940 wird σύ γ' ηὔξω vorgeschlagen. Ganz wertlos ist die neue Konjektur zu 1373, unnötig gegenüber der von Suidas gegebenen Erklärung für κοσκυλμάτια (s. bei Kock!) der an sich ansprechende Vorschlag zu Equ. 49, desgleichen die zu V. 712 geforderte Tempusänderung. Ran. 682 rührt die angeführte Konjektur nicht von Bergk her, der vielmehr das Richtige gesehen hat (vgl. Wecklein B. G. Bl. XXVI, 43), sondern von Blaydes. Ran. 1423 hält H. trotz der richtigen Erklärung von δυστοκεῖ in Kocks neuester Auflage immer noch an der Ergänzung von γνώμην fest. Auch V. 31 ist des letzteren σὺ δ' οὖν dem von H. verteidigten οὐκοῦν entschieden vorzuziehen. Umgekehrt verdient Nub. 838 der auf handschriftlicher Grundlage beruhende jetzige Vorschlag Herwerdens μου καταλούεις (früher wollte er καταλοᾷς μου) den Vorzug vor der nichtattischen Form καταλόει, die nach Blaydes' Konjektur Meineke und van Leeuwen aufgenommen haben, dagegen dürfte über die ibid. 974 jetzt geforderte Änderung von ἀπηνές in ἀηθές als eine doch zu gewagte zur Tagesordnung überzugehen sein. Beachtenswerter ist vielleicht Ach. 339 ἀντίπαλον ᾧ statt αὐτὸν ὅτι τῷ, bestechend 570 τευχομάχας, desgleichen 709 Ἀνταῖος παλαίων, eine Verbesserung von Hamakers Vermutung, sehr fein 549 κάδων ᾠνωμένων, ganz vortrefflich vollends der Vorschlag 832 πολυπραγμοσύνη als Vokativ zu nehmen. Dagegen scheint mir Equ. 29 in metrischer Hinsicht durch Weglassung von τῶν, wie Bentley und nach ihm andere wollen, am besten geheilt; Kock wenigstens bemerkt unter Anführung fünf weiterer Belegstellen, dafs bei Aristoph. die Auslassung des Subjekts bei absoluten Genetiven sehr häufig sei. V. 44 soll durch Weglassung des Beistrichs hinter δοῦλον eine Verbindung nach Art der sonst vorkommenden δοῦλοι κλινοποιοί, μαχαιροποιοί usw. gewonnen werden, was aber hier angesichts des weiteren Zusatzes Παφλαγόνα meines Erachtens kaum angeht. V. 124 ist Leeuwens Erklärung ganz sachgemäfs. Nub. 450 f. (nicht 457!) erscheint durch Bentleys ματτυόλοιχος (Lesart des Harleiensis 2) unter billiger Berücksichtigung von Athen. 14, 663 C (Kock vergleicht auch Mart. 13, 92, 2) hinlänglich saniert; immerhin zeugt die jetzt von Herwerden nach Analogie von ἰχθυολύμης Pax 814 vorgeschlagene Neu-

bildung *μαρτυρολύμης* = testium pernicies, was dem von Leeuwen geforderten Sinne entspräche, von aufsergewöhnlichem Geist und Geschick. Av. 592 bedarf *ψῆνες* mit Rücksicht auf Aristoteles Tierk. 4, 8, 15 schwerlich einer Änderung. Über *δ'* 812, das H. streichen will, ist zu vergleichen, was Fritzsche über den Sinn der Stelle mit oder ohne *δ'* ausführt. Ist Av. 842 die Vermutung Bekkers, dafs die Wachen auf das Ertönen der Glocken antworten mufsten, begründet, so bedarf es meines Erachtens überhaupt keiner Textänderung; auch dürften sich wenige geeignete Medien finden, denen die „acuta Leeuwenii correctio" *ἐκκάθευδ'* bzw. das scherzhafte *ἀπροσδόκητον*, womit dieses sonst nur noch einmal (Xen. Hell. 2, 4, 24) vorkommende Kompositum mundgerecht gemacht werden soll, suggeriert werden könnte. Da Av. 1410 nach Kock eine Parodie von Alc. 84 ist, bedarf die allerdings seltsame Zusammensetzung *πτεροποίκιλοι* wohl kaum der Änderung in *πτερὰ ποικίλοι*, wie ja auch H. selbst 1548 seinen Vorschlag *μισόθεος* zurückgezogen hat. Plut. 282 ist *φυτῶν* statt *θυμῶν* eine sinngemäfse, aber kaum angängige Besserung. Treffend dagegen scheint die Lücke Ran. 592 durch *οὐδὲ θεός* ausgefüllt. Der Vorschlag *ὀξύτερον* (st. *ὀξυτέρως*) *βλέπειν* vollends Plut. 1048 ist der Palme würdig; auch *αὐτάς* st. *αὐτήν* ib. 152 scheint ins Schwarze getroffen zu haben, insofern hier bei der früher üblichen Schreibweise genau genommen von einer Änderung nicht wohl gesprochen werden kann. Der Beobachtung Meinekes entsprechend, dafs bei Aristoph. im Dialog das Metrum überall die zweisilbige Form *ἐχθές* zulasse, ist Plut. 344 zu schreiben *ἢ 'χθές*. Sehr gefällig repräsentiert sich zwar auch 655 *ἐτεόν* st. *ἐπεί*, ist jedoch gegenüber der von Kock auf Grund analoger Stellen (Plato Gorg. 474 B und Aesch. Choeph. 214) gegebenen Erklärung überflüssig. Ran. 168 hat Hamaker als interpoliert bezeichnet, nach Wecklein mit Recht, welch letzterer anderenfalls unter Hinweis auf Aesch. Cho. 680 ein dem Sinne entsprechendes *ἄλλως* vermifst, wobei man „also in *ἐπὶ τοῦτο* ein Glossem sehen" würde. Da scheint mir nun wiederum Herwerdens Vorschlag *εἰς ταὔτ' ἔρχεται* dank der leichten Änderung zur Rettung des Verses wohl geeignet, ich mufs ihm aber zu meinem Bedauern die Priorität absprechen, da ihm damit schon 1889 Mähly zuvorgekommen ist. (B. G. Bl. XXV, 237). Für gänzlich mifsglückt erachte ich dagegen die obendrein überflüssige Änderung Ran. 1308. Unnötig erscheint ferner die von Leeuwen aufgenommene Emendation Herwerdens zu Equ. 84 sowie die teilweise auf Kock zurückgehende Änderung von Ran. 548 und gar erst das

unverständige Rütteln an dem inneren Obj. ταῦτα ib. 703. Equ. 274 ist καί nicht zu ändern, sondern mit Sauppe eine Lücke anzunehmen, weil die Ökonomie des Stückes fordert, daſs der Chor wie gleich nachher zwei Verse spricht. Und wenn H. die Weckleinsche Verteidigung der Überlieferung von Ran. 1073 (B. G. Bl. XVIII, 203) gekannt hätte, täte er sich gewiſs nichts mehr zugute auf sein von Leeuwen aufgenommenes κάψαι. Ebenso ungereimt ist angesichts der Erklärung des Scholiasten eine Änderung von V. 289. Um so anerkennenswerter hinwiederum ist die unumwundene Zustimmung zu der richtigen Sacherklärung Willems unter Vesp. 1537. Weckleins Vorschlag τοῦτ᾽ οἶδα zu Eccl. 115 (Neues Rhein. Mus. XXIII, 550) scheint dem Verfasser entgangen zu sein, begreiflicher desselben Vorschlag zu 58 τἀντ᾽ ἄλλης ἀρχῆς (B. G. Bl. XVIII, 34) und sein Bedenken zu Ran. 562. Letzterer erklärt auch Ran. 207 κυκνοβατράχων (Velsen) für passender. Auch seine Bemerkung zu Av. 956 f. (B. G. Bl. XIX, 332) ist nicht unbeachtet zu lassen; dagegen scheint ibid. 1308 eine weniger voraussetzungslose Kenntnis des Perversen seitens der Leser zu bedingen, als dies bei H. der Fall ist, der durch die Schluſsbemerkung zu Ran. 237 eine bessere Meinung über dieselben bekundet.

Im folgenden mögen mir nunmehr bezüglich der eingestreuten sprachlichen Bemerkungen noch einige Äuſserungen verstattet sein. Daſs δέδηγμαι Ach. 1 Med. ist, geht nicht, wie H. meint, aus dem beim Obj. τὴν καρδίαν stehenden Reflexiv ἐμαυτοῦ hervor, woran mit Recht noch niemand Anstoſs genommen hat, wohl aber aus dem Sinne (vgl. damit die Worte des Wächters Soph. Ant. 317); sollte daher Herwerdens Bemerkung, er erinnere sich nicht, das aktive Perf. δέδηχα gelesen zu haben, nur auf Aristoph. sich beziehen, so scheint dieselbe allerdings durch Stellen wie δάκνω γ᾽ ἐμαυτόν Ran. 43, δάκνων σεαυτόν Vesp. 778, τὸν θυμὸν δακών Nub. 1319 unterstützt zu werden; soll sie jedoch für das Gesamtgebiet der Literatur gelten, so wird sie durch Babr. 77, 1 widerlegt. Zu Equ. 18, wo übrigens die synkopierte Form κομψευριπικῶς heiſsen muſs, fehlen sowohl im angezogenen Lexikon als im Appendix unter τριμίσκον die bereits von Kock angeführten ähnlichen Synkopeformen γνωμιδιώκτης = γνωμιδιοδιώκης und τέτραχμον = τετράδραχμον. Desgleichen sind zu den Ach. 1481 aufgeführten verlängerten Aoristformen noch παρεικαθεῖν, ὑπεικαθεῖν, ἀπειργαθεῖν und κατασχεθεῖν hinzuzufügen. Die daraus von H. gezogene Folgerung erweist sich somit als unumgänglich. Das zu Eq. 1080 über die Form ποῦν st. πόδα in Kompositis Bemerkte ist richtig.

Wenn auch, bei Homer wenigstens, διαπρήσσω ohne Obj. vorkommt, so kann doch so viel zugegeben werden, daſs Equ. 93 der Gebrauch von διαπράττουσι (nicht διακράττουσι!) einigermaſsen auffällig ist; aber auch das von H. vorgeschlagene εὖ πράττουσι erscheint matt. Das ibid. zu V. 101 Bemerkte ist hinfällig; es braucht da nämlich keiner Ergänzung von ἔχει, vielmehr erklärt sich ὡς εὐτυχῶς durch einfache Ellipse von ἐστι; Verbindungen wie εὖ, καλῶς, κακῶς ἐστι finden sich bei allen Attikern häufig; vgl. auch Kr. Gr. § 62, 2, A. 3, 4. Warum ἐν πόλει Equ. 383 nur bedeuten könne „auf der Burg", ist mir unklar. Dankenswert ist der Hinweis auf die Freiheit, mit der man schon im Zeitalter des Aristoph. anfing zu sagen καθ' ἑαυτούς st. καθ' ὑμᾶς αὐτούς (S. 20 extr.), insofern selbst Dyroff noch in seiner Würzburger Inauguraldissertation (1892) bei Besprechung der einzigen hierher gehörigen Stelle aus Thuk. (S. 25 extr.) von dem „tragischen" Gebrauch des Reflexivs der dritten Person für das der ersten spricht. Die Richtigkeit der Form ξυνδιήνεγκαν Equ. 597 darf nach meiner Überzeugung nicht in Zweifel gezogen werden. Wenn aber H. behauptet, σκευάριον sei weder zu σκεῦος noch zu σκευή ein Deminutiv, so mag ihn Plato Alcib. I, 113 E σκευαρίων κατατετριμμένων, wo es doch zweifellos Deminutiv zu σκευή ist, eines Besseren belehren. Auf orthographische Verbesserungen wie μείγνυμι und τὼ σκέλει (Pax 352) und Φερέφαττα (Ran. 671) u. ä. sei nebenbei hingewiesen, ferner auf gelegentliche Ergebnisse für andere Schriftsteller. Alciphr. Ep. II, 8, § 3 verlangt H. den Sing. Κωλιάδα, aber abgesehen von dem bei Apollonios von Tyana vorkommenden Κωλιάδες γυναῖκες spricht auch Γενετυλλίδας für den Plural. Mehr Beachtung verdient vielleicht das unter Thesm. 574 über Juvenal XII, 40 Gesagte. Die Behauptung, daſs dem griech. σιπύα das lat. simpulum oder simpurium entspricht, erfährt eine weitere Unterstützung durch die bereits von Stowasser vermutete Identität der beiden lat. Wörter. Schlieſslich will ich nicht versäumen, auf die Ergänzung zu pap. Lips. 13, 411 (Archiv für Papyrusforschung III, 107) ἐ[λκ]ομένων und kurz vorher (V. 4) [μὴ σ]τέγων hinzuweisen.

Ein gewisses Interesse dürften vielleicht noch die bei einzelnen Stellen sich findenden Angaben über ihr Vorkommen bei anderen Autoren, sei es als einfache Zitate oder, wie z. B. Plut. 208 bei Julianus Apostata Ep. XI, in Anwendung auf bestimmte Verhältnisse, beanspruchen. Daſs indes bei solchen Zitaten peinlichste Vorsicht geboten ist, zeigt die Abweichung von Plut. 336 bei Procopius Gazanus Ep. XXXIII.

Endlich ist es wohl auch der Mühe wert, die zeitliche Priorität in strittigen Fällen der oben angedeuteten Art, soweit sie sich aus dieser Schrift entnehmen läfst, kurz festzustellen. Thesm. 558 hat Bachmann zuerst *τὰ* vor *κρέα* getilgt; Av. 1212 *πῶς τοὺς κολοιάρχους παρῆλθες;* Bergk; Equ. 729 *κατασπαράξετε* (jetzt von H. wieder aufgegeben), Nub. 579 *θ'* und Thesm. 740 *ἄρξῃς* und 1224 Cobet; Nub. 525 *οὐ τὸν* Geelius; Vesp. 64 *ἡμῶν* Hamaker; Pax 150 *τούσδ' ἐγὼ πόνους πονῶ* Heimsöth; Ach. 2 *τρί' ἄττ' ἤ*, Equ. 814 *μεγάλην*, Nub. 1149 *εἰσήγαγον* (als Lesart des Ambrosianus) und Eccl. 19 *ὧν* van Herwerden; Eccl. 1018 zuerst verworfen von Mehler; Equ. 223 *ὡς τὸν Δῆμον* Meineke; Av. 1347 *ῷ* Reiske; Thesm. 886 Velsen. — Zweifelhaft bleiben Equ. 1296 *ἐλεεινῶς* und 1376 *τοιαδὶ στωμύλλεται* Herwerden oder Velsen; Vesp. 1374 *ἐσφεγμένην* Herwerden oder Usener.

Die überaus zahlreichen Druckversehen fallen nach der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers nicht etwa der Nachlässigkeit Vollgraffs, der die Korrekturarbeit besorgt hat, sondern „typothetarum somnolentiae" zur Last. Aufser den auf der letzten Seite richtiggestellten, habe ich mir noch etwa hundert notiert, von denen ich besonders folgende richtigzustellen bitte. S. VII, Z. 8 l. summi; S. VIII, Z. 4 u. S. 25, Z. 11 in; S. 8, Z. 22 simulac; S. 9, Z. 10 et; S. 19, Z. 13 v. u. V. 275; S. 23, Z. 16 inspicias; S. 25, Z. 16 erravit; S. 26, Z. 11 dicere; S. 28, Z. 18 loci; S. 31, Z. 12 occurrit; Z. 19 codicum; S. 32, Z. 5 v. u. si — foret; S. 39, Z. 3 antiquitus; S. 50, Z. 8 v. u. obscoeni; S. 54, Z. 11 v. u. usurpatam; S. 60, Z. 3 v. u. obscoena; S. 62, Z. 7 v. u. Appendice; S. 77, Z. 6 v. u. De. Aufserdem fehlt S. 76, Z. 16 hinter p. die Seitenzahl.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

---

273) **A. Spengel, Die Komödien des P. Terentius.** Zweites Bändchen: Adelphoe. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1905. 220 S. 8. ℳ 2.20.

Im Jahre 1875 eröffnete Andreas Spengel seine erklärende Terenzausgabe mit der Andria, der im Jahre 1879 die Adelphoe folgten; über diese beiden Stücke ist die Ausgabe leider nicht hinausgekommen. Von der Andria erschien die zweite Auflage bereits 1888; der Zeitraum, der zwischen den beiden Ausgaben des anderen Stückes liegt, ist gerade doppelt so grofs. Die neue Bearbeitung der Adelphoe war Spengels letztes Werk; wie ein Nachwort am Schlusse uns mitteilt, konnte er nur noch

die ersten Bogen einer genaueren Durchsicht unterziehen, dann nötigte ihn seine Krankheit, die Korrektur seinem Freunde M. Rottmanner zu übertragen, und noch ehe die Arbeit abgeschlossen war, wurde der verdienstvolle Gelehrte am 29. September 1905 abgerufen. Wie gründlich Sp. in der langen Zeit seit dem ersten Erscheinen der Adelphoe die neue Auflage vorbereitet hat, geht daraus hervor, dafs man es ihr so gut wie gar nicht anmerkt, dafs der Autor nicht mehr die letzte Feile hat anlegen können.

Die äufsere Einrichtung der Ausgabe ist im grofsen und ganzen dieselbe geblieben, nur hat die frühere Einleitung jetzt ihren Platz zwischen dem Text und dem kritischen Anhang gefunden (S. 154—172); der Umfang des Bändchens ist von XVI + 131 = 147 Seiten auf 220 gestiegen (der Preis entsprechend von ℳ 1.50 auf ℳ 2.20). Wenn dieser Umstand schon eine ganz erhebliche Bereicherung des Inhaltes erwarten läfst, so bestätigt sich dies bei einem Vergleich der beiden Auflagen. Der vielfach vermehrte Kommentar brachte eine Ausdehnung der eigentlichen Ausgabe von 112 auf 153 Seiten mit sich; die frühere Einleitung ist um 5 Seiten vermehrt, der kritische Anhang ist von 14 Seiten bis zu 38 angewachsen.

Der Text hat manche Änderung und Verbesserung erfahren, die zum Teil durch die bessere Kenntnis der Überlieferung, vor allem aber durch die genauere Untersuchung des Sprachgebrauchs, der Prosodie und Metrik des Terenz wie der szenischen Dichter überhaupt nötig geworden waren. In allen diesen Fällen kann man nicht nur erkennen, wie sorgsam Sp. die Literatur verfolgt und benutzt hat, sondern hat auch reichliche Gelegenheit, sein selbständiges Urteil und sein feines Verständnis für den Dichter zu beobachten. Hervorheben möchte ich hier eine Neuerung im Kommentar: zu den kurzen Einführungen in die einzelnen Szenen sind jetzt noch Rückblicke hinzugekommen, die den Inhalt einer oder mehrerer Szenen noch einmal zusammenfassen und den Fortgang der Handlung darlegen, zugleich aber auch der ästhetischen Würdigung des Stückes dienen.

Von der ehemaligen Einleitung ist der erste Abschnitt „Handlung und Charaktere der Komödie“ an mehreren Stellen erweitert (so ist am Ende noch eine Charakteristik des Leno hinzugekommen); es folgt jetzt gleich die Erörterung über die Personennamen (früher § 6), die ganz erheblich verändert und bereichert ist; die §§ 2—4 der ersten Auflage: „Der Schlufs der Komödie“, „Kontamination des Stückes“ und „Andere

Abweichungen vom griechischen Original" sind zwar im ganzen dieselben geblieben, weisen aber auch im einzelnen zahlreiche Berichtigungen und Zusätze auf; der einstige § 5, „Ort der Handlung", hat jetzt seinen Platz in der Anmerkung zum Personenverzeichnis (S. 10) gefunden; neu angefügt ist eine Erörterung der Frage, wie die Handlung des Stückes nach innerlich und äufserlich zusammenhängenden Szenenkomplexen in fünf Akte einzuteilen sei, eine Erörterung, die offenbar mit Rücksicht auf die Bemerkungen Haulers (Phormio S. 45 ff.) und Kauers (Adelph. S. 15) aufgenommen worden ist. Der kritische Anhang hat sich wohl am meisten verändert; von den alten Anmerkungen findet sich nur ein kleinerer Teil wieder, und auch der hat vielfach, wie natürlich, ein anderes Aussehen gewonnen. Dazu sind aber nun eine Menge neuer Bemerkungen gekommen, in denen Sp. sich mit anderen Gelehrten auseinandersetzt und zu den verschiedenen Problemen, die die Terenzkritik bietet, Stellung nimmt. Diese neuen Anmerkungen haben oft einen grofsen Umfang angenommen, wodurch sich auch das starke Anwachsen des Anhangs erklärt. So wird — um einiges von dem Zuwachs anzuführen — zu 241 das Verhältnis von *duc* und *duce* erörtert; zu 264 werden die Ausdrücke *foris crepuit, crepuit ostium* auf ihre Bedeutung untersucht (gemeint ist „der knarrende Ton, der durch die Reibung der Zapfen und das Streifen der Tür an der Schwelle bei der Drehung entsteht"); darauf folgt gleich eine längere Untersuchung über die Messung der Pronomina, an die sich *quidem* anschliefst (S. 187—191!); zu 320 spricht Sp. über die Auffassung der häufigen Wendungen mit *cesso, cessas* als Frage oder Aussage u. v. a.

Erwähnen möchte ich zum Schlusse noch, dafs Sp. eine grofse Anzahl von Winken für eine passende Verdeutschung hinzugefügt und sehr viele Zitate (namentlich auch aus Donat), die früher nur angedeutet waren, ausgeschrieben hat.

Mag man auch nicht überall Spengels Ansicht zustimmen, so kann man doch sagen, dafs die neue Ausgabe der Adelphoe eine hervorragende Leistung ist, die neben der Ausgabe von Kauer ihren Platz ehrenvoll behauptet und sicherlich allerseits die verdiente Anerkennung finden wird.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

274) **W. Christ, Sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer.** [S.-A. a. d. Sitzungsb. d. philos.-philol. u. d. histor. Kl. d. Kgl. Bayer. Ak. d. W. 1906. Heft II.] München, G. Franz. S. 151—246. 8.

Nachdem der Verfasser dieser Abhandlung, der noch vor ihrem Erscheinen im Drucke der unaufhaltbaren Moira den schuldigen Tribut abgezahlt hat, in den Sitzungsberichten vom Jahre 1905 eine verdienstliche Abhandlung unter dem Titel „Griechische Nachrichten über Italien“ veröffentlicht hatte, liegt uns jetzt als Abschlufs seiner reichen und vielseitigen literarischen Tätigkeit dieser Versuch vor, eine zum festen Bestande seiner wissenschaftlichen Überzeugung gehörige Hypothese mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln neuerdings zu verteidigen. Ihm steht als Gesamtergebnis fest, „dafs in der Tat vor der Sonderentwicklung des Griechischen und Lateinischen eine gemeinsame gräko-italische Vorstufe anzunehmen ist“ (S. 239). Da die Untersuchung neue Gesichtspunkte nicht zutage gefördert hat und namentlich hinsichtlich des als Beweismaterial herangezogenen Wortschatzes einer genauen Kontrolle unterworfen werden müfste, so vermag ihr Ergebnis die gegenwärtig von der weitaus gröfseren Mehrheit der Forscher gebilligte Ansicht von der Unhaltbarkeit der gräko-italischen Hypothese nicht zu erschüttern, und es bleibt daher trotz Ascoli die von J Wackernagel bei Hinneberg (Die Kultur der Gegenwart) I 8, 286 gemachte und von Christ S. 208 als „ganz apodiktisch“ bezeichnete Äufserung bestehen, „dafs von einer engeren Verwandtschaft der Griechen und Lateiner nicht mehr die Rede sein könne“ (Christ a. a. O.). Nur sollte es, wie in der Tat bei Wackernagel steht, richtiger heifsen „des Griechischen und Lateinischen“. So wird denn auch das in dem letzten Kapitel „Zusammenfassende Schlufsfolgerungen“ entworfene Bild über die vorhistorischen Berührungen der Griechen, Italiker und Kelten, in welchem übrigens der Einflufs der Ideen von Bradkes nicht zu verkennen ist, vorläufig nur Zukunftsmusik bleiben.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

275) **A. Ernout, Le Parler de Préneste** d'après les inscriptions. Paris, E. Bouillon, 1905. 63 S. 8. frs. 4.

Die Sprache von Präneste eignet sich gut zu einer Monographie. Dafs sie von der Sprache Roms unterschieden war, berichten lateinische Schriftsteller mehrfach, Lucilius (Marx 1322) hat einen gewissen Vettius verspottet, weil er sich ihrer bediente. Dazu kommt, dafs eine ganz be-

trächtliche Anzahl von Inschriften aus der Zeit der relativen Unabhängigkeit der Stadt, ihrer Bundesgenossenschaft, die bis 90 dauert, erhalten ist, die uns ein verhältnismäfsig reiches Material liefern. Aber in dessen Verwertung zur Bestimmung des Dialekts ist Vorsicht geboten, damit nicht die Zufälligkeit der Überlieferung dazu verleitet, Altertümlichkeiten als Formen mit landschaftlich beschränkter Geltung anzusehen. Von hier aus stellt sich z. B. die Geschichte der Diphthonge etwas anders dar, als der Verfasser des vorliegenden Buches sie gibt. Die Darstellung läfst des öfteren die nötige Sorgfalt und Vollständigkeit vermissen. Gleich zu Anfang fehlt in der an sich recht dankenswerten Sammlung der Inschriften die zwar noch nicht im Corpus, aber sonst mehrfach abgedruckte *opeinod, devincam ted*. Hätte der Verfasser Corp. I, 1172 mit IX, 3907 identifiziert, so hätte er kaum, auch zweifelnd nicht, *Caecilianis* als nom. pl. eines o-Stammes angeführt. p. 53 scheint er *Dectunines* auf der sententia Miauciorum für ein Nomen der 2. Dekl. zu halten, obwohl z. 39 *Dectuninebus* steht. Bei diesen Formen des nom. pl. auf *-eis* wie bei denen des nom. sg. von io-Stämmen findet sich eine etwas zwecklose Häufung nichtpränestinischer Beispiele, die Wert nur gehabt hätte, wenn sämtliche Belege gebracht würden. *-i* des nom. sg. aus *-is* durch Abfall des *s* zu erklären, geht nicht an, da ausl. s nach langem Vokal höchstens in Präneste und Pisaurum geschwunden ist (p. 41). Wohl aber wäre eine Bemerkung darüber am Platze gewesen, dafs zwar *-os* (*-ios*), *-us* (*-ius*) und *-o* (*-io*) im Auslaut der o(-io)-Stämme erscheinen, nie aber *-u* (*-iu*) und soweit mir bekannt, in alter Zeit in Latium überhaupt nicht im Auslaut. *nationu* p. 5 no. 2 kann gen. pl. sein, zu Corp. I 696 *Caesaru* ist Eph. epigr. VI no. 66 p. 60 sq. zu vergleichen, anderes erledigt sich anders. Es scheint, als ob -u, wenn es in den Auslaut tritt, geradeso zu -o werde wie -i zu -e (cf. *magis:mage*). Ungenügend ist im ganzen die Behandlung der Eigennamen. *Atlia* kann nicht aus *Atilia* synkopiert sein, da dies langes i in zweiter Silbe hat. *Foratia* und *Felena* sind völlig ungeeignet, für Präneste zu erweisen, dafs lat. h = idg. $\widehat{g}$h durch f vertreten sei. Hier wird man das Fehlerhafte aus W. Schulzes Buch über lateinische Eigennamen leicht richtig stellen und aus diesem Buche sich auch ergänzen, was Ernout über etruskischen Einflufs in Präneste treffend hervorhebt.

Im ganzen aber wird man dem Verfasser das Zeugnis nicht versagen, dafs er mit Umsicht zu Werke geht. Er weifs in der modernen Sprach-

wissenschaft Bescheid (freilich durfte er *Aptronius* nicht aus prothetischem *a* + *Petronius* herleiten), und man kann ihm dankbar dafür sein, dafs er die Besonderheiten der Sprache der pränestinischen Inschriften übersichtlich zusammengestellt und erläutert hat.

München. **Hermann Jacobsohn.**

---

276) **Dissertationes philologae Vindobonenses.** Vol. VIII. Wien und Leipzig, F. Deuticke, 1905. 192 S. 8. ℳ 6. —.

Dieser Band enthält drei Abhandlungen, deren erste Joseph Pavlu zum Verfasser hat und den Titel führt „Alcibiades prior quo iure vulgo tribuatur Platoni". P. gibt zunächst eine Übersicht über die Echtheitsfrage in alter und neuer Zeit; dann sucht er durch eine genaue Analyse den Zweck zu ermitteln, den der Verfasser des Alc. verfolgte; er vergleicht weiterhin den Dialog mit den echten Schriften Platons nach Inhalt und Form und kommt zu dem Ergebnis, dafs der Alc. unmöglich von Platon herrühren könne. Die Gründe dafür sind folgende: Pl. hat in seinen kleineren Dialogen, zu denen der Alc. gerechnet werden müfste, die Erörterung nie zu Ende, bis zu einer bestimmt formulierten Definition der erörterten Tugend durchgeführt, wie es im Alc. der Fall ist; die Charakterzeichnung des Sokrates und Alcibiades weicht erheblich von der platonischen ab, das Daimonion des ersteren ist anders aufgefafst als bei Platon und wird viel häufiger herangezogen, als es bei letzterem geschieht; einzelne Begriffe, wie z. B. *σωφροσύνη*, werden bald so, bald so erklärt, die Tugend allein als ein Gut anerkannt; der Sprachgebrauch ist zwar im allgemeinen platonisch, aber der Alc. weist nicht, wie bei den echten Dialogen der Fall, die Eigentümlichkeiten einer bestimmten Periode auf, sondern enthält Ausdrücke, die Platon teils nur in seiner früheren, teils nur in seiner späteren Zeit gebraucht hat, ohne Unterschied nebeneinander, so dafs es ganz unmöglich ist, den Dialog einem bestimmten Abschnitt in Platons Schriftstellerei zuzuteilen.

Der letzterwähnte Umstand läfst sich aber ohne weiteres verstehen, wenn der Verfasser des Dialogs Schriften Platons verschiedener Entstehungszeit benutzt oder sich wenigstens an sie angelehnt hat. Als solche werden ermittelt: Charmides, Protagoras, Gorgias, Symposion, Staat und Gesetze. Daneben können Xenophons Memorabilien und Kyropädie als Quellen angesehen werden. Der Verfasser des Alc. war ein Akademiker, die Schrift kann wegen Benutzung der Gesetze erst nach Platons Tode

entstanden sein; die Stelle p. 116 D, wo von den Peparethiern die Rede ist, führt auf die Jahre 340/39.

Die zweite Abhandlung ist betitelt „De S. Aurelii Augustini praeceptis rhetoricis", ihr Verfasser ist Joseph Žurek. Dieser will nachweisen, dafs der kleine Traktat De rhetorica, den Halm in seine Rhet. lat. min. (p. 137—151) aufgenommen hat, mit dem Kirchenvater nichts zu tun hat. Schon die Überlieferung bietet der bisherigen Annahme keine ausreichende Stütze, denn in allen Handschriften erscheint der Traktat anonym, ausgenommen den Bern. 363 s. IX, wo aber das Fragment De dialectica vorausgeht, von dem der Name wohl irrtümlich auf das folgende Stück übertragen wurde. Was den Inhalt angeht, so haben wir es offenbar mit einer Schrift zu tun, die für Unterrichtszwecke verfafst ist; der Autor beruft sich öfter auf Hermagoras [daneben auch auf Theodoros v. Gadara und einen Demokrates, den er als seinen Lehrer bezeichnet; Ž. erwähnt dies nicht] und bekämpft Apollodor; nur einmal bevorzugt er die Lehre der Apollodoreer vor der seines sonstigen Führers. Augustin erwähnt diese Leute nirgends in seinen Schriften. Aus den Disciplinae kann der Traktat deshalb nicht stammen, weil er nicht die jenen eigentümliche Dialogform aufweist (vgl. Retract. I, 5); ein sonstiges Lehrbuch der Art hat aber Augustin, wie er selbst (De doctr. Christ. 1, 2) angibt, nicht veröffentlicht. So bliebe nur noch die eine Möglichkeit, dafs ein Schüler des Kirchenvaters dessen Lehrvortrag nachgeschrieben und dann herausgegeben habe [was aber doch eigentlich durch die Anführung des 'Democrates praeceptor meus' p. 146, 26 H. ganz ausgeschlossen ist.] Demgegenüber sucht Ž. durch Vergleichung des Traktats mit den rhetorischen Lehren, die sich hier und da bei Augustin finden, zu erweisen, dafs keinerlei Gemeinschaft zwischen ihnen besteht. Augustin schliefst sich in seinen Anschauungen an Cicero an, wenn er auch in bezug auf das Ziel der rhetorischen Ausbildung einen anderen, höheren Standpunkt einnimmt als jener. Das Ergebnis der Untersuchung ist also, dafs der Traktat den Namen des Bischofs von Hippo zu Unrecht trägt; nach der positiven Seite hin hat aber Ž. nichts getan, um Ursprung und Entstehungszeit des Schriftchens zu ermitteln, nur einmal (S. 89) sagt er 'speciem commentariorum ad dictata magistri cuiusdam dicendi scriptorum prae se ferre', also ein Kollegienheft.

Den Schlufs bildet die Untersuchung von L. Koterba „De sermone Pacuviano et Acciano", die fast soviel Raum einnimmt, wie die anderen beiden Arbeiten zusammen. Es ist, soviel ich sehe, eine recht gründliche

und sorgfältige Dissertation, deren Wert einmal in der Sammlung des Materials liegt, sodann aber auch in den vielen Einzelergebnissen, zu denen der Verfasser mit Hilfe von jenem gelangt. Für die Kritik der Fragmente der beiden Dichter fällt ziemlich viel ab, und Ribbecks Ausgabe bedarf in vielen Fällen der Berichtigung. Aber auch für die Autoren, denen wir jene Bruchstücke verdanken, wie Nonius und Festus und selbst Fulgentius, kommt einiges dabei heraus. Der Charakter der Abhandlung macht es unmöglich, auf den Inhalt näher einzugehen; nur so viel sei erwähnt, dafs K. im ersten Kapitel „De fragmentorum orthographia" handelt, im zweiten „De re metrica et prosodia", im dritten „De singulorum vocabulorum usu et formatione", im vierten über die Syntax und im letzten „De translationibus et figuris".

Allen drei Arbeiten sind Indices beigegeben.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

277) **Ferd. Schultz, Kleine lateinische Sprachlehre.** 24. Ausgabe besorgt von **A. Führer.** Paderborn, F. Schöningh, 1904. VI u. 290 S. 8. geb. *M* 2.40.

Die kleine lateinische Sprachlehre von Schultz war bekanntlich ursprünglich nur für die unteren und mittleren Klassen bestimmt und ist erst später durch einzelne Ergänzungen auch den Bedürfnissen der Oberklassen angepafst worden. Aus dieser Entstehungsgeschichte der Grammatik erklärte sich die ausführliche Behandlung der Formenlehre und die knappe Fassung der Syntax. Der neue Herausgeber hat mit Erfolg begonnen, dies Mifsverhältnis auszugleichen. Er hat besonders die Lehre von der Deklination nicht unwesentlich gekürzt und manche Punkte der Syntax eingehender berücksichtigt. Doch bleibt in dieser Richtung noch einiges zu tun. Worte wie cometes, musice, grammatice (§ 13), vermis, tripus (§ 29) verdienen keine Erwähnung; ebensowenig das nicht mustergültige iuvaturus (§ 88) und das unklassische paveo (§ 93). Dagegen sind versehentlich die Genitivformen der meisten im § 29 besprochenen Substantiva nicht angegeben und im § 27 fehlen die deutschen Bedeutungen von faux, lis usw. Nach der Streichung des § 22, die an sich nur zu billigen ist, waren diese Angaben unerläfslich. Zu bedauern ist auch, dafs nach Ausmerzung der Mobilia (§ 4) nicht wenigstens victrix im § 175 Erwähnung gefunden hat. Dagegen war es überflüssig, vesper und locus an zwei Stellen (§ 18 und 37) zu besprechen.

In der Syntax vermifst man quoniam, quandoquidem, etsi und quamquam in den Bedeutungen obgleich und zwar, ut = z. B. (§ 156), schwerlich (§ 162), die Angabe, welchen Modus forsitan erfordert (§ 162), die Verwendung von quaeso beim Imperativ (§ 138), sive quod (§ 233), videri = drohen (§ 259). Vor § 225 wäre ein einleitender Abschnitt über Zeitstufen und Zeitarten wünschenswert; § 177, 6 war auf Verbindungen hinzuweisen wie animo non defecerunt, bono animo este, animum induxerunt; § 224, 1, Z. 1 mufste erwähnt werden, dafs bei piget, pudet usw. die Person, deren Gefühl erregt wird, als Subjekt gilt.

Einiges ist nicht genau genug gefafst: et = etiam ist nicht nur dichterisch (§ 151, Z. 4), quisque wird auch bei Cäsar und Cicero nicht immer einem betonten Worte nachgesetzt (§ 58); aequiperare (§ 182), incusare in der Bedeutung anklagen wegen etwas (§ 203) sind unklassisch.

Abgesehen von diesen Kleinigkeiten ist gerade die Darstellung der Syntax ganz vortrefflich. Sie zeichnet sich besonders aus durch klare und bündige Fassung der Regeln (z. B. § 241, 2 über antequam) und durch geschickte Einordnung des stilistischen Lehrstoffes. Recht ansprechend sind vor allem die Kapitel über die Pronomina, den Acc. c. infin., die Wortstellung und den Satzbau.

Von hohem didaktischem Wert sind die zahlreichen Anmerkungen, in denen vor unlateinischen Wendungen gewarnt wird. Vielleicht wären auch bei declarare (§ 254), experiri (§ 252), minari und imminere (§ 262) solche Warnungen angebracht.

Die Beispielsätze sind meist recht geschickt gewählt, besonderen Beifall verdient die Verwendung von Dichterstellen. Nur müfste wenigstens bei Versen, die zu geflügelten Worten geworden sind, der Verfasser genannt werden. Gestrichen möchte ich nur drei Beispiele sehen: im § 259 das dem Hamilcar des Nepos entnommene wegen seines bedenklichen Inhalts; im § 230 a den Satz Ciceros: cum ver esse coeperat, Verres dabat se labori atque itineribus, weil der Schüler, der die Verrinen nicht kennt, hieraus leicht eine falsche Vorstellung von Verres gewinnt; endlich mifsfällt in § 162 das Formelbeispiel nonne vides wegen des daktylischen Rhythmus.

Die Ausstattung des Buches und die Fehlerlosigkeit des Druckes verdienen alles Lob. Es findet sich nur § 37 Altaria st. altaria; § 150 zweimal im Tage st. am T.; § 142 cotidie, während sonst die Schreibung mit tt angewendet ist.

Potsdam. **E. Krause.**

---

278) **K. Afsfahl, Je 100 französische und englische Übungsstücke.** Stuttgart, Bonz & Co. 1905. 8. ℳ 1.20.

Die in der Sammlung enthaltenen Übungsstücke sind als Vorlagen für die schriftliche Prüfung in den beiden neueren Fremdsprachen in den Jahren 1897—1905 bei der Zentralprüfung für Einjährig-Freiwillige von dem Herausgeber mit Genehmigung der Königl. Württembergischen Prüfungskommission gegeben worden. Sie bilden die Fortsetzung zweier früher erschienenen Sammlungen mit ähnlichen Stücken. Es sind Texte aus den verschiedensten Stoffgebieten: Geschichte, Geographie, Erzählung u. a.; sie bilden inhaltlich ein möglichst abgerundetes Ganze und haben einen Umfang von etwa 120 Wörtern. Was sie uns erzählen, ist zwar nicht viel Neues, aber doch ganz unterhaltend und belehrend. Wenig einwandfrei ist leider die sprachliche Darstellung der einzelnen Texte, die ganz das Gepräge der Sprache zeigt, in die sie übertragen werden sollen. Ausdrücke wie „die beste Gesundheit geniefsen" (17), „der Stand meiner Gesundheit" (34), „ich bin sehr unwohl, indem ich an einem starken Husten leide" (34), „die Gebeine werden übertragen" (8), „ein Schufs zerschmetterte seinen Arm und seinen Körper" (gehört denn der Arm nicht zum Körper?) hätten vermieden werden müssen. Der Satz „Nero hatte seinen Feldherrn Vespasian geschickt, welcher, nachdem er ..." (56) erinnert sehr an alte, scheinbar noch nicht ganz vergangene Zeiten; spafsig sind auch „die jungen Kinder" (2). Im allgemeinen beweist gerade diese Sammlung mit ihren Stilblüten, wie schwer die Hinübersetzung von Texten in auch nur einigermafsen brauchbarem Deutsch ist. Sollte man sie daher als Prüfungsarbeit nicht lieber ganz fallen lassen? Wird doch durch die richtige Übersetzung für die Übertragung besonders zurechtgemachter Texte schliefslich nur bewiesen, dafs ein Prüfling die grammatischen Regeln anwenden kann, und meist auch nur dann, wenn er gleichsam „mit der Nase darauf gestofsen wird". Wenn z. B. bei der nachgestellten Apposition, wie es die Texte tun („man kennt viele Anekdoten von Friedrich dem Grofsen, König von Preufsen" [52] oder „des ältesten Sohnes Ludwig Philipps, Königs der Franzosen" [91]) oder „Lissabon, Hauptstadt von Portugal" [29], der Artikel gleich fortgelassen wird, dann ist es für den Schüler kein Kunststück mehr, richtiges Französisch zu liefern. Für den erreichten Grad des sprachlichen Könnens beweist diese Richtigkeit natürlich gar nichts. Dafs die Grammatik in ihren Hauptgesetzen

dem Prüfling bekannt sein mufs, ist selbstverständlich, nur scheint es mir nicht richtig — wenn es auch allgemeiner Gebrauch ist —, die Kenntnis und richtige Anwendung grammatischer Regeln und Ausnahmen zum Prüfstein und Mafsstab für das in der Sprachbeherrschung erreichte Können zu machen.

Die Anforderungen, die das Buch an den Wortschatz der Prüflinge stellt, sind recht bescheidene: „eindringen", „liegen" (Ort), „auftragen" (Essen), „teilen", „erobern", „versammeln", „Krieg führen" und viele andere der angegebenen Vokabeln müfsten doch als bekannt vorausgesetzt werden; hingegen werden Vokabeln wie: „Schlingel", „Sand", „hüpfen", „Ohrfeige", die nicht gegeben sind, nicht wenigen Prüflingen fehlen. Auch die Bezeichnung des Geschlechts bei den selteneren der als unbekannt angegebenen Substantiva wäre billig gewesen; oder verlangt der Herausgeber etwa, dafs alle Substantiva ihrem Geschlechte nach bekannt sind? In den englischen Stücken sind die Sätze kürzer und daher sprachlich etwas besser gelungen.

Jüterbog. **M. Prellius.**

279/280) **Conrad Grimm, Glossar zum Vespasian-Psalter und den Hymnen.** Heidelberg, C. Winter, 1906. VI u. 220 S. 8. ℳ 4.—.

John van Zandt Cortelyou, Die altenglischen Namen der Insekten, Spinnen und Krustentiere. Ebenda 1906. V u. 124 S. 8. ℳ 3.60.

[A. u. d. T. Anglistische Forschungen, herausgeg. von **J. Hoops.** Heft 18 und 19.]

Mit der ersten sehr verdienstlichen Arbeit wird ein altes Desideratum endlich erfüllt. Der berühmte „Vespasian-Psalter", den man ursprünglich auch als kentischen Psalter bezeichnete, bis er durch Zeuner 1891 als merzisch erkannt wurde, ist in den letzten Jahren Gegenstand gründlichen Studiums gewesen. Ich kann nur meiner grofsen Freude darüber Ausdruck geben, dafs wir der Initiative des Herausgebers der Sammlung und dem Fleifse eines seiner Schüler jetzt ein Glossar verdanken, das den gesamten Wortschatz mit sämtlichen Belegstellen gewissenhaft verzeichnet und damit diese Arbeit endgültig erledigt. Der frühere Versuch Zeuners war mit der Ausarbeitung nur bis zum Buchstaben E, mit der Veröffentlichung nur bis *bisʒian* gekommen. Wir werden solche Arbeiten wie

die Grimms um so mehr anerkennen, als heutzutage leider so vielfach in wissenschaftlichen Untersuchungen nur halbe und unvollkommene Arbeit geliefert, manchmal geradezu Raubbau mit Themen getrieben wird, die einer viel gründlicheren Bearbeitung bedürften. Mit dem Prinzip der Anordnung der Wörter kann man sich durchaus einverstanden erklären. — In das Glossar zum Vespasian-Psalter ist auch eins zu den Vespasian-Hymnen mit eingeschlossen. Einer der in letzterer Zeit häufigeren Zufälle hat es gewollt, dafs ein Spezialwörterbuch zu den Hymnen fast gleichzeitig auch in den Veröffentlichungen der Universität Liverpool, in den Otia Merseiana, Band IV, S. 84—119 (nach meinen im British Museum gemachten Notizen S. 84—130) erschienen ist. Der Verfasser hat wohl daran getan, darum diesen Teil seiner Arbeit nicht zu unterdrücken. — Der Wunsch, der sich nach Betrachtung eines solchen Buches aufdrängt, ist der, es möchten doch recht viele Arbeiten dieser Art von jungen Anfängern unserer Wissenschaft gemacht werden. Wir kommen damit weiter als mit vielen anderen Dissertationen der letzten Jahre, bei denen man das jämmerliche Zappeln der Verfasser bedauern mufs, wenn sie den Mangel an Resultaten durch grofses Wortgeklingel zu ersetzen suchen.

Die andere nicht minder erfreuliche Arbeit von Cortelyou bildet ein Glied in der langen Kette von Untersuchungen altenglischer Namen. Auch diese Forschung ist von Hoops, der sie selbst 1889 mit einer demnächst in erweiterter Form erscheinenden Abhandlung über die altenglischen Pflanzennamen inaugurierte, in den letzten Jahren kräftigst gefördert worden. Auch hier begrüfse ich den allein richtigen Grundsatz, ein Gebiet erschöpfend zu behandeln, sei es auch an und für sich begrenzten Umfangs. Der Verfasser hat die gesamte altenglische Literatur, Poesie wie Prosa, Gedrucktes wie nur handschriftlich Vorhandenes, mit hochanzuerkennendem Fleifs durchforscht und dann sein reiches Material in ein auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus einwandfreies System gebracht. Diese Untersuchung zeigt wieder einmal, wie interessant solche meist als recht abstrakt angesehenen etymologischen Arbeiten werden können, wenn der Verfasser es nur versteht, aus dem trockenen Wortmaterial Schlüsse auf die Kultur und das Gemüt des betreffenden Volkes und seiner Glieder zu ziehen. Das hat C. verstanden und kommt damit auch allgemeinen Interessen entgegen. Ein Anhang enthält Textbesserungen, die sich aus der Arbeit ergeben. Als besonders nützlich für schnelle Orientierung und

lexikalische Arbeiten wird das alphabetische Verzeichnis der behandelten Wörter am Schlufs des Buches empfunden werden. Zu dem guten Deutsch des Buches, das besser ist als in vielen Dissertationen deutscher Gelehrter, kann man dem Verfasser nur gratulieren. — Hoffentlich findet auch dieses Buch recht viele Nachahmer, auch auf mittelenglischem Gebiet.

Berlin. **Heinrich Spies.**

281/282) **Eduard Hauck, William Bullokar.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule zu Marburg. 1905. 12 S. 4.

— **Systematische Lautlehre Bullokars (Vokalismus).** (= Marburger Studien zur englischen Philologie, Heft 12.) Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1906. VII u. 104 S. 8. ℳ 2. 80.

Die Bemühungen der alten englischen Grammatiker und Phonetiker des 16. Jahrhunderts treten in der neueren Wissenschaft immer mehr in den Vordergrund, da ihre Angaben für die Geschichte der englischen Sprache, vor allem aber für unsere Kenntnis der Aussprache im Zeitalter Shakespeares von aufserordentlich grofser Bedeutung sind. Aufser den älteren Darlegungen von Ellis in „Early English Pronunciation“ und Sweet in der „History of English Sounds“ gehören aus jüngster Zeit hierher Jiriczeks treffliche Ausgabe von Alexander Gills „Logonomia Anglica“ (1903) und die von Brotanek herausgegebene Sammlung von Neudrucken frühneuenglischer Grammatiker, von der bisher der Neudruck von G. Masons „Grammaire Angloise“ (1905) erschienen ist. In diese Richtung ordnen sich Haucks beide hier vorliegenden Arbeiten ein.

In seiner Programmarbeit bespricht H. im Anschlufs an Humphreys Darstellung im „Dictionary of National Biography“ kurz Bullokars Leben und Werke. Darnach hat Bullokar etwa von 1520—1590 hauptsächlich in London gelebt und eine ziemlich abenteuerliche Laufbahn als Lehrer, Soldat, Landwirt und Schriftsteller gehabt. Als Lehrer ärgerte er sich, was man ihm nicht verdenken kann, über die Mangelhaftigkeit und Schwierigkeit der englischen Rechtschreibung und kam auf Reformgedanken, die im wesentlichen auf phonetischen Grundlagen beruhten. Als Unterscheidungszeichen für die verschiedenen Laute — er wollte möglichst für jeden Laut eine eigene Bezeichnung, ohne dabei allzu viele neue Buchstaben zu erfinden — benutzte er Haken, Striche, Punkte, Kommas usw.,

die über, unter oder neben die alten Buchstaben gesetzt wurden. In seinem „Booke at large, for the Amendment of Orthographie for English Speech“ (1580), das übrigens bis auf Titel und Vorrede in unserer sog. deutschen Druckschrift (Black Letters) gedruckt ist und heute sehr selten ist, setzt er seine Methode, mit der er aber keinen praktischen Erfolg gehabt hat, gründlich auseinander. Fünf Jahre später erschien von ihm noch in seiner eigenen Orthographie eine Übersetzung von Äsops Fabeln und den Sprüchen des Cato, 1586 gab er eine „Bref Grammar“ heraus.

In seiner zweiten Schrift hat nun Hauck in dankenswerter Weise die Lautlehre Bullokars und zwar den Vokalismus, der natürlich am wichtigsten ist, systematisch und erschöpfend dargestellt. Dies war um so erwünschter, als bei Ellis und Sweet nur ein Teil der von Bullokar phonetisch umschriebenen Wörter verwertet war und zwar nicht einmal durchweg in völlig getreuer Wiedergabe. Durch Haucks Buch ist man nunmehr in der Lage, genau und sicher festzustellen, wie die betreffenden Wörter am Ende des 16. Jahrhunderts gesprochen worden sind.

Aber eins vermifst man an Haucks Arbeit, das ist ein alphabetisches Verzeichnis aller von Bullokar phonetisch umschriebenen Wörter in der gegenwärtigen und daneben in Bullokars Form. Dadurch hätte das Buch für weitere Kreise der Fachgenossen erheblich an Wert und auch an praktischer Verwendbarkeit gewonnen; denn so ist es zu Nachschlagezwecken und rascher Orientierung — etwa in Hinsicht auf Shakespearelektüre — nur recht unbequem verwendbar. Vielleicht findet der Verfasser Gelegenheit, diesem Mangel in einer weiteren Veröffentlichung noch abzuhelfen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

283) **R. Jordan, Eigentümlichkeiten des anglischen Wortschatzes** (= Anglistische Forschungen, herausgegeben von J. Hoops, Heft 17). Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1906. VIII u. 131 S. 8. ℳ 3.60.

Der Verfasser hat sich bereits durch eine inhaltsvolle und lehrreiche Sonderuntersuchung über die altenglischen Säugetiernamen (Heft 12 der Anglist. Forsch., vgl. diese Zeitschr. 1903, S. 406 f.) vorteilhaft in die Wissenschaft eingeführt, und die vorliegende Arbeit, „eine wortgeographische Untersuchung mit etymologischen Anmerkungen“, ist wieder eine Leistung, die alle Achtung verdient. Das Thema ist schwierig wegen der

oft mangelnden Sicherheit in dem zur Verfügung stehenden Material, aber da Jordan mit aller Vorsicht, Zurückhaltung und Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen ist, wird die von ihm aufgestellte und begründete Liste des anglischen Wortschatzes so gut wie ganz richtig sein. Besonders wichtig ist aber noch ein gröfserer Gesichtspunkt, der sich als Haupt- und Endziel der Untersuchung herausstellt, die Frage nämlich, welche Stellung des Anglischen und Sächsischen zu den germanischen Sprachen des Festlandes sich aus dem Wortschatze ergibt. Die Lösung lautet, dafs sich das Anglische mit dem Nordischen, das Westsächsische aber mit dem Westgermanischen, insbesondere dem Friesischen und Altsächsischen berührt, was übrigens zu anderweitig gefundenen Ergebnissen durchaus stimmt. Auch das Verhältnis der altenglischen Mundarten zur neuenglischen Schriftsprache wird mit besprochen, und es zeigt sich auch aus der Betrachtung des Wortschatzes, dafs das Westsächsische dem Neuenglischen näher steht als das Anglische.

K. -tz-.

Entgegnung (vgl. Nr. 18 S. 426).

Zu F. Petzold: Die Synonyma in Barraus Histoire de la Révolution française. Die Besprechung (von Engelke) beginnt: „Es mag eine nutzbringende, wenn auch ungebührlich viel Zeit raubende Arbeit sein, bei der Lektüre eines Werkes die sämtlichen Synonyma und was sich alles so nennen läfst, **mit** den Schülern zusammenzustellen.“ Ich habe die Arbeit natürlich **für** die Schüler und nicht mit ihnen gemacht.

F. Petzold.

Berichtigung zu Nr. 20 dieser Zeitschrift:

S. 476 Zeile 5 von unten ist zu lesen: J. Wight Duff, Homer and Beowulf.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 17. November. Nr. 23, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

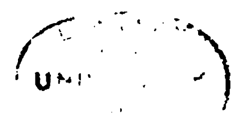
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

284) **Rudolf Kassner, Platons Phaidros** ins Deutsche übertragen (von R. K.). Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1904. 96 S. 8. ℳ 2.—.

Eine in trefflichem äufserem Gewande erschienene Übersetzung, die sich bei der ersten Lektüre und ohne gleichzeitige Zuhilfenahme des griechischen Textes überaus glatt und gefällig liest. Wohl fehlt es — auch abgesehen von dem unbezweifelbaren Druckfehler S. 45: „die Quellen der Flügeln" — nicht an kleinen Manieriertheiten, wie es z. B. das S. 33—40 auffallend sich häufende konditionale „so" ist, fehlt es nicht an einzelnen sprachlichen Härten und Unebenheiten, so S. 33 f. (= 244 D): „um wieviel vollkommener und ehrwürdiger die Kunst des Sehers als die des Vogelschauers ist, ... um so edler ist auch ... der Wahnsinn als die Besonnenheit" oder S. 37 (= 246 E): „Zeus ... ordnet die Dinge und trägt ihre Sorge", aber das alles vermag den guten äufseren Gesamteindruck nicht sonderlich zu beeinträchtigen. Anders freilich gestaltet sich das Bild, wenn man diese Übersetzung an der Hand des platonischen Textes prüft. Da treten allenthalben Flüchtigkeiten hervor, die dieses Übersetzungswerk



als nicht gereift genug erscheinen lassen. Ich bin mir ja wohl bewufst, dafs mit dieser Übertragung keine Schulübersetzung geboten werden soll, aber auch aufserhalb der Schule sollte man nicht (wie auf S. 19 = 237 B) *βουλεύεσθαι* mit „einen Rat geben" übersetzen. Ähnlich liegt der Fall auf S. 29 (= 242 D), wo *τὸν Ἔρωτα οὐκ Ἀφροδίτης καὶ θεόν τινα ἡγεῖ*; mit „glaubst du denn nicht mehr an Eros und Aphrodite?" wiedergegeben ist. Weiter ist S. 27 der in 242 D enthaltene Hexameter nicht in deutsch-metrischer Übersetzung nachgebildet, so dafs die (S. 27 = E) folgende Bemerkung des Sokrates, er habe bereits in Versen gesprochen (*ἔπη φθέγγομαι*), dem nicht weiter unterrichteten Leser unklar bleiben mufs. Ich könnte ferner fast von jeder Seite Belege dafür bringen, dafs hier Platon überhaupt nicht übersetzt, sondern paraphrasiert wird, und dafs nicht nur Sätze und Satzglieder ausgelassen, sondern umgekehrt sogar aus dem Eigenen eingeschwärzt werden. Gegen eine solche Willkür bei der Übersetzung eines Prosaschriftstellers mufs aufs schärfste Stellung genommen werden: auch in einer „Übertragung" wünscht man Platon und nicht Herrn Kassner zu hören, der der äufseren Glätte und Gelecktheit des deutschen Ausdrucks zuliebe seine Vorlage meistert, anstatt sich ihr bis in die entsagungsvolle Kleinarbeit hinein unterzuordnen. Gewifs ist manche Partie meisterhaft gelungen und das platonische Gedankengut ist auch in der Paraphrasierung mit Geist und Glück wiedergegeben, aber die Arbeit scheint zu rasch vor sich gegangen zu sein. Es fehlt ihr die Reife, die letzte Feile. Dies zeigt sich auch in der stellenweise unzulänglichen kritischen Behandlung des griechischen Textes, die ich wieder an drei Beispielen dartun will: der ganze Tenor der reizvollen Schilderung in 229 A-D mündet in die poetische Gewifsheit des Sokrates aus, dafs gerade hier Boreas seinen bekannten Raub begangen habe, mag er nun in dogmatischer oder rationalistischer Weise verstanden sein. Der Zusatz: *ἢ ἐξ Ἀρείου πάγου κτλ.* (D), der S. 5 wiedergegeben ist, weist mit seiner frostigen Gelehrsamkeit zu deutlich auf scholiastischen Ursprung hin, als dafs er einer Übersetzung gewürdigt werden durfte. Umgekehrt sind zwei Streichungen ungerechtfertigt: S. 19 (= 237 A) die ironische und an liturgische Gebetsformeln der Griechen gemahnende Deutung des Namens der Musen und S. 46 (= 252 B) das echt platonische Spiel mit den Doppelnamen des Eros. Es kann nur bedauert werden, dafs eine Arbeit, die trotz allem und allem eindringendes sachliches Verständnis und eine nicht gewöhn-

liche sprachliche Gewandtheit verrät, infolge von Flüchtigkeiten und Willkürlichkeiten nicht den Rang gewonnen hat, den sie offenbar erstrebte, ein Gegenstück zu bilden zu den klassischen Übersetzungen, die v. Wilamowitz den griechischen Tragödien gewidmet hat.

Augsburg. **Friedrich Beyschlag.**

---

285) **Paulus Linde, De Epicuri vocabulis ab optima Atthide alienis.** Vratislaviae, M. et H. Marcus, MCMVI. 58 S. 8. *ℳ* 2.—.

Vorliegendes Schriftchen bildet das dritte Heft des neunten Bandes der von Prof. Eduard Förster herausgegebenen Breslauer philologischen Abhandlungen. Aufgebaut auf den verschiedenen von Usener veröffentlichten Fragmenten Epikurs, wie sie S. 1 aufgezählt sind, behandelt es unter gewissenhafter Berücksichtigung aller Literaturdenkmäler, auch der Inschriften und Papyri, sowie der vorhandenen Spezialwörterbücher — vermifst habe ich aufser den beiden in den Fufsnoten S. 3 angegebenen Werken einzig noch Formans Index Andocideus-Lycurgeus-Dinarcheus — aus dem Wortschatze Epikurs die von den rein attisch schreibenden Autoren gemiedenen Wörter, im ganzen etwas über 400, wobei den in einer irgendwie neuen Bedeutung gebrauchten besondere Beachtung zuteil wird. Der Verfasser unterscheidet dabei zwischen Wörtern, die bereits vor Epikur, und solchen, die zuerst bei diesem vorkommen. Erstere werden wieder in der Weise untergeteilt, dafs zunächst die nur bei Dichtern und in ionischer Prosa (und nur ausnahmsweise bei anderen Prosaikern), hernach die bei Dichtern und nichtionischen Prosaisten, schliefslich die nur bei Prosaikern vorkommenden behandelt werden. Diese Prosaiker werden ihrerseits in zwei Gruppen vorgeführt, nämlich Ionier, und zwar allein oder neben anderen, und Nichtionier, und zwar α, Xenophon, β, Aristoteles (das ganze corpus) und Theophrast nebst Fragmenten. Namentlich für diesen letzten Unterteil war der Verfasser mehr auf absolute Zuverlässigkeit der Belege als auf Vollständigkeit bedacht. Bei den vor Epikur nicht belegbaren Wörtern erfolgt die Unterteilung in der Weise, dafs zunächst die auch später noch gebräuchlichen, dann die überhaupt nur bei Epikur sich findenden vorgeführt und bei ersteren nochmals das Augenmerk auf ihr Vorkommen bis Plutarch oder noch nach demselben gerichtet wird. Innerhalb der einzelnen Unterabteilungen sind die Vokabeln nach den Hauptredeteilen alphabetisch ge-

ordnet, nur bei dem ausschliefslich Epikur eigenen Sprachgut tritt an Stelle der alphabetischen Reihenfolge die der Wortbildung: Subst. auf *-μα*, *-μός*, *-σις*, *-ία*, bzw. *-σία*, *-εια*, denen vereinzelt noch *προκαταστροφή* angereiht ist; zwei Verba mit zwei Präpositionen; sechs Verba mit einfacher Präposition; drei Adjektiva. Auf den Abschnitt über die von Epikur zuerst in neuer Bedeutung gebrauchten Wörter sowie die Phrase *ἐλπίδα ὑπογράφειν* (S. 53 f.) sei noch einmal besonders hingewiesen. Die letzten drei Seiten bieten einen Index vocabulorum.

Im ganzen stellt die, wie bereits bemerkt, mit umfassendster Literaturkunde ausgearbeitete Schrift, als deren Schlufsergebnis deutlich und sicher der Satz hervorgeht, dafs Epikurs Wortschatz so ziemlich die Mitte zwischen dem des Aristoteles und jenem des Polybius hält, ihrem jungen Verfasser ein schönes Zeugnis wissenschaftlicher Methode und tüchtigen philologischen Wissens aus. Sind es doch keineswegs an der breiten Heerstrafse liegende, sondern teilweise recht entlegene Quellen, durch deren geschickte Benutzung er das von ihm gesammelte spröde Material zu einem derart fruchtgesegneten Ertrage gebracht hat, wie er wohl auch einem geschulteren Forscher schwerlich besser hätte geraten können. Abgesehen von dem unmittelbaren Gewinn für das Verständnis und die Erklärung der Fragmente Epikurs erfährt auch die Lexikographie im allgemeinen einige Bereicherung und daneben auch die Ansicht von Wilamowitz über die *Κοινή* eine nicht zu unterschätzende Stütze.

Unter *κοπιάω* (S. 9) ist das Vorkommen des Wortes bei Plutarch übersehen, z. B. Them. 22, 1. Zu I, 1 b *ὁλοσχερής* gestatte ich mir nach anzuführen Polyb. 9, 63 *ὅταν τις ὁλοσχερὴς τὴν πατρίδα καταλαμβάνῃ κίνδυνος*; ferner zu *ἐκπύρωσις* (S. 37) schon mit Rücksicht auf die neuesten Spekulationen von Le Bon die Stelle aus Celsus bei Origenes c. Celsum IV, 11, p. 508 B: *ὅτι κατὰ χρόνων μικρῶν κύκλους καὶ ἄστρων ἐπανόδους τε καὶ συνόδους, ἐκπυρώσεις καὶ ἐπικλύσεις συμβαίνουσιν καὶ ὅτι μετὰ τὸν τελευταῖον ἐπὶ Δευκαλίωνος κατακλυσμὸν ἡ περίοδος κατὰ τὴν τῶν ὅλων ἀμοιβὴν ἐκπύρωσιν ἀπαιτεῖ* und ibid. 14 p. 510: *φασὶ οἱ ἀπὸ τῆς Στοᾶς κατὰ περίοδον ἐκπύρωσιν τοῦ παντὸς γίνεσθαι.* Dazu Heraklitus bei Diog. L. IX, 8: *γεννᾶσθαι κόσμον ἐκ πυρὸς καὶ πάλιν ἐκπυροῦσθαι* und Aristot. bei Eusebius Praep. Ev. XV, 14, p. 58: *κατά τινας εἱμαρμένους χρόνους ἐκπυροῦσθαι τὸν σύμπαντα κόσμον.* Zu *ἀποκατάστασις* (S. 32) füge man noch Nicet. Chroniat. de orthodoxa fide I, 9, p. 14 ed. Morelli 1592 und vergleiche damit das Adj. *ἀποκατὰστατικαὶ περίοδο* Synes. de

providentia II, p. 127 D. Beide Wörter, ἐκπύρωσις und ἀποκατάστασις, finden sich aufserdem noch wiederholt bei dem Astrologen Firmicus Maternus (Münchener Cod. Lat. 49, p. 45 ff.). Zu ἐνέργημα (S. 43) sollte vielleicht im Anschlufs an die Stelle aus dem ersten Korintherbriefe auf ἐνεργεῖν „opfern" in Clitodemi fr. 2 bei Athenaeus XIV, 80 hingewiesen werden. Die Zerreifsung bzw. Doppelaufführung von καταστροφή, καταστρέφειν, προκαταστροφή, ἐπιβλητικῶς u. a. wirkt zwar etwas störend, liefs sich aber nicht gut vermeiden. Die Echtheit der paulinischen Briefe, insbesondere des Philipperbriefes aber kann nach den Ausführungen von Jülicher in Marburg (Einl. i. d. N. T., Tüb. u. Lpz. 1901, S. 96 f.) und Belser in Tübingen (Einl. i. d. N. T., Freib. i. Br. 1905) wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Wie letzterer gegen Holsten, so hat sie schon 1847 Lünemann gegen Baur ausreichend verteidigt. Auch Hilgenfeld trat wiederholt für sie auf den Plan, ferner Weizsäcker (Jahrb. f. d. Theol. 1876), K. W. Schmid (Neut. Hyperkritik, Berlin 1880) und insbesondere Clemen (Paulus, Sein Leben und Wirken I, 130 ff.).

Der Druck ist recht sauber. Aufser etwa neun Versehen leichtester Art tilge man S. 18 extr. Prae-.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

286/287) **A. E. Housman, D. Iunii Iuvenalis saturae.** Londini, apud E. Grant Richards, 1905. XXXVI u. 146 S. 8. 4 Sh. 6.

Johannes Percival Postgate, Corpus poetarum latinorum. Fasc. V: Martialis, Iuvenalis, Nemesianus. Londini, sumptibus G. Bell et filiorum, 1905. XII u. 141 S. (431—572). 4 Sh. 6.

Mafslose Überhebung des eigenen Urteils, übertriebene Selbstgefälligkeit und Eitelkeit und in weiterer Ergänzung dazu eine hart an Abgunst streifende Taktlosigkeit hochverdienten Gelehrten gegenüber — das ist die Signatur, unter der ausnahmslos die Publikationen Housmans stehen. Eine ernstliche und gedeihliche Selbstkritik müfste ihm aber sagen, dafs die Heftigkeit des Angriffs die überzeugende Kraft echter Beweisgründe nimmermehr zu ersetzen geeignet ist und dafs die objektive Wahrheit der Tatsachen unter den Zerrbildern, die eine rein persönliche Kampfesweise schafft, zum Schaden der Wissenschaft und dem Autor nicht zu Frommen nur zu leicht verdunkelt und unnötig aufgehalten zu werden droht.

Die Wunderlichkeiten nehmen schon auf dem Titelblatt ihren Anfang.

'Editorum in usum' steht da zu lesen mit einer mehr komisch als schädlich wirkenden Entgleisung. Als ob die Grundsätze und die Technik guten Edierens der gelehrten Welt, die doch eine grofse Anzahl geradezu klassischer Ausgaben zuwege gebracht hat, völlig neu wären! Nur ein Schritt trennt den Demiurgen, der allein und aus eigner Machtvollkommenheit den Kosmos gestalten zu können wähnt, und den krassen Chaotiker, der durch die Emanationen eines ungezügelten Kritizismus alles zunichte macht: Housmans Manilius ist ein Beispiel dafür. Eine literarische Ungezogenheit ist auch der erste Absatz des Buches, in dem in äufserst abgeschmackten Kraftausdrücken die herrschenden Richtungen der Textkritik der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollen. Die Rolle des Vertreters wahrer Methode, die mangels befähigter Philologen bisher nicht vergeben werden konnte, nimmt H. keck und kühn für sich in Anspruch, und so bietet er denn „to the readers and especially to the editors of Iuvenal the first apparatus criticus which they have ever seen". Motiv: „humane concern for the relief of a people sitting in darkness". Prüfen wir, in welchem Verhältnis diese anmafsenden Worte zu der Sicherheit der Aufstellungen stehen. Zu diesem Zwecke ist es nötig, uns Büchelers Ansicht über die Handschriftenfrage, die H. vor allem bekämpft, kurz zu vergegenwärtigen. Unter den zahlreichen Codices läfst sich unschwer eine Bifurkation feststellen. Die mafsgebende Handschrift, auf die sich unser Text gründen mufs, ist der Montepessulanus oder Pithoeanus P. Ihm gegenüber stehen, eine ganz andere Rezension repräsentierend, die interpolierten codd., allgemein als Ω-Klasse, von H. mit dem neuen Sigel Ψ bezeichnet. In P treten, aufser den von diesem selbst vorgenommenen Änderungen (P pr.), zahlreiche andere Konjekturen zweiter und dritter Hand sinnfällig zutage (p), durch die eine fremde Überlieferung hineingetragen wird, und zwar ergibt sich, dafs p mit ω in engster Verwandtschaft steht. Dafs die Trennung der beiden Familien keine derartige ist, dafs nicht Verbindungslinien von einer zur anderen führten, ist selbstverständlich, und wenn H. diese Entdeckung für sich beansprucht, so hätte ihn Büchelers Einleitung in Friedländers Ausgabe S. 117 eines Besseren belehren können. Schon seine Annahme, allen Handschriften, P wie ω, liege ein mit Varianten versehenes Exemplar der Nicäusrezension zugrunde, verbot Bücheler, die ω-Klasse unbesehen zu verdammen. H. erhebt gegen ihn den Vorwurf, in seinem Apparat kaum mehr als eine durch „defects and superfluities" verdorbene Kollation von P zu geben, vor allem habe sich sein

Bestreben verhängnisvoll erwiesen, die durch die Korrektoren dem P imputierten Lesarten genau zu registrieren, weil sich ein schlechterer Vertreter von ω als p überhaupt nicht finden liefse, die gesamte Kritik werde umgestürzt, wenn man P anstatt mit einer guten Handschrift der interpolierten Klasse einseitig mit p vergliche. Hier geht dem neuesten Herausgeber ganz und gar der Weitblick ab in der Bewertung und Veranschlagung der Büchelerschen Argumentationen. Als eine unbewiesene Behauptung mufs es zunächst gelten, dafs p der schlechteste Sprofs des ω-Stammes ist: oder glaubt H. erkennen zu können, nach welchen und nach wievielen Handschriften von ω der bzw. die Korrektoren die Rekognition des Textes von P vorgenommen haben? Doch wohl schwerlich, und dafs p der beste Träger der Vulgataüberlieferung sei, hat auch Bücheler nirgends behauptet. Hingegen ist unleugbar, dafs p ein einigermafsen getreues Spiegelbild auch der inferioren Codd. liefert. Aufgabe des Editors ist nunmehr, eine möglichst scharfe Scheidung beider Traditionen durchzuführen. Welchen Weg hätte denn Bücheler, um die Lesungen des Codex optimus zu gewinnen, sonst einschlagen sollen, als dafs er P an p mafs, und inwiefern hätte sich ihm die Sichtung des Wustes der in den Cod. dett. überkommenen Diskrepanzen nützlich erweisen können, um die ursprüngliche Gestalt von P herzustellen? Die ω-Handschriften sind nun einmal durch willkürliche, wenn auch manchmal bestechende Konjekturen und durch Interpolationen entstellt und erheischen die allergröfste Vorsicht, während der Text von P in allen Fällen als der bessere und unversehrtere a priori anzunehmen ist. Eine Prüfung der ganzen Frage an der Hand des von Beer, Spic. Iuv., Hosius, App. crit. und Housman zusammengetragenen Materials hat mich in der Ansicht befestigt, dafs die ω-Familie, wenn sie auch nicht ganz zu eliminieren ist, so doch in der Praxis einzig den Wert hat, festzustellen, ob die Korrekturen in P von diesem selbst oder von zweiter Hand herrühren. Wem diese Erkenntnis nicht blofs zu äufserem Besitz geworden ist, sondern sich zu legitimem Eigentum verwandelt hat, der wird in Büchelers Adn. crit. die Mittel finden, deren er zu einer kritischen Bearbeitung und systematischen Durchforschung des handschriftlichen Problems benötigt. Von dem Herausgeber hätte man füglich verlangen können, dafs er die Intentionen seines grofsen Vorgängers klarer durchschaute, ehe er bis zur Ermüdung die Beschuldigung gegen ihn wiederholte, er habe aus Mangel an Sachkenntnis und Urteilsfähigkeit (!) dem Publikum die Kollationen der Vulgata vor-

enthalten, um desto leichter mit seiner These über die Präponderanz des Pithoeanus gewonnenes Spiel zu haben. Wer sich im einzelnen über die Lesarten der interpolierten Klasse unterrichten will — wo sie als wertvoll in Betracht kommen, erwähnt sie Bücheler auch meist —, nehme Hosius' Buch zür Hand, ein guter kritischer Apparat aber soll nicht auf eine Konglutination von Notae variorum hinauslaufen, sondern eine selbständige Arbeit des Herausgebers darstellen, dem die buntscheckige Fülle der Lesarten nur Mittel zu dem Zwecke ist, bis zur letzten Quelle der Überlieferung vorzudringen und den Archetypus der verschiedenen Handschriften zu rekonstruieren: in dieser Beziehung hätte H. von seinem Landsmann Lindsay unendlich viel lernen können.

Schier unerträglich sind die Tiraden S. XI–XVI, die mit zum Teil schwacher Logik (s. S. XIV), aber stets durchsetzt mit offenen oder latenten Invektiven gegen Unfähigkeit anderer Gelehrten (neben Bücheler noch Friedländer und Vahlen) fade Binsenwahrheiten über die rechte Art der Kritik und der Herausgabe antiker Texte bieten; in einem Proseminar mögen derlei Erörterungen wohl am Platze sein, in einer wissenschaftlichen Ausgabe sind sie ungehörig. Mit großem Pathos verkündet H. alsdann, die herrschende Richtung von Grund aus zu reformieren, wenngleich er sich in einem Anflug bitterer Resignation mit Rücksicht auf den Mangel an „knowledge and judgment" der „prattlers about P's authority" nicht verhehlt, daß seine Aussichten auf Erfolg vorerst nur verschwindend geringe sind. Die Superiorität von P wird kurzerhand bestritten, nach Beweisen oder Gründen, dies zu erhärten, späht man umsonst aus. Über Ψ ist zwar „a shower of interpolation" niedergegangen, von dem P verschont geblieben ist, ihr Text ist „obliterated and overlaid with falsehoods", trotzdem hält sie H. für gerade so gut und oft noch besser als P. An zahlreichen Stellen bevorzugt er darum die Schreibungen der deteriores, z. B. I 156 *gutture* statt *pectore*; 168 *ira* st. *irae*; VI 371 *exspectatos* st. *spectatos*; VIII 78 *desideret* st. *desiderat*; 88 *accipiet* für *accipiat*; IX 132 *conveniunt* f. *convenient*; X 312 *metuet*, P: *metuit*; XI 93 *habendum* f. *habendam*; 184 *licebit* Ψ, *licebat* P; XII 93 *neu* st. *nec*; XIV 33 *subeant* st. *subeunt*; 43 *usquam*, P: *umquam*; XV 18 *et* Ψ, *atque* P. Was an den genannten Stellen wirklich echt ist, läßt sich mit absoluter Gewißheit nicht sagen, an sich möglich und sprachlich korrekt sind überall beide Lesarten und für ihre Wahl sind lediglich subjektive Momente ausschlaggebend; aber für den Beweis der geringeren Güte von P

reicht dies Material auch nicht im entferntesten aus. Der kraftlose Eklektizismus, dem H. das Wort redet, dieses planlose Hinundherschwanken zwischen P und ω bedeutet einen entschiedenen Rückschritt und würde, wenn dies Verfahren Anhänger fände, was indes kaum zu befürchten ist, die Juvenalkritik auf einen etliche Menschenalter hinter uns liegenden Standpunkt, etwa auf den von Ruperti, zurückwerfen. Hier und da scheint H. sogar selber an seiner Mission irre geworden zu sein, schweren Herzens bekennt er: „I have sacrificed truth to worldly wisdom“, indem er in neutralen Fällen P unbedingten Vorzug einräumte und an zweifelhaften Stellen, wo „Ψ's readings are slightly the more probable“ wider seine Überzeugung aus reiner „complaisance“ der heutigen Richtung gegenüber die Wage zu P's Gunsten geneigt hat. Wie Selbstpersiflage klingt da der Satz „this is no way to earn applause“. Sicherlich nicht! Die vielberufene Wissenschaftlichkeit zerflattert ihm unter den Händen.

Von den Vulgatahandschriften nennt H. folgende als besonders ergiebig: den schon von Jahn benutzten Urbinas U (h) und Parisinus G (g), die gleichsam eine Rezension für sich verkörpern; diesen zunächst beansprucht Bodleianus O besondere Beachtung, mehr nach P neigen Parisinus F und Cantabrigiensis T. Am weitesten von P entfernt sich L(eidensis 82), der im allgemeinen einen schlechten Text bietet. Man kann sich hier des Eindrucks nicht erwehren, dafs der Herausgeber noch stark unter dem Banne der Mächte steht, mit denen er S. XIII glaubt bereits gebrochen zu haben, nämlich die Handschriften zu zählen, anstatt sie zu wägen. Der oft einmütige Konsens von ω gegen P darf uns nicht bestricken, er findet seine Erklärung darin, dafs P frühzeitig von der Vulgata überwuchert worden und nie recht zu der ihm gebührenden Geltung gelangt ist. Das S. XXII gegebene Verzeichnis von Lesarten, die angeblich nur aus einer oder mehreren Ψ-Handschriften gewonnen werden können, ist mehr als einem Bedenken unterworfen, zunächst weil P an elf Stellen in der lectio prima, die später vom Korrektor wegradiert und aus ω geändert wurde, dasselbe hatte und dann, weil der Herausgeber sogleich seine Zuflucht zu Ψ nimmt, ohne zu untersuchen, ob sich nicht in den Korruptelen von P noch die Spuren des Richtigen entdecken lassen können oder wenigstens seinen Schriftzügen das Ursprüngliche am nächsten kommt (vgl. z. B. VI 385, IX 14). Bedenken wir endlich, dafs demgegenüber im ganzen 166 Fälle stehen, wo entweder nur eine oder ein Handschriftenpaar aus jener Heptas in echten Lesarten mit P übereinstimmt, wo alle

übrigen von ihm abweichen, so erhellt daraus zur Genüge, dafs Ψ ein sehr ungleicher Rivale von P ist.

Ganz entschieden zu kurz kommen die Testimonien sowie die Scholien; wir erfahren nur, dafs Σ, der Scholiast in P und im Sangallensis, unsere reinste Wissensquelle ist, was in dieser Fassung nicht einmal richtig ist. „Auf Überlieferungsgeschichte und Quellenforschung gebe ich nichts", sagt er souverän (S. XXVIII): wenn etwas, so gehören diese beiden Disziplinen zum unentbehrlichen Rüstzeug eines Editors.

Entgegen der allgemein verbreiteten Anschauung, dafs die Überlieferung Iuvenals im ganzen eine vorzügliche ist, glaubt H., dafs der Text an zahlreichen und tiefgehenden Schäden leide und von den skrupellosen Abschreibern heillos verderbt sei, so dafs die correctio oft als unmöglich erscheine. Als Kronzeugen für seine Behauptung ruft er den Bodl. O an, in dem vor einigen Jahren bekanntlich Winstedt nach VI 365 ein Fragment von 34 neuen Versen entdeckte, die sich sonst in keiner anderen Handschrift erhalten haben. Indessen werden sie von der Mehrzahl der neueren Forscher als unecht verworfen, ganz neuerdings von Rühl, Rhein. Mus. 61, 355, Anm. 1. Mit äufseren Gründen läfst sich dem Problem nicht beikommen (Bücheler, Rhein. Mus. 54, 484 bestritt, Winterfeld, Gött. gel. Anz. 1899, S. 895, verteidigte auf diese Weise die Echtheit), und innere Gründe prallen wirkungslos ab: wer da sagt, er spüre in den neuen Versen einen Hauch von des alten Römers Geist, vermag seine Hypothese ebensowenig zu stützen, wie der, der in ihnen das Elaborat eines geschickten Nachahmers erblickt. Solange keine ansprechende Erklärung gefunden wird, durch welchen Zufall jenes Einschiebsel sich gerade in O allein verirrt hat, werden wir es für apokryph erklären müssen. Winterfeld — und ganz auf dessen Seite steht H. — vermutet, dafs die Vorlage der Oxforder Handschrift eine reine ω-Handschrift ohne Zusätze gewesen sei. „Daneben gab es aber an dem Ort, wo sie aufbewahrt wurde, eine uralte Handschrift, entweder das Archetypon von P ω oder eine ihm gleichwertige: aus dieser wurden die Defekte ergänzt." Dafs dieser Hypothese jedoch alle Wahrscheinlichkeit abgeht und neue Aporemata schafft, hat sehr scharfsinnig Polstorff in dieser Zeitschrift 1904, S. 76, nachgewiesen. Es wäre in der Tat unerfindlich, warum O wie auch alle anderen Handschriften mit XVI 60 abbricht. P ist zwar defekt, doch sollte sein Text auf dem nächsten Blatt klärlich weiter gehen (s. Büch. b. Friedl. S. 114), sein Prototyp ist mithin vollständig gewesen. Hat der

Schreiber von O aber wirklich die Vorlage von P zur Hand gehabt, so hätte er doch wohl, wenn er eine Ausfüllung der Lücken beabsichtigte, in erster Linie den Hauptdefekt am Ende des fünften Satirenbuches zu beseitigen gesucht. So müssen wir uns vorläufig mit einem 'ignoramus' begnügen und abwarten, ob nicht etwa neue Überlieferungsquellen für unseren Dichter aufspringen. Wofern H. also nicht andere Argumente ins Treffen führen kann, so ist er den Beweis für seine Behauptung, der Juvenaltext sei stark verderbt, schuldig geblieben.

Der letzte gröfsere Abschnitt der Prolegomena beschäftigt sich mit den Interpolationen. Ich möchte den Standpunkt des Herausgebers „verkappten Ribbeckianismus“ nennen, denn sein Interesse gravitiert stark nach der Richtung der ehemals beliebten, jetzt ganz aus der Mode gekommenen Interpolationenhascherei. Obschon er zugesteht, dafs das uns Unverständliche nur dann als interpolatio angesprochen werden dürfe, wenn es klar zutage liegt, was den Schreiber zu seinem Emblem veranlafst hat, so hofft er gleichwohl im Interesse des Dichters noch von manchem anderen, dafs es „spurious“ sei: VIII 111; 223; XIV 119 (trotz Priscian); 208 f. (vgl. Friedl. zu II 91), XV 10—12. Von den Versen, die sicher fremdes Eigentum seien, bezeichnet er eine Anzahl als „explanations or summaries“, die an sich richtig seien, die aber in den Text zu setzen nicht minder unsinnig wäre, als wollte man etwa eine Perioche des Livius einem seiner Bücher einverleiben. Dazu rechnet er III 281; VI 134; VII 50 f.; VIII 258; XIII 166; XIV 208 f. Andere Einschiebungen rühren von der Hand solcher Leser her, die den Dichter nicht verstanden und die überlieferte Fassung durch verkehrte Paraphrasen erweiterten: III 113; V 66; VI 188; 346—348; VIII 124; IX 119 (auch von Büch. athetiert, von Friedl. und Vahlen aber mit Glück verteidigt); XI 99; 165 f.; XII 50 f.; XIII 90. Die schlimmste Fälschung soll XIII 281 sein, condemned by sense, by diction and by metre. Sinn und Diktion hat Vahlen gesichert, und dafs ergo nicht allein Trochäus ist, sondern auch spondeische Messung zuläfst, zeigt IX 82. Auch sonst operiert H., um kleine Unebenheiten in Ausdruck oder Gedanken wegzuräumen, mit Lücken (nach I 131; 156; II 68; 169; VI 295; 329; 585; VIII 160; IX 133; XIV 229; XVI 2) und Transpositionen (VI 307 f.; 558 f.; VIII 202; XIV 23; VI 120). Zur Widerlegung dieser Theorie sind nicht viele Worte vonnöten. Das Bestreben, einen Autor auf Normen festzulegen, die nur in unserer Vorstellung existieren, in der Gestaltung seiner Gedankenreihen

starre Regeln und Grundsätze durchzuführen, die nach willkürlichen Prämissen von uns konstruiert sind, aber nicht aus der Fülle der Einzelfälle und aus der Erkenntnis von des Schriftstellers Wesen und Art resultieren, dies Bestreben wirkt doppelt schädlich bei einem Dichter wie Iuvenal, dem formale Sorgfalt fern lag, weil Zorn und Groll ihm die Feder führten, der nirgend harmonische Gliederung oder regelmäfsigen Flufs in der Abfolge der Gedanken anstrebt, nirgend nach Schablone und Disposition arbeitet, sowenig wie sich der krause und widerspruchsvolle Lauf des von ihm getreu kopierten Lebens mit Lineal und Zirkeln formalisieren läfst: nicht kleinliche kritische Künsteleien sind bei seiner Beurteilung mafsgebend, sondern der Pulsschlag des aufgeregten Herzens.

Einige Worte noch über den Text. H. nimmt nicht allein Konjekturen auf, die ihm sicher scheinen, sondern auch solche, die ihm selber zweifelhaft vorkommen, um „to arrest attention and challenge opposition“. Das verführt ihn denn zu so vagen Vermutungen [1]) wie VI 195 *ferendis* (= *ferelictis*) st. *relictis*, v. 50 *teretis* für *Cereris*, wodurch die Stelle der Pointe beraubt wird, oder 158 *gestare* für *dedit hunc* (vgl. Weidner). Folgende Änderungen sind durch Wortwiederholungen veranlafst: VI 65 *gannit* st. *longum*; VIII 7 *pontifices* st. *Corvinum*; 49 *pube* st. *plebe*; 112 *quis, nam* P ω; XI 74 *nempe,* codd. *saepe,* und auch anderswo hält er es für ausgeschlossen, dafs Juvenal dasselbe Wort in zwei aufeinander folgenden Versen verwendet habe, s. zu VI 504. Um so befremdlicher ist es deshalb, dafs er XIV 71 *civis* hineinkonjiziert, wo die Manuskripte das einwandfreie *patria* bieten. Wer mit Juvenals genus dicendi auch nur oberflächlich vertraut ist, wird an solchen Wiederholungen keinen Anstofs nehmen, vgl. auch Friedl. S. 56, Anm. 8. XI 168 ist *ramitis* (P ω: *divitis*) offenbar durch Weidners irrige Note veranlafst. Nicht viel besser ist, was er sonst vorschlägt: II 168 *praebuerit* für *indulsit*; III 109 *aut* (ω) *tibi* st. *est nec*; IV 8 *qum sit* st. *minime* (nach Σ); X 197 *ore* (oder *voltuque*) für das durch ω und indirekte Überlieferung gewonnene *ille*; 295 *cuperes. osque tuum* st. *cuperet atque suum* (*suam*); 313 *lex irae* st. *irati*; 326 *nempe haec* codd., *coepto* (oder *certa*) e coni.; XI 148 *qui steterit* für *quisquam erit*; XII 14 *et grandi cervix iret* für *iret et agr. c.*; 78 *similis* (*ullos*) st. *igitur*; XIII 49 *et imi* für das in

1) Ich übergehe die zu dem neugefundenen Fragment vorgetragenen Besserungsvorschläge, wie sie bereits im Class. Rev. veröffentlicht sind. Übersehen ist die nicht ganz ertraglose Abhandlung von Decker, Rev. de l'instr. publ. en Belg. 1904, S. 301.

ω erhaltene *aliquis*; 179 *solum* st. *minimus*; XVI 18 *inquis* st. *igitur*; XIV 269 *similis* (im Sinne von *concolor*) st. *ac vilis*; XV 98 ist die eigentliche Schwierigkeit durch das unsäglich matte *si cui* für das allerdings singuläre, aber doch wohl echte *sicut* (= *siquidem*) gar nicht berührt. An all diesen Stellen läfst sich die handschriftliche Lesart mit Hilfe einer besonnenen Exegese, die niemals forciert zu werden braucht, hinlänglich schützen. Nicht so einschneidend, aber trotzdem grundlos, wird an der Tradition gerüttelt II 111 *turpi* st. *turpis*; III 205 [2]) *praedarum, praeclarum* codd.; III 217 [1]) ⟨*e*⟩ *marmore*; IV 128 *per* st. *in*; VI 461 *in terris* st. *interea* (vgl. aber XI 14); 656 *mille* st. *mane*; VII 22 *speranda* st. *spectanda*; 138 *servas* st. *servat*; 242 *cures at* für *curas at*; IX 60 *nunc* (= *hoc pacto*) st. *ne hic*; 118 *tum est his* st. *tunc his*; X 351 *vana* (*prava*) st. *magna*; XII 61 *accipe, aspice* P *ω*; XIV 255 *pater ut* st. *p. et*; XV 90 *ante, autem* codd. VII 40 polemisiert der Herausgeber gegen die Annahme, dafs das *haec* (v. 41) auf einen Eigennamen hinweise, indem er es im Sinne von *talis* zu fassen scheint, was an sich richtigem Sprachgebrauch nicht zuwider ist, aber doch etwas abseits liegt. Ich verweise auf meine allgemein aufgenommene Erklärung der ganzen Stelle in der Abhandlung über Maculo (Beitr. f. A. Schöne, S. 11—23). Inkonsequent ist H. aber, wenn er III 218 *aera* vorschlägt und *haec* ausmerzt, weil es keinen bestimmten Hinweis enthalte, vgl. auch Friedl. — Der kritische Apparat ist durch ausgedehnte Berücksichtigung der codices deteriores, die aber nur an einzelnen Stellen neu kollationiert wurden, gegenüber dem Büchelerschen recht umfangreich geworden. Übersichtlich ist er aber nicht, und ich bezweifle, dafs er sich als praktisch erweisen wird. Einen viel zu breiten Raum nimmt die Empfehlung und Begründung eigener und die Bekämpfung fremder Konjekturen ein; nach unseren Begriffen ist dies für den Editor nur ein opus supererogatum, das unter dem Texte nur spärlich geübt werden darf.

Die von H. für das Postgatesche Corpus besorgte Ausgabe stimmt mit der selbständigen hinsichtlich der textkritischen Prinzipien natürlich völlig überein: auch hier bricht er S. VIII für die Vulgatamanuskripte eine Lanze und bekämpft den „immodicum codicis quantumvis egregii amorem", der auf Unkenntnis der übrigen Handschriften beruhe. In dem Gebrauch der Sigel hat er sich hier Bücheler angeschlossen. Der Text ist, der Gepflogenheit jener Sammlung gemäfs, in zwei grofsen Kolumnen gedruckt, leider ist für den in recht kleinen Typen gesetzten Apparat der doppelspaltige Satz

nicht verwendet worden, wodurch dem Benutzer manche Unbequemlichkeit erwachsen dürfte. Die Aufnahme eigener Konjekturen hat er vermieden, doch verweist er durch eine sonderbarerweise nicht vor das ihm korrupt erscheinende einzelne Wort, sondern an den Versanfang gesetzte crux auf seine unten verzeichnete Vermutung. Als neuen Vorschlag habe ich mir nur IX 134 angemerkt, wo er schreiben möchte *turbae, quam cernis crescere, molli,* während in der Hauptausgabe steht *t., properat quae cr. molli.* Die Entstehung der Dittographie in P hat meines Erachtens Friedländer gut erklärt, und warum sich H. gerade hier so ängstlich an den Montepessulanus anklammerte, den er doch sonst so unermüdlich zerrupft, ist mir ebensowenig erklärlich wie die von ihm in Anschlufs an P gegebene unmetrische Fassung von XIII 49, wo das Richtige diesmal wirklich aus *ω* ohne Mühe entnommen werden konnte.

Alles in allem enthält weder die eine noch die andere Ausgabe von H. Neuerungen, die für die Praxis der Textkritik grundstürzend oder auch nur geeignet wären, die bisherigen Anschauungen über die handschriftlichen Verhältnisse in irgendeinem Punkte zu modifizieren, und man wird ihnen darum keinerlei tiefgehende, geschweige denn abschliefsende Bedeutung zumessen dürfen.

Eine relativ sehr leichte Aufgabe fiel J. D. Duff mit der Bearbeitung der Epigramme Martials zu. Ihm bot Lindsay das gesamte Material feinsinnig verarbeitet und sorgsam gesichtet dar, so dafs der neue Herausgeber sich damit bescheiden konnte, fast ausschliefslich reproduzierend tätig zu sein. Ein Referat über die kritischen Subsidien erübrigt sich, da ich Rundschau 1904, S. 3 ff., den Standpunkt und die Methode Lindsays eingehend gewürdigt habe. Auf seine erschöpfenden Arbeiten mufs auch verwiesen werden, wer dem Martial ein ernsteres Studium widmet, Duffs nicht einmal eine volle Seite umspannende Vorrede gibt nur das Fazit der Handschriftenforschung und überläfst die Kontrolle der Rechnung dem Leser selbst. Der Index lect. discr. ist in einem allerdings unbedeutenden Punkte dadurch etwas ungleich geraten, dafs er im sogen. Liber spectaculorum manche recht nebensächliche Variante namhaft macht, während er sonst des Herausgebers Zwecken entsprochen zu haben scheint, aus dem von Lindsay ohnehin stark vereinfachten Apparat nur das Beachtenswerteste auszusondern. In der Texteskonstituierung neigt D. einem gemäfsigten Konservativismus zu, immerhin hätte er sich namentlich Housmans Vermutungen gegenüber, die auch hier wieder recht zweifel-

haften Wertes sind, in der Aufnahme doch etwas minder willfährig erweisen sollen. Von diesen kleinen Mängeln abgesehen, entspricht aber die Ausgabe billigen Anforderungen und verdient durchaus Anerkennung, an der indes Lindsay ein vollgerüttelt Mafs des Anteils zukommt.

An Martial und Juvenal schliefst sich, impari iugo mit ihnen verbunden, Olympius Nemesianus an. Die vier Eklogen umfassenden Bucolica, die mit denen des Calpurnius Siculus überliefert sind, haben in H. Schenkl, der bereits früher (1885) eine Ausgabe geliefert und sich auch in anderen Arbeiten mit ihnen beschäftigt hat, einen trefflichen Herausgeber gefunden. Die Curae criticae sind in der Vorrede zu Calpurnius im vierten Faszikel des Corpus ausführlicher mitgeteilt. Die Cynegetica desselben Dichters sowie die Fragmente, darunter das Adespoton „De aucupio" hat mit Unterstützung Schenkls, dem auch die richtige Schätzung von σ (C) verdankt wird, Postgate besorgt, den Hauptkodex A (Parisinus 7561) von neuem verglichen und die nicht immer ganz genauen Angaben der Früheren mehrfach berichtigt. Durch diese Ausgaben dürfte die von Baehrens aufser Kurs gesetzt sein.

Die äufsere Ausstattung beider Werke ist, wie wir es bei englischen Büchern nicht anders gewohnt sind, musterhaft.

Kiel. **Gustav Wörpel.**

---

288) **E. Sellin, Die Spuren griechischer Philosophie im Alten Testament.** Leipzig, A. Deicherts Nachf., 1905. 32 S. 8. ℳ —.60.

Die kleine Schrift, als Dekanatsrede in Wien gehalten, wendet sich gegen „Moritz Friedländer, Griechische Philosophie im A. T." Dafs bei Sir. und Sap. Sal. direkter Einflufs griechischen Geistes vorliegt, ist allgemein anerkannt. Auch für Qoheleth wird es nicht zu bestreiten sein, das nicht hinter das 3. Jahrhundert zu verlegen ist. Aber Friedländer geht weiter, er sucht ähnliche Einwirkung auch in den Psalmen, Provv. und im Hiob nachzuweisen. Demgegenüber liest S. in der wichtigsten Stelle Prov. 8, 30 nicht amon (LXX: ἁρμόζουσα), sondern amun (Pflegling, Liebling) und zeigt, dafs in Hiob 28 die „Weisheit" wohl personifiziert, aber nicht in dem späteren Sinne hypostasiert sei. So bewiesen diese beiden Hauptstellen nichts, ganz abgesehen davon, dafs sie nach den meisten Auslegern für die spätesten Teile der betr. Schriften gelten. Auch in den Psalmen sei der Kampf gegen die „Gottlosen" nicht der gegen theoretischen Atheismus. Der im übrigen in den Schriften betonte Uni-

versalismus sei nicht erst durch den Hellenismus hervorgerufen, sondern weit älteren Datums. Übrigens dürfe man nicht vergessen, dafs Israel auch in älterer Zeit doch nicht das von der Berührung mit anderen Völkern ganz abgeschlossene Volk gewesen sei; so seien, wie auch sonst nachgewiesen, alte Einflüsse griechischer Kultur natürlich, ohne dafs sie, und insbesondere griechische Philosophie, in dem angenommenen Mafse bildend gewirkt. Der Vortrag ist ein wertvoller Beitrag für das Verständnis der jüngeren alttestamentlichen Schriften.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

289) **E. Hesselmeyer, Hannibals Alpenübergang im Lichte der neueren Kriegsgeschichte.** Tübingen, J. C. B. Mohr, 1906. 48 S. 8. *ℳ* —.80.

L. Cincius Alimentus schrieb nach Liv. 21, 38, 5, er habe Hannibal selbst sagen hören: *postquam Rhodanum transierit, triginta sex milia hominum ... amisisse.* Dann fährt Livius fort: *Taurini Semigalli* (Madvig) *proxuma gens erat in Italiam degresso; id cum inter omnes constet, eo magis miror ambigi, quanam Alpis transierit.* Alle Quellen des Livius stimmten darin überein, dafs die Tauriner das erste Volk waren, zu dem Hannibal beim Abstieg von den Alpen kam. Hesselmeyer sagt S. 26: „Dieser Cincius Alimentus ist es denn auch, auf den sich Livius als auf den Kronzeugen beruft, wenn er sagt, dafs Hannibal nicht im Tal der Dora Baltea, also nicht über den Kleinen St. Bernhard, sondern im Tal der Dora Riparia, also über den Mt. Genèvre oder über den Mt. Cenis in die Poebene herabgestiegen sei; denn ex ipso audisse Hannibale ... Taurinis in Italiam degressum esse.“ Wer in dieser verwickelten Kontroverse mitreden will, sollte die Berichte des Polybius und Livius genauer studieren.

57 v. Chr. zog Servius Galba aus dem Allobrogenlande mit Truppen nach Octodurus im Wallis, dem heutigen Martigny-Bourg, von wo man zum Grofsen St. Bernhard emporsteigt, und zurück. In dem Berichte Cäsars über diesen Zug Galbas (B. G. III, 1—6) werden der Genfer See und die Rhone nicht erwähnt. Als einen der Gründe, warum Hannibal nicht über den Grofsen St. Bernhard gegangen sein könne, führt H. S. 22 an: „Sodann wäre auf dieser Route die Passierung des Seebeckens des Genfer Sees für Hannibal unvermeidlich gewesen, und diese Tatsache wäre sicherlich nicht vergessen worden. Wenn je, so ist hier ein argumentum

ex silentio sicher am Platz." Ich halte diesen Schlufs nicht für zwingend. — Dem Livius war klar, dafs der Anklang des Namens Poeninus „an Poenus lediglich ein äufserlicher sei, und dafs das Wesen des Poeninus mit den Puniern rein nichts zu schaffen habe" (S. 23). Dies ist die richtige Auffassung der Worte *neque montibus his ab transitu Poenorum ullo nomen ferunt inditum* (21, 38, 9). Aber S. 40 sind die Poeni doch auf dem Poeninus; Hasdrubal „mufs die beiden Bernhardpässe benutzt haben".

H. glaubt nämlich, dafs auch Hannibals Heer getrennt über zwei oder drei Pässe marschierte. „Die eine Kolonne, die auf dem linken Isèreufer marschierte, überschritt nachher in zwei getrennten Abteilungen die Zentralkette über die beiden Mt. Cenispässe, die andere Kolonne, vermutlich in der Hauptsache aus der Reiterei bestehend, blieb auf dem rechten Isèreufer und überschritt die Zentralkette über den ebenso bequemen Kleinen St. Bernhard." Man kann diese den klaren Angaben der Alten widersprechende Annahme nicht scharf genug zurückweisen. Nach Erfindung der Feuerwaffen konnten Prinz Eugen und Napoleon eine solche Teilung der Truppen beim Alpenübergang wagen. Hannibal dagegen mufste wegen der Angriffe der Alpenvölker sein Heer beisammen halten. Auch Cäsar benutzte 58 v. Chr. mit 30000 Mann nur den einen Pafs über den Mt. Genèvre und hatte mehrere Kämpfe mit den Alpenvölkern zu bestehen.

Nach Polybius marschierte Hannibal mit 46000 Mann von der Rhone ab und langte mit 26000 Mann in Italien an, verlor also 43 Prozent seiner Mannschaft; vom Beginn des Aufstieges zu den Pyrenäen bis nach Überschreitung der Rhone war ein Verlust von 13000 Mann, also 22 Prozent, eingetreten. Ohne diese Angaben Polybs zu kennen, polemisiert H. S. 39 gegen Scipio, welcher diesen Verlust von 56 Prozent rhetorisch auf *duas partes* erhöht und ganz dem Alpenzug beilegt. Indem H. die Kämpfe beim Beginn des Aufstiegs und beim *λευκόπετρον* ignoriert, fragt er erstaunt: „Wie sollte Hannibal, der bei gutem Wetter und guter Verpflegung und von den Römern unbehelligt bis auf die Zentralkette kam beim Abstieg 66 Prozent verloren haben?" H. erhebt gegen Polybius den schweren Vorwurf, die angebliche Verwertung seiner Studienreise in den Alpen sei „eitel Geflunker" (S. 27). Seine Zahlen jedoch erklärt Polybius aus einer von Hannibal errichteten Inschrift genommen zu haben.

Hannibal brach Mitte Juni von Neukarthago auf und kam Ende Oktober in Italien an, wie ich im Philologus 1901 (LX, 307 f.) dargelegt

habe. H. läfst ihn schon den 21. September ankommen, was den Berichten der Alten durchaus widerspricht.

Interessant ist zu vernehmen, dafs vor Hannibals Elefanten schon das Mammut über die Alpen gegangen war (nach Prof. Koken in Tübingen). Auch die Zusammenstellung der strategischen Alpenübergänge aus neuerer Zeit liest man gern; aber für die Frage nach dem Wege Hannibals ist damit nichts gewonnen.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

290) **Richard Schreckhas, Über Entstehungszeit und Verfasser des „Titus Andronicus".** Rostocker Inauguraldissertation. Berlin, Meyer & Müller, 1906. 64 S. 8. ℳ 1.60.

Seit Edward Ravenscroft 1687 in der Vorrede zu einer schlechten Neubearbeitung des Titus Andronicus mitgeteilt hat, dafs er von einem früheren Bühnenmitgliede gehört habe, das Stück sei ursprünglich nicht Shakespeares Eigentum, sondern es stamme von einem unbekannten Verfasser, und Shakespeare habe nur einige „Master-touches" hinzugefügt, glauben die englischen und amerikanischen Forscher meistenteils diese Angabe und suchen sie auch zu vertreten. Obwohl die Notiz sehr spät ist, ganz allein für sich dasteht und einen unzuverlässigen und wenig vertrauenswürdigen Urheber hat, halten sie doch daran fest, weil sie ihrem Shakespeare ein so blutrünstiges und höchst unvollkommenes Machwerk nicht glauben zutrauen zu dürfen. Die deutsche Wissenschaft hat dagegen seit Schlegel fast ausnahmslos mit guten Gründen an der Echtheit des Stückes festgehalten. Zahlreiche Untersuchungen sind über diese Frage bereits angestellt worden, und namentlich A. Schröers Schrift über Titus Andronicus (1891) hätte sie eigentlich im Sinne der deutschen Ansicht entscheiden können, aber die Gelehrten englischer Zunge haben sich doch nicht ganz bekehren lassen. Schreckhas prüft nun noch einmal die ganze Sache gewissenhaft durch, ohne aber wesentlich Neues zu bringen. Er ergänzt und vertieft nur hier und da schon bekannte Tatsachen und kommt auf Grund seiner gut disponierten, auch methodisch sorgfältigen Darlegung zu dem Ergebnis, dafs *Titus* doch ein echtes Werk Shakespeares ist. Dafs er gelegentlich, von der Vorliebe für sein Thema verführt, in etwas zu hochtrabenden Superlativen von hochpoetischen Stellen, glänzender Charakteristik u. dgl. spricht, ist zwar nicht überall richtig, kommt aber schliefslich nicht erheblich in Betracht, da diese stilistischen Übertreibungen

auf die Tatsachen selbst keinen Einfluſs haben. Das Problem ist eines von denen, wo die äuſsere Kritik, die hier auch meines Erachtens unwiderlegliche Beweise bringt, die Hauptsache ist, während die höhere, innere Kritik an Sicherheit der Ergebnisse im Rückstande bleibt, ohne daſs sie indessen ganz zu verachten wäre. In unserem Falle böte sie manche Schwächen zum Angriff, die wir indessen nicht ausnutzen wollen, da sie keine sachliche Bedeutung haben.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

291) **D. Schmidt, George Farquhar,** sein Leben und seine Originaldramen. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von **J. Schipper.** Band XVIII.) Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1904. VII u. 372 S. 8. ℳ 8.—.

Als einzige Spezialarbeit über Farquhar besaſsen wir bisher nur die Erlanger Dissertation von Hallbauer: Life and workes of G. F. 1880, die zugleich auch als Holzmindener Programm erschienen war. Die literaturgeschichtlichen Darstellungen lassen Farquhar in der Regel nur eine sehr mangelhafte, vielfach nicht auf eigene Anschauung gegründete Würdigung zuteil werden. Der mehrfach in Rezensionen zutage getretene Wunsch nach einer neuerlichen, tiefer eindringenden Abhandlung über Farquhar hat den Verfasser dieser monströsen Monographie, der bereits in der Festschrift für J. Schipper (1902) F. als Epiker gewürdigt hatte, zu seiner Arbeit bestimmt. In sehr anerkennenswerter Weise hat sich der Verfasser nicht mit dem ihm auf dem Kontinent zur Verfügung stehenden Material begnügt, sondern neue bisher nicht verwertete Quellen ausgebeutet, auch eine von ihm im British Museum entdeckte Sammlung von Farquhar-Briefen für seine Darstellung herangezogen. So bekommen wir mancherlei Neues zu hören, wofür wir dem Verfasser sehr dankbar sein dürfen. Leider wird dem Leser die Freude an dem Buch durch eins vergällt — durch eine unglaubliche, unerträgliche Weitschweifigkeit bei den „Analysen". Wenn ich den Umfang einiger dieser „Analysen" mit dem der Stücke selbst in den mir gerade zur Verfügung stehenden Ausgaben vergleiche, so stellt sich zum Beispiel heraus, daſs bei Sir Harry Wildair auf 71 Seiten Text 37 Seiten Inhaltsangabe kommen, bei The constant couple auf 83 Seiten Text 45, ebenso bei The recruiting officer auf 96 Seiten und bei The beaux' stratagem gar auf 91 Seiten Text 54 Seiten Analyse, von dem Verhältnis des Inhalts der einzelnen Seiten einmal ganz zu schweigen. Nun

frage ich, worüber soll man sich mehr wundern: über den Verfasser, der die Geduld hat, das zu schreiben, und den Leser, das zu verdauen, oder über den Verleger, der das Geld hergibt, das zu drucken, und den Käufer, es (mit acht Mark!) zu bezahlen? Man stelle sich einmal vor, diese Methode, die bei Dissertationen über Dramen der nachshakespeareschen Zeit schon böse grassiert, fände in diesem grofsen Stile Nachahmer! und man holte die bei Dramatikern zweiten Grades wie Farquhar geübte Praxis bei denen ersten Ranges nach! Das Unheil wäre ja gar nicht auszudenken! Wo man schon hoffen durfte, dafs der selige Düntzer seine Methode mit ins Grab genommen hätte! Eine so junge Wissenschaft wie die Anglistik braucht ihre Kräfte, geistige wie materielle, allerdringendst und sollte sie nicht durch solche Versündigungen an Geschmack und Methode verschleudern.

Bremen. **Heinrich Spies.**

---

292) **R. W. Emerson, Gesammelte Werke.** Band I: Essays. 1. Reihe; übertragen und mit Einleitung versehen von **W. Schölermann.** 2. Aufl. 1905. 226 S. 8. — Band II: Vertreter der Menschheit; übertragen von **H. Conrad.** 2. Aufl. 1905. 244 S. 8. — Band IV: Lebensführung; übertragen von **H. Conrad.** 1903. 280 S. 8. — Band V: Essays. 2. Reihe; übertragen von **W. Miefsner.** 1904. 250 S. 8. Buchausstattung von Fritz Schumacher. Jena, Eugen Diederichs.

Jeder Band ℳ 3. —.

Von den Werken Emersons sind einzelne schon früher ins Deutsche übersetzt worden; trotzdem darf man es als ein literarisches Ereignis bezeichnen, dafs Eugen Diederichs in Jena nun alle Hauptwerke des grofsen amerikanischen Ethikers in gleichförmiger vornehmer Ausstattung der wachsenden Zahl seiner Freunde in Deutschland zugänglich gemacht hat. Bei diesem Anlafs liegt es nahe, einen Blick auf Emersons Gesamtwerk zu werfen und zu zeigen, dafs seine Weltanschauung ein wertvoller Kulturfaktor und ein Trost für die Ungezählten werden kann, die angesichts der Torheit, der Bosheit und des Elends unter den Menschen wehen Herzens an Gegenwart und Zukunft verzweifeln möchten. Aber wer könnte Emerson auf kleinem Raume gebührend würdigen! Auch haben H. Grimm, K. Federn, K. Lamprecht u. a. weit Treffenderes über ihn gesagt, als ich es je könnte. Dennoch dürften einige orientierende Bemerkungen nicht über-

flüssig sein, wenn sie auch nur Bekanntes in Erinnerung bringen und unzulänglich ausfallen müssen.

Emerson mifst wie Plato und die deutschen Idealisten nur den Ideen realen, ewigen Wert zu. Die Dinge haben für die Seele nur repräsentativen Wert als Symbole oder Inkarnationen von Ideen, und ihnen kommt kein Ewigkeitswert zu. Er glaubt, dafs die Materie und die sittliche Welt einem strengen Gesetze gehorchen, das unsere Unzulänglichkeit indes nur in sehr beschränktem Umfange zu erkennen vermöge. Aber jene Ideen und dieses höhere Gesetz, das jenseits unserer Wahrnehmung waltet, strebt Emerson zu ergründen. Daher haben die Mystiker, besonders Swedenborg, aber auch Jakob Böhme grofsen Einflufs auf ihn ausgeübt. Er ist fest überzeugt, dafs die menschliche Natur gut ist und dafs alles Irdische der Vervollkommnung zustrebt. In dieser Ansicht konnte ihn selbst der Blick in die Londoner Höhlen des Lasters und des Elends, zu denen ihn Carlyle absichtlich führte, nicht wankend machen. Hierzu tritt ein Individualismus, der zwar vor überraschenden Konsequenzen nicht zurückschreckt, aber im ganzen sehr gesund genannt werden mufs. Er beruht auf einem stolz bescheidenen Selbstvertrauen und fordert zwar überall das Recht der freien Persönlichkeit, will aber von einem schrankenlosen Ausleben der Triebe nichts wissen und findet sein heilsames Korrektiv in der Liebe, der Ehrfurcht, dem Pflichtgefühl und der unbestechlichsten Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, die ein jeder üben soll. Wie Carlyle und Ruskin ist Emerson ein Gegner der demokratischen Geschichtsauffassung. Er behauptet, die Welt wird von wenigen Tüchtigen geleitet, und alle Bewegungen, die zum Heil der Menschheit ausschlagen sollen, heben eben jene empor und haben keinen anderen Grund als den, dafs die Leitung der Unfähigen unerträglich geworden ist. Wie eben jene Männer stand er zur sozialen Frage: ohne vorangegangene sittliche ist keine soziale Regeneration möglich. Sie kann nur durch äufserste Selbstverleugnung und Hintansetzung aller materiellen Interessen verwirklicht werden (Federn). Die puritanische Überzeugung und den strengen Dogmenglauben, in welchen der Predigersohn erzogen war, hat Emerson abgestreift. Als seine neuen Anschauungen damit in Konflikt gerieten, legte er sein Predigtamt nieder. Pantheistische Vorstellungen erfüllen ihn, die gewifs mit dem tiefen Naturgefühl zusammenhängen, welches ihn und seine Gesinnungsgenossen von Concord beseelte.

Von der vorliegenden Übersetzung stammen Band II, IV und ein Teil

von V aus der Feder von H. Conrad. Das ist ausgereifte Arbeit. Es ist ein Genufs, Übersetzung und Original nebeneinander zu lesen, denn C. versteht Emersons Gedanken und weifs sie deutsch wiederzugeben. Er strebt, diese zu verdeutlichen und zugleich den aphoristischen, für Emerson so charakteristischen Stil nach Kräften festzuhalten.

Miefsner, welcher den gröfseren Teil des fünften Bandes übertragen hat, ist dagegen zu genial mit Emersons Stil umgegangen. Mit der Wiedergabe der Gedanken ist meines Erachtens die Aufgabe eines Emerson-Übersetzers nicht erledigt. M. aber ist stellenweise zu weitschweifig und selbst dunkel, wo Emersons prägnante Kürze klarer ist. Bei einer zweiten Auflage möchte ich empfehlen, die sonst richtige Übersetzung Emersons Stile mehr anzugleichen.

Band I, übertragen von Schölermann, liegt bereits in zweiter Auflage vor. Eine hübsche Einleitung des Übersetzers bildet die Einführung in Emersons Gedankenwelt. Die Übersetzung bietet gelungene Partien, aber ich bedauere, dafs sich noch in der zweiten Auflage eine Anzahl von Versehen finden, die das Verständnis der Übersetzung erschweren. Sollte Sch. zu rasch gearbeitet haben?

Ich will diese Anzeige nicht schliefsen, ohne darauf hinzuweisen, dafs diese Bände mit ihrer vornehmen äufseren und inneren Ausstattung schöne Geschenkwerke bilden für Freunde ernster Lektüre und freundlicher Lebensauffassung.

Bremen. **F. Wilkens.**

---

293) **Johann Ellinger** und **Percival Butler, Lehrbuch der Englischen Sprache.** Ausgabe A. I Teil. (Elementarbuch.) Wien, Tempsky, 1905. 165 S. 8. geb. ℳ 2. —.

Die Verfasser wollen in ihrem Buch den englischen Lehrstoff für das erste Jahr in österreichischen Realschulen, Gymnasien und verwandten Lehranstalten übermitteln und legen den gröfsten Wert auf das Sprechen der fremden Sprache. Es werden zunächst 26 Lektionen mit ausschliefslich englischen Texten gegeben, an die sich ebenfalls in englischer Sprache Fragen und Übungen anschliefsen. Die Texte sind vortrefflich gewählt und behandeln zunächst die einfachsten Verhältnisse: Schulzimmer, Einteilung der Stunden, Monatsdatum, Schulleben usw., um dann zu etwas schwierigeren überzugehen und den menschlichen Körper, Kleidung, die Jahreszeiten, ein englisches Haus usw. zu beschreiben; daneben finden sich einige

Gedichte und Anekdoten. Für die Anschauung ist durch zehn hübsche Bilder gesorgt. — Eine Zusammenstellung von Schulredensarten und Sprichwörtern ist sehr dankenswert, ebenso die Abbildung der englischen Münzen auf einer beigefügten Karte. Die 26 Lektionen werden im einzelnen noch auf 20 Seiten erklärt, dann folgen die Texte der 10 ersten Lektionen in Lautschrift, die bis auf Kleinigkeiten sehr sorgfältig durchgeführt ist. Auf 48 Seiten folgt dann die Elementargrammatik in wünschenswerter Kürze, darauf ein alphabetisches Wörterverzeichnis mit der Bezeichnung der Aussprache und schliefslich auf 6 Seiten eine kleine Anzahl deutscher Texte, die sich eng an die englischen anschliefsen, zum Zwecke der Übersetzung in die fremde Sprache aber wohl einen viel zu geringen Raum einnehmen. Einer der Verfasser ist geborener Engländer, was natürlich dem fremden Text sehr zustatten kommt; der deutsche Text enthält für Reichsdeutsche manches Eigentümliche.

Nauen. **Fries.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilagen: 1) Prospekt der **Weidmannschen Buchhandlung in Berlin** über: **Theodor Mommsens Gesammelte Schriften, IV. Band.** 2) Prospekt der Firma **Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha** über: **Meisterwerke der griechischen Literatur,** herausgegeben von Dr. G. Michaelis.

Gotha, 1. Dezember. Nr. 24, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Ithaka.

Von **Albert Gruhn.**

Gegen Dörpfeld und seine Ansicht, daſs das heutige Leukas das homerische Ithaka sei, ist bisher niemand mit gröſserem Eifer aufgetreten als Gustav Lang. In den „Südwestdeutschen Schulblättern" hat er seit 1904 eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die nunmehr gesammelt und zum Teil überarbeitet in dem Buche „Untersuchungen zur Geographie der Odyssee", Karlsruhe, F. Gutsch, 1905 (112 S. 8. ℳ 3) vorliegen. Es mag sein, daſs ihnen Unebenheiten, Wiederholungen und andere Mängel anhaften, als Gesamtleistung verdienen sie volle Anerkennung, da sie den Stoff der Ithakafrage in klarer Gliederung und mit fast allzu groſser Gründlichkeit behandeln. Die Nachsicht der Kritiker anzurufen, wie er es tut, hatte er gar keinen Anlaſs, zumal er selbst um der Sache und der Wahrheit willen Stoſs und Gegenstoſs im Meinungskampfe recht trefflich zu führen weiſs.

Der erste Aufsatz trägt die Überschrift „Leukas". Er richtet sich gegen Dörpfelds kühne Behauptung, daſs „Leukas, wie sicher bewiesen werden kann, zu allen Zeiten eine Insel war und auch stets Insel

genannt wurde, sowohl wenn der Kanal zwischen ihr und dem Festlande unpassierbar war, als auch wenn Schiffe durchfahren konnten". „Zu keiner Zeit", schreibt D. weiter (Leukas, S. 4), „hat man Leukas eine Halbinsel genannt. Auch in der Gegenwart, wo eine Strafse über die Meerenge gebaut ist und nur noch eine schmale Durchfahrt besteht, nennt jedermann Leukas eine Insel." Zur Widerlegung dieser Ansicht behandelt Lang sehr eingehend die geologischen Verhältnisse der Lagune zwischen Leukas und Akarnanien und sucht dann die gewonnenen Ergebnisse mit der geschichtlichen Überlieferung zu vereinbaren. Geologisch wichtig sind vier Punkte:

1. Die Tiefe des Wassers und des Schlammes in der Lagune,
2. die unter Wasser liegenden Molen am Südeingange der Lagune,
3. die gleichfalls fast ganz überflutete antike Steinbrücke in der Höhe von Alt-Leukas und
4. die vor Alt-Leukas im Wasser gefundenen Friedhofsteine.

Bei ihrer Besprechung verliert sich L. öfter ins Einzelne und Kleinliche. Homer steht gewissermafsen an der Schwelle der Neuzeit; im Orient und in Ägypten hatte man eine mehrtausendjährige Geschichte bereits hinter sich. Wie kann man da bei einer Homerfrage bis auf die Eiszeit zurückgreifen! Man gleitet da bei jeder Behauptung rechts und links aus. Es ist deshalb fast alles ohne Halt, was L. in folgenden Sätzen niederlegt: „Nach den neuesten Untersuchungen stand das Meer um Leukas nach der Eiszeit um ca. 200 m höher als heutzutage, sank dann rasch und erreichte einige tausend Jahre v. Chr. seinen tiefsten Stand, mindestens 5 m unter dem heutigen Niveau. Seither ist das Meer wieder in langsamem Steigen begriffen, und zwar scheint die Steigerung des Wasserstandes in 1000 Jahren ca. 1,6 m zu betragen. Solange nun das Meer um Leukas noch hoch stand, setzte es die Kalksteinschichten ab, die den Untergrund bilden; als es dann allmählich zum niederen Küstengewässer herabsank, setzten sich mehr und mehr Schlammschichten zwischen den Kalkschichten ab. Dann wurde es allmählich so nieder (niedrig), dafs sich zwischen Leukas und dem Festlande eine Lagune bildete ganz analog der heute bestehenden. Zuletzt aber stand das Meer so tief, dafs der in der Lagune niedergelegte Schlamm über Wasser geriet, an der Luft austrocknete und eine feste Landbrücke von 4—5 km Breite zwischen Leukas und dem Festland bildete. Das ist der Zustand, den wir im homerischen Zeitalter vorauszusetzen haben." (S. 13/14.) Diese Ausführungen schaden der Arbeit

Langs und bieten den Gegnern mannigfache Blöfsen zum Angriff; der durchaus richtige Grundgedanke wird dadurch verdunkelt.

Lang wie Dörpfeld, Negris u. a. begehen den unglaublichen Fehler, dafs sie das Meer in der völlig geschichtlichen Zeit seit Homer (assyrische, ägyptische und andere Quellen!) meterhoch steigen lassen. Der eine rechnet mit drei, der andere mit noch mehr Metern. Sie behandeln das Meer, als wäre es ein Springbrunnen, den man bald höher, bald niedriger schrauben kann. Man kann doch das Meer nicht in einem beschränkten Kreise um Leukas herum sich heben lassen; es mufs bei einer gröfseren Steigung — und drei Meter sind sehr erheblich — die Oberfläche des ganzen Mittelmeeres, ja aller Meere in Mitleidenschaft gezogen werden. Woher will man denn in der geschichtlichen Zeit das Wasser für eine solche Auffüllung nehmen! Nirgends, aber auch nirgends, gibt es einen aufgespeicherten Vorrat von solchem Umfange. Es ist aber auch nicht an eine Hebung des Meeresbodens zu denken. Da und dort tritt wohl eine senkrechte Verschiebung ein, ist aber für die Höhe des Meeresspiegels völlig belanglos; im allgemeinen vertiefen sich die Meeresbecken. Mufs man aus diesem Grunde schon mit einer stetigen Senkung der Meeresoberfläche rechnen, so ist sie ganz zweifellos, wenn man die allmähliche Einsickerung des Wassers nach dem Erdkern hin und seine Verflüchtigung in den Weltenraum mit hinzunimmt.

Es war nicht erforderlich, besondere geologische Untersuchungen für die Ithakafrage anzustellen. Dörpfeld wufste offenbar nicht, dafs geologische Forschungen erst durch geschichtliche Zeugnisse einen für uns brauchbaren zeitlichen Halt bekommen. Wie viele Inseln gibt es, die ehemals Festlandsteile waren! Alle Inseln im Ionischen und Ägäischen Meere bis auf Santorin gehören dazu. Was ist mit solcher allgemeinen Kenntnis für die Homerfrage gewonnen oder nicht gewonnen! Leukas war geologisch einmal eine Halbinsel, das ist aufser jeder Frage. Die Frage ist lediglich, wann Leukas zur Insel geworden ist, und diese Frage beantwortet nicht die Geologie, sondern die Geschichte. Eine einzige geschichtliche Angabe schlägt in solchem Falle noch so viele und geistreiche Vermutungen eines Geologen aus dem Felde.

Solcher Angaben aber gibt es für Leukas gerade übergenug, und Lang stellt sie auf S. 15—20 zusammen. Wer immer im Altertum einmal Leukas zu erwähnen hatte, vergifst nicht daran zu erinnern, dafs es einst eine Halbinsel gewesen ist. Und dagegen behauptet Dörpfeld: „Zu

keiner Zeit hat man Leukas eine Halbinsel genannt"! Es wird nicht nur berichtet, dafs man es so genannt hat, nein, es wird sogar mitgeteilt, wann und wie Leukas zur Insel geworden ist. Um 640 v. Chr. haben die Korinther die Landenge zwischen Leukas und Akarnanien durchstochen. Was will man noch mehr! Das müssen schwerwiegende Gründe sein, um die Glaubhaftigkeit solcher Angabe zu erschüttern. Und was führt Dörpfeld gegen sie an? Eine Vermutung! Die alexandrinischen Homererklärer sollen Leukas zur Halbinsel gestempelt haben, damit Ithaka Ithaka bleibe. Die Voraussetzung für diese Vermutung ist bereits Dörpfelds Annahme, dafs Leukas einmal Ithaka gewesen sei. Als ob die Alexandriner nicht noch stolzer als Dörpfeld gewesen wären, wenn sie das wirkliche Ithaka entdeckt hätten! Gerade diese Alexandriner, die sich darauf verbeifsen, irgendeine Dunkelheit oder Schwierigkeit aufzuhellen! In dem Charakter der Alexandriner fehlt jederAnhalt für Dörpfelds gewagte Annahme.

Dörpfeld und seine Anhänger hätten gut getan, auch die weiteren geschichtlichen Angaben über den Sund zwischen Leukas und dem Festlande in gründliche Erwägung zu ziehen. Wenn es nämlich feststeht, dafs das Meer seit der Herstellung des Kanals, also seit 640 v. Chr., in einem fort bemüht ist, die Lagune wieder zu schliefsen, so kann das Meer nicht diese Fahrrinne geschaffen haben; es müssen andere Kräfte gewesen sein. Nur Landveränderung oder der Mensch oder beide zusammen können in Betracht kommen.

Nun weifs man, dafs die Ionischen Inseln die Rand- oder Gipfelzone einer eingesunkenen Erdscholle bilden, ein zerstückeltes Karstgebiet, das von Leukas bis Kythera reicht. Es liegt also Landsenkung vor, die noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Die Tiefenlage zwischen Leukas und Akarnanien hat die Korinther ermutigt, den Kanal zu graben. Sie hatten aber nicht mit der Meeresströmung gerechnet. Diese war dem Werke überaus ungünstig; sie verschlammte und verflachte den Kanal, auch unterspülte sie die Seitenwände und brachte Bodenrutschungen zustande. Zum Schutze bauten die Korinther die Molen, und für die Verbindung mit dem Festlande errichteten sie oder andere zunächst den Steindamm und über ihm später die Brücke. Aber alle diese Vorkehrungen waren auf die Dauer vergeblich. Molen und Brücke sind unter Wasser gesunken, und selbst einen Friedhof hat man auf seinem Grunde entdeckt. Nach Dörpfelds Erklärung sollen die Friedhofsteine auf einem Schiff verladen gewesen sein,

um für den Bau einer Festung in Akarnanien verwandt zu werden. Dieses Schiff soll dann gesunken sein und die Steine explosivartig ausgestreut haben. Als ob es in Akarnanien keinen Baustoff gegeben hätte, als ob Friedhofsteine gerade das hergebrachte, begehrteste Material für Festungsbau gewesen wären! Man denke sich: auf dem Grunde der ganz seichten Lagune — sie ist nur $^1/_3$ m tief — findet man Molen, eine Steinbrücke und einen Friedhof, und man sieht tagtäglich vor sich, wie das Meer die Lagune immer mehr zuschüttet, und da lehnt man es entrüstet ab, von einer Landsenkung zu reden! Lang hat durchaus recht: „Leukas war noch nie eine Insel im vollen Sinne des Worts; denn ohne künstliche Öffnung und Offenhaltung einer Fahrrinne war die Durchfahrt zwischen ihm und dem Festland zu allen Zeiten unmöglich" (S. 20).

Im zweiten Aufsatz bespricht Lang die Dulichionfrage. Es ist der schwächste Teil seines Buches. In den erdgeschichtlichen Untersuchungen, die er auch an dieser Stelle vornimmt, hat er kein Glück. Er kommt zu folgendem Schlufsergebnis: „Wo steckt Dulichion?" — Am Acheloos. — „Eine der damals schon landfest gewordenen Inseln, die gröfste der ganzen zahlreichen Gruppe, hat die längliche Gestalt, welche der Name Dulichion (vom homerischen Adj. *δολιχός*, ‚lang'), ‚Langland', voraussetzt; ich meine damit den inselartigen Bergzug, der den Acheloos nach seinem Austritt aus dem Gebirge im Westen begleitet. Von dieser ursprünglichen Insel ging vermutlich der Name auf die Deltainsel, der sie (er?) in homerischer Zeit angehörte, über, schliefslich auf die ganze Acheloosebene, ja auf das ganze Reich, das von Dulichion aus beherrscht wurde. Die homerische Hauptstadt ist entweder an der Hafenbucht des späteren Oiniadai zu suchen oder vielleicht besser an der alten Westküste nördlich davon, am Westufer des eigentlichen ‚Langeland'". (S. 32). Wie unwirtlich es am Acheloos aussieht, weifs Lang; dorthin gerade den reichsten Teil von Westionien zu verlegen, heifst der homerischen Welt ein ganz anderes Antlitz geben, als es die heutige hat. Dulichion gehört mit Same zusammen, das beweisen alle Stellen im Homer, und wie Same zu dem Inselbogen Leukas-Kythera gehört, so mufs auch Dulichion dort gesucht werden. Nirgends ist gesagt, dafs Dulichion eine Insel für sich ist, aber mit Same zusammen mufs es eine Insel sein, wie England-Schottland eine einzige Insel und Schweden-Norwegen eine einzige Halbinsel bilden. Das *τέ-τέ* entspricht unseren Bindestrichen. Sollte man meinen, dafs man je anders hätte schliefsen können? West-

lich von Ithaka-Thiaki müssen Dulichion und Same gesucht werden; es sind die beiden Stadtstaaten auf der heutigen Insel Kephallenia, an die noch heute die beiden Städte Dolicho und Samos erinnern. Wie es eine Zeit gegeben hat, wo der Name Grofsbritannien für England-Schottland noch nicht üblich war, so gab es einst eine Zeit, wo der Name Kephallenia für Dulichion-Same noch nicht gebraucht wurde. Die Gröfse Kephallenias pafst vortrefflich zu der grofsen Zahl der Freier, die Dulichion stellt. Von hier aus ist der Name auf eine der Acheloosinseln übertragen worden, um anzudeuten, dafs diese homerischen Echinaden einmal zu Dulichion gehört haben.

Der dritte Aufsatz trägt die Überschrift „Asteris". In ihm bekämpft Lang die Ansicht Dörpfelds, dafs nicht Daskalio, das im Sunde zwischen Kephallenia und Thiaki gelegen ist, Asteris sei, sondern die Insel Arkudi, südlich von Leukas. Hierbei ist von grofser Wichtigkeit die Frage nach den „λιμένας ἀμφιδύμους", die von L. nicht hinreichend aufgehellt wird. Dafs Dörpfelds Übersetzung mit Doppelhafen oder Zwillingshafen den Sinn nicht trifft, ergibt sich einfach daraus, dafs Homer von den beiden Häfen nur deshalb spricht, um anzudeuten, dafs man an keiner Seite der Insel vorbeifahren konnte, ohne von den Aufpassern gesehen zu werden; in einem Sunde kommen aber nur zwei Seiten in Betracht. Folglich pafst die Bezeichnung gerade für Daskalio und ganz und gar nicht für Arkudi. Wenn aber die heutigen Häfen sowohl von Daskalio wie von Thiaki nicht mehr ganz der homerischen Schilderung entsprechen, so mufs man sich daran erinnern, dafs wir uns in einem Senkungsgebiete befinden, und in einem solchen werden die Häfen gerade am meisten verändert. Gegen Arkudi spricht vor allem die Warnung der Athene an Telemach *ο* 28 ff. Lang führt zwar die Verse an, vergifst aber, die rechten Folgerungen daraus zu ziehen. Denn wäre Arkudi gleich Asteris, dann dürfte Athene nicht sagen:

ἀλλὰ ἑκὰς νήσων ἀπέχειν εὐεργέα νῆα,

„halte das Schiff von den Inseln fern", sondern müfste gerade entgegengesetzt raten: „Fahre durch den Sund zwischen Kephallenia und Ithaka!" Auch würde der Weg an der Küste entlang oder vom Acheloos aus zu Lande recht empfehlenswert gewesen sein. Für Arkudi-Asteris sind Athenes Worte geradezu sinnwidrig. Nicht viel Besseres kann man von der Behauptung sagen, dafs der Meeresteil um Arkudi ein πορθμός sein soll. Gerade Dörpfelds beste Stütze ist ein schwaches Rohr, das beim ersten festen Griffe zusammenknickt.

Der vierte Aufsatz bietet eine Darstellung homerischer Landschaft. L. bespricht die typischen Merkmale, die kontrollierbare Einzellandschaft und die Märchenlandschaft. Wenn man auch dieser und jener Meinung nicht beistimmen kann, so liefert das Ganze doch ein recht anschauliches Bild von Homers Welt und leitet gut zum letzten gröfseren Aufsatz, zu „Ithaka", hinüber.

Hier bestimmt L. die homerischen Berge, Häfen und Örtlichkeiten. Des „Odysseus Stadt" findet er im Norden der Insel bei dem heutigen Stavrós, des Laertes Landgut nördlich davon, Eumäos' Schweinezucht aber ganz im Süden auf der Hochfläche von Marathia in der Nähe des Korax und der Quelle Arethusa. Von den Bergen verlegt er das Neïon nordöstlich von Stavrós, das Neriton auf den Bergrücken südlich davon. Als den Hafen des Telemach sieht er die Bucht des H. Andreas, genau im Süden Ithakas, an, als den Phorkyshafen die Bucht von Wathy, als den Rheithronhafen den Hafen von Phrikes und als den Stadthafen den Hafen von Polis, östlich von Daskalió. Die Grotte am Phorkyshafen hält er für eingestürzt und unauffindbar.

Man mufs L. ohne weiteres zugeben, dafs das Verschwinden einer Grotte, die in Meereshöhe lag, durchaus wahrscheinlich ist; denn da Ithaka in demselben Senkungsbogen wie Leukas liegt, so können hier ebenso grofse Veränderungen vor sich gegangen sein wie bei Leukas, wo, wie wir gesehen haben, meterhohe Molen und eine noch höhere Brücke unter Wasser liegen. Immerhin müfste man Ithaka erst genau durchforschen, bevor man eine solche Folgerung als notwendig hinnimmt.

Mit den Feststellungen Langs stimme ich nicht durchweg überein. Ich sehe in Odysseus den Oberkönig von Ithaka, dessen Besitz lediglich die Nordspitze der Insel umfafste. Das übrige Gebiet gehörte zu Krokyleia und Aigilips. Deshalb darf das Gehöft des Eumaios nicht im Süden der Insel auf der Hochfläche von Marathia gesucht werden, sondern mufs gleichfalls im Norden gelegen haben. Der Weg von Eumaios Gehöft zur Stadt ist nach der Darstellung in der Odyssee sehr kurz. Aus demselben Grunde mufs auch der Hafen des Telemach an der Nordostseite der Insel liegen. Die Bootsleute umfahren die Nordspitze der Insel und werden deshalb von den Spähern, die nach Süden auslugen, erst bemerkt, wenn sie im Stadthafen anlegen. Des Odysseus Wohnsitz und Landgut müssen nach Homers Schilderung sehr klein gewesen sein.

L. kommt zu dem Ergebnis, dafs die ganze homerische Darstellung

vortrefflich auf Ithaka und ganz und gar nicht auf Leukas paſst. Man kann ihm darin in der Hauptsache beipflichten, er urteilt überall sachlich und vorsichtig, und trotzdem ist vor kurzem in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. (Bd. XVII, S. 233—245) ein Aufsatz von Walter v. Marées erschienen, der das genaue Gegenteil behauptet. Da heiſst es S. 234 in Sperrdruck, „daſs die Insel Thiaki nie und nimmermehr topographisch mit der Landschaftsschilderung Homers in Einklang gebracht werden kann“. Marées tut sich etwas darauf zugute, daſs er sich zehn Monate auf Leukas und Ithaka habe aufhalten können, während Dörpfelds Gegner, darunter auch Lang, nur zwei Tage oder noch weniger dort geweilt hätten. Kennte ich Marées' Leistungen nicht von Issus her, ich lieſse mich vielleicht verblüffen — vielleicht! So aber weiſs ich, daſs es möglich ist, daſs man vortrefflich sieht und zeichnet, aber nicht gleichzeitig ebenso trefflich urteilt. Es gehört eine gewisse Gabe dazu, Berichtetes, Erzähltes sich anschaulich vorzustellen. Wem diese Gabe versagt ist, der mag die Wirklichkeit noch so scharf erfassen, für die Vergleichung dieser Wirklichkeit mit einem bloſsen Vorstellungsbilde ist er dennoch nicht die geeignete Persönlichkeit. Gerade Marées' Aufsatz hat mich veranlaſst, der Ithakafrage näher zu treten; denn fast jede seiner Seiten hat bei mir, obwohl ich der Frage völlig fremd gegenüber stand, den lebhaftesten Widerspruch ausgelöst. Da sich Marées besonders gegen die Ansichten von Lang wendet, so will ich hier einige seiner Urteile in die richtige Beleuchtung rücken. S. 237 schreibt er: „Wenn aber die Stadt des Odysseus bei Stavrós gelegen hätte, so konnte natürlich Telemach, falls er nicht von Athene beeinfluſst wurde, und dies konnten die Freier nicht wissen, ebensogut die Ostküste von Thiaki ansteuern, da hier die besten Häfen waren, etwa die Bucht von Frikes. So liegt also Daskalio-Asteris an ganz unmöglicher Stelle. Unbedingt muſsten die Freier an der Südspitze von Thiaki dem heimkehrenden Königssohne auflauern“. Ja gewiſs, unbedingt, wenn sie so wie Herr v. Marées gerechnet, und wenn sie es gedurft hätten. Durften sie denn aber überall in der Welt so schrankenlos schalten wie auf des Odysseus Besitztum? Die Freier haben gar nicht mit der Möglichkeit, daſs Telemach auf einem anderen Wege als dem üblichen heimkehren würde, gerechnet; hätten sie das getan, dann hätte Homer es hervorgehoben. Der Dichter stellt seine Personen mit den Fehlern dar, die er für die Handlung braucht. Wenn dem nicht so wäre, wie viele Unbedingt

liefsen sich bei jeder epischen und dramatischen Handlung anbringen. Was hätten die Freier nicht alles unbedingt tun müssen, als es sich für sie im Kampf mit Odysseus um Tod und Leben handelte! Sie tun aber nichts anderes, als was sie der Dichter tun läfst. So erwarten sie eben den Telemach auf Daskalió, unmittelbar vor dem Hafen der Odysseusstadt. Dafs sie nicht alle Möglichkeiten in Rechnung gezogen hatten, geht ja schon daraus hervor, dafs Homer-Athene dem harmlosen Telemach jenen Rat gibt, der den Freiern ein Schnippchen schlägt. Er fährt die Landküste hinauf bis zu den Echinaden und dann von dort zur Nordostspitze von Ithaka. Marées' Behauptung ist aber in sich selbst unlogisch. Wenn Telemach nicht von anderer Seite beeinflufst worden wäre, dann wäre er geradeaus von Elis durch den Sund nach Hause gefahren; mit Athenes Einflufs rechneten aber die Freier nicht, folglich mufsten sie ihn im Sunde auf Daskalio erwarten. Daskalio-Asteris liegt also nicht „an ganz unmöglicher", sondern an der durchaus richtigen Stelle.

Abzulehnen ist auch Marées' Urteil über die Bai von Vathy. „Diese prächtige, tief in das Land eindringende Bucht würde also in erster Linie für einen Stadthafen gepafst haben, wenn man in der Nähe des heutigen Vathy die Stadt des Odysseus gesucht hätte. Dies war aber für die Vertreter der Theorie Thiaki-Ithaka nicht möglich, da dann Daskalio nicht als Asteris bezeichnet werden konnte. So mufste diese herrliche, grofse Wasserfläche sich mit der sehr viel bescheideneren Rolle des Phorkyshafens begnügen. Man steht vollends vor einem topographischen Rätsel, das Lang, Michael, Menge und andere aufgeben!" (S. 239.) Marées geht von der Voraussetzung aus, dafs jederzeit der Hauptort einer Küstengegend dort gelegen habe, wo der beste Hafen und die schönste Ebene sei. Entrüstet könnte er rufen: „Wie kann man Rom auf den sieben Hügeln und an dem hafenarmen Tiber suchen und nicht an der herrlichen Bucht Kampaniens! Wie könnt ihr Athen ins Innere des Landes und den Peiräeus an die Küste setzen! Je besser eine Hafengegend ist, um so bedeutender mufs der zugehörige Ort sein. Andere Gesichtspunkte sind ausgeschlossen! Wer anders urteilt, der ist mir ein Rätsel." Die Geschichtsforscher sind nun leider solche Rätselsteller. Die behaupten z. B., dafs man in alten Tagen die Städte gern dort gründete, wo sie Seeräubern schwer zugänglich waren und leicht verteidigt werden konnten; sie würden z. B. die Lage der Odysseusstadt bei Stavrós geradezu

vorbildlich finden. Dazu kommt aber noch, dafs des Odysseus Hauptstadt nicht dort liegen kann, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine mittelbare Herrschaft ausübte. Man mufs eben den Angaben des Dichters folgen und nicht, wenn man eine schöne Gegend findet, sofort den Schlufs ziehen, dafs diese Gegend auch einmal geschichtlich bedeutsam gewesen sein müsse. Ist z. B. der günstige Hafen des ägyptischen Alexandrien nicht erst von Alexander entdeckt worden? Wäre es nicht verkehrt, wollte man an dieser Stelle Memphis oder Theben suchen? Von einem Rätsel in solchen Dingen kann gar keine Rede sein.

Marées schreibt aber noch merkwürdigere Urteile nieder. Auf S. 243 liest man folgendes: „Es dürfte aber auch klar sein, dafs Kephallenia zur Umgebung von Thiaki zu rechnen eine verkehrte Ausdrucksweise wäre. Ein Blick auf die Karte genügt, (um) zu zeigen, dafs Thiaki wohl dem so aufserordentlich viel gröfseren Kephallenia vorgelagert ist und damit zu dessen Umgebung gehört, aber nicht umgekehrt.“ Was soll man zu solchem Schnitzer sagen? Weil Kephallenia gröfser als Ithaka ist, deshalb darf Homer nicht sagen, dafs neben Ithaka Kephallenia gelegen ist. Es handelt sich nämlich um Od. IX 22 ff.:

ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν,
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.

Man darf also nach Marées nicht sagen, dafs um Delos herum Tenos, Syros, Paros, Naxos und Myconos gelegen sind.

Auch auf den so heifs umstrittenen Vers (i 25)

αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται

geht von Marées ein. Lang übersetzt: „Selbst liegt es niedrig am weitesten aufsen im Meer.“ v. Wilamowitz, der das folgende *πρὸς ζόφον* hinzuzieht, erklärt: „Ithaka selbst liegt niedrig nach dem Dunkel zu im Meere“, wobei er *πανυπερτάτη* ausläfst. Dörpfeld übersetzt: „Sie selbst liegt unten im Meere als allerletzte nach Westen“, — und erläutert „unten im Meere“ als „dicht am Festlande“ und den Westen als unseren Norden. Dafs *χθαμαλή* bei Homer „niedrig, nicht hoch“ bedeutet, hat schon v. Wilamowitz nachgewiesen, und werde ich an anderer Stelle noch ausführlicher tun. Mit Dörpfeldscher Willkür könnte man auch *πανυπερτάτη κεῖται* zusammenstellen, was grammatisch noch gerechtfertigter wäre, und *πανυπερτάτη* als „auf der Höhe“, „draufsen im Meere“ erklären und damit beweisen, dafs Ithaka recht entfernt vom

Festlande gesucht werden müsse. Der heutige Ausdruck χαμηλά = dicht an der Küste, beweist gar nichts. Ich kann nicht den Begriff „herunter kommen" = niederkommen aus dem Begriff der Niederkunft = Entbindung erklären wollen. Ein technischer Ausdruck darf nicht zur Erläuterung eines rein sprachlichen Begriffes herangezogen werden; ich darf zwar χαμηλά aus χθαμαλή erläutern, aber nicht umgekehrt χθαμαλή aus χαμηλά. Trotz unserer Wendung „auf der Höhe" bedeutet „hoch" doch nicht „fern von der Küste". Solche und ähnliche Betrachtungen liegen v. Marées fern, ihm ist „nahe am Festlande gelegen" die „einzig mögliche Bedeutung" von χθαμαλὴ κεῖται. Ich habe nichts dagegen, wenn man πανυπερτάτη „zu äufserst", „am weitesten" übersetzt, wahrscheinlicher aber erscheint mir die Bedeutung „ganz oben", so dafs der Vers für mich lautet: „Sie selbst (Ithaka) liegt niedrig, ganz oben im Meere." Das will sagen, Ithaka erscheint niedrig, wenn ich ihm von der See aus nahe. Diese Angabe pafst so vollständig auf Thiaki, dafs sie von allen Reisenden erwähnt wird, zuletzt auch von Marées. Er sagt S. 242: „Man kann Thiaki als Insel nur erkennen, wenn man sich zu Schiff dem Sunde zwischen ihm und Kephallenia nähert, beziehungsweise auf die angegebene Art und Weise passiert. Die einzige Landstelle, von der die Inselnatur Thiakis, aber auch nur bei sichtigem Wetter, zu erkennen ist, ist das Kap Dukato, die Südwestspitze von Leukas.... Unter allen anderen Gesichtspunkten werden die Bergformen Thiakis von den weit mächtigeren Höhen Kephallenias erdrückt oder gänzlich verborgen." Aber obwohl er selbst diesen Eindruck des Erdrückt- und Verborgenseins schildert, schreibt er doch einige Zeilen weiter: „Bedeutet dies (χθαμαλή) ‚mit niedrigen Bergen', so ist das ein unlösbarer Widerspruch mit den 700 m hohen Bergen Thiakis" (S. 243). Was haben ihm also die zehn Monate Aufenthalt im Ionischen Meere genützt? Ihm erscheint Thiaki geradezu erdrückt und gänzlich verborgen, und dennoch soll es nicht flach im Meere liegen. Als ob die Begriffe „hoch und niedrig" überhaupt jemals absolut gebraucht werden könnten! Etwas ist immer nur hoch oder niedrig im Vergleich zu etwas anderem. Wenn ich die Ionischen Inseln überblicke — soweit das eben möglich ist —, so liegt Ithaka im Vergleich zu den anderen flach im Meere; dabei kann es aber felsig sein und 700 m hohe Berge haben; dabei mögen Neïon und Neriton, wenn man in ihrer Nähe ist, recht mächtig und weithin sichtbar erscheinen. Auch hierbei spielt die Verhältnismäfsigkeit (Relativität) eine

Rolle. Das Neïon ist nur emporragend und weit bemerkbar, wenn man andere Teile der Insel daneben sieht. Nicht der Widerspruch, sondern gerade die Widerspruchslosigkeit mufs uns bei dieser Homerischen Darstellung auffallen; denn eine gewisse Freiheit in den Ausdrücken räumt man dem Dichter doch gern ein.

Die Hauptschwäche Marées' besteht aber darin, dafs er die Dörpfeldschen Ansichten völlig kritiklos übernimmt. So weifs auch er von einer „Fähre" bei Ithaka zu erzählen. S. 243: „Nach Homer vermittelt eine Fähre den Verkehr zwischen dem Festlande und der Insel. Ist letztere Thiaki, so mufs die Fähre, falls sie nach dem östlich gelegenen Akarnanien ging, ca 38 km Meeresfläche durchlaufen. Ging sie aber nach Leukas, dessen angeblicher Festlandscharakter für die philologischen Gegner Dörpfelds — trotz aller geologischen Beweise von Autopten! — die stets wieder hervorgeholte pièce de résistance ist, so bliebe für die Fähre immer noch eine Entfernung von mindestens 8 km zu überwinden. Also auch bei diesen allgemeinen geographisch-topographischen Betrachtungen häufen sich die Unmöglichkeiten für die Gleichstellung Thiakis mit Ithaka."

Nirgends bei Homer findet sich unser heutiger Begriff von einer Fähre, er hat auch nicht einen entsprechenden Ausdruck dafür. Trotzdem reden Dörpfeld und Marées davon wie von etwas Selbstverständlichem. Die Verse, auf die sie sich stützen, stehen Od. XX 185 ff.:

Τοῖσι δ' ἐπὶ τρίτος ἦλθε Φιλοίτιος, ὄρχαμος ἀνδρῶν,
βοῦν στεῖραν μνηστῆρσιν ἄγων καὶ πίονας αἶγας —
πορθμῆες δ' ἄρα τούσγε διήγαγον, οἵτε καὶ ἄλλους
ἀνθρώπους πέμπουσιν, ὅτις σφέας εἰσαφίκηται —.

Das Wort *πορθμῆες* kommt nun bei Homer nur einmal, eben nur an dieser Stelle, vor. Es leitet sich natürlich von *πορθμός*, Ort zur Überfahrt, Meerenge, Sund, her. Es entspricht also unseren Worten: Bootsleute, Schiffer, Matrosen. Eine Fähre ist schon eine Besonderheit im Verkehr, und gerade ein Homer hätte es nicht unterlassen, sie zu beschreiben. Höchstens darf man an Schiffer denken, die sich hauptsächlich mit dem Güter- oder Frachtenverkehr befafsten. Danach ist alles hinfällig, was D. und M. über die Unmöglichkeit eines Frachtenverkehrs mit dem Festlande schreiben. Homer wählte offenbar den Ausdruck *πορθμῆες*, Sundfahrleute, weil es sich um die Schiffer des Stadthafens handelt, die von hier den Sund querten oder nordwärts die 8 km nach Leukas hinüberfuhren.

Es ist verwunderlich, dafs Lang trotz seiner Gründlichkeit so wenig Wert darauf gelegt hat, dafs Homer neben Ithaka auch Leukas kennt. Er nennt es unzweideutig Od. XXIV 11:

πὰρ δ' ἴσαν Ὠκεανοῦ τε ῥοὰς καὶ Λευκάδα πέτρην.

Es ist ganz ausgeschlossen, dafs es sich hier um „einen fabelhaften Felsen am Okeanos" handelt. Die Bezeichnung entspricht so sehr der bis heute üblichen, dafs sie nur der Erfahrung entlehnt sein kann. Die Seelen der erschlagenen Freier schweben der Unterwelt zu, die in der Odyssee als eine Gegend am nördlichen Pindos gedacht ist. Der Weg von Ithaka dorthin führt an dem Leukasfelsen vorüber. Homer hat also eine ganz zutreffende Ansicht. Das heutige Adriatische Meer fafst er als einen Arm des Ozeans auf und die Nordostrichtung drückt er durch die Worte aus: (ω 12) ἠδὲ παρ' Ἠελίοιο πύλας καὶ δῆμον Ὀνείρων ἤισαν; der Norden ist das Reich der Nebel und Träume, und der Osten die Tore der Sonne. Also Leukas ist Homer wohl bekannt, und er unterscheidet es deutlich von Ithaka; denn des Okeanos Arm läfst er dazwischen fluten; auch die zu Ithaka nordöstliche Lage gibt er richtig an. Dieses Leukas ist nun auch Od. II 635 gemeint:

οἵ τ' ἤπειρον ἔχον ἠδ' ἀντιπέραια νέμοντο.

Das Festland (ἤπειρον) ist Akarnanien, das Gegenüberliegende (ebenfalls Festland, ἀντιπέραια) ist Leukas. Dort weideten einige der Herden des Odysseus, von dort schafften die πορθμῆες das zum Schlachten bestimmte Vieh nach Ithaka, dort war es so menschenleer, dafs nur selten ein Reisender die πορθμῆες zur Überfahrt in Anspruch nahm.

An oder auf der Landzunge, die Leukas an das Festland band, mufs Nerikos gelegen haben, das Laërtes Od. 24, 377 f. erwähnt:

οἷος Νήρικον εἷλον, ἐυκτίμενον πτολίεθρον,
ἀκτὴν ἠπείροιο.

L. handelt gewalttätig, wenn er in dem Vers Od. II 632:

οἵ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον

statt Νήριτον — — Νήρικον lesen will. Das Νήριτον mufs wegen ι 21 f. unbedingt auf Ithaka angesetzt werden; es ist der dem Odysseus unterstellte Inselteil im Norden, der Krokyleia und Aigilips gleichgeordnet ist. Die Verse Od. II 631—737 sind genau so gebaut wie Od. II 536 ff.:

οἳ δ' Εὔβοιαν ἔχον μένεα πνείοντες Ἄβαντες,
Χαλκίδα τ' Εἰρέτριάν τε πολυστάφυλόν θ' Ἱστίαιαν

Κήρινθόν τ' ἔφαλον Δίου τ' αἰπὺ πτολίεθρον,
οἵ τε Κάρυστον ἔχον ἠδ' οἳ Στύρα ναιετάασκον ...

Wie hier Euböa der Name für die ganze Insel und Chalkis, Eretria, Histiäa, Kerinthos, Dion, Karystos und Styra Stadtgemeinden oder Stadtstaaten bezeichnen, so ist Ithaka Gesamtname für die Stadtgebiete Neriton, Krokyleia und Aigilips. Hier in Ithaka aber haben wir die in Griechenland seltene Erscheinung, dafs die Namen nicht den Ortschaften, sondern den charakteristischen Bodenformen entlehnt sind. In dem hohen, waldreichen Neritongebiete im Norden der Insel lag auch der Berg Neïon, und an dessen Fufs oder Abhang des Odysseus Stadt. Sollte diese Bestimmung aus irgendeinem Grunde unhaltbar sein, z. B. wegen *ν* 351, so mufs Ithaka in vier Einzelgebiete zerlegt werden, wovon der nördlichste den Gesamtnamen auch als Sondernamen führt.

Zum Schlufs noch eine kurze Bemerkung über die bekannte Wendung:

οὐ μὲν γάρ τί σε πεζὸν ὀΐομαι ἐνθάδ' ἱκέσθαι.

Dieser Vers will keinen Scherz zum besten geben, wie der Zusammenhang mehrfach bezeugt, sondern die Unmöglichkeit andeuten, nach Ithaka zu Fufs zu gelangen. Nach Leukas hätte Odysseus auch zu Fufs kommen können, nach Ithaka aber nicht. Wäre Ithaka Leukas gewesen, dann wäre des Eumäos Bemerkung sinnlos; dorthin hätte der Bettler gerade den Fufspfad gewählt, nach Ithaka aber mufste selbst ein Bettler zu Schiff kommen.

Auf alle weiteren Einzelheiten gedenke ich demnächst in einer besonderen Schrift einzugehen. Dörpfelds Leukas-Ithaka-Hypothese ist in jeder Hinsicht unhaltbar.

---

294) **J. Sitzler, Thucydides.** Für den Schulgebrauch erklärt. I. Buch. Zweite, verbesserte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1906. Ausgabe A (Anmerkungen unter dem Text). IV u. 189 S. 8. ℳ 2.10.

Sitzlers Ausgabe des Thukydides ist für Schüler bestimmt und für alle, die unter denselben Voraussetzungen die Lektüre beginnen; sie hat sich, wie es scheint, für ihren Zweck als brauchbar erwiesen; erschienen sind bis jetzt aufser dem vorliegenden Heft das 2., 6. und 7. Buch, die beiden letzteren ebenfalls in zweiter Auflage. Die vorausgeschickte neun Seiten umfassende Einleitung bespricht kurz das Leben und das Geschichtswerk

des Th., bringt eine knappe Übersicht des Inhalts der einzelnen Bücher, dann einige treffende Bemerkungen über Darstellung und Geschichtsauffassung des Schriftstellers und ein paar kurze Worte über die Sprache. Letztere kommt jedesmal an entsprechender Stelle in den Anmerkungen zur Behandlung, wodurch dem sich vorbereitenden Schüler die Möglichkeit geboten wird, die zahlreichen Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm bei der Freiheit des Th. in Konstruktion und Satzbau, der häufigen Inkonzinnität bei Verbindung der Satzglieder, in Anakoluthien, der Häufung von Partizipien begegnen. Erleichterung bringen auch viel kurze aber geschmackvolle Übersetzungshilfen, wobei indes häufig nicht die glatte Wiedergabe des deutschen Ausdruckes eingesetzt, sondern die Bedeutung hergeleitet wird. Nicht selten wird bei einer längeren Stelle, die im Zusammenhange Schwierigkeiten zu bieten scheint, der Sinn erläutert. In den Anmerkungen wird (durch auszeichnenden Druck) die Erzählung in Abschnitte eingeteilt, und diese werden mit kurzen Überschriften versehen, während die Besprechung des Inhaltes, sowie die Disponierung der Erzählung und der Reden dem Unterrichte vorbehalten bleibt. Und wenn der Leser nicht mit diesem zu rechnen hat, wenn er zu privater Lektüre der Ausgabe sich bedient, so wird er in den gebotenen Anmerkungen alle diejenigen Hilfen und Fingerzeige finden, die ihm ein volles Verständnis erschliefsen, und zwar nicht blofs in der eigentlichen Erzählung, sondern auch (wie z. B. zu c. 20, 3), wo Th. selbst gelegentlich Kritik übt oder polemisiert. Wir stehen nicht an, die Hoffnung auszusprechen, dafs die Ausgabe, wie ihr Verfasser es wünscht, ihrerseits dazu beitragen wird, die Lektüre des grofsen Historikers namentlich in unseren Gymnasien zu fördern und zu erweitern.

Die Überlieferung des Textes wird von S. schonend behandelt; an einigen Stellen hat er, mit Rücksicht auf seine Leser, notwendig scheinende Ergänzungen hinzugefügt, an anderen „unpassende Zusätze“ der Handschrift in Klammern gesetzt. Warum indessen c. 24, 3 *ἡ τῶν Ἐπιδαμνίων πόλις* und 50, 1 *οἱ ἐπὶ τῷ δεξιῷ κέρᾳ* „unpassend“ sein soll, ist nicht zu ermessen. Unnötig erscheint anderseits c. 76, 2 der Zusatz *τριῶν* zu *τῶν μεγίστων*, da die drei Beweggründe in der Apposition unmittelbar hinzugefügt werden. c. 91, 5 kann *ἔφασαν*, das S. mit Krüger verwirft, fehlen; doch möchten wir lieber Classens Begründung gelten lassen: „hier kann (trotz des voraufgegangenen *εἶπεν*) die gewichtige Begründung nicht leicht der erneuten Einführung entbehren“. c. 87, 1 mufs *ἔφορος*

ὧν ἐς, das S. als unpassend einklammert, stehen bleiben, wie Ludwig Herbst „Zu Thukydides. Erklärungen und Wiederherstellungen“ I. Reihe. Leipzig 1892, S. 34—36, Ullrich folgend, nachgewiesen hat.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

295) **Commentationes philologae:** in honorem **Johannis Paulson** scripserunt cultores et amici. Göteborg, Wettergren & Kerber, 1905. 215 S. 8.

Der erste Beitrag zu diesem Sammelband ist ein kleiner Aufsatz von *Axel W. Ahlberg,* 'De s finali et elisione quadam Plautina' (S. 1 — 6). Anknüpfend an Leo (Plaut. Forsch. c. V 9, S. 297 ff.) und im Gegensatz zu diesem behauptet A., dafs die Elision von auslautendem s auch nach langem Vokal an einigen Stellen bei Plautus angenommen werden könne. Nicht sowohl Tonanschlufs habe in Verbindungen, wie sie Cicero, Orator 153, anführt, den Verlust des s herbeigeführt, sondern s sei dem Anfangskonsonanten des folgenden Wortes assimiliert worden und dann einfacher Konsonant an die Stelle des Doppelkonsonanten getreten; so in multimodis, tectifractis, danach Analogiebildung in passicrinibus. Dagegen sei einfacher Abfall oder Unterdrückung der auf s auslautenden Silbe anzunehmen bei vokalischem Anfang des zweiten Wortes, wenn die weggefallene Endung mit Hilfe eines Nachbarwortes mit Sicherheit zu ergänzen sei; so bei Cicero vas argenteis und danach bei Plautus Men. 308 ill(os) homines, Trin. 920 ist(os) homines, Cas. 778 ill(as) ambas, vielleicht auch Trin. 601 ex nostr(is) aedibus [nicht Capt. 691 exemplis pessum(is) excruciauero und As. 807 quot pur(as) habuerit wegen möglicher Ergänzung von pessim-e und pur-e]; weiterhin Merc. 192 armamentis complicand(is) et componendis, Trin. 302 imperi(is) et praeceptis, Truc. 658 istos mundul(os) urbanos amasios oder istos mundulos urban(os) amasios. — *E. Törnebladh,* 'Ad Statium adnotationes' (Seite 41 — 54) behandelt Silv. I 1, 22 — 28; 37—39; 63—65; 100 — 102; 134—136; 201—203; I 3, 61—63; II 2, 92—93. — *Elias Janson,* 'Regina elegiarum' (S. 98—105) bringt zu Prop. V 11 eine schwedische Übertragung, die dem lateinischen Text gegenübergestellt ist. — *Lars Wåhlin* veröffentlicht (S. 106 — 123) eine 'Collatio codicis Vegetii de re militari librorum lundensis [H. L. a) fol. 13 membr. s. XII]'. Die Handschrift gehört zur Klasse π, da ihr die Eutropiussubskription fehlt, und

geht meist mit der Familie δP, hat aber auch manche Sonderlesarten, darunter solche, die nur aus alten Ausgaben bekannt sind; auch in der Kapiteleinteilung weicht sie gelegentlich von den anderen Handschriften ab. — *P. Persson* schreibt 'De locis nonnullis panegyricorum latinorum' (Seite 130—133), nämlich über Paneg. VII 11 p. 169, 5 sq.; IX 6 p. 197, 13 sqq.; X 9 p. 200, 2 sqq. ed. Baehr. — *O. A. Danielsson*, 'De locis duobus Aeschyleis' (S. 164—189) erörtert ausführlich 'Επτὰ ἐπὶ Θ. 10—15 u. 576 ff. — Der Beitrag von *Otto Lagercrantz* hat zum Gegenstand 'Hesiodi Op. 465—69' (S. 190—193); erläutert wird der Ausdruck *ἔνδρυον ἑλκόντων μεσάβων* unter Heranziehung einer Tanagrafigur (vgl. Bulletin de Corresp. Hell. XVII 80 ff.), einen mit zwei Rindern pflügenden Bauer darstellend (die Abbildung ist beigegeben). — Den Schlufs des Bandes bildet eine Untersuchung von *Carl Thulin*, 'Synonyma quaedam latina' (S. 194—213); es handelt sich um prodigium, portentum, ostentum und monstrum. Th. stellt zunächst die Erklärungen aus alter und neuer Zeit zusammen [dafs Sueton Galba 4 nicht zu 'Sueton, Pratum' p. 284 R. stimmt, ist begreiflich, da die an letzterem Ort veröffentlichten Differentiae mit Sueton kaum etwas zu tun haben (vgl. Macé, Essai sur Suétone 338 ff.), sowenig als die von Keil, Gr. L. VII, 519 ff. abgedruckte Sammlung mit Cornelius Fronto]; sodann prüft er die Etymologie der vier Wörter: monstrum v. $\sqrt{men}$ in moneo, daher 'eine als göttliche Mahnung aufgefafste Erscheinung', ostentum (ops-tentum) und portentum (por-t.) = das Vorgehaltene, also 'eine auffallende, gottgesandte Erscheinung', prodigium nicht von $\sqrt{agh}$ oder $\sqrt{ag}$ 'sagen' [so auch Walde, Lat. etym. Wörterb.], sondern mit agere verwandt, 'die Handlung selbst, das Hervorbringen auffallender Erscheinungen' (vgl. adagium und adagio = das mit einer Handlung verbundene, der an eine bestimmte Handlung angeknüpfte Spruch). Was den Gebrauch der Wörter angeht, so macht Cicero keinen Unterschied, nur prodigium verwendet er seltener im Sinne von 'Ungeheuer'; auch bei den Dichtern wird nicht weiter unterschieden. Livius bevorzugt prodigium (nach X 47 ist a. u 461 der Termin, vor welchem keine regelmäfsige Aufzeichnung der Staatsprodigien stattfand). Im einzelnen sind zu unterscheiden prodigia propria oder publica und pr. privata. Bei jenen hat das Wort pr. die Bedeutung 'ein als Zeichen des göttlichen Zornes geltendes aufsergewöhnliches oder naturwidriges Vorkommnis' (Wissowa, Rel. u. Kult. 53); beim pr. privatum wird das Wort in weiterem Sinne gebraucht und kann

auch ein glückliches Vorzeichen bedeuten; die Auffassung hat vielfach geschwankt. Der Begriff ostentum hat eine weite Ausdehnung und ist daher am wenigsten ausgeprägt; speziell scheint es das Gegenstück vom publicum prodigium zu sein und für den Privatgebrauch zu gelten. Das Wort portentum, mehr ein Ausdruck der Dichter und Rhetoren, ist stärker als ostentum und kommt an Bedeutung dem prodigium gleich; es bezeichnet eine seltene, Schrecken erregende Erscheinung. Ein monstrum ist eigentlich ein göttliches Mahnzeichen; im Sinne von 'Ausgeburt' oder 'Mifsgeburt' kommt es verhältnismäfsig selten vor und erst in späterer Zeit (aufser Cicero Plinius und Juvenal); als 'Scheusal, Ungeheuer' finden wir es bei Plautus und Terenz, bei ersterem auch als 'Spuk' (= φάσμα; vgl. 'Mostellaria'). Von vereinzelter Ausnahme abgesehen hat monstrum schlimme Bedeutung.

Bei den übrigen Beiträgen mufs ich mich mit der Anführung von Verfasser und Überschrift begnügen, da sie schwedisch geschrieben sind: *Martin P. N. Nilsson*, 'Dödsklagan och Tragedi' (S. 7—24); *A. M. Alexanderson*, 'Om betydelsen af ordet Παρεξειρεσία', Thukyd. IV 12; VII 34 u. 40 (S. 25—40); *Johann Samuelsson*, 'Det logiska subjektet vid valet af pronomina i ablat. absol.' (S. 55—62); *Rudolf Röding*, 'Några ord i den homeriska frågan' (S. 63—76); *Julius Österberg*, 'Horatius, Maecenas och striden vid Actium' (S. 77—85); *Claes Lindskog*, 'Sparta och dess Bundsförvanter enligt Tukydides framställning' (S. 86—97); *Adolf Wallerius*, 'Platonismen hos Klemens af Alexandria' (S. 124—129); *K. F. Johansson*, 'Grek. τερμιόεις' (S. 134—139); *Vilh. Lundström*, 'Några anteckningar om de grekiska handskrifterna; Bibl. Naz. Vitt. Eman. i Rom' (S. 140 bis 146); *Lennart Kjellberg*, 'Studier till den grekiska hjältesagen. I.' (S. 147—151); *Otto Sylwan*, 'Antik och svensk hexameter' (S. 152—163).

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

296) **Oskar Küspert, Über Bedeutung und Gebrauch des Wortes „caput".** II. Teil. Eine lexikalisch-semasiologische Untersuchung. Programm des K. hum. Gymnasiums in Hof für das Schuljahr 1905/6. 53 S. 8.

Der in Nr. 17 des Jahrg. 1905 dieser Zeitschr. S. 399 besprochenen Untersuchung läfst der Verfasser nunmehr einen zweiten Teil folgen, welcher die Literatur bis auf Apulejus, also bis zum Beginn der christlichen Schriftsteller behandelt. Besondere neue Ergebnisse in der Be-

deutungsentwicklung haben sich nicht feststellen lassen. Dennoch ist auch diese Darstellung dankenswert, da sie für bestimmte Schriftstellergruppen wie für die einzelnen Autoren manches zutage fördert, was der Erklärung und gelegentlich auch der Stilistik zugute kommt. Notwendig war sie, wenn, was wir hoffen, der Verfasser das Wort caput noch bis zu seinem Übergange in die romanischen Sprachen verfolgen will; seine Studien würden dann zu dem in Nr. 20 des Jahrg. 1906 dieser Zeitschr. angezeigten Buche von Bernett über caput und *capum nebst ihren Wortsippen im Französischen hinüberführen. Er verspricht zunächst noch eine Untersuchung über die Ableitungen und Komposita von caput. Auch diese wird willkommen sein.

Sondershausen. **A. Funck.**

297) **H. Bihler, Gesichtspunkte für das Übersetzen aus dem Französischen.** Programmbeilage des Bertholdsgymnasiums zu Freiburg i. B. Hochreuther 1906. 21 S. 8.

Eine aus dem Unterricht hervorgegangene, fleifsige Sammlung von Beispielen für einige der Hauptunterschiede, die bei dem Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche zu beachten sind; mit recht hübschen Beobachtungen, wie z. B. dafs unser örtliches „hier“ im Alexandriner häufig durch Substantive wie pays, rivage usw. gegeben wird, während umgekehrt ici oft übertragenen Sinn hat: Arcas, je t'ai choisi pour cette confidence; Il faut montrer ici (bei dieser Gelegenheit) ton zèle et ta prudence. Gut bemerkt ist ferner, dafs wir, entgegen dem Franzosen, die interrogative Fassung der relativen vorziehen: Si vous saviez le mal que vous me faites „wenn Sie wüfsten, wie weh Sie mir tun“.

Mit der Motivierung der französischen Spracherscheinungen kann ich mich nicht immer einverstanden erklären. Wenn der Franzose, um den Besitzer zu bezeichnen, häufig den Relativsatz statt des Possessivpronomens gebraucht, so liegt meines Erachtens der Hauptgrund weniger im Bau des Alexandriners als in den Tonverhältnissen der Sprache (Les défauts qu'elle á drückt infolge des accent tonique viel kräftiger den Besitz aus als ses défaûts) und aufserdem in der geringeren Rektionsfähigkeit des franz. Substantivs, wie sich aus Konstruktionen ergibt wie la conduite qu'il avait tenu (st. sa c.) dans cette occasion, — le long séjour qu'il avait fait (st. son long s.) parmi eux, — l'habitude qu'il avait (st. son h.) de leur langue. Das franz. Subst. hat nicht die Kraft, sich zwei Be-

ziehungen, die possessive und eine andere (son séjour parmi nous), anzugliedern.

Eine unzulängliche Erklärung findet der eigentümliche Gebrauch von on. Mit Recht erkennt der Verfasser darin oft einen Euphemismus; aber noch vielerlei anderes drückt es aus. In dem on se levait trop tard, on se couchait trop tôt des Hausdrachens in Lafontaines Le mal Marié liegt impertinente Grobheit; wenn man von einer jungen Dame sagt, die das Nähen lernen soll und nicht will: on est trop grande dame pour cela, so ist es feiner Spott. Eine Art höflicher Verallgemeinerung enthält das on, wenn Serrières in Le Petit Chose zu Daniel Eyssette sagt: On fera (st. nous ferons) connaissance en trinquant. Auch der Wohlklang spielt eine Rolle, sobald man bei Schilderungen dem schleppenden nous nous levions avec le jour; nous travaillions jusqu' à dix heures usw. on se levait, on travaillait usw. vorzieht. Wobei dann dem on etwas Programmartiges anhaftet ähnlich dem on dansera, on fera de la musique auf Einladungskarten.

Die verschiedenartige Verwendung dieses vielsagenden und bequemen Wörtchens, das für alle drei Personen gebraucht wird, könnte den Gegenstand einer fesselnden Untersuchung abgeben.

Flensburg. **K. Engelke.**

298/301) **Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas** begründet und herausgegeben von **W. Bang.** Bd. XIII, XIV, XV erster Teil. Louvain, A. Uystpruyst, Leipzig, O. Harrassowitz, London, D. Nutt, 1906.

The Queen or the Excellency of her sex nach der Quarto 1653 in Neudruck herausgegeben von W. Bang. IX u. 60 S. 4.

Subskriptionspreis ℳ 4.40; sonst ℳ 5.20.

Abraham Fraunce, Victoria, a Latin comedy edited from the Penshurst manuscript by G. C. Moore Smith. XL u. 130 S.

Subskriptionspreis ℳ 6.40; sonst ℳ 8.—.

Ch. Crawford, A concordane to the works of Thomas Kyd. Erster Teil: *A* bis *Howard.* V u. 200 S. 4.

Subskriptionspreis ℳ 16. —; sonst ℳ 20.—.

Mit unermüdlichem Eifer ist Professor Bang als Organisator der Sammlung und als Herausgeber tätig. Mit der „Queen" kehrt Bang, wie er uns im Vorwort gesteht, zu einer Jugendliebe zurück. Seit seiner

Gymnasiastenzeit war ihm John Forde, zunächst in Bodenstedts Übersetzung, dann im Original ein vertrauter Freund. Den Philologen reizte es später, die gemeinsamen Arbeiten von Forde und Dekker auf ihre Bestandteile hin zu untersuchen. Seine Studien haben Bang nunmehr dazu geführt, das jetzt neu veröffentlichte Stück, trotzdem äufsere Zeugnisse vollständig fehlen, Forde zuzuschreiben. Als Gründe führt er an: „Auf beiden Seiten werden die herrlichsten Charaktere durch das gemeinste Gelichter in ihrer Wirkung geradezu erdrückt — das ist Forde. Auf beiden Seiten konstatieren wir ferner ein Nebeneinander moralisch und poetisch hocherhabener Stellen und solcher, die durch rohe Takt- und Geschmacklosigkeiten und den niedrigsten ‚Humor' entstellt werden — das ist wieder Forde.“ Weiter weist B. auf die Charakterzeichnung, den Ideenkreis und Wortschatz hin. Der Beweis im einzelnen wird uns in der Dissertation eines Schülers Bangs vorgelegt werden. — Über Abfassungszeit und Quellen läfst sich vorläufig nichts Sicheres sagen. — Der Textabdruck beruht auf einem in Bangs Besitz befindlichen Exemplar der Quarto des Jahres 1653 (der einzigen Ausgabe) und darf bei der bewährten Zuverlässigkeit des Herausgebers als genau angesehen werden. Auch typographisch ist die Übereinstimmung prächtig gewahrt.

Die zweite Ausgabe stammt von dem Herausgeber des „Pedantius“, den ich in dieser Zeitschrift 1905 S. 570 angezeigt habe. „Victoria“ von Abraham Fraunce ist kein interessantes Stück, auch kein Stück von grofsem Wert, da Handlung und Charakterzeichnung die gewöhnlichsten Gesetze dramatischer Bühnenkunst aufer acht lassen und ein Ballast von Zitaten und Anspielungen jeden höheren Schwung verhindert. Darum ist es auch nie gedruckt worden, der jetzige ist der erste nach der einzigen Originalhandschrift, die der Besitzer Lord De L'Isle and Dudley mit der Liberalität eines englischen Adligen gern zur Verfügung gestellt hat. Entbehrt das Stück auch aus den eben angegebenen Gründen im allgemeinen des Reizes, so ist es doch, wie alle lateinischen Schulkomödien, insofern von Interesse, als es uns einen Einblick in die Geschichte der englischen Universitäten gestattet, auf die dort gepflegten Studien und Vergnügungen lehrreiche Streiflichter wirft und vielleicht auch hier und da einen bisher noch nicht zu erkennenden Einflufs auf die Geschichte des Volksdramas selbst gehabt hat. Auch sei nicht vergessen zu bemerken, dafs der Verfasser sein Drama keinem Geringeren als Philipp Sidney widmen durfte. — Der Herausgeber hat sich seiner vielleicht nicht immer

ganz dankbaren Aufgabe mit der gewohnten Liebe und Akkuratesse entledigt, und der Verlag hat das denkbar möglichste getan, die saubere Arbeit in einer würdigen Ausstattung unter Beigabe des Faksimiles der Widmung an die Öffentlichkeit zu bringen. Die Einleitung gibt eine höchst dankenswerte Übersicht über Leben und Werke Fraunces, und der Kommentar klärt manche schwer verständliche Stelle mit grofser Gelehrsamkeit auf.

Der letzte gewaltige Band, die erste Hälfte einer Kyd-Konkordanz, wird vielen etwas bringen, obgleich der Verfasser sein Buch zunächst dazu bestimmt hat, seine Ansicht von der Autorschaft Kyds an dem anonymen Stück „Arden of Feversham" nachzuprüfen. Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, wofür nicht alles sich dieses Werk, das einen dauernden Wert beanspruchen darf, nützlich erweisen wird. Literarhistoriker und Sprachforscher werden in gleicher Weise ihre Freude daran haben und die entsagungsvolle Arbeit des Verfassers hoch anerkennen. Wenn der zweite Teil vorliegt, soll hierüber wie über die äufsere Anlage noch ein Wort gesagt werden.

Bremen. **Heinrich Spies.**

---

302) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des Allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Zwölfter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1905. 908 S. (zu zwei Spalten). 8. geb. ℳ 10. —.

Der vorliegende Band ist ganz dem Buchstaben L gewidmet. Sein erster Artikel gibt unter dem Schriftzeichen L eine Fülle von Auflösungen der Abbreviaturen, die sich an dieses Lautzeichen auf den verschiedensten Gebieten des gelehrten und geschäftlichen Schriftwesens anknüpfen und die auch dem Kundigsten noch mancherlei Belehrung spenden; das letzte Stichwort berichtet über die Träger des Namens „Lyra". Da es bei dem zugemessenen Raum nicht angeht, alle Gebiete der zahlreichen Erklärungsobjekte zu besprechen, so beschränkt sich Referent vorerst darauf, auf einige Gruppen hinzuweisen, die sach- und fachgemäfs in diesem Bande erledigt sind und den Lesern dieser Zeitschrift am nächsten liegen. Sehr grofs ist diesmal die Zahl der Artikel, welche Personen und Gegenstände

des klassischen Altertums behandeln (vgl. Labeo Laberius Labienus Labyrinth Lakonien Laokoon Latiner Feriae latinae Limes [mit Karte] Linos Livius usw.), und zwar, soweit sich das nach Stichproben erkennen läfst, in genauer Fühlung mit dem heutigen Stande der Wissenschaft. Vgl. Leukas und die Dörpfeldsche Hypothese. — Die Gelehrten- und Schulgeschichte ist vertreten mit den Namen Lachmann, Lambros, L. Lange, Wichard Lange, Lafsberg, Lafswitz, Lattmann, Lazarus, Lehrs, Ch. und F. Lenormant, Lepsius, Leskien, Linné u. a. m. Weiterhin seien genannt die Titel Lateinische Sprache, Lateinische Literatur des Mittelalters, Lautlehre, Lautverschiebung — Lesebuch, Lesehallen — Literatur —, endlich: Lehramtsprüfung, Lehrer, Lehrerin (nebst Ableitungen), Lehrfreiheit, Lehrmittel. Diese Fachbezeichnungen bilden natürlich nur einen kleinen Teil des Belehrungsstoffes, der hier in einer Legion von Namen und Ausdrücken aller Wissensgebiete niedergelegt ist.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilagen: 1) Prospekt der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin über: Prof. Dr. **A. Kaegi,** Griechisches Unterrichtswerk; 2) Verzeichnis älterer und neuerer philologischer Werke zu herabgesetzten Preisen aus dem Verlage von **Chr. Herm. Tauchnitz** in Leipzig.

Gotha, 15. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

303) **J. van Leeuwen J. F., Aristophanis Pax.** Cum Prolegomenis et Commentariis edidit (P. v. L.). Lugduni Batavorum apud A. W. Sijthoff, 1906. 201 S. 8. ℳ 5.—.

Mit diesem Stücke schliefst Leeuwen seine bekannte Aristophanesausgabe. Er fafst sich in der Einleitung kürzer, als man es sonst wohl bei ihm gewohnt ist. Zunächst weist er darauf hin, dafs Aristophanes, der schon im Jahre 425 mit jugendlichem Feuer für den Frieden eingetreten sei, nunmehr nach Kleons Tod seine Zeit für gekommen erachtet und im Jahre 421 das „Frieden" betitelte Stück den Archonten übergeben habe. Der erste Preis sei aber nicht ihm, sondern seinem Nebenbuhler Eupolis zuerkannt worden, der mit der Geifselung der Sophisten ein beliebtes Thema angeschlagen und ein zugkräftiges Stück geschaffen habe. Auch die Frage einer altera pax wird kurz gewürdigt, wobei der Herausgeber

wie in ähnlichem Falle bei den Wolken und beim Plutus in durchaus überzeugender Weise zu einem negativen Resultate gelangt.

Vermiſst wird eine eingehende, besondere Behandlung der Frage nach der Inszenierung des Stückes, vielleicht in Form eines Exkurses. Wir finden das Material zerstreut teils in den Anmerkungen zum Index nominum, teils in den exegetischen Bemerkungen, teils in den kritischen Noten und in den eingeschalteten szenischen Bemerkungen. Ohne sich auf nähere Erörterungen einzulassen, weist Leeuwen Roberts neuestens auch von Merry und Mazon angenommenen Vorschlag zurück, das Haus des Trygäus und den Palast des Juppiter sich nebeneinander vorzustellen. Mit Recht verweist er kurz auf Vers 821, wo das Adverbium *ἄνωθεν* schon eine solche Annahme verbiete. Wie Leeuwen selbst aber sich die Szenerie vorstellt, darüber erfahren wir nichts Näheres. Das *ἄντρον* verlegt er, wiederum ohne genauere Begründung, in die Orchestra; hier bezeichne ein Steinhaufen die Stelle, an der sich die Öffnung zum *ἄντρον* befinde. Bis hierher können wir folgen, ohne daſs wir zum Widerspruche uns veranlaſst sähen. Die Schwierigkeit beginnt aber mit V. 469: *ἄγετον, ξυνέλκετον ἤδη σφῴ*. Der Vers ist in sämtlichen in Betracht kommenden Handschriften dem Chore zugeteilt, bzw. dem Chorführer, welcher den Trygäus und Mercurius zur Mitarbeit auffordert. Wie soll das aber geschehen, wenn beide auf erhöhter Bühne vor dem Hause des Zeus agieren, das *ἄντρον* aber in die Orchestra verlegt ist? Es ist nicht zu verwundern, daſs der Herausgeber da ratlos ist. Mit einem kritischen Salto mortale sucht er nun über die Aporie hinwegzukommen, indem er im Widerspruch mit der Überlieferung V. 469 dem Trygäus, V. 470 dem Chorführer zuteilt. Schade, daſs damit die Erklärung der Stelle nur noch verwickelter und unwahrscheinlicher wird. Schon die beiden Dualformen *ἄγετον* und *ξυνέλκετον* muſsten davor warnen, da sie sich doch nur auf zwei Personen beziehen können. Noch wichtiger aber ist, daſs die Worte *οὔκουν ἕλκω καὶ ἐξαρτῶμαι* dem Chore schlechterdings nicht beigelegt werden können, da ja nach dem Vorausgehenden Mercurius sich von dessen redlichen Bemühungen bereits hat überzeugen müssen. Noch schlimmer wird die Sache dadurch, daſs Leeuwen sich genötigt sieht auch den sicher überlieferten Vers 416 für unecht zu erklären. So läſst sich also nicht sagen, daſs zur Lösung dieser wichtigen szenischen Frage etwas beigetragen sei.

Im übrigen ist der den Text begleitende Kommentar bei aller Genauigkeit und Detaillierung streng sachlich gehalten und ermöglicht ein

Einlesen in das Stück ohne Zuhilfenahme anderer Hilfsmittel. Die Verweise und Zitate für den Kommentar sind am Fuſse jeder Seite in einer besonderen Spalte zusammengestellt. Es muſs wiederholt betont werden, daſs diese prinzipielle Scheidung ihr Miſsliches mit sich bringt, da bei kurzen Zitaten die Bequemlichkeit und Übersicht geopfert wird. Im einzelnen mag auch bei den Erklärungen dieses oder jenes auszusetzen sein, so bei V. 32 die allzu breite grammatische Exkursion, die Zitierung und weitläufige Widerlegung des Scholiasten in V. 7 und namentlich V. 185, die Notierung von Parallelstellen, welche für die Erklärung ohne Belang sind, z. B. V. 64. 105. 403. Nur an wenigen Stellen weiſs Leeuwen keine plausible Erklärung zu geben, scheut sich aber dann nicht das zu bekennen, so V. 628. 837. 1077.

Die Drucklegung zeigt die gröſste Sorgfalt, und es begegnen nur wenige Versehen.

So hat Leeuwen ein Werk vollendet, an das er Jahre seines Lebens gesetzt, mit dem er etwas Eigenartiges geschaffen und neue Ideen in die Aristophaneserklärung gebracht hat.

Möchte diese Ausgabe in Gelehrtenkreisen die ihr gebührende Verbreitung finden und Leeuwen instand gesetzt werden, eine Neubearbeitung zu besorgen unter Verwertung dessen, was die Kritik ihm Brauchbares und Schätzenswertes geboten.

Freising. **F. Pongratz.**

---

304) **Otto Binder, Die Abfassungszeit von Senecas Briefen.** Inaug.-Diss. Tübingen, Kommissionsverlag J. J. Heckenhauer, 1905. 2 Bl. 62 S. 8.

Im ersten Kapitel wird auf Grund der Zeitangabe der Briefe selbst die Zeitdauer des Briefwechsels auf 63 bis Oktober 64 n. Chr. festgesetzt. Mit Recht wird dabei der in Brief 23 und 67 erwähnte Frühling als ein und derselbe (des J. 64) aufgefaſst. Im zweiten Kapitel versucht der Verfasser sein Ergebnis zu stützen und den Anfang des Briefverkehrs genauer (auf Juni 63) zu bestimmen durch das eigenartige Verfahren, daſs aus je zwei oder mehreren Briefen Senecas ein entsprechender Antwortbrief des Lucilius festgestellt und darauf durch Berechnung der Dauer des Postverkehrs zwischen Syrakus und Rom bzw. Neapel (rund vier bzw. drei Tage) die Gesamtzeitdauer des Briefwechsels gewonnen wird. Wieweit allerdings ein *inquis, quaeris,* selbst *scribis* fingiert oder auf wirkliche

briefliche Äufserungen des Lucilius zurückweist, ist schwer zu entscheiden, und an manchen Stellen wird man anderer Meinung sein können als der Verfasser. Aber anzuerkennen ist, dafs er im ganzen die richtige Mitte gesucht und gegebenenfalls es bei der Wahrscheinlichkeitsannahme gelassen hat. Wertvoll ist in diesem Teil die Erörterung über den Postverkehr der Kaiserzeit im allgemeinen. Im dritten Kapitel wird u. a. überzeugend gegen die Umstellungen in der überlieferten Reihenfolge der Briefe, gegen die Annahme bündelweiser Absendung, hier eine kleine Einlage über epistulae als „Brief", gegen Datierungsversuche aus ähnlichen Stellen bei Lucian und Senecas quaest. nat. eingetreten. Die sorgfältige Arbeit liest sich gut, nur stört der circulus im Schlufs der Einleitung.

Frankfurt a. M. **F. Adami.**

---

305) **Luigi Valmaggi, Cornelio Tacito, Il libro terzo delle Storie** commentato da L. V. Con introduzione e appendice critica. (Collezione di classici greci e latini con note italiane.) Torino, Erm. Loescher, 1906. XXV u. 122 S. 8. Lire 1.80

Diese in grofsen Intervallen erscheinende Historienausgabe beruht auf sehr fleifsigen Studien und überrascht durch die Reichhaltigkeit des Kommentars, der freilich auch manche über den Gesichtskreis des Gymnasialschülers hinausliegende Materien behandelt. Das gilt zugleich von der Einleitung, in welcher die Tacitusliteratur des letzten Dezenniums, vornehmlich über die Historien, verzeichnet und meistens kurz und zutreffend kritisiert ist. Als Vorarbeiten für das vorliegende Heft kommen mehrere kleine textkritische und exegetische Abhandlungen V.s in Betracht, so seine Tacitiana (Atti della R. Accademia delle scienze di Torino), Torino, Carlo Clausen, 1905. — Über des Herausgebers Textgestaltung habe ich bereits an anderer Stelle (Woch. f. kl. Phil. 1906, Nr. 22, Sp. 603 bis 606) berichtet und das mitunter freilich zu weitgehende Bestreben anerkannt, an dem Überlieferten möglichst festzuhalten. Nur vereinzelte, freilich nicht gerade überzeugende Konjekturen eigener Erfindung, wie 40, 7 und 44, 4, im übrigen eine verständige Auswahl der von anderen vorgeschlagenen Änderungen.

In der Auslegung des Textes läfst V. oft verschiedene Auffassungen zum Worte kommen, ohne sich bestimmt für die eine oder die andere zu erklären. So begegnet er sich mit Heräus in dem Zweifel betreffs der Deutung von 10, 11 singultu, das meines Erachtens unbedingt ebenso als

„ablativo di concomitanza“ gemeint ist, wie 4, 81, 6 gemitu, 1, 27, 14 und 2, 70, 13 clamore et gaudio (gaudiis) u. a. m. Die von Döderlein und Heräus verglichenen Dichterstellen, Verg. Aen. 5, 199 (auch Aen. 9, 415) und Ovid. am 3, 9, 12, dürfen uns nicht irre machen. Was zu quatit sonst zu ergänzen ist, schon im Hinblick auf lacera veste, zeigt Ann. 1, 23, 1 incendebat haec fletu et pectus atque os manibus verberans, oder Verg. Aen. 11, 86 pectora nunc foedans pugnis, nunc unguibus ora. Eine ähnliche Situation wie an unserer Stelle wird auch geschildert Ann. 1, 41, 3 gemitus ac planctus etiam militum aures oraque advertere. Vgl. 4, 3, 7 os verberaverat.

23, 6 f. arreptis e strage scutis ignorati — abscidissent. V. läfst es unentschieden, ob ignorati mit den vorhergehenden Worten oder mit dem folgenden vincla-abscidissent zu verbinden sei. Mir scheint die Beziehung nicht zweifelhaft; denn, wie der Zusammenhang lehrt, konnte das Durchschneiden der Stränge an der „in vacuo et aperto“ aufgestellten Balliste nicht unbemerkt und unbeobachtet geschehen. Es kam den beiden namenlosen Helden zunächst nur darauf an, nicht als Prätorianer (denn an diese Truppe allein ist zu denken) kenntlich zu sein und so an das Geschütz überhaupt heranzukommen (dieser Begriff der Bewegung ist zu ergänzen); dazu dienten ihnen die aufgerafften Schilde gefallener Vitellianer, vielleicht auch die Beseitigung ihres Helmbusches. Sobald sie ihren Zweck, die Balliste unbrauchbar zu machen, erreicht hatten, war es natürlich mit der Verstellung vorbei. — Mit Recht macht V. gegen Orelli-Meiser geltend, dafs auf dem nächtlichen Schlachtfelde, das erst später der aufgehende Mond beleuchtete, nicht etwa Farben, Aufschrift oder Verzierungen der Schilde, sondern allenfalls nur ihre Form in die Augen fallen konnte. — Stilistisch vgl. aufser 74, 2 und 4, 36, 13 auch Suet. Dom. 1. Isiaci celatus habitu.

In den Worten 39, 4 notabili gaudio Blaesum visendo. Quin et audita est sqq., die, wie V. zutreffend bemerkt, keinerlei Emendation bedürfen, liegt eine logische Steigerung: Vitellius bekräftigte die umlaufenden Gerüchte nicht allein durch die bei seinem Krankenbesuche zur Schau getragene Freude (hinter gaudio keine Interpunktion!); er gab diese Freude auch in Worten kund. — 41, 10 schreibt der Herausgeber (wie Referent in seiner Ausgabe) mit Faërnus: pavidos periculorum. Allein dies stimmt, wie Meiser richtig bemerkt hat, nicht zu der sonstigen taciteischen Schilderung der germanischen Krieger. Wohl bricht bei ihnen

zuweilen eine Panik (formido, 2, 26) aus; aber die Gesamtstimmung ist nirgends als pavor periculorum zu bezeichnen, eher als das Gegenteil. Auf der anderen Seite spricht für avidos praemiorum manches Beispiel (1, 66; 2, 29 u. ö.). Die spolia Galliarum begehren, dem Beispiele des Valens folgend, auch die germanischen Soldaten.

In bezug auf die Worte 50, 16 et ipsos in regione ... terrebant stellt J. Hartman (Analecta Tacitea, S. 276) die ziemlich müfsige Frage: Quid sibi hic ista vox „ipsos" velit dicat qui sciat! Hierauf hat V. die ganz einfache Antwort gegeben, dafs die schon mit cunctantes einsetzende Beschränkung des Subjekts auf duces hier durch ipsos von neuem hervorgehoben wird. — 56, 17 ist die naheliegende Änderung der Bipontina: aspere von den meisten Herausgebern unter Hindeutung auf Ann. 4, 31 übernommen worden. Kiefslings Widerspruch ist in der Tat unberechtigt. Die Niederländer Hartman und van der Loeff haben unabhängig voneinander aspernaretur vermutet, was an sich keinen übeln Gegensatz (zu accipere) bilden würde. V. schliefst sich Ritters Auffassung der überlieferten La an: aspera „penose" h. e. ut aspera essent Vitellii auribus quae utilia; aber der dann folgende Wechsel der Struktur und des Subjekts ist schlechterdings unerträglich hart. Vgl. aufserdem Heräus zu der Stelle. — 63, 7 e victricibus legiones dürfte wohl nur im Zusammenhang mit anderen gleichfalls vielfach angezweifelten Stellen (1, 11, 6; 26, 1; 70, 21; 2, 22, 2; 25, 4) richtig erläutert werden, wo sich dieselbe „rhetorische Verallgemeinerung" zeigt. V. übersetzt nicht ganz zutreffend „ein Teil der siegreichen Legionen". — Die Worte 67, 4 paucis ante diebus ... praevenit sind nicht unbeanstandet geblieben. Joh. Müller wollte ante, Hartman die ganze Zeitbestimmung p. a. d. tilgen, sehr mit Unrecht; immerhin wäre eine erklärende Anmerkung wohl angebracht. Heräus weist sehr passend auf Val. Max. 5, 10, 2 hin; vgl. auch Caes. b. g. 5, 2, 2. — Aufserdem dürften beispielsweise eingehender erörtert werden: 52, 14 volentia, 53, 14 der Gebrauch von officere, 56, 18 laesurum, 59, 18 se socios promitterent, nach Ann. 3, 15, 4 socium se et comitem exitii promittebat zu beurteilen. Im ganzen jedoch liefse sich gegen Valmaggis vortrefflichen Kommentar eher der Vorwurf der Überfülle als des Mangels erheben. — Zum Schlusse verzeichne ich noch die von Ign. Prammer mir mitgeteilte Vermutung, dafs 10, 25 statt des „dummen" litteris zu lesen sei libertis.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

306) **Philipp Kropp, Die minoisch-mykenische Kultur im Lichte der Überlieferung bei Herodot.** Mit einem Exkurs: Zur ethnographischen Stellung der Etrusker. Vortrag, gehalten im Frankfurter Gymnasiallehrerverein und in der Gesellschaft für Urgeschichte in Jena. Mit zwei Tafeln und drei Abbildungen im Text. Leipzig, Otto Wigand, 1905. 67 S. 8. ℳ 2.75.

Der Titel des Buches könnte vielleicht mit noch gröfserem Rechte lauten: Die Überlieferung bei Herodot im Lichte der minoisch-mykenischen Kultur; denn — wenigstens nach Ansicht des Referenten — werden mehr die Berichte Herodots durch die Ergebnisse der Erforschung der mykenischen Kultur klarer gemacht als umgekehrt. Überhaupt findet man bei der Lektüre des Buches, dafs die wirklich die mykenische Kultur beleuchtenden oder von dieser beleuchteten Stellen aus Herodots Berichten an Zahl sehr gering sind. Die meisten Stellen geben dem Herrn Verfasser nur Anlafs, seine Ansichten über die kretische und festländische Kultur, die man sich gewöhnt hat als mykenisch zu bezeichnen, auseinanderzusetzen. In einem Falle mufs Referent sogar die Zusammengehörigkeit der Herodotstelle mit den dazu gestellten Tatsachen der kretischen Welt bestreiten. Auf S. 17 f. bringt der Verfasser die Stelle Her. VII, 93 (die Karer und Lykier im Heere des Xerxes sind mit *δρέπανα* und *ἐγχειρίδια* bewaffnet) mit der Vase von Hagia Triada zusammen. Er erklärt die eigentümlichen Dreizacke, die von den dort dargestellten Männern getragen werden, für Waffen, die aus drei an einen Schaft oder an die Lanze gebundenen Sicheln bestehen. Dafs Krieger auf der Vase dargestellt sind, wie der Verfasser gegen andere Erklärungen behauptet, scheint ganz sicher zu stehen; Beweis sind die Panzer der Führer und vor allem die Kopfbedeckungen der im Zuge einherschreitenden Leute: Helme von der Form, wie sie z. B. bei Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen usw. im Lichte der Wissenschaft, S. 243, Fig. 208 u. S. 257, Fig. 231, dargestellt sind. Als Waffen aber wären die von den Kriegern getragenen Gegenstände höchst unbeholfen und unpraktisch; es findet sich auch sonst nirgends eine derartige Waffe abgebildet. Auch kann der dargestellte Zug keinen direkt kriegerischen Hintergrund haben, da kein einziger der Krieger einen Schild trägt. Es ist offenbar ein Triumphzug oder sonst ein religiöser Zug, und die angeblichen Waffen sind konventionell dargestellte Zweige; einige haben ja auch vier oder gar fünf Spitzen.

Alle auf die Sichelnatur dieser „Waffen“ gegründeten Schlüsse fallen damit zusammen.

Die Erörterungen, die der Herr Verfasser an die zitierten Herodotstellen anknüpft, sind nun sehr interessant, und Referent ist geneigt, ihm in sehr vielen Punkten beizupflichten, und auch wo dies nicht der Fall ist, sind die Ausführungen doch überall anregend. Sehr wahrscheinlich wird der Zusammenhang der Karer mit den Phöniziern und den minoischen Kretern gemacht, und wenn er auch nicht einwandfrei bewiesen ist, so stimmt doch Referent dem Verfasser darin rückhaltlos bei, dafs die kretischen „Mykenier“ Phönizier, die festländischen dagegen Griechen sind. — Die pelasgische Frage dagegen, soweit sie Herodot betrifft, erscheint dem Referenten unheilbar verwirrt und auch durch die Erörterungen des Verfassers nicht geklärt.

Der in dem Exkurse versuchte Nachweis, dafs die Etrusker den minoischen Kretern stammverwandt seien, ist sehr interessant und scharfsinnig geführt, aber — wie es die Natur der bisher bekannten Tatsachen mit sich bringt — nicht voll überzeugend.

Das lesenswerte Buch wird jedem, der mit den in Frage kommenden Tatsachen einigermafsen vertraut ist, mannigfache Anregung bringen.

Cöthen. **H. Kluge.**

307/308) **Alessandro Levi, Delitto e pena nel pensiero dei Greci.** Studi su le concezioni antiche e confronti con le teorie moderne. Con prefazione del Prof. **Biagio Brugi.** Torino, Fratelli Bocca, 1903. VIII u. 278 S. 8. Lire 3,50.

— **Gli accatoni nei poemi omerici.** Nota. Estratto dagli Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, Tomo LXII., Parte seconda. Venezia, tipogr. Carlo Ferrari, 1903. 16 S. 8.

Aus der Vorrede des Buches von A. Levi erfahren wir, dafs die vorliegende Arbeit die juristische Doktordissertation des Verfassers ist, mit der er mit höchsten Ehren in Padua promovierte. Methodisch wichtig und für das griechische Recht so ziemlich neu ist, dafs der Verfasser sich nicht begnügt mit einem blofsen Zusammentragen der Rechtssätze, sondern ihren Gefühlswert und die ihnen zugrunde liegenden sozialen Verhältnisse zu ergründen sucht. In der Einleitung betont er selber als seine Aufgabe, das Recht als soziale Erscheinung zu studieren: *la vita del di-*

ritto nei suoi rapporti colla vita sociale. Levi will also nicht in erster Linie die äufsere Rechtsgeschichte studieren, sondern das Recht in Beziehung bringen zu den übrigen Äufserungen und Erscheinungen des Lebens; er fragt nicht nach dem „was und wie?“, sondern nach dem „warum?“. Er stellt sich so ein Problem von *„psicologia sociale“* und löst es auf Grund tiefgehenden Studiums der griechischen Autoren und mit philosophischem Geiste in vorsichtiger und nüchterner Forschung. So haben wir hier, wie auch sein Lehrer Prof. Brugi in der Vorrede sagt, eine tüchtige Arbeit eines Rechtshistorikers vor uns, der zugleich Rechtsphilosoph ist, und der es versteht, die überlieferten Tatsachen so trefflich zu analysieren, dafs wir deutlich sehen, wie wesentlich das Strafrecht gerade für das griechische Denken und Fühlen und wie eng verbunden es mit den übrigen Äufserungen der Kultur war. Dafs der Verfasser auf einen chronologischen Rahmen verzichtet hat, ist bei der relativ mageren Überlieferung durchaus zu billigen; um so runder und klarer kann er das Bild der ethischen und sozialen Verhältnisse zeichnen, die die Grundlage der altgriechischen Theorien über das Verhältnis von Verbrechen und Strafe bilden.

Levi verfährt so, dafs er in zwei Kapiteln (I. *la criminalità negli scrittori della Grecia antica* und II. *la concezione greca della fatalità e alcuni suoi aspetti interessanti il delitto e la pena*) die Grundlage zu seiner rechtsphilosophischen Untersuchung legt und diese selber dann in zwei weiteren Kapiteln, betitelt III. *le basi sociali ed etiche della pena nella Grecia antica* und IV. *idee greche e teorie moderne,* durchführt. Hierbei bekennt sich Verfasser als überzeugter Anhänger der modernen anthropologischen Strafrechtsschule.

Auf Einzelheiten einzugehen, fehlt hier der Raum. So begnüge ich mich mit der Feststellung der Tatsache, dafs der Verfasser über eine grofse Belesenheit verfügt, den für eine solche Studie, die sich nicht auf die Ergründung und Feststellung der positiven Tatsachen beschränkt, notwendigen philosophischen Geist und die Kunst, seine Gedanken klar und leicht fafslich auszudrücken. Ich darf daher diese Studie mit ihrer für das griechische Recht neuen und eigenartigen Methode der Behandlung des Stoffes den Fachgenossen warm empfehlen.

Ich bedaure, über die zweite Studie des Verfassers nicht so günstig urteilen zu können. Prinzipiell ist dazu zu sagen, dafs es eben doch nicht mehr angeht, Untersuchungen auf Grund der homerischen Gedichte anzustellen, ohne dafs man sich um die homerische Frage irgendwie

kümmere. So scharf auch Levi in seiner unverhältnismäfsig langen Einleitung über die Verirrungen zahlreicher Bearbeiter der homerischen Frage urteilt (S. 4), so kann er uns doch damit über die schwache Grundlage seiner eigenen Untersuchung nicht hinwegtäuschen. Dieser Aufsatz soll gleichsam ein Ausschnitt sein aus einer umfassenderen Studie über die soziale und rechtliche Stellung der unteren Klassen in den homerischen Gedichten, indem von den niedrigen die niedrigsten, die Bettler, behandelt werden.

Levi unterscheidet Gelegenheits- und berufsmäfsige Bettler (*πτωχοί*), fremde Bettler (*πτωχοὶ ξεῖνοι*) und einheimische Bettler (*πτωχοὶ πανδήμιοι*); bei näherem Zusehen ergibt sich jedoch, dafs sich diese Unterscheidung nicht halten läfst. Worin beruht der Wesensunterschied zwischen dem Typus des *πτωχὸς πανδήμιος*, Iros, und dem als Bettler verkleideten *πτωχὸς ξεῖνος*, Odysseus? Wenn der Fremde das Bettelgewand anzieht und sich als Bettler benimmt, um die Aufnahme zu finden, die ihm z. B. als ungesühntem Mörder versagt wäre, so stellt er deswegen doch keinen besonderen Typus des Bettlers dar. Falsch ist denn auch sicher die Behauptung, ursprünglich hätten blofs die von auswärts gekommenen Bettler unter dem Schutze des Zeus gestanden, sie seien eben nicht als Bettler, sondern als Schutzflehende gekommen, die sich unter den Schutz des Zeus gestellt hätten, weil sie als *ξεῖνοι* rechtlos gewesen wären. Eine solche Beschränkung des bekannten Satzes *πρὸς γὰρ Διός εἰσιν ἅπαντες ξεῖνοί τε πτωχοί τε* läfst sich nicht nachweisen. Als ganz verfehlt endlich mufs ich es bezeichnen, wenn Levi den Grund für die gute Aufnahme der Fremden und Bettler lediglich in der *tendenza alla comparazione assidua fra sè e gli altri* findet, mit anderen Worten in dem egoistischen Zuge, dafs einer denkt, er könnte ebenfalls einmal ins Ausland fliehen müssen und könnte dann, als Bettler verkleidet, zum Entgelt für erwiesene Gastfreundschaft gute Aufnahme finden. Diese Auffassung ist, wie mir scheint, völlig unantik und verkennt durchaus die religiöse Grundlage des griechischen Gastrechts. Sie versagt auch da, wo Levi feststellen will, wie sich aus diesem dem Fremden aus blofsem Interesse gewährten Schutz die Vorstellung entwickelt habe, der Bettler und der Fremde erfreuten sich eines besonderen göttlichen Schutzes. Es ist rein undenkbar, dafs dieser religiöse Gedanke erst nachträglich als Akzedens dazu gekommen sei: er ist vielmehr zweifelsohne das Ursprüngliche und Grundlegende in der homerischen Auffassung des Gastrechts.

Zürich. **Otto Schulthefs.**

---

309) **R. Pöhlmann, Grundrifs der griechischen Geschichte** nebst Quellenkunde. 3. Aufl. München, C. H. Beck, 1906. 307 S. 8. geh. ℳ 5.50; geb. ℳ 7.20.

Die vorliegende Darstellung der griechischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Provinzialordnung Vespasians bildet bekanntlich die vierte Abteilung des dritten Bandes des von I. v. Müller herausgegebenen Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft, ist aber ebenso wie die darin enthaltene römische Geschichte von B. Niese auch besonders käuflich.

Wie durchgreifend und eindringlich die nach zehn Jahren notwendige Neubearbeitung in dieser dritten Auflage vorgenommen wurde, gibt sich äufserlich in dem Zuwachs von fast 40 Seiten des Textes zu erkennen, und ein Vergleich lehrt, dafs diese Zusätze sich auf alle Abschnitte ganz gleichmäfsig verteilen; dabei handelt es sich aber keineswegs um blofse Nachträge der neueren Literatur, obwohl auch diese in wünschenswerter Reichhaltigkeit geboten werden, sondern um eine durchgreifende, besonders das, was der Verfasser den geistigen Gehalt der politischen Geschichte von Hellas nennt, hervorhebende Neugestaltung des Textes. Die wirtschaftsgeschichtlichen Studien P.s sind diesen Abschnitten ganz besonders zustatten gekommen. Das Buch hat sich mit Fug schon in den früheren Auflagen zahlreiche Freunde gewonnen, besonders als Hand- und Hilfsbuch im akademischen Unterricht; ihre Zahl wird durch diese Neubearbeitung unzweifelhaft noch sehr erheblich zunehmen.

Graz. **Adolf Bauer.**

---

310) **P. O. Schjott, Die römische Geschichte im Lichte der neuesten Forschungen.** (Schriften der „Videnskabs Selskab“.) Christiania, in Kommission bei Jacob Dybwad, 1906. 31 S. 8.

Der Verfasser ist kein Neuling, sondern hat schon vor 31 Jahren eine Abhandlung über Polyb. VI 20 geschrieben, die, wie er klagt, weder von Lange noch von Madvig gewürdigt worden sei. Er findet „in der Reform des Servius Tullius dieselbe Anordnung wie in dem Solonischen Verfassungsschema, dafs die Mitglieder des Adels Reiter sind und als solche — Ritter — bezeichnet werden im Gegensatz zu den Plebejern, die Dienst zu Fufs leisteten“, welche Gedanken eingehender erörtert werden, nicht ohne einer „genialen Bemerkung“ von K. W. Nitzsch volle Anerkennung zu zollen.

Es wird aber in der Abhandlung auch die graue Vorzeit hereingezogen, so an der Hand der „merkwürdigen, aber ganz und gar nicht genügend beachteten Stelle Herodot. VII 20" die Wanderung der Illyrer und der Tyrrhener aus Kleinasien nach dem Westen. Da gibt es Gleichungen von Albanen (Albanesen) mit Alba Longa, von Tosken mit Tuskern und dergleichen, denen wir nicht zu folgen vermögen.

Prag. **J. Jung.**

---

311) **Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften.** IV. Historische Schriften. Erster Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. 566 S. 8. ℳ 12. —.

Was die ältere römische Geschichte angeht, so findet man in dieser Sammlung die Aufsätze über die Remuslegende, die Tatiuslegende, Zama, König Philipp V. und die Larisäer, die Bemerkungen zum Dekret des L. Ämilius Paulus, überhaupt alles, was nicht in den „Römischen Forschungen" steht. Die Cäsarische Zeit ist vertreten durch die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat, das Militärsystem Julius Cäsars, die kleineren im „Hermes" publizierten Aufsätze zur Cäsarischen Zeit, das Datum der Erscheinung des Kometen nach Cäsars Tod (aus der Revue Belge de numismatique). Die Augustische Epoche illustrieren: das augustische Festverzeichnis von Cumä, die Bildnisse der römischen Prokonsuln auf den Münzen dieser Zeit, die Örtlichkeit der Varusschlacht, die Familie des Germanicus, der Rechenschaftsbericht des Augustus. (Einige Stücke, die man ganz gut hierher hätte ziehen können, wie der Essay über den ersten praefectus Aegypti C. Cornelius Gallus, dann die Vorträge über die germanische Politik des Augustus, über die Akten zu dem Säkulargedicht des Horaz u. a. stehen in der Sammlung „Reden und Aufsätze".) Das Vierkaiserjahr betreffen: der letzte Kampf der römischen Republik, adsertor libertatis, die Inschrift des L. Verginius Rufus, die zwei Schlachten von Betriacum. — Aus den älteren Bänden des „Hermes" sind ferner eingereiht: der Kommentar zum Edikt des Kaisers Claudius für die Anauner, die Lage von Tigranokerta, die Lebensgeschichte des jüngeren Plinius, die Chronologie der Briefe Frontos. Es folgen die wichtigen Artikel über den Markomanenkrieg unter Kaiser Marcus (Einleitung zur Ausgabe der Antoninssäule durch Petersen, Domaszewski, Calderini 1896) und über das Regenwunder dieses Krieges. Die spätere Zeit ist vertreten durch Stilicho und Alarich, Aëtius, die Van-

dalischen Beutestücke in Italien (letztere Nummer aus dem N. Archiv der Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde). Das meiste bekannt, einiges wegen des entlegeneren Ortes der Publikation weniger beachtet, alles zusammen ein kritischer Kommentar zu den einzelnen Perioden der römischen Geschichte; in welcher Beziehung diese Sammlung z. B. dem Tacitusforscher wenigstens zum Teil den schmerzlich vermifsten vierten Band der „Römischen Geschichte" ersetzen mufs, während für den Liviusbeflissenen die beiden ersten Artikel von Bedeutung sind. — Durch die Sorgfalt des Herausgebers O. Hirschfeld (im Verein mit H. Dessau u. a.) wurden die Zitate rektifiziert und die neuere Literatur in dankenswerter Weise nachgetragen.

Prag. **J. Jung.**

---

312) **Hugo Mužik, Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den griechischen Schulklassikern.** Leipzig und Wien, Carl Fromme, 1906. VIII u. 121 S. gr. ℳ 3.50.

Um den Lehrer bei der Behandlung der griechischen Klassiker zu unterstützen, hat Verfasser in vorliegendem Buche die literarischen Erscheinungen zusammengestellt, die er für zweckdienlich und empfehlenswert hält.

Im ersten Teile bietet er die Lehrbehelfe in folgender Anordnung: A. nach der formalen Seite: 1. Biographie; 2. Würdigung des Autors; 3. Schriften über seinen Sprachgebrauch; 4. Aufsätze über methodische Behandlung; 5. Übersetzungen. B. nach der realen Seite: 1. Werke, welche die Realien in den einzelnen Klassikern behandeln; 2. Hilfsmittel für den Anschauungsunterricht. Die Übungsbücher, die den Wortschatz der Schulautoren verwerten, sind in einem besonderen Abschnitte alphabetisch zusammengestellt.

Was den ersten Teil betrifft, so bietet er teils zu wenig, teils zu viel. Zu wenig, insofern als Schulausgaben, die den Beweis ihrer Brauchbarkeit längst erbracht haben, wie zum Beispiel die der Bibliotheca Gothana (Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft) und der Velhagen & Klasingschen Sammlung einfach mit Stillschweigen übergangen sind; zu viel des Guten dagegen ist getan durch Aufzählung von Programmarbeiten und Dissertationen, die der Spezialforschung, namentlich auf grammatischem Gebiete, dienen. Abgesehen davon, dafs ihre Aufzählung nicht vollständig ist und die Arbeiten selbst meist nur denen

zugänglich sind, die das Glück haben, in einer Universitätsstadt zu leben, findet jeder, der sich über irgendeine entlegenere Frage der griechischen Grammatik aufklären will, zuverlässigste Belehrung, wenn er sich an Kühner (Blafs-Gerth) wendet.

Beachtenswerter als dieser erste Teil des Buches erscheint der zweite. In der sehr fleifsigen Zusammenstellung der in den Klassikern vorkommenden Begriffe, denen die leicht zugänglichen Bildwerke oder Anschauungsmittel beigefügt sind, wird namentlich der jüngere Lehrer eine schätzenswerte Unterstützung finden, wenn er auch nicht in der Lage sein wird, alles, was ihm dargeboten wird, im Unterricht zu verwenden.

Die Arbeit als Ganzes betrachtet ist also, von den oben gemachten Ausstellungen abgesehen, nicht ohne Nutzen.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

---

313) **Karl Quiehl, Französische Aussprache und Sprachfertigkeit.** Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik und Methodik des Französischen. Vierte, umgearbeitete Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung. VIII u. 332 S. 8. ℳ 5.80.

Von dem vorliegenden Werk, dessen dritte Auflage ich in Nr. 6, Jahrg. 1899 dieser Zeitschrift besprochen habe, ist erfreulicherweise nach verhältnismäfsig kurzer Zeit eine neue, erheblich erweiterte Auflage erschienen. Alle Abschnitte des Buches sind unter Verwertung der Fachliteratur der letzten Jahre überarbeitet und vervollständigt worden, insbesondere auch der methodische Teil, der mehr als früher auf den Unterricht in den oberen Klassen Rücksicht nimmt.

Zu den Bemerkungen über die Verschlufslaute p, t, k (S. 62) sind für eine spätere Auflage die Ausführungen des rühmlichst bekannten Phonetikers Klinghardt im laufenden Jahrgang der Neueren Sprachen zu verwerten. Seine ebenso klaren wie überzeugenden Artikel bringen neues Licht in die Natur der erwähnten Laute und zeigen den Neusprachlern einen sicheren Weg, auf dem sie ihre Schüler zur korrekten Wiedergabe dieser Laute führen können. — Unter den S. 205 erwähnten Liedersammlungen mit Singnoten vermisse ich die empfehlenswerte Sammlung Chants pour les écoles (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, A.-G.). Auch der Verlag von Renger (Leipzig) hat französische und englische Lieder für den Schulgebrauch veröffentlicht.

Quiehls Buch ist eine wissenschaftliche und pädagogische Meister-

leistung. Es bringt alles, was der Lehrer braucht, um den Anforderungen gerecht zu werden, die der französische Unterricht in seinem lautlichen und methodischen Teil an ihn stellt. Es enthält aber auch nicht mehr als er braucht; was in dem Buche steht, mufs er voll und ganz beherrschen, wenn auch manches in zu breiter Ausführlichkeit geboten sein mag. Leider macht man aber immer wieder die Erfahrung, dafs der Unterricht in der Aussprache des Französischen und Englischen sehr viel zu wünschen übrig läfst. Ja es scheint, als ob es neuerdings schlechter damit bestellt sei als zur Zeit der Hochflut der neusprachlichen Reformliteratur, und man darf aus diesen tatsächlich bestehenden Verhältnissen doch wohl den Schlufs ziehen, dafs es noch immer Lehrer gibt, die der Einübung und Befestigung der Aussprache entweder nicht die nötige Sorgfalt widmen oder für diesen grundlegenden und ungemein wichtigen Teil des neusprachlichen Unterrichts nicht die erforderliche Vorbildung besitzen. Es mufs deshalb immer wieder daran erinnert werden, dafs es zu den unerläfslichen Pflichten der Universität und der pädagogischen Seminare gehört, dafür Sorge zu tragen, dafs die künftigen Lehrer der neueren Sprachen in der Lautphysiologie mit den für die Unterrichtspraxis erforderlichen praktischen und theoretischen Kenntnissen ausgestattet werden. Solange aber Universitätsprofessoren die Fakultas für Mittelklassen solchen Kandidaten geben, die jene Kenntnisse nicht erworben haben, und solange Direktoren solchen mangelhaft vorbereiteten Lehrern fremdsprachlichen Unterricht, womöglich gar die Anfängerklasse anvertrauen, so lange wird die Aussprache der Schüler mangelhaft bleiben.

Möge das vorliegende Buch in seiner neuen Gestalt dazu beitragen, den französischen Ausspracheunterricht mehr und mehr zu vervollkommnen. Wenn das geschieht, so wird der Verfasser darin sicher den schönsten Lohn sehen, der ihm für die Mühe gebührt, die er auf sein Werk verwandt hat.

Altona. **H. Schmidt.**

---

314) **E. Bruhn** und **R. Preiser, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische** (Frankfurter Lehrplan) für die Sekunda der Gymnasien und die oberen Klassen der Realgymnasien. Berlin, Weidmann, 1905. VIII u. 207 S. 8. geb. ℳ 2.20.

Der dritte Teil dieses von dem verdienstvollen Verfasser, dem verewigten Prof. Jos. Wulff geplanten und begonnenen Buches konnte von

dem Verblichenen nicht vollendet werden. Die Fortsetzer und Herausgeber des tüchtigen und mannigfach anregenden Lehrbuches, E. Bruhn und R. Preiser, waren redlich bemüht, es im Geiste seines Urhebers zu vollenden. Es ist teilweise an die bekannten Bücher von Haacke und Köpke-Kehr angeschlossen.

Es bietet zuvörderst Einzelsätze (bis S. 103), die meist geschichtlichen Inhalts sind, wobei stets auf die entsprechenden Paragraphen der Reinhardtschen Grammatik (Berlin [3], 1904) verwiesen wird. Unter der Seite finden sich knappe, praktische Übersetzungshilfen. Die Sätze selbst sind meist kurz und übersichtlich, sowie in reinem Deutsch verfaßt.

Die zusammenhängenden Übersetzungstücke (S. 103 bis Schluß) sind unter Anlehnung an: Bell. Gall. VII, Bell. Iugurth., Bell. Catil. und Oratt. Catil., Livius, sowie Cicero, Oratio pro Sex. Roscio, und De imp. Cn. Pompei mit gutem Geschick gearbeitet.

Das Buch kann in zweckentsprechender Weise in den oberen Klassen der Realgymnasien gebraucht werden. Ein Wörterverzeichnis, dem auch wir das Wort reden, ist bereits in Aussicht gestellt. — Druck und Ausstattung sind zu loben.

Homburg v. d. H. **Wilh. Bauder.**

---

315) **O. Jespersen, Growth and structure of the English language.** Leipzig, B. G. Teubner, 1905. IV u. 260 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Der hochverdiente dänische Anglist ist in Deutschland ein gern gesehener Bekannter, mag er in seiner Muttersprache oder, was ihm ebenso geläufig ist, deutsch oder englisch schreiben. War er auch als Literarhistoriker weniger glücklich, so werden ihm doch seine phonetischen und sprachlichen Studien für immer ein aufmerksames und dankbares Publikum sichern. — Das vorliegende neue Werk ist in erster Linie zur Benutzung für weitere Kreise bestimmt, die sich für die Entwicklungsgeschichte und den Bau der englischen Sprache interessieren, soll aber zu gleicher Zeit auch dem erfahrenen Philologen von Nutzen sein. Dieser Zweck darf als erreicht gelten, das Büchlein eignet sich — was durch den sehr billigen Preis noch unterstützt wird — zur Anschaffung für jeden Neuphilologen, da dieser daraus, bei der steten Bezugnahme Jespersens auf die lebende Sprache, unmittelbaren Nutzen für seine Lehrtätigkeit herleiten kann. Das Buch enthält mancherlei neue Ansichten und Auf-

fassungen, deren Erörterung im einzelnen sich der Verfasser für später vorbehält, und wird auch manchem, der mit Jespersens Auffassung des Englischen noch nicht vertraut ist, interessante Anregungen geben, wenn er auch nicht immer mit dem Verfasser übereinstimmt. Die Grundanschauung Jespersens von der englischen Sprache als der besten und zweckmäfsigsten, weil einfachsten, die auch sein neues Werk als roter Faden durchzieht, braucht hier nicht noch einmal wieder beleuchtet zu werden. Sie ist aus seinem früheren Werke *Progress in language with special reference to English,* London 1894, zur Genüge bekannt und gewürdigt worden. Der darin zutage tretende extreme Utilitätsstandpunkt unter Beiseitesetzung aller ästhetischen Erwägungen ist wohl nirgends in dieser Form gebilligt worden. Eher darf man das Englische als die für den Sprachforscher interessanteste und wichtigste aller lebenden Sprachen bezeichnen, da wir an ihr den Übergang aus einer synthetischen in eine analytische Sprache in historischer Zeit verfolgen können und darum auch viele Fragen der allgemeinen Grammatik auf dem Gebiete des Englischen werden lösen müssen. Auch in Einzeldingen vermag ich nicht immer mit Jespersen übereinzustimmen. Wenn J. z B. in dem sonst so interessant geschriebenen Einleitungskapitel darauf hinweist, dafs die jetzigen Vokale des Englischen festumrissene Laute darstellen und dieses mit seiner Auffassung des Englischen als einer durchaus „männlichen" Sprache in Einklang zu bringen sucht, so beachtet er hierbei nicht, dafs diese festen Vokallaute nur etwas Temporäres darstellen und vielleicht in hundert Jahren schon wieder die schönsten Diphthonge geworden sein können, wie die Fälle *ale, whole, eela, who* auch, die J. in einem Atem gleich wieder als Ausnahmen zu seiner Auffassung anführen mufs. Auch was J. in § 7 über die Kürze des Ausdruckes im Englischen ausführt und durch Beispiele belegt, kann ich nicht so ohne weiteres unterschreiben. Gewifs ist der englische Ausdruck für einen Gedanken in sehr vielen Fällen kürzer als der entsprechende deutsche, aber durchaus nicht immer. Darauf hat noch kürzlich C. A. Smith in seinem in den Modern Language Notes 19, 113—121 erschienenen Aufsatz hingewiesen, wo er teilweise im Gegensatz zu einem Artikel von Münch, Zur Charakteristik der englischen Sprache (Die neueren Sprachen 7, 65 ff) auf mancherlei entgegengesetzte Konstruktionen und Einzelwörter hinweist. — § 11, S. 8 „pyramidalisch" sagen wir wohl kaum, dagegen „pyramidal", obgleich wir auch das lieber bleiben liefsen. — Kapitel II. *The Beginnings* schildert die Loslösung

des Englischen vom Germanischen, III. *Old English* charakterisiert die älteste Periode des Englischen nach seinen Bestandteilen und seinem Stil. Zu dem Zeitpunkt der Besiedlung Englands durch die Angelsachsen wäre noch der Aufsatz von V. H. Friedel, L'arrivée des Saxons en Angleterre d'après le texte de Chartres et l'Historia Britonum, Wendelin Foerster-Festschrift (Halle 1902), S. 290 bis 296, nachzutragen. — S. 47. Eine wirkliche Rassenmischung zwischen Angelsachsen und Kelten hat doch wohl nicht stattgefunden, sonst wäre der Typus des Engländers nicht so rein germanisch und seine Sprache so frei von Keltizismen geblieben. Rassenmischung fand in erster Linie mit Skandinaviern, in beschränkterem Mafse mit Franzosen statt. — Den Einflufs des Altnordischen behandelt J. in Kap. IV *The Scandinavians.* Hier macht er sich (§ 58) auch die Hypothesen von Lawrence und Schofield zu eigen „The first riddle of Cynewulf" und „Signy's Lament", die durch Herzfeld (Herrigs Archiv 110, 142 f.) als widerlegt gelten dürfen. – Kap. V. *The French* bespricht das Verhältnis des Englischen und Französischen. Leider konnte J. die tüchtige Arbeit von H. Remus über „Die kirchlichen und speziell wissenschaftlichen romanischen Lehnwörter Chaucers", Halle 1906 (Morsbachs Studien zur englischen Philologie[14]) noch nicht benutzen. — Kap. VI. *Latin and Greek.* Hierzu wäre jetzt der allerdings recht kümmerliche Streifzug O. Dellits, Über lateinische Elemente im Mittelenglischen, Marburg 1906, heranzuziehen. Kap. VII. *Various sources* handelt von sonstigen Spracheinflüssen auf das Englische. Hier wie sonst sind viele interessante Belege zum Teil ganz neu zusammengetragen. Wo S. 162 *Londoner, New Englander* erwähnt wird, sollte der seit dem Burenkriege zum politischen Schlagwort gewordene *Little Englander* nicht fehlen. — Zu den in § 168 behandelten, auf stimmhafte oder stimmlose Spirans ausgehenden Wörtern ist jetzt der wichtige Artikel von E. Ekwall heranzuziehen: Zur Geschichte der stimmhaften interdentalen Spirans im Englischen. Lunds Universitets Årsskrift, Bd. 40, afdeln 1, nr. 5. Lund 1906. Kap. VII. *Grammar.* Fast alle Kapitel der Grammatik werden gestreift, das über das Geschlecht (§ 205) ist reichlich aphoristisch gehalten. Für das Mittelenglische haben wir da eine sehr gute Arbeit von E. Ansbüttel, Über das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantive im Mittelenglischen 1905 (Morsbachs Studien z. engl. Phil., Heft 19). Kap. VIII. *Shakespeare and the language of poetry,* wo die Ausführungen über den Sprachschatz einzelner Schriftsteller und Menschen, je nach Stand und

Alter des besonderen Interesses der Leser sicher sein dürfen. Desgleichen der Abschnitt über Wörter, die bei Shakespeare nicht belegt sind. *Bible, Holy Ghost* und *Trinity* kommen nie vor, *Jesus, Christ* und *Christmas* nur in einigen seiner Jugenddramen, *Saviour* nur einmal im Hamlet, *Creator* nur in Heinrich VI, 3 und im Troilus. J. fügt andere bei Shakespeare nicht belegte Wörter zu einem Satz vereinigt hinzu: „In Shakespeare we find no *blunders,* although *decency* and *delicacy* have *disappeared; energy* and *enthusiasm* are not in *existence,* and we see no *elegant expressions* nor any *gleams* of *genius,* &c." — Kap X. Im *Conclusion* trägt der Verfasser mancherlei Dinge vor, die sich in den anderen Kapiteln schwer oder gar nicht unterbringen liefsen, wie *Bible, Profane language, Prudery* und schliefslich *Expansion of English.* Das hier am Schlufs auf S. 249 dem Deutschen gezollte Kompliment akzeptieren wir mit Dank, indem wir auf die neuesten autoritativen Ausführungen des letzten Berliner Rektors Diels hinweisen, der in seiner Abschiedsrede „Internationale Aufgaben der Universität, Berlin 1906", die Gleichberechtigung des Deutschen, Englischen und Französischen fordert und zugleich dem neuesten Weltsprachenunfug des „Esperanto" vom wissenschaftlichen und deutschen Standpunkt aus den Garaus macht.

Wenn ich, um zu dem vom Leser gewifs schon längst erwarteten Schlufs zu kommen, nicht immer mit Jespersen übereinstimmen kann und auf mancherlei Einzelheiten, die sich leicht vermehren liefsen, hinweisen mufste, so möge das dem Verfasser doch zeigen, wie sehr mich seine neueste Arbeit, der ich auch in Deutschland weiteste Verbreitung wünsche, interessiert hat. Bei einer neuen Auflage sollte der unpraktische, weil schnell schmutzende, weifse Umschlag durch einen dunkleren nach englischem Muster ersetzt werden.

Berlin **Heinrich Spies.**

---

316) **George Saintsbury, A history of English prosody from the twelfth century to the present day.** Vol. I. *From the origins to Spenser.* London, Macmillan & Co, 1906. XVII u. 428 S. 8. geb. 10 s net.

Die vielgeschäftige Feder des durch seine literarischen Darstellungen und Kritiken in den letzten Jahren auch in Deutschland sehr bekannt gewordenen Edinburgher Universitätsprofessors versucht sich hiermit auf dem heikelsten Gebiet der anglistischen Philologie, der Metrik. Der seit Jahr-

zehnten bald heftiger, bald milder tobende Streit um die Grundlagen und Theorien des Verses und der Metrik hat Saintsbury zu dem Entschlusse gebracht, seine Vorgänger auf dem Gebiete der Metrik möglichst beiseite zu lassen und lediglich auf Grund der Quellen selbst seine Darstellung aufzubauen. Da er uns auf der zweiten Seite des Vorwortes eigenhändig belehrt, dafs er „nearly all the printed stock of English verse before 1600" sowie „every poet of the slightest repute since that date, and a great number of poets, who neither have nor deserve any" gelesen hat, ist die eigene Anschauung gesichert. Indem wir uns ein endgültiges Urteil und eine Stellungnahme zu den Grundgedanken seiner metrischen Darstellung bis zum Erscheinen der zwei anderen Bände vorbehalten, sei hier nur kurz darauf hingewiesen, dafs der Verfasser den gröfsten Zankapfel der englischen Metrik, den altenglischen Vers, etwas souverän beiseite schiebt, indem er, wie der Titel dem Leser schon verrät, erst mit der normannischen Eroberung beginnt und die angelsächsische Metrik in eine bescheidene Ecke des Einleitungskapitels steckt. — Im übrigen bringt er den gewaltigen Stoff, nicht ohne manchmal etwas weitschweifig zu werden, in vier Büchern unter. Das erste mit den drei Kapiteln: Introductory, From 1100 (?) to 1210 (?), The thirteenth century; das zweite „The fourteenth century" mit fünf Kapiteln: The metrical romances, Alliterative romance and the alliterative revival generally, Miscellaneous metrical poetry before or contemporary with Chaucer — Gower, Chaucer, Langland and other alliteratives; das dritte „The fifteenth century" mit den vier Kapiteln: The drama, The successors of Chaucer, Ballads and other folk poetry &c., The prosody of the Scottish poets; das vierte „The coming of Spenser" mit fünf Kapiteln: The turn of the tide — Italian influence, classical influence, The poets between Surrey and Spenser, Sixteenth — century drama to Marlowe, Spenser. — Appendices über allgemeine Dinge. Index. — Ein schönes Faksimile der Hymnen des heiligen Godric nach Ms. Reg. V. F. VII. Fol. 85 (British Museum) ziert den ersten Band äufserlich.

---

317) **Gustav Ploetz, English Vocabulary.** Methodische Anleitung zum Englischsprechen mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, F. A. Herbig, 1904. 315 S. 8. ℳ 2.60.

Die vorliegende neue Auflage des bekannten Vokabulars ist, wie das Vorwort sagt, „unter der wertvollen Beihilfe sachkundiger englischer

Freunde einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen worden", damit es „den Wandlungen der lebenden Sprache" sich vollkommen anschliefse. Und das ist allerdings durchaus notwendig bei einem Buche, das eine „methodische Anleitung zum Englischsprechen" sein will. Mir scheint, diese Anpassung an den heutigen Sprachgebrauch ist nicht durchgreifend genug gewesen. Es steht vieles in dem Buch, was man heute als Buchenglisch bezeichnen mufs; manches ist viel schwerfälliger ausgedrückt, als es in der Unterhaltung des täglichen Lebens geschieht; vor allem ist das Gebiet der sog. familiären Redeweise nicht genügend berücksichtigt. Ein paar Beispiele. S. 135 unter „Staat" heifst es am Schlufs als englischer Ausdruck für die bekannte Zollbeamtenfrage: Haben sie etwas Steuerbares (! soll heifsen „Zollpflichtiges") bei sich?: *have you any article subject to duty?* Welcher Zollbeamte sagt wohl so? Es heifst: *(Have you got) anything to declare?* S. 81: es ist mein Schicksal, immer Unglück zu haben: *I am fated to be always unlucky;* so schreibt man wohl, aber man sagt nicht so; '*abusive language*' S. 84 für Schimpfworte ist gewifs korrekt; im gewöhnlichen Leben heifst es heutzutage aber *bad language.*

Die Reichaltigkeit des Inhalts ist anzuerkennen, doch will es mir auch hier scheinen, als ob die gewählten Ausdrücke nicht immer ganz 'up-to-date' seien. So vermisse ich zum Beispiel unter Kap. IV: *pyjamas, clip, (tie-clip), outfit, smoking, blazer, cummer- (kamar-) band, pants, underwear, links;* unter Kap. V Lady's Dress: *skirt-and-jacket dress* (Kostümkleid), *tailor-made, blouse;* Taille als Teil der Damenkleidung heifst heute meist *bodice,* nicht *body:* z. B. *low bodice:* ausgeschnittene Taille. Auf S. 128 unter *Holidays* hätte hinzugefügt werden können: *boxing-day, red-letter-day, bank-holiday* (jedenfalls kann ich dies häufige Wort nirgends finden). S. 114 vermisse ich den sehr häufigen Ausdruck '*to be out of one's teens*'. S. 136, Anm. 2 heifst es: „Einen Kultusminister gibt es in England nicht." Schon recht, aber es gibt doch ein einflufsreiches *Board of Education,* wovon nichts gesagt wird. Die Board-Schools finde ich nicht erwähnt; *desk* (Ladenkasse), *typewriter, typist, hire-purchase-system, instalment* fehlen unter *Commerce.* Bei umständlichen Zusammensetzungen hätten die gebräuchlichen Verkürzungen mit angeführt werden müssen: *customs-officer* statt *customhouse-officer* (S. 137), *capital* statt *capital letter* (S. 160).

Es läfst sich also vom Wortschatz im ganzen wohl sagen, dafs er sich mehr auf dem Sprachgebrauch der Mitte des 19. Jahrhunderts auf-

baut, die sprachliche Entwicklung der letzten 20 Jahre aber zu wenig berücksichtigt. So läfst z. B. auch die Liste von Vornamen S. 234 manche heute sehr beliebte Namen wie *Algernon, Fergus, Cecil, Gladys, Ethel, Sybil* vermissen.

Die Aussprachebezeichnungen sind dieselben wie in allen Büchern von Plœtz. Ich halte sie für mifsverständlich und schwer leserlich; besonders zu tadeln ist die Bezeichnung der langen Vokale *a* und *o* als einfacher Laute statt als Diphthonge: l*a*bour: e statt ei. Das nachvokalische *r* wird immer noch in der Lautumschrift mit angeführt, obwohl es doch nur im Auslaut in der Bindung gesprochen wird: cruiser: kruhsër (Ploetz). Die Anwendung der Lautschrift, wenn man sich einmal mit der von Ploetz zufrieden gibt, scheint richtig und sorgfältig. Als ungebräuchlich bemerkte ich die Bezeichnung des *t* in *waistcoat;* es ist hier ebenso verstummt wie in *chestnut.*

Sollte dem English Vocabulary noch eine weitere Auflage beschieden sein, so ist — das ist mein Gesamturteil —, der im Vorwort ausgesprochene Grundsatz des Anschlusses an die Wandlungen der lebenden Sprache durchgreifender und allseitiger zu verwirklichen.

Flensburg. **Ernst Hansen.**

---

318) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Dreizehnter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1906. 928 S. (zu je zwei Spalten). 8. geb. ℳ 10. —.

Der wie seine Vorgänger mit vielen Abbildungen, Karten und Plänen geschmückte Band beginnt mit dem Stichworte „Lyrik" und endigt mit „Mitterwurzer". Er entspricht für seinen alphabetischen Abschnitt in der getroffenen Auswahl, in der Anlage und Ausführung sowie der splendiden Illustration der Artikel allen Anforderungen, die man an ein solches Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens billigerweise stellen darf. Wie aufmerksam die Leitung des Lexikons alles Neue auf den verschiedensten Gebieten von Natur und Geisteswelt beobachtet, prüft und geeignetenfalls dem Gesamtwerke einfügt, zeigt schon eine vorläufige Durchsicht des Bandes. So belehrt uns der grofse Meyer anläfslich der politischen oder wirtschaftlichen Tagesfragen über Machzen, Mac Kinley, Mafia, Mafeking, Magersfontein, Magyaren, Mandschu, Markthallen, Marianische Kongregation, Marinefragen, Marokko, Mekkabahn, Menelik, Mercier usw.

Ebenso finden wir im Bereiche der Kunst und Wissenschaft die früheren Artikel ergänzt und neue angegliedert. Es sei hier verwiesen auf Maeterlink, Hektor Malot, Maupassant, Mascagni, Mackensen, H. Magnussen, Malerei, Medaillen; Marconi, Maspero; Magnet (und Ableitungen), Maschine, Materie (Abl.), Mechanik, Metall (und Verbindungen), Mensch, Meer, Mikroskop, Mathematik, Mineralogie u. v. a. m. Treffliche Abbildungen ergänzen in vielen Fällen die theoretische Belehrung. Eine Reihe von Städtebeschreibungen mit guten Plänen bekunden wieder auf anderem Gebiet die Vielseitigkeit des nützlichen Werkes; vgl. Magdeburg, Mailand, Mainz, Mannheim, Marseille, Metz (Schlachtenpläne). Dafs an seinem alphabetischen Platze auch „Meyers Bibliographisches Institut in Leipzig" gebührend beschrieben und gewürdigt ist, wird man mit Genugtuung bemerken; die gebotene Darstellung wird den Leser noch weiter überzeugen (wenn das noch nötig ist), dafs die Firma für ein solches Universalwerk des Wissens die denkbar günstigsten Bedingungen erfüllt.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 29. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1906.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

319) **Rich. C. Jebb, Bacchylides. The poems and fragments** edited with introduction, notes, and prose translation (by R. C. J.). Cambridge, University Press, 1905. XVIII u. 524 S. 8. geb. *M* 15.—.

R. C. Jebb hat F. G. Kenyon bei der Veröffentlichung der neugefundenen Lieder des Bakchylides wesentlich unterstützt. Seit jener Zeit trug er sich mit dem Plane, den Dichter herauszugeben, und beschäftigte sich zu dem Zweck selbst eingehend mit Bakchylides, namentlich aber sammelte er alles Brauchbare, was andere zu dessen Erklärung und Kritik lieferten, soweit es ihm irgend erreichbar war. Diese kritisch-exegetische Ausgabe, deren Erscheinen der Verfasser leider nicht lange überleben sollte — er starb im Dezember vorigen Jahres —, liegt jetzt vor; sie ist die vollständigste, die bis jetzt erschienen ist, und umfaſst alles, was sich auf Leben und Werke des Bakchylides bezieht. Daher ist

sie vorzugsweise geeignet, als Grundlage für alle weiteren Bakchylides-Studien zu dienen.

An die Spitze hat der Herausgeber eine Bibliographie gestellt, die jedoch, wie er selbst sagt, keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt; was nach dem Jahre 1900 erschienen ist, fehlt fast ausnahmslos. Aber auch die erwähnten Schriften hat der Herausgeber nicht alle eingesehen; denn sonst wäre es ihm z. B. nicht entgangen, dafs die Ergänzung II 4 μάχας, die er Blafs und Festa zuschreibt, schon in meiner Bearbeitung der vierten Auflage der Buchholzschen Anthologie steht, ebenso πλέονας V 122, für das er Smyth anführt, τοῖ' V 160, das nach ihm Housman und A. Ludwich fanden, ὃν ἂν V 193, das er Housman gibt, ἐξέβαλ' ἂν XVII 28, für das er Festa nennt.

Die Einleitung behandelt zunächst das Leben des Bakchylides, das Jebb in die Jahre 507 — 428 setzt; die Verbannung des Dichters fällt nach ihm wahrscheinlich nach 452. Sehr eingehend und sachlich bespricht er das Verhältnis des Bakchylides und Simonides einerseits, des Pindar anderseits; er glaubt, dafs die Scholiasten für ihre Angaben, es habe zwischen diesen Dichtern Feindschaft bestanden, eine alte Überlieferung hatten, und solche Überlieferungen kennen wir jetzt tatsächlich seit der Entdeckung des Archilochos-Denkmals durch Hiller v. Gärtringen. Treffend legt er auch Bakchylides' Stellung in der Geschichte der griechischen Lyrik dar; zwar die Übersicht, die er über die griechische Lyrik gibt, ist etwas dürftig ausgefallen, und auch die Betrachtung des Epinikions geht nicht auf dessen Ursprung als Teil einer religiösen Feier und damit auf den Grund der Einflechtung des Mythos näher ein, aber um so genauer und vollständiger ist die Vergleichung mit Pindar und den anderen älteren und gleichzeitigen Dichtern. Ja nicht einmal das Verhältnis des Bakchylides zur Kunst, besonders zur Vasenmalerei, hat der Verfasser unberücksichtigt gelassen.

Die nächsten Abschnitte der Einleitung sind dem Dialekt und der Grammatik, sowie der Metrik gewidmet. Dem Vorgange von Fr. Blafs folgend, stellt Jebb auf S. 99 f. die metrischen Schemata sämtlicher Gedichte des Bakchylides übersichtlich zusammen und versieht jedes mit Anmerkungen, die auf das Bemerkenswerte und Auffallende hinweisen, das darin vorkommt. Dabei treten die Fehler gegen die Responsion besonders hervor, die meiner Überzeugung nach alle auf Textesverderbnissen beruhen, also durch Verbesserungen beseitigt werden müssen. Die meisten

sind auch durch die Gelehrten tatsächlich schon entfernt. Jebb schlägt I 70 (180 Bl.) zu diesem Zwecke die Umstellung ὅσσον ἂν ζώῃ, λάχε τόνδε χρόνον τιμάν vor, was eine unnatürliche und gekünstelte Stellung ergibt; ich lese ὧδε st. τόνδε, das im Anschlufs an χρόνον entstanden ist: „auf diese Weise, dadurch". III 89 hätte Jebb θάλεϊαν mit Blafs schreiben sollen; V. 90 ist μινύθει wohl durch μινύσει zu ersetzen, Fut. von μινύω, dessen Aorist Pass. in dem verschriebenen μίνυνθα V 151 steckt: μινύθη, wofür der Herausgeber unnötigerweise μινύνθη wünscht. In III 18 ist das Überlieferte ὑψιδαιδάλτων in ὑψιδαιδάλων zu verwandeln, und auch V. 64 läfst sich μεγαίνητε nicht halten; es stört der Hiatus μεγαίνητε Ἱέρων, der keinen Rückhalt in V. 92 τρέφει. Ἱέρων findet, die Längung des ε vor Ἱέρων, sowie die Quantität der vorletzten Silbe in μεγαίνητε, wo man eine Kürze erwartet. Dafs diese Stelle schon in der Vorlage unseres Papyros nicht mehr unversehrt war, scheint mir daraus hervorzugehen, dafs in V. 62 ἂν vor ἔπεμψε, in V. 63 γε vor μέν fehlt. So ist auch in V. 64 nach ὦ μεγ eine Silbe ausgefallen, dem γε des vorhergehenden Verses entsprechend; ursprünglich wird es gelautet haben ὦ μέγιστ' ἀγητέ bzw. μεγιστάγητε, d. h. μεγιστάγηθ' Ἱέρων, was dem Metrum und dem Sinne genügt. Leichter sind die Verse V 11 und 26 herzustellen, dort durch Umstellung ὑμετέραν | πέμπει ἐς κλεινὰν πόλιν, hier durch die Änderung von νωμᾶται δ' in ἐν νω | μᾷ δ' ἐν. Die Verse 14 f. und 29 f. entsprechen den anderen, wenn man δέ und μετ' streicht, von denen das letztere auch der Erklärung unüberwindliche Schwierigkeit macht; für ἐθέλει δέ empfiehlt sich dann die Änderung ὃ θέλει. Die seltene Relativform ὃ veranlafste die naheliegende Verschreibung in ἐθέλει, und dann die Beifügung von δέ, die in der Antistrophe μετ' nach sich zog. Ebenso ist X 77 κάμοντ' wegen der Seltenheit der Form zu κάμον geworden; in V. 114 hat Jebb vor ἱππότροφον gut ἐς eingefügt, und auch das von ihm vermutete πόλισμ' st. πόλιν wird man annehmen müssen, da das hom. πόληα für Bakchylides nicht unbedenklich ist. Jebb selbst hat freilich seine Vermutung zugunsten von Blafs' πόλιν τ' aufgegeben, aber τε ist ohne passende und natürliche Beziehung. In V. 119 scheint mir das metrisch anstöfsige πρόγονοι aus einer Erklärung in den Text gekommen zu sein und das Verbum verdrängt zu haben, das σταθμήσαντο oder ein Wort ähnlicher Bedeutung gewesen sein mufs, vgl. Pind. O. X 45: σταθμᾶτο ζάθεον ἄλσος πατρὶ μεγίστῳ; πρόγονοι stört auch den Sinn und Zusammenhang, da ja noch von denselben Personen, den Gründern

von Metapont, die Rede ist. In dem Gedicht XVI 93 ist nach *ἠιθέων* ein Wort ausgefallen, das der Herausgeber mit *μάν*, wie ich glaube, richtig ergänzt; aber auch das darauffolgende Wort, das jetzt *γένος* lautet, ist nicht unversehrt geblieben, da sein Gebrauch und seine Konstruktion auffällt. Das Richtige scheint mir *φρένες* zu sein, das ein passendes Subjekt zu *τρέσσαν* ist.

Eine besondere Besprechung erfordern die Gedichte VII und VIII. Der erste Herausgeber Kenyon war der Ansicht, dafs hier Überreste von zwei verschiedenen Epinikien vorliegen, und bezeichnete daher V. 1—11 als Gedicht VII, V. 12—27 als Gedicht VIII; Blafs dagegen vereinigt sie unter einer Nummer, da er beide Stücke ein und demselben Gedicht zuschreibt. Die Gelehrten treten teils der Ansicht Kenyons, teils der Ansicht von Blafs bei; Jebb schliefst sich Blafs an, indem er darauf hinweist, dafs die Annahme zweier verschiedener Gedichte kurze Gedichte voraussetze, dafs es aber wenig wahrscheinlich sei, dafs Bakchylides nach dem kurzen Gedicht VI auf Lachon wieder nur ein kurzes auf denselben Sieg gedichtet habe. Ich teile diese Ansicht und stimme Jebb auch darin bei, dafs wir an der strophischen Gliederung des Gedichts festhalten müssen und nicht mit Blafs in der dritten Auflage seiner Ausgabe an *ἀπολελυμένα* denken dürfen. Ja ich meine, der Beweis dafür läfst sich aus den Versen noch erbringen. V. 8 entspricht V. 1, wenn wir *νέμῃς* (st. *νείμῃς*) lesen, V. 9 dem V. 2, soweit dieser erhalten ist, und ebenso auch V. 10 dem V. 3, da im ersten Fufs – – ⏑ – neben – – ⏑ ⏑ möglich ist; ferner aber entsprechen die V. 1 — 3 des zweiten Bruchstücks den V. 6 und 7 des ersten, wenn man im letzten Fufs des V. 6 – – ⏑ ⏑ neben – – ⏑ – und im ersten Fufs des V. 7 – ⏑ ⏑ – neben – – ⏑ – zuläfst. Daraus folgt, dafs V. 1—7 die Strophe bilden, mit V. 8 die Antistrophe beginnt, die V. 1—3 des zweiten Bruchstücks den Schlufs einer Antistrophe bilden und die Verse 4 bis zum Schlufs der Epodos angehören, die entschieden Ähnlichkeit mit der Strophe zeigt, vgl. den ersten Vers der Strophe und den letzten der Epodos: *ἐν Πέλοπος Φρυγίου κλεινοῖς ἀέθλοις*. Auffallend ist nur die Verschiedenheit in der Kolenabteilung zwischen dem ersten und zweiten Fragment.

An die Übersicht über die Metra reiht Jebb eine genaue Beschreibung des Papyros; jedoch weifs er noch nicht, dafs dieser in Ashmunên gefunden wurde, was wir aus Fayûm towns and their papyri by B. P. Grenfell, A. S. Hunt and D. G. Hoggart (London 1900), S. 19, er-

fahren. An der Datierung Kenyons, der den Papyros ins 1. Jahrh. v. Chr. setzt, hält er gegen Grenfell und Hunt, die ihn in das 1. oder 2. Jahrh. n. Chr. herabrücken wollen, fest. Er schildert, wie der Schreiber des Papyros seiner Aufgabe genügte, was für Fehler er machte, welche Verbesserungen Spätere vornahmen, in welchem Zustand der Text jetzt vorliegt und wie die Akzente und die sonstigen Lese- und Schriftzeichen gebraucht sind. Zur Veranschaulichung fügt er die photographische Reproduktion der Col. XXXVIII des Papyros, sowie eine Anzahl kleinerer Fragmente auf zwei Tafeln bei. Dann folgt der Abdruck des Textes, wie er im Papyros überliefert ist; nur dafs die losgelösten Stückchen, die bei Kenyon als besondere Fragmente erscheinen, an ihren ursprünglichen Stellen eingefügt sind, abgesehen von III 8—10 und VIII (XI) 82—84, die dem Herausgeber zu spät zu Gesicht kamen. Um diese Einschiebung hat sich besonders Fr. Blafs verdient gemacht.

Der nächste Abschnitt enthält die Einleitungen zu den einzelnen Gedichten, die praktischer jeweils den betreffenden Gedichten selbst vorangingen. Sie beschäftigen sich mit der Abfassungszeit der Gedichte, wobei die im zweiten Band der Oxyrhynchos-Papyri unter Nr. 222 veröffentlichte Liste der olympischen Sieger aus den Jahren 480 – 448 gute Dienste taten, ferner mit dem Sieger und dessen Familie und endlich mit dem Mythos, der etwa in das Siegeslied verflochten ist. In der Einleitung zum ersten Gedicht behandelt Jebb auch ausführlich die Keische Inschrift, auf der Argeios zweimal als Sieger verzeichnet ist, an den Isthmien als *παῖς* und an den Nemeen als *ἀγένειος*; dabei benutzt er eine neue Abschrift, die ihm R. C. Bosanquet zur Verfügung stellte. Zu den Hieron-Oden gibt er eine dankenswerte chronologische Übersicht über die syrakusanische Geschichte von 491, dem Regierungsantritt Gelons, bis 466, der Verbannung des Thrasybulos. Die Krösuslegende im dritten Epinikion sucht der Verfasser als delisch zu erweisen, indem er darauf aufmerksam macht, dafs hier von den zweideutigen Orakeln an den Lyderkönig keine Rede sei, wogegen sich doch die Delphier an erster Stelle verteidigen mufsten, und dafs die Hyperboreer erwähnt werden, die in enger Verbindung mit Delos stehen. Was nun den letzteren Punkt betrifft, so liegt die Hyperboreersage auch den Delphiern nicht fern; sie ist ein Teil des Apollonmythos überhaupt. Die Befragung des Gottes wegen der Zweideutigkeit seiner Orakel aber und die Rechtfertigung des Gottes hat ursprünglich mit der Rettung des Krösos nichts zu tun; sie konnte erst in

der bei Herodot vorliegenden Version der Legende hinzutreten, in der Bakchylideischen hat sie keine Stelle. Diese will in ihrem Wesen nur die Dankbarkeit des Gottes seinen Verehrern gegenüber zum Ausdruck bringen, um zu verhindern, dafs sich jemand durch das Schicksal des lydischen Königs zur Abkehr von dem Gotte bestimmen lasse. Dies deutet auf delphischen Ursprung; die Delier, mit denen Krösos in keiner Beziehung stand, hatten dazu keinen Anlafs. Auch die genaue Kenntnis der orientalischen Hofsitten, die sich in der Legende zeigt, spricht für die welterfahrene delphische Priesterschaft. Aus dieser ursprünglichen delphischen Erzählung hat sich die herausgebildet, die man bei Herodot liest, und zwar in den Kreisen, die sich die Ausgestaltung der Sagen über die Sieben Weisen angelegen sein liefsen; dies zeigt die Rolle, die Solon darin spielt. Dafs Krösos in diesen Sagenkreis gezogen wurde, ersieht man auch aus dem, was über die Einwirkung des Bias, bzw. Pittakos auf ihn berichtet wird; ebenso hören wir, dafs ein Gastmahl der Sieben bei ihm stattgefunden habe. Diese Sagenversion will die Wahrheit und Bedeutung der Aussprüche der Sieben unwiderleglich dartun; auch wenn sie anfänglich nicht beachtet, ja als Torheit verlacht werden, erweisen sie sich doch mit der Zeit als untrüglich und heilsam. In diesem Sinne ist die ursprüngliche Legende umgeformt; aus dem Entschlufs des Krösos, mit den Seinigen auf dem Scheiterhaufen den Tod zu suchen, wurde die Verurteilung des Königs zum Feuertod durch Kyros, aus den Vorwürfen gegen Apollon wurden Selbstvorwürfe, in den Ausruf „Solon! Solon!“ zusammengefafst, und aus der Entrückung zu den Hyperboreern die Löschung des Feuers durch Apollon und die Unterredung mit Kyros, die zur Rettung des lydischen Königs führte, und dieses Weiterleben des Krösos bedingte dann die Klagen bei dem Orakel über die trügerischen Sprüche, die er vom Gotte erhalten habe. Das zwölfte Gedicht setzt Jebb in das Jahr 481, jedenfalls aber nicht nach 479, indem er gegen Blafs' Einwendungen, dafs während der Feindseligkeiten zwischen Athen und Ägina nicht nur die Sendung des Pytheas nach Athen zu seiner Ausbildung, sondern auch das Lob des athenischen Lehrers durch Bakchylides und Pindar Nem. V wenig wahrscheinlich sei, bemerkt, dafs der Lehrer eher nach Ägina gerufen worden sei, und dafs das von den genannten Dichtern ausgesprochene Lob des athenischen Lehrers zu keiner Zeit den Ägineten hätte anstöfsig sein können. Dem ersteren Gegengrund kann man zustimmen, aber nicht dem letzteren, da sich das unter den obwaltenden Verhältnissen immerhin auf-

fallende Lob leicht vermeiden liefs. Nach Blafs ist das Gedicht 479 oder 477 verfafst; ich möchte es in das Jahr 487 vor Ausbruch der Feindschaft zwischen den beiden Städten setzen, also den Jugendgedichten des Bakchylides zuschreiben. Die Gedichte XIV und XV hält Jebb mit vielen anderen für vollständig; von XIV wenigstens kann ich dies nicht zugeben, nicht etwa wegen des rhapsodenartigen Inhalts, sondern wegen der vom Dichter gewählten Form. Was wollte er mit V. 47 *Μοῦσα, τίς πρῶτος λόγων ἆρχεν δικαίων* bezwecken, wenn er nach den paar Sätzen des Menelaos abbrechen wollte?

Auf die Einleitungen folgt der Text der Gedichte und Fragmente nebst der Übersetzung und den Anmerkungen, in der Weise angeordnet, dafs auf der linken Seite der griechische Text, auf der rechten die englische Übersetzung in Prosa und daneben am Fufse der Seiten zunächst die kritischen, dann durch einen Strich davon getrennt die erklärenden Anmerkungen stehen, beide durch den Anhang auf S. 435 f. ergänzt. In der Behandlung des überlieferten Textes ist Jebb zurückhaltender als Blafs; eine ganze Reihe von Ergänzungen setzt er in kleiner Schrift ein, um anzudeuten, dafs sie nur den Sinn der fehlenden Worte im allgemeinen angeben wollen. Die von Blafs versuchte Herstellung des ersten Epinikions teilt Jebb nur im Anhang mit, mit Recht, wie ich glaube; jedoch hätte auch er bei Feststellung des Gedankengangs des Gedichts sich enger an die Ibisscholien halten sollen. Danach war nach der Einleitung zunächst erzählt, wie die beiden Götter Zeus und Apollon bei ihrer Ankunft bei den Telchinen von den Töchtern des Damon, des Königs der Telchinen, freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Darauf war berichtet, wie die Götter, dadurch gerührt, sie bei der Vernichtung der Telchinen zu retten beschlossen; ein Traum forderte die eine Tochter auf, die Vaterstadt zu verlassen; sie erzählte ihn ihren Schwestern, die daraufhin mit ihr fliehen; nur Makelo bleibt aus Liebe zu ihrem Bräutigam zurück. Dann war die Bestrafung der Telchinen, bei der auch Makelo umkam, geschildert. Hier setzt der leidlich erhaltene Teil unseres Gedichts, bei Blafs V. 111, ein, der den Besuch des Minos bei den Töchtern in ihrem neuen Wohnort und die Geburt des Euxantios erzählt, den Jebb nicht für eine Erdichtung der Euxantiden von Milet hätte halten sollen; er ist ein alter Lokalheros von Keos. V. 22 (142 Blafs) ist vor *λέοντος* wohl *ἀδμῆτα* zu ergänzen, und im folgenden ist Jebbs Ergänzung *χρεῖός τι συμβολοῖ μάχας* der Blafsschen *ἐ κερβολοῖ* vorzuziehen. Im zweiten

Gedicht V. 1 schreibt Jebb *ἄιξεν ἁ*, wie auch Blaſs u. a. Ich halte an Kenyons *ἄιξον ὦ* fest; denn fürs erste ist das kurze Gedicht an und für sich zur Begrüſsung an Ort und Stelle unmittelbar nach dem Siege geeigneter; sodann paſst *ἀίσσειν*, wie schon O. Schröder bemerkte, besser für das Forteilen als das Ankommen; ferner kann *ἄμνασεν*, zu dem Argeios Subjekt ist, als Objekt nicht die Keer haben, die ihre Sieger und Siege gewiſs nicht vergessen hatten, sondern nur die Festversammlung, der der Sieg des Keers Argeios auch die früheren Siege der Keer wieder ins Gedächtnis zurückrief. Epin. IV 3 ergänzt Jebb *προχοαῖς, κάλ' αὔξων δι' ὅσσα*; ich schlage *προχοαῖσι δείξας, δι' ὅσσα* vor: „all die Eigenschaften an den Tag legend, infolge deren“ usw. Epin. VIII 65 ergänzt Jebb gut *παῖδες αἰδοῖαι*.

Den Schluſs der willkommenen Ausgabe bildet ein Wortindex und ein Sachindex.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

320) **A. Kraemer,** De locis quibusdam, qui in Astronomicon, quae Manilii feruntur esse, libro primo exstant, ab Housmano, Britannorum viro doctissimo, nuperrime corruptis. Francofurti, Knauer, 1906. 47 S. 8.

Bereits Birt hat im Rhein. Mus. (41, 500) darauf hingewiesen, daſs Housman durch überflüssige Konjekturen die lateinischen Dichter vielfach verdorben hat, und die meisten Kritiker von Housmans Ausgabe des ersten Buches der Astronomica sind darüber einig, daſs der Herausgeber häufig auch da, wo die überlieferte Lesart einen guten Sinn gibt, ohne Grund geändert hat. Die Maniliusforscher werden es daher dem Verfasser der vorliegenden, in gutem Latein verfaſsten Schrift Dank wissen, daſs er an einzelnen typischen Beispielen zeigt, wie sehr der englische Gelehrte irrt. Daſs an manchen Stellen, besonders I, 769, die Rechtfertigung des angegriffenen Textes glänzend gelungen ist, wird wohl jeder Kraemer zugeben müssen. Vor allem werden folgende Stellen behandelt I, 7 (Konjektur von Kleinguenther), 25, 79, 410, 750, 786 und 790. Kraemer hätte zu den Stellen, wo Housman ohne Grund ändert, mit leichter Mühe noch I, 311, 385, 640 und 655 hinzufügen können, was ja auch schon Prinz in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. betont hat Ganz besonders sind Kraemers Konjekturen zu I, 7 und 750 als zutreffend zu bezeichnen, Die sehr fleiſsige Arbeit legt Zeugnis von gründlicher Belesenheit ab.

Besonders tritt dies in den zahlreichen den Klassikern entnommenen Belegen zutage, durch welche K. seinen Behauptungen Nachdruck zu verleihen weifs.

In einem Anhange kommt Kraemer nochmals auf die Frage über die Person des Dichters und die Vollendung seines Werkes zurück, legt uns höchst schätzenswertes Material über die göttliche Verehrung bedeutender historischer Personen, zumal der römischen Kaiser, insbesondere des Augustus, vor und fügt diesem wichtige Untersuchungen über den Gebrauch von *sol, sidus, astrum* und *stella* bei. Jeder, der sich mit den obenerwähnten Fragen beschäftigt, wird sich mit Kraemer auseinandersetzen müssen.

Frankfurt a. M. **Fr. Fried.**

---

321) **Harvard Studies in Classical Philology.** Vol. XV. Cambridge (Mass.), Harvard University, 1904 (in Europa nur: Leipzig, O. Harrassowitz). 242 S. 8. geb. ℳ 6.50.

Den Inhalt des 15. Bandes der H. St. bilden folgende fünf Abhandlungen: 1) *E. K. Rand,* On the Composition of Boethius' Consolatio Philosophiae (S. 1—28); 2) *A. St. Pease,* Notes on some Uses of Bells among the Greeks and Romans (S. 29—59); 3) E. Capps, The 'Nemesis' of the Younger Cratinus (S. 61—75); 4) *Fl. G. Ballentine,* Some Phases of the Cult of the Nymphs (S. 77—119) und 5) *W. W. Baker,* De comicis Graecis litterarum iudicibus (S. 121—240). *Rand* will die von Usener (Anecdoton Holderi) vorgetragene Ansicht über die Schrift des Boethius als unzutreffend und zu ungünstig erweisen, und kommt auf Grund einer Analyse des Inhalts zu der Meinung, dafs der eigene Anteil des Verfassers gröfser, dafs dieser seinen Quellen gegenüber selbständiger ist, als U. zugegeben; B.'s letztes Ziel ist die Versöhnung von Vernunft und Glauben, und so kann man ihn als den ersten Vertreter der Scholastik ansehen. — *Pease* liefert eine Art Supplement zu dem Werke des Abbé L. Morillot, 'Étude sur l'emploi des clochettes chez les anciens et depuis le triomphe du christianisme' (Dijon 1888). — Die Untersuchung von *Capps* hat zum Gegenstand das Scholion zu Aristophanes Av. 521. Er bespricht die Schwierigkeiten, die sich aus dem letzten Teile desselben ergeben, und die verschiedenen Versuche sie zu beheben, und kommt schliefslich zu folgender Lösung: an dem überlieferten Text ist nichts zu ändern, die Komödie *Νέμεσις* gehört nicht dem älteren Kratinos, wie Plutarch Vita Pericl. 3

infolge Verwechslung der beiden gleichnamigen Dichter angenommen hat, sondern dem jüngeren (vielleicht dem Enkel von jenem), dessen Komödie nach Eratosthenes Catast. 25 eine mythologische Travestie war im Stile der mittleren Komödie, also ohne satirische Anspielung auf Perikles; das Stück gehört wahrscheinlich in die Zeit zwischen 410 und 404. — *Ballentine* trägt alles literarische und epigraphische Material zusammen, aus dem zunächst hervorgeht, dafs die Nymphen bei den Griechen Wasser-, Ehe- und Geburtsgöttinnen waren, dafs man zu ihnen um Wasser flehte, sei es in Gestalt von Regen oder, was das Ursprünglichere, als Quelle, und dafs man ihnen für gewährte Bitte Gaben darbrachte. Unter ihren Schutz stellte man auch Bewässerungsgräben, Wasserleitungen und Bäder; zu ihnen flehten aber auch am Hochzeitstage Bräutigam und Braut und badeten in dem von den *λουτροφόροι* herbeigeholten Quellwasser, damit ihr Ehebund mit Kindern gesegnet werde; in manchen Gegenden weihte auch die Braut den Nymphen eine Locke ihres Haares. Die Kinder in ihrer ersten Lebenszeit vertraute man dann ebenfalls der Obhut der Nymphen an. Bei den Römern spielen die Lymphae dieselbe Rolle als Wassergottheiten (besonders Juturna); dafs sie mit der Eheschliefsung zu tun haben, ist weniger sicher (vgl. Fest. P. 63; Dracont. Carm. prof. 7, 31 ff.), aber als Geburtsgöttinnen werden sie um Hilfe und Beistand gebeten (Carmentis, Egeria, wohl auch die Camenae). Den Schlufs dieser Abhandlung bildet ein mit Belegstellen versehenes Verzeichnis von Namen für Nymphen und Nymphenarten, von denen 342 bei den Griechen, 197 bei den Römern vorkommen; 64 von den griechischen Namen finden sich in der römischen Literatur.

Die ganze zweite Hälfte des Bandes füllt die als ursprüngliche Dissertation lateinisch geschriebene Abhandlung von *Baker*. Er trägt nicht nur diejenigen Stellen zusammen, in denen eine literarische Kritik direkt ausgesprochen ist (mit Recht betont er, wie vorsichtig man oft bei den Fragmenten sein mufs, wenn sie nicht eben gerade um der Kritik willen zitiert werden), sondern zieht auch die indirekte Kritik in den Bereich seiner Untersuchungen, insoweit sie sich durch Wahl desselben Titels, Nachahmung, bewufste oder unbewufste Entlehnung, Parodie u. dgl. zu erkennen gibt. Geordnet ist das Material in der Weise, dafs zunächst Homer, Hesiod und die anderen älteren Dichter an die Reihe kommen, dann die Tragiker, denen die Komödiendichter folgen, während nach den Urteilen über sonstige Schriftsteller und die Literaturgattungen diejenigen

Bemerkungen den Schlufs bilden, die jeder Dichter über sich und seine eigene Kunst gemacht hat. Sein Ergebnis faſst B. (S. 240) in die Worte zusammen: „Comici primi apud Graecos in litteras iudicandas animos intenderunt; huic autem rei fere omnes per antiquam comoediae aetatem, postea tamen pauciores studuerunt; iudicia fecerunt permulta et acuta et iusta.“

Halle a. S. **P. Weſsner.**

---

322) **J. N. Svoronos, Das Athener Nationalmuseum.** Phototypische Wiedergabe seiner Schätze mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe besorgt von **W. Barth.** Athen, Beck & Barth, 1906. Heft 7 und 8. Text S. 183—238. Tafel LXI—LXXX. ℳ 14.80.

Von den Reliefs des Athener Nationalmuseums im Saale des Hermes bespricht das letzte Blatt der neuen Textlieferung kurz einen kleinen Fries mit Meergöttern. Der ganze übrige Teil enthält die (bereits S. 179 begonnene) Untersuchung der drei Platten, die 1887 von den Franzosen in einer verschütteten byzantinischen Kirche zu Mantineia gefunden sind und bisher meist als praxitelisches Musenrelief gedeutet wurden, indem man auf der einen den Wettstreit des Apollon mit Marsyas, auf den beiden anderen aber je drei Musen erkennen zu sollen glaubte. Die neue Lieferung ist nun eine neue Probe der Meisterschaft des griechischen Gelehrten, der, mit den vielseitigsten Hilfsmitteln ausgestattet, den Leser teilnehmen läſst ebenso an der schrittweise vor sich gehenden Klärung höchst verwickelter Fragen wie an der Freude über das vorsichtig gewonnene Endergebnis. Denn wenn auch die Thymelefrage als Teil der Theaterfrage noch weitere Prüfung und Forschung zu verlangen scheint, so dürfte an der Deutung jener Reliefs und ihrer Kombination mit anderen kaum mehr zu rütteln sein. Diese Deutung geht zunächst negativ dahin, dafs die Funde von Mantineia auf keine Weise sich zu einem Bathron für ein Monument der Latona mit ihren Kindern zusammenfügen lassen, dafs sie ferner überhaupt kein „Musen“ relief vorstellen und endlich weder mit Praxiteles etwas zu tun haben, so dafs dessen Kunstcharakter zu revidieren wäre, noch auch mit der Pausaniasstelle (VIII, 9, 1) in Beziehung gebracht werden können, so dafs dort erst der Text „emendiert“ und dann doch noch dem Verfasser grobe Versehen untergeschoben werden müfsten. Vielmehr ergibt schon der unbefangene Augenschein, dafs es

sich um Darstellung von drei musikalischen Wettkämpfen handelt, indem nicht blofs Apollon und Marsyas den Streit zwischen klassisch-griechischer und asiatischer Musik repräsentieren, sondern auch die anderen beiden Reliefs den Gesang mit dem Spiel der archaischen Kithara und das Flötenspiel mit dem des ungriechisch ein Griffbrett mit der Lyra vereinigenden Instrumentes im Wettstreit zeigen. Die gelehrte Erklärerarbeit beginnt erst bei den in der Mitte ruhig stehenden Frauengestalten: sie deutet Svoronos dort als die altarkadische, früh mit der Artemis verschmolzene Göttin Hymnia, hier als die Mutter der Musen, Mnemosyne. Dafs gerade für Mantineia ein derartiges Monument besonders glaubhaft erscheint, beweist er sogleich aus Polybios IV, 20 und findet nun in dieser Stelle auch den Ausgangspunkt weiterer Deutung und Ergänzung. Erstere läuft darauf hinaus, in den Reliefs einen Teil der Wandbekleidung zu sehen, die den Unterbau der Thymele im Theater zu Mantineia schmückte, auf der als einem Podium die Agonisten auftraten. Ergänzen hilft das Denkmal schliefslich die geniale Heranziehung der bisher als Darstellung der Geburt der Athene gedeuteten Reliefs des im Madrider Museum aufbewahrten Puteals, richtiger Altars, von denen die Villa Humboldt zu Tegel bei Berlin eine alte Kopie besitzt. Die frappante Ähnlichkeit mit den Fragmenten von Mantineia im Stil war schon wiederholt betont. Niemand aber hatte die noch viel auffallendere Eigentümlichkeit benutzt, dafs beide gerade an den entsprechenden Enden in der Darstellung unvollständig sind. Indem Svoronos sie jetzt zum ersten Male zusammenbringt, fällt natürlich die an sich schon sehr gezwungene bisherige Erklärung des Madrider Frieses: doch kann hier ohne Abbildung nicht weiter darauf eingegangen werden. Gegen die neue Kombination wird schwerlich etwas einzuwenden sein. Das Denkmal von Mantineia hat somit endgültig seine Restaurierung gefunden, mit der nun aber auch, wohl oder übel, die Restaurierung des griechischen Theaters rechnen mufs.

Bremen. **Ernst Neuling.**

---

323) **Gobineau, Die Renaissance,** historische Szenen, deutsch von **Ludwig Schemann.** Neu durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Leipzig, Ph. Reclam jun., o. J. 384 S. 8. ℳ 1.—.

Schemann hat offenbar durch seine Übersetzung den deutschen Literaturfreunden einen grofsen Gefallen erwiesen, denn neue Ausgaben in der Reclamschen Bibliothek setzen einen an Zahl bedeutenden Leserkreis voraus.

Das erklärt sich leicht. Die Vorzüge des französischen Werkes sind vom wissenschaftlichen wie vom künstlerischen Standpunkte aus so eminent, dafs kaum etwas Ähnliches ihm zur Seite gestellt werden kann. Dazu kommt die Frische und Naturwüchsigkeit der szenischen Darstellung, vermöge welcher die aus allen Schichten der Bevölkerung entnommenen Persönlicheiten sich selbst in ihrer Eigenart wiedergeben. Wir haben nicht etwa ein von fremder Hand entworfenes Bildnis ihrer Erscheinung vor uns, sondern sie gehen in ihrer ganzen Subjektivität handelnd und denkend an uns vorüber, unbehindert durch das Gefühl, von Hunderten und Tausenden gehört zu werden.

Um so schwieriger wird die Arbeit des Übersetzens, aber auch um so anziehender und lohnender. Schemann gibt die Sprechweise der hohen wie der niederen Stände, der Idealisten wie der Realisten, der Soldaten wie der Gelehrten und Künstler, der rauhen Männer wie der zarten Frauen in so naturgetreuer und echt deutscher Weise wieder, dafs man mitten im täglichen Verkehr zu stehen vermeint. Wenn er in der neuen Auflage in dieser Beziehung noch manches geändert und verbessert hat, so zeugt es nur davon, wie schwer es hält, unter Wahrung aller Treue sich vom flüchtigen Kleben an des Wortes und der Redensart nächstliegender Wiedergabe loszuringen, an die man sich um so leichter gewöhnt, je geläufiger einem die fremde Sprache ist, je weniger man es für nötig erachtet, sie erst in die Muttersprache zu übertragen, um sie in ihrer ganzen Eigenart aufzufassen.

Zu besonderem Dank ist die Leserwelt dem Übersetzer verpflichtet für seine dem Werke vorangeschickte Einführung in die Bedeutung der Kulturepoche, welcher die historischen Szenen angehören, jener Zeit, in welcher ungeachtet des glänzenden Kostüms, in das die Kunst sie hüllt, der nach Befreiung vom mittelalterlichen Zwange ringende Geist sich in schroffen Gegensatz stellt zu den sittlichen Forderungen des Herzens. Alle hervorragenden, die verschiedenen Charakterzüge der Zeit vertretenden Persönlichkeiten finden darin ihre Würdigung und Bewertung. Das ganze Werk ist als ein zum Siege führender Kampf des Guten gegen das Böse, ein wunderbares Bild menschlicher Kraft und Gröfse wie auch menschlicher Schwäche und Verworfenheit.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

324) **H. Dübi, Cyrano de Bergerac, sein Leben und seine Werke.** Bern, A. Francke, 1906. IV u. 144 S. 8. ℳ. 2.50.

Nach einer Kritik seiner Vorarbeiter auf diesem neuerdings stark gepflügten Felde weist D. mit allem Nachdruck auf den seit Rostand unausrottbar gewordenen, auch von Erich Schmidt geteilten Irrtum hin, Cyrano nach Abstammung und Art als einen Gascogner anzusehen. Die Lehen der Familie Mauvières und Bergerac liegen vielmehr im Departement Seine-et-Oise, nur dafs der dortige Flecken Bergerac jetzt wieder wie ehedem Sous-Forêts heifst. Das Mifsverständnis ist auf die Frères Parfait, Hist. du Théâtre franç. 1735 zurückzuführen und vergebens von Kritikern wie Jal, Vitu und Lebrun bekämpft worden. D. hält es ferner für höchst wahrscheinlich, dafs Cyrano nicht das Pariser Collège de Clermont mit Molière zusammen, sondern das Collège de Beauvais oder de Dormans (gleichfalls in Paris) besucht habe, dessen Direktor Grangier er im Pédant joué aufs Korn genommen.

Auf die Biographie folgt die Besprechung und ausführliche Inhaltsangabe der Werke Cyranos. Die Beilagen bringen eine Beschreibung des Manuskriptes von Le Voyage dans la Lune und Auszüge aus diesem, eine vergleichende Übersicht der Briefe und endlich den höchst ergötzlichen Sermon du Curé de Colignac, als dessen unbekannten Urheber D. den Cyrano ansprechen möchte und für dessen Abdruck aus der Bodleiana in Oxford wir dem Verfasser zu Dank verpflichtet sind. Diese Rede ist u. a. eine willkommene Illustration zu dem Lafontaineschen: On nous ruine en fêtes, et monsieur le curé de quelque nouveau saint charge toujours son prône.

Im Schlufs zweifelt D. mit Recht daran, dafs es gelingen werde, den historischen Cyrano an die Stelle des Rostandschen zu setzen. Übrigens kann ich nicht finden, dafs sie einander gar so unähnlich sind. Es sei zugegeben, dafs die Lustspielfigur weichlicher ist; aber anderseits finden sich die wesentlichsten Züge des geschichtlichen Cyrano darin wieder: ein romantisch-idealer Zug, die Liebe zur Pointe und zum Raufen sowie zu überschwenglichen Metaphern und kühnen Wortbildungen.

Die Sprache D.s ist stilistisch nicht immer einwandfrei. „Er übt sich in galanter Haltung und Reden“ (S. 27). „Wir können auf den sehr langen Bief nicht im einzelnen eintreten“ (S. 49). „Die Wasserteilchen, von denen er sich abwechselnd ablöst und mit ihnen verbindet“ (S. 58).

Flensburg. **Karl Engelke.**

325) **Paul Martin** und **O. Thiergen, En France.** Guide à travers la langue et le pays des Français. Leipzig-R., E. Haberland, o. J. [1906]. IV u. 219 S. 8. Mit sechs Kartenbeilagen. ℳ 3.—.

Dieser „Führer durch die Sprache und das Land der Franzosen" erfüllt in vortrefflicher Weise seinen Zweck. Er enthält die interessantesten Gespräche und Briefe, die auf einer Reise von Zürich über Lyon, Dijon und Reims nach Paris, bei einem längeren Aufenthalt in der Hauptstadt und einem Besuch ihrer Umgebung geführt oder geschrieben werden können, und bietet so viel des Schönen und Wichtigen, ganz besonders auch auf dem Gebiet der durchaus modernen Sprache, dafs auch der Fachmann das Buch mit gröfstem Vorteil benutzen wird. Die deutsche Übersetzung ist im allgemeinen treffend; schwer ist es ja immer, wenn nicht sogar manchmal ganz unmöglich, den fremden Ausdruck durchaus korrekt wiederzugeben, besonders wenn es sich um Verhältnisse handelt, die nur in dem fremden Volk erwachsen sind und nur aus ihm erklärt werden können. Die Vorkommnisse des täglichen Lebens werden übersichtlich und fesselnd dem Leser vorgeführt, und ein kurzer Abrifs der französischen Grammatik enthält in oft sehr gelungener Form alles, was der Benutzer des Buches in dieser Beziehung zu wissen braucht. Die phonetische Umschrift erscheint mir zu gezwungen. Ein deutsch-französisches Wörterverzeichnis nach Stichwörtern ist gewifs jedem willkommen, und die Pläne der im Buch vorgeführten Städte sind gut ausgeführt. Die Liste der Druckfehler ist leider ziemlich grofs.

Nauen. **Fries.**

---

326) **E. Koeppel, Ben Jonsons Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker und andere Studien zur inneren Geschichte des englischen Dramas.** (A. u. d. T. Anglistische Forschungen herausgegeben von **Joh. Hoops,** Heft 20.) Heidelberg, C. Winter, 1906. 238 S. 8. ℳ 6.—.

Es ist mir eine besondere Freude, dieses Werk unseres Strafsburger Anglisten den Lesern der Neuen Philologischen Rundschau bekannt zu geben. Koeppel ist vielleicht unser bester Kenner des englischen Dramas von Shakespeare bis zur Schliefsung der Bühnen durch die Puritaner. Abgesehen von kleineren Artikeln und seinem Festvortrag auf dem Shakespearetage zu Weimar 1904 über „Konfessionelle Strömungen in der

dramatischen Dichtung des Zeitalters der beiden ersten Stuartkönige" (siehe Shakespeare-Jahrbuch 40, xvi ff.) hat Koeppel die Ergebnisse seiner weit ausgedehnten Studien über diese Zeit niedergelegt in den „Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons, Marstons und Beaumonts und Fletchers" 1895, „Quellenstudien zu den Dramen Chapmans, Massingers und Fords" 1897 und „Studien über Shakespeares Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker" 1905. Dieselbe riesige Belesenheit, dieselbe solide Arbeit und nicht zum mindesten auch denselben melodischen Ton und den frischen Stil, der den genannten Werken dauernden Wert und ästhetisch genießbares Gepräge verlieh, finden wir in der neuesten Frucht seiner friedlichen Gelehrtenstube wieder. Aus dem schier unerschöpflichen Brunnen der Geschichte des Theaters der Shakespearezeit hat Koeppel neue Schätze gehoben und der dankbaren Fachwelt unterbreitet. Vielerlei Neues hat uns Koeppel zu sagen und vieles Alte in neuer Beleuchtung zu zeigen. Zunächst betrachtet er Marlow, Kyd, Greene, Peele, Lyly, Spenser und Sidney im Spiegel des Dramas, d. h. er zeigt uns, welche satirischen Blüten die durch eine im Laufe der Zeit bis zur leidenschaftlichen Siedehitze gesteigerte Konkurrenz gezeitigt hat. Alle möglichen Formen der literarischen Fehde von den feinsten Nadelstichen bis zum gröbsten Geschütz, die der Wettbewerb mit sich bringt, der Neid diktiert, läßt Koeppel wieder vor unseren Augen lebendig werden. Jene an dramatischer Gestaltungskraft und Produktivität fast beispiellos dastehende Zeit erhält so gewissermaßen eine neue Folie.

Im zweiten Teil wendet sich K. seinem dramatischen Liebling, Ben Jonson, zu, den der hellere Stern Shakespeare auch in der literarischen Forschung lange arg verdunkelt hatte. Einleitend verweist K. auf die günstigen Fügungen in der Geschichte der englischen Literatur, „daß so oft neben die ihre Zeit beherrschende Dichtergestalt ein ebenfalls hochbegabter Rivale trat, dessen Geist ein ganz anderes Gepräge trug, der anderen Zielen zustrebte, als der vor und neben ihm schaffende Dichterfürst der Periode. Durch dieses Phänomen wurde jeder Einseitigkeit der Entwicklung vorgebeugt, in ihm findet der wunderbare Reichtum der englischen Literatur seine Erklärung: die Menge der hinter jenen bedeutenden Erscheinungen stehenden Epigonen war nicht an ein Vorbild gebunden, da die Wege der Führer selbst nach verschiedenen Richtungen verliefen." So weist Koeppel vergleichend hin auf Tennyson und Browning, Wordsworth und Byron-Shelley, Richardson und Fielding, Dryden

und Milton. „Und in der glorreichen Zeit der Elisabeth stellt sich neben den zur ewigen Herrschaft bestimmten Shakespeare furchtlos der Mann, dem die Mitlebenden viel reichlicher und rückhaltloser Lob spendeten, als seinem ihn für uns verdunkelnden Rivalen, der von den Dramatikern kaum minder eifrig studiert und nachgeahmt wurde — Ben Jonson." Beide, Shakespeare wie Ben Jonson, haben ihren Nachfolgern und Nachtretern als unversiegbare Quellen gedient; aber während der erstere seine Spur im Drama der Folgezeit als Reminiszenzen an seine Dichtersprache in der Form von wörtlichen Anklängen hinterliefs, ist es bei Ben Jonson die „unerbittliche Ausprägung seiner Charaktere zu mehr oder minder starren Typen", die mit kleineren oder gröfseren Modifikationen, aber stets verbrämt mit neuen Gedanken und witzigen Einfällen, die folgende Generation das Epigonentum auf der Bühne vergessen liefsen. In welcher Art das geschah, und welche Charaktere Ben Jonsons daran beteiligt waren, legt nun K. in seiner übersichtlichen und doch nicht schematischen Art dar. Dafs hierbei auch noch Nachträge zu der sehr verdienstlichen Strafsburger Dissertation von Ballmann über Chaucers Einflufs auf das englische Drama im Zeitalter der Königin Elisabeth und der beiden ersten Stuartkönige (1901) geboten werden (S. 113 ff.), wird unter anderen die Chaucerforschung dankend anerkennen.

Der dritte Abschnitt des an Inhalt so reichen Bandes ist den „Reflexen der Ritterromane im Drama" gewidmet. König Artur, Guy of Warwick, Kaiser Karl und andere Lieblinge der mittelalterlichen Sage tauchen hier noch einmal auf, zum Teil allerdings stark demokratisiert oder travestiert. Auch die spanischen Ritterromane, zu denen vielleicht noch das allerdings allgemein recht ungünstig rezensierte Buch von M. Hume, Spanish influence on English literature 1905 zu erwähnen wäre, werden von Koeppel nicht vergessen. — Beschlossen wird Koeppels volle Blütenlese durch eine Verzeichnung von „Rabelais-Anspielungen im Drama".

Alles in allem haben wir in Koeppels letztem Werke wieder eine schöne Leistung gewissenhafter und wohlüberlegter Gelehrtenarbeit vor uns und können seinen heiligen Zorn verstehen und nur auf das wärmste billigen, den er (Engl. Stud. 36) vom sicheren Port gediegener Wissenschaft aus über das Geschreibsel der Hallenser Dissertationenfabrik ausgiefst, ebenso wie wir anderseits mit aufrichtiger Freude anerkennen, in unserer Zeit der Demokratisierung und Nivellierung doppelt anerkennen,

dafs in Strafsburg dem Beispiel des Meisters nachgeeifert, die Würde der Wissenschaft und des deutschen Doktortitels hochgehalten wird.

Berlin. **Heinrich Spies.**

327) **Wilhelm Münch, Das akademische Privatstudium der Neuphilologen.** Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1906. 27 S. 8. ℳ —.30.

Ein aufserordentlich praktisches Buch für jeden Anfänger; es macht ihn aufmerksam auf die Aufgaben, die seiner nach Vollendung des Studiums an der Universität harren, und für die sehr oft aus Unkenntnis derselben nicht das Erforderliche getan wird. Die Forderung der Prüfungsvorschrift, „sprachliche und grammatische Sicherheit in beiden Sprachen“, bezeichnet der Verfasser mit Recht als eine sehr schwer zu erfüllende, und wünscht, dafs — um es kurz auszudrücken — ein „sehr gut“ in der einen und ein „genügend“ in der anderen nach der freundlicheren Seite gerechnet werde. Darum wird man freilich nicht herumkommen, Französisch und Englisch zusammennehmen zu müssen; ob aber nicht eine andere Gruppierung vorzuziehen wäre, ist eine viel umstrittene Frage.

Hat der junge Student aber diese beiden Fächer gewählt, so rät ihm M., sich sehr bald über den Weg zum Ziele klar zu werden. Durch unmethodisches, planloses Herumsuchen auf diesem und jenem Gebiet werde viel Kraft nutzlos vergeudet, und bei den Prüfungen träte dann so häufig nur dilettantische Stümperhaftigkeit zutage. Die meisten Studierenden der neueren Sprachen wollen doch wohl Lehrer in diesen Sprachen werden. „Wer aber eine Sprache lehren will, mufs sie vorher gelernt haben, nicht kennen, sondern können, beherrschen, so gut als eben einer die fremde Sprache meistern kann.“

Dies ist der Kernpunkt der trefflichen Schrift. Auch der Ratschlag verdient entschiedene Beachtung, dafs man sich nicht in zu jungen Semestern in Doktorarbeiten und ähnliche Spezialbetätigungen stürzen solle, sondern die junge Kraft der Eroberung eines guten Teiles der fremden Sprache widmen.

Wie sehr es der Verfasser versteht, sich in die Lage des Lernenden zu versetzen, zeigen auch die hervorragend praktischen Fingerzeige, wie man seine Sprachleistung mündlich und schriftlich steigern könne. Die gemeinsame Arbeit soll sich vor allem auf gegenseitige Kontrolle im

Sprechen und Lesen erstrecken auch auf stilistische Übungen. Wir möchten noch dazu vorschlagen, auch auf Vornahme einer planmäfsigen Lektüre. Noch bleibt aber genug übrig für ernste Alleinarbeit; hier nennt der Verfasser vor allem das unverdrossene Aufschlagen unbekannter Wörter zur Erweiterung des Wortschatzes, Streben nach Sicherheit in allen Fragen der Phonetik und Synonymik, wenigstens soweit der später zu erteilende Unterricht in Frage kommt, schriftliche Übersetzung, mehr thème als version, Beschäftigung mit grammatischen und stilistischen Fragen immer mit dem Ziel im Auge: Erteilung des Unterrichts in der fremden Sprache. Die Arbeit, die so geleistet wird, wird sicher ihre Früchte tragen, und wir glauben, dafs ein so vorbereiteter Neuphilologe sich auch da, wo er auf sich allein angewiesen ist, sehr rasch in die Praxis hineinfinden wird.

Münchs Wunsch, der Student solle lieber ein Stück Shakespeares gründlich vornehmen, als alle flüchtig lesen, blofs eben um sich beim Examen nicht zu blamieren, können wir ja wohl billigen der Idee wegen aus der er ausgesprochen wird; der nach ästhetisch-literarischer Bildung Strebende wird doch vielleicht besser so handeln: er studiere mit philologischer Akribie einige Stücke oder auch nur eines und lese die anderen oder besser andere zur Erbauung und Erhebung; der Student hat ja doch eigentlich recht viel Zeit, wenn er sie richtig anwendet.

Gegen die unkontrollierten Übersetzungen hat der Verfasser selbst seine Bedenken, die wir teilen müssen; hier ist eine Autorität nötig, um den jungen Mann vor Fehlern, namentlich gegen den Geist der Sprache, und vor unbegründeter Selbstzufriedenheit zu bewahren, in vielen Fällen wird ja der Lektor bereit sein, einzugreifen; ob andere Ausländer immer als Mentoren dienen können, ist mit Recht bezweifelt.

Mit dem am Schlufs geäufserten Wunsche, dafs Regierung und Universität dem Streben nach Beherrschung der fremden Sprache immer mehr entgegenkommen, zeigt der Verfasser wieder, wie sehr ihm die Heranbildung tüchtiger moderner Lehrer am Herzen liegt; seine Schrift hat auch schon in weiten Kreisen freudige Aufnahme gefunden, und wir können nur wünschen, dafs sie in die Hände recht vieler junger Neuphilologen kommen möge.

Sondershausen. **E. Müller.**

---

328) **Otto Dellit, Über lateinische Elemente im Mittelenglischen.** Beiträge zur Geschichte des englischen Wortschatzes. (A. u. d. T. Marburger Studien zur englischen Philologie, Heft 11.) Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1906. VIII u. 101 S. 8. ℳ 2.50.

Der Einfluſs des Lateinischen, der für das Altenglische vorwiegend durch die bahnbrechenden Arbeiten von Pogatscher und MacGillivray schon aufgeklärt war, ist für den mittelenglischen Zeitraum bisher noch eine ziemliche *Terra incognita* geblieben. Besondere Untersuchungen darüber fehlten ganz, trotzdem gerade die Entscheidung der Frage, ob französischer oder lateinischer Einfluſs in diesen oder jenen Fällen vorliegt, nicht nur für die sprachlichen Verhältnisse des Mittelenglischen von Wichtigkeit ist. Während man den französischen Einfluſs in dieser Zeit weit überschätzt hat, wurde das Lateinische stark unterschätzt, obgleich die Forschung seit einigen Jahren doch einer verständnisvolleren Würdigung des Lateinischen zuzuneigen begann.

Der fast völlige Mangel an einer Untersuchung über die lateinischen Bestandteile des mittelenglischen Wortschatzes hat den Verfasser dieser Marburger Dissertation zu einer näheren Beschäftigung damit geführt, deren Resultat er uns jetzt vorlegt. Diese Arbeit ist nun leider ein bloſser Streifzug und bietet nicht im entferntesten etwas Abschlieſsendes. Ja der Verfasser verzichtet, wie nicht nur der Titel lehrt, von vornherein auf eine erschöpfende Behandlung, denn im Vorwort heiſst es: „Bei dem Mangel spezieller Vorarbeiten ... muſste sich eine Untersuchung im Rahmen einer Dissertation auf eine mehr skizzenhafte Darstellung beschränken, die weniger einzelne Resultate als vielmehr einen Überblick mit einigen neuen Anregungen liefern soll.“ Niemand wird dem Verfasser den Vorwurf machen, wenn er, vielleicht geleitet durch irgendwelche Erwägungen äuſserer Art, den Rahmen einer Dissertation sehr eng spannt. In der Beschränkung zeigt sich, nicht zum mindesten in wissenschaftlichen Arbeiten, der Meister, wir haben treffliche Arbeiten, die ein ganz kleines Gebiet, einen einzigen Ausschnitt aus der Grammatik behandeln — aber erschöpfend. Und darin liegt der schwerwiegende Vorwurf, der nicht nur dem Verfasser dieser Arbeit, sondern vielen anderen heutzutage gemacht werden muſs, daſs sie mit aussichtsreichen Themen einen unerhörten Raubbau treiben und sie dadurch denen bis zu einem gewissen Grade

entziehen, die den Rahmen einer Dissertation weiter spannen oder sonst wie eine solche Frage gern gründlich behandelt hätten.

Wo halbe, viertel oder achtel Arbeit auf einem Riesengebiet getan wird, ist es nicht allzu schwer, „einen Überblick mit einigen neuen Anregungen" zu liefern. So soll es denn gern anerkannt werden, dafs dem Verfasser das letztere unter Aufwendung grofsen anerkennenswerten Fleifses gelungen ist, wenn auch bei dem Überblick noch manche Berge und Wolken hätten beiseite geschafft werden können. Der Verfasser geht bei seiner Arbeit in der Weise vor, dafs er die lateinischen Neuentlehnungen aus den bisher erschienenen Teilen des New English Dictionary nach Schriftstellern oder Sprachdenkmälern behandelt und erst in historischer und dann in kulturhistorischer Anordnung vorführt. Er teilt den mittelenglischen Zeitraum in zwei Perioden, deren Grenze um das Jahr 1300 liegt, und scheidet die Lehnwörter alsdann in besondere Gruppen je nach dem Entlehnungsfaktor Kirche, Geschichte, Recht, Mythologie, Medizin, Alchimie usw. Der dritte und vierte Hauptteil handeln über die Wortformen (Wortbildung) sowie Schreibung, Laut- und Akzentverhältnisse. Die Einleitung erörtert allgemeine Fragen der Entlehnung von Wörtern. — Der völlige Mangel eines Wörterverzeichnisses mufs als ein schwerer Nachteil für schnelle Benutzung, besonders zu lexikalischen Zwecken, empfunden werden. — Zum Schlufs noch eins: der Stil! Wann wird endlich einmal das böse Wort „bezw." verschwinden? Ist die deutsche Sprache wirklich eine so arme Sprache, dafs sie dafür nicht viele verschiedene, Abwechslung gestattende, Ausdrücke hat? Auch das kann ich nicht für besonders schön erachten, wenn es auf S. 13 heifst: „es beginnt die klassische Affektation der Elisabethanischen Zeit sich vorzubereiten", während man jemandem, der sich ein Jahr lang intim mit dem Lateinischen beschäftigt, wohl nicht allzu böse sein darf, wenn er schreibt (S. 39): „Bei weitem der gröfste Teil der Entlehnungen besteht natürlich aus Hauptwörtern und substantivischen Begriffen. Wie Wyclif bei der Übernahme derselben verfährt, werden einige ausgewählte Beispiele zeigen." Ich gestatte mir nur daran zu erinnern, dafs früher wohl ein kleiner Spruch umlief, in dem es hiefs:

„Und hast du derselbe, dieselbe, dasselbe geschrieben,
Streich' es sofort wieder aus."

Bremen. **Heinrich Spies.**

---

329) **Joseph Bittner, Systematisch geordnetes Verzeichnis der Programmarbeiten österreichischer Mittelschulen.** III. Teil. (Die Arbeiten aus den Jahren 1890—1905 enthaltend.) Czernowitz, Selbstverlag, 1906. 175 u. 27 S. 8. ℳ 1.50.

Der Herausgeber dieser höchst dankenswerten Zusammenstellung verzeichnet die Programmtitel nach dem Inhalt gruppiert und in jeder der zwölf Abteilungen, die wieder in Unterabteilungen zerlegt sind, nach der alphabetischen Autorenfolge geordnet. Sie werden alle (4694) fortlaufend numeriert und lassen sich so leichter bezeichnen und zitieren; stehen doch die Aufschriften in den slawischen Sprachen nicht jedem geläufig zu Diensten. Die zahlreichen slawischen Abhandlungen sind zugleich unter einem (amtlichen) deutschen Nebentitel angeführt und kommen so dem Verständnis der Interessenten besser entgegen. Aufser dem Verfassernamen und Schrifttitel gibt Bittner noch den Umfang, das Erscheinungsjahr und den Ort an; falls dort mehrere Anstalten sind, auch genauere Unterscheidungen. Die ganze Zusammenstellung macht den Eindruck grofser Sorgfalt. Anhangsweise ist noch einmal ein Generalregister der Autoren beigefügt. Wichtiger und für die Fortsetzung des Katalogs dringend anzuraten wäre ein alphabetisches Register der behandelten Gegenstände gewesen, da man dann schneller sich unterrichten könnte, ob man überhaupt etwas von der gesuchten Materie findet oder nicht. Privatbüchereien wie Schulbibliotheken sei Bittners Verzeichnis bestens empfohlen.

---

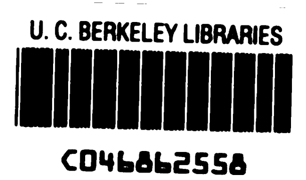
330) **Th. Scheffer** und **G. Zieler, Aschersons** Deutscher Universitätskalender. 69. Ausgabe. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben. I. Teil: Die Universitäten im Deutschen Reich. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1906. 367 S. 8. ℳ 1.50. II. Teil: Die Universitäten im benachbarten Auslande. Ebenda 1906. S. 362—565. 8. ℳ 1.50. Beide Teile in einem Bande geb. ℳ 3.50.

Der alte Aschersonsche Kalender, der durch fortgesetzte Besserungen in allen Abteilungen allgemach zu einem vollkommenen Führer durch die Institutionen der reichsdeutschen wie der ausländischen Universitäten deutscher Sprache ausgebildet ist, bedarf nach den verschiedenen an dieser Stelle gebotenen Besprechungen keiner besonderen Empfehlung mehr. Bemerkt sei nur noch, dafs der zweite Teil von den österreichischen Hoch-

schulen die zisleithanischen anführt, die schweizerischen alle, ebenso die dänischen, norwegischen und schwedischen. Für die holländischen ist auf den vorigen Jahrgang verwiesen worden, der die gleichen Vorlesungen enthalten soll; diese hätten aber wiederholt werden müssen, da man sich wegen dieses Abschnittes doch nicht den vorigen Band anschaffen wird.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: **Titel und Register für 1906 der „Neuen Philologischen Rundschau“.**


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046862558


231822

